

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Isabelle Haffter

POLITIK DER »GLÜCKSKULTUREN«

NS-DEUTSCHLAND UND DIE SCHWEIZ, 1933-1945



DE
|
G

Isabelle Haffter

Politik der ‚Glückskulturen‘

Isabelle Haffter

Politik der ,Glückskulturen‘



NS-Deutschland und die Schweiz, 1933–1945

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Die Open-Access-Version sowie die Druckvorstufe dieser Publikation wurden vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt.



SCHWEIZERISCHER NATIONALFONDS
ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNG

Dokortitel im Jahr 2020 vergeben von der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern.

Prof. Dr. Marianne Sommer, Universität Luzern, Erstgutachterin

Prof. Dr. Beate Hochholding-Reiterer, Universität Bern, Zweitgutachterin

ISBN 978-3-11-065745-6

e-ISBN (PDF) 978-3-11-066143-9

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-065760-9

DOI <https://doi.org/10.1515/9783110661439>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Library of Congress Control Number: 2021939058

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Isabelle Haffter, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Einbandabbildung: XBobmadbob / iStock / Getty Images

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Inhalt

Einleitung

- 1 „Die Jagd nach dem Glück“. Zum Erkenntnisinteresse der Untersuchung — 3**
 - 1.1 Ausgangspunkt der Untersuchung — 6
 - 1.2 Thesen und Fragestellungen — 6
 - 1.3 Was bedeutet „Glück“? Oder: Was „Glück“ bedeuten *kann* — 10
 - 1.4 Politik der ‚Glückskulturen‘: Eine Begriffserläuterung — 13

- 2 Forschungsüberblick und Desiderate — 18**
 - 2.1 Wissensgeschichte – Gefühlsgeschichte – Gefühlspolitik — 18
 - 2.2 Glückswissen: „Glück“ als Untersuchungsgegenstand der Kulturwissenschaften — 24
 - 2.3 Lebensführung, Ratgeber, Psychotechnik, „Kraft durch Freude“, 1933–1945 — 26
 - 2.4 Theaterpolitik, Theaterpraxis, Theaterwissenschaft, 1933–1945 — 30

- 3 Erkenntnisgewinn der Untersuchung — 36**

- 4 Methodik — 38**
 - 4.1 Methodische Herausforderung: Untersuchungsgegenstand Wissen und Gefühle — 38
 - 4.2 Auswahl des Quellenkorpus — 46

- 5 Ziel der Untersuchung — 49**

- 6 Aufbau der Untersuchung — 50**

I. Hauptteil: Politik der ‚Glückskulturen‘: Brüche, Kontinuitäten und Ambivalenzen

- 7 Eine Gefühlspolitik von affirmativen Gefühlskulturen — 55**
 - 7.1 Emotionspolitisches Glückswissen: Eine Einführung — 55

- 7.2 Der Januskopf einer affirmativen Gefühlspolitik — 60
- 7.3 Glückswissen und Lebensführung. Ein lexikalischer Bedeutungswandel — 63
- 7.4 „Glück“ oder „Pflicht“? NS-Arbeitsmoral in der nationalsozialistischen Lebensführung — 72

II. Hauptteil: Politik der ‚Glückskulturen‘ in der Ratgeberliteratur und Arbeitspsychologie

- 8 Glückswissen in der Ratgeberliteratur — 77**
 - 8.1 Glückswissen als Psychowissen. Ein methodischer Zugang — 77
 - 8.2 Zur Geschichte der Ratgeberpraktik — 78
- 9 „Wie werde ich reich und glücklich?“ Ein Glücksratgeber als Ausweg aus der Krise in der Kabarettrevue von Felix Joachimson — 83**
 - 9.1 Der Ratgeber „Wie werde ich reich und glücklich?“ in Joachimsons Kabarettrevue — 84
 - 9.2 Zur Handlung der Kabarettrevue — 86
 - 9.3 Eine Gesellschaftssatire über polarisierendes Glückswissen — 89
 - 9.4 Auftritt der Conférencière: Ein satirischer Kommentar zur Politik der ‚Glückskulturen‘ in der Weimarer Republik — 92
 - 9.5 „Erkennt ihr euch?“ Zur Rezension der Kabarettrevue — 95
 - 9.6 Der Glücksratgeber: Vehikel zur gesellschaftskritischen Entlarvung ambivalenten Glückswissens — 99
 - 9.7 Karl Mannheims „Ideologie und Utopie“ (1929). Ein wissenssoziologischer Exkurs — 102
 - 9.8 „Glück“ als soziale Frage: Ein Vergleich zu Gottfried Kellers „Kleider machen Leute“ — 107
 - 9.9 Fazit — 113
- 10 „Der Kampf um die Arbeitsfreude“: Arbeitspsychologisches Glückswissen zur Zeit der Weimarer Republik — 115**
 - 10.1 „Wille zur Arbeitsfreude“: Autosuggestive „Glücksgesinnung“ im Ratgeber von Richard Baerwald — 115
 - 10.2 Rationalisierte „Arbeitsfreude“: Das verhängnisvolle Versprechen der Psychotechnik — 120
 - 10.3 Ambivalentes Glückswissen in der Arbeitspsychologie — 122

- 10.4 „Der Kampf um die Arbeitsfreude“: Hendrik de Man und die NS-Arbeitspolitik „Kraft durch Freude“. Ein arbeitspsychologischer Vergleich — **124**
- 10.5 „Ethos der Arbeit“: Zur „Arbeitsfreude“ im „Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft“ — **146**
- 10.6 Der Streit um eine arbeitspsychologische Sozialpolitik der „Arbeitsfreude“ — **150**
- 10.7 Psychotechnik im Betrieb: Der Traum vom rationalisierten „Arbeitsglück“ — **153**
- 10.8 Fazit — **154**
- 11 Wandel der Arbeitsmoral: Von der psychotechnischen Rationalisierungs- und Selbstoptimierungskultur der Weimarer Republik zum „rassenhygienischen“ Glückswissen im Nationalsozialismus — 156**
- 11.1 Arbeitspsychologisches Glückswissen bei Franziska Baumgarten und Fritz Giese. Ein transnationaler Vergleich — **156**
- 11.2 „Vom Proletariat zum Arbeitertum“: Das arbeitspsychologische Glückswissen des Gewerkschafters August Winnig und sein Bekenntnis zur NS-Arbeitsmoral um 1933 — **165**
- 12 NS-Ratgeberliteratur: Anleitungen zum „rassenhygienischen“ Erfolgstypus zwischen arbeitspsychologischem und metaphysischem Glückswissen — 181**
- 12.1 „Schicksalsmächte des Erfolges?“, Autosuggestive Selbsterziehung zum „Erfolgstyp“ im Glücksratgeber von C.H. Huter — **181**
- 12.2 Arbeitspsychologische Forschung zum „arischen“ Erfolgstypus im Nationalsozialismus — **191**
- 12.3 „Der Weg ins Glück“: Vom leistungsorientierten Führungstypus zum „opferbereiten“ Arbeitersoldaten im Zweiten Weltkrieg — **196**
- 12.4 Fazit — **200**
- 13 „Hurra wir zwingen das Glück“: Autobiografische Erlebnisberichte junger Erwachsener aus dem „NS-Arbeitsdienst“ — 201**
- 13.1 Der „Verlag für Kulturpolitik“ und die NS-Literaturpolitik einer „volkshaften Dichtung“ — **203**
- 13.2 „Hurra wir zwingen das Glück“: Lisa Tasches Erlebnisse im „weiblichen Arbeitsdienst“ — **205**

- 13.3 Gemeinschaftsgesang als arbeitspsychologische Körperpraktik einer kollektiven Glückserfahrung — 215
- 13.4 „„Mädels, Selbsterziehung, das will der Arbeitsdienst!“: „Gemeinschaftserfahrung“ eines erzwungenen „Glücks“ — 218
- 13.5 „„Schippe, Hacke, Hoi!“ Gustav Fabers Erlebnisse aus dem „freiwilligen Arbeitsdienst“ — 226
- 13.6 Glückserlebnisse im „Arbeitsdienst“: Eine „volkschafte Dichtung“ — 240
- 13.7 Visualisiertes „Glück“: Die propagandistische Bildsprache der Erlebnisromane — 242
- 13.8 Fazit — 244

- 14 **„Kinder bringen Glück“: Lebens- und Paarberatung in NS-Deutschland und in der Schweiz — 248**
- 14.1 Der Glücksratgeber für die „deutsche Frau“: Eine „rassenhygienische“ NS-Geburtenpolitik — 251
- 14.2 „Mutterglück“: Eine transnationale Ikone einer weiblichen Körperpolitik — 253
- 14.3 Kinderreiches „Mutterglück“: Das Dilemma der berufstätigen Frau — 264
- 14.4 „Glückliche Ehe“ dank „Eugenik“? Eine „Technik der Eheführung“ – nach 1945 — 266
- 14.5 Das „Mutterglück“ der Schweizerfrau und ihr Geheimnis einer „gesunden und glücklichen Ehe“ — 270
- 14.6 Fazit — 279

III. Hauptteil: **Politik der ‚Glückskulturen‘ in der Theaterpolitik, Theaterwissenschaft und Theaterpraxis**

- 15 ***Was wirkt die Bühne?* Theaterästhetik eines arbeitspsychologischen Glückswissens — 285**
- 15.1 Kulturnationalistische Theaterpolitik: Spiegel einer emotionspolitischen Erziehungsmoral — 286
- 15.2 Glückswissen im Historiendrama: ein emotionspolitischer Erziehungsversuch — 297
- 15.3 Komödie oder Tragödie? Eine Frage der theaterästhetischen Wirkungsintention zwischen Bühne und Publikum — 308

- 15.4 Ziele und Aufgaben der NS-Theaterpolitik aus emotionspolitischer Perspektive — **317**
- 15.5 „Ist die gegenwärtige Landesverteidigung wirksam?“ Ein emotionspolitischer Vergleich zwischen Nationalsozialismus und „geistiger Landesverteidigung“ — **332**
- 15.6 „Nationale Sendung“: Arbeitspsychologisches Glückswissen in der „völkischen“ NS-Theaterwissenschaft — **357**
- 15.7 „Die Phantasie macht das Glück“: Laienspielende im Volkstheater als „völkerpsychologisches“ Forschungsfeld einer transnationalen Theaterwissenschaft — **381**
- 15.8 Fazit — **406**
- 16 Schauplätze von „Glück“? Emotionspolitische Mobilisierung in Zürich und Berlin, 1933–1945 — 408**
- 16.1 „Idola Theatri“ – Oder: Von den Schauplätzen eines propagierten „Glücks“ — **408**
- 16.2 „Wissen ist Macht!“ Glückswissen auf der Schaubühne — **411**
- 16.3 „Wir! Ein sozialistisches Festspiel“: Arbeitspsychologisches Glückswissen in Hendrik de Mans Massenspiel an der 1. Maifeier in Zürich 1933 — **419**
- 16.4 *Wir und die Anderen*. Die Festhalle als Schauplatz eines exklusiven Glückserlebnisses im Bericht eines Auslandsschweizers 1936 — **438**
- 16.5 „Reist ins fröhliche Deutschland“: Das Festspiel „Glückliches Volk“ als leistungsorientierte Selbstdarstellung nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938 — **444**
- 16.6 Das ‚Landi-Glück‘: Leistungsschau an der Schweizer Landesausstellung 1939 und ihr offizielles Festspiel „Das eidgenössische Wettspiel“ von Edwin Arnet — **473**
- 16.7 „An die Freude“: Musikästhetische Glückserfahrungen zu Hitlers 53. Geburtstag in der Berliner Philharmonie während des Zweiten Weltkriegs — **515**
- 16.8 Fazit — **527**

Schlusswort und Ausblick

- 17 Politik der ‚Glückskulturen‘: Brüche, Kontinuitäten, Ambivalenzen — 531**

18 „Glück“, Wissen, Politik – eine machtvolle Trias — 537

Anhang

19 Quellen- und Literaturverzeichnis — 545

19.1 Archivalische Quellen — 545

19.2 Primärliteratur: Selbständige Publikationen umfassender gedruckter Quellen — 546

19.3 Sekundärliteratur: Forschungsliteratur — 571

20 Abbildungsverzeichnis — 617

21 Anlagen — 620

21.1 Gedicht „Glück“ von Friedrich Halm (1806–1871) — 620

21.2 Robert Ley: „Kraft durch Freude“ (1937) — 621

21.3 Verzeichnis ausgewählter Dissertationen der Theaterwissenschaft, 1933–1945 — 622

21.4 Verzeichnis theaterwissenschaftlicher Vorlesungen der Universität Zürich, 1933–1945 — 626

22 Dank — 632

Personenregister — 634



Einleitung

1 „Die Jagd nach dem Glück“. Zum Erkenntnisinteresse der Untersuchung

„Glück, was ist Glück? Wer weiß es mir zu nennen?
Was jeder sucht und was so wen'ge kennen,
Wonach wir alle jagen stets und rennen,
Wofür selbst Greise glühen noch und brennen, -
Glück, was ist Glück? Wer weiß es mir zu nennen?
[...]
Dem ist es Reichtum, jener nennt es Macht,
Dort grünt es einem in des Lorbeers Pracht,
Der findet es in wüst durchschwelgter Nacht,
Und dieser, wenn es sie beim Buch durchwacht:
Glück ist, was jeder sich als Glück gedacht!“¹

„Glück, was ist Glück? Wer weiß es mir zu nennen?“ Mit dieser Frage eröffnet Reinhold Gerling (1863–1930) das Kapitel seines Glücksratgebers über die „Jagd nach dem Glück“.² 1920 ist der Autor davon überzeugt, dass seine arbeitspsychologische Anleitung zur leistungsorientierten *Rationalisierung*, *Disziplinierung* und *Optimierung* die Leserschaft *selbstermächtigten* könne, ihr als *defizitär* begriffenes Selbst in eine ‚glücklichere‘ Lebensführung zu transferieren.

Zehn Jahre später, 1930, mitten in der Weltwirtschaftskrise, warnt der Karikaturist Thomas Theodor Heine (1867–1948)³, wenige Tage nach dem Wahlsieg der NSDAP an den 5. Reichstagswahlen, vor der „Jagd nach dem Glück“ in einer *nationalsozialistischen* Lebensführung (Abb. 1)⁴.

Heine illustriert in der ikonografischen Ausgestaltung eines satirischen Kommentars die janusköpfige Wirkungsmacht der griechischen Schicksalsgöttin Fortuna in verfremdeter Gestalt als Adolf Hitler (1889–1945), einem vermeintli-

1 Das Gedicht „Glück“ von Friedrich Halm (1806–1871), eigentlich Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen, österreichischer Dramatiker, Lyriker, Novellist und Generalintendant des Wiener Hoftheaters, zit. nach Gerling 1920, 170. Vollständiges Gedicht, vgl. Halm 1904, s. Anhang, Kap. 21.1. [Wenn nicht anders vermerkt, sind die Hervorhebungen und Kursivsetzungen in Zitaten dem Original entnommen].

2 Vgl. Gerling 1920, 170–177.

3 Heine war ein deutscher Karikaturist, Schriftsteller und Mitbegründer des „Simplicissimus“. Nach 1933 sah sich der Antifaschist wegen seines jüdischen Hintergrunds gezwungen, Deutschland zu verlassen und floh ins Exil über Prag, Brünn und Osla nach Stockholm. Zu seiner Person vgl. Hiles 1996.

4 Ausführliche Angaben zu den Bildquellen sind dem Abbildungsverzeichnis (Kap. 20) zu entnehmen.



Abb. 1: Thomas Theodor Heine, „Die Jagd nach dem Glück“, Simplicissimus, 1930

chen Heilsbringer mit Heiligenschein und Peitsche.⁵ Die Vorahnung des Holocausts und des Zweiten Weltkriegs nimmt Heine ikonografisch vorweg: Hitlers antisemitisches Glücksversprechen einer rassistischen Lebensführung werde jüdische Opfer fordern (in der Karikatur stereotypisiert dargestellt) und seine Gefolgschaft auf der „Jagd nach dem Glück“ in den sicheren Tod führen.

Als Vorlage mag das Ölgemälde „Die Jagd nach dem Glück“ (1869) von Rudolf Friedrich August Henneberg (1826–1876) gedient haben (Abb. 2). Darauf jagt die literarische Gestalt des Glücksritters auf hohem Ross dem Trugbild der Fortuna, als Symbol eines irdischen Glücksversprechens, hinterher. Während der Teufel (,das Böse‘) den Reiter anstachelt und ihm zugleich als Allegorie des Todes im Nacken sitzt, fordert der Reiter sein Schicksal auf Kosten seines Lebens und des Lebens anderer heraus. Auf seiner „Jagd nach dem Glück“ fällt die Allegorie der Tugend und Moral (,das Gute‘) dem Getriebenen zum Opfer.



Abb. 2: Rudolf Friedrich August Henneberg, „Die Jagd nach dem Glück“, 1863–1868

Die exemplarische Gegenüberstellung unterschiedlicher Vorstellungen von der „Jagd nach dem Glück“ macht das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Untersuchung deutlich: „Glück“ ist in erster Linie ein *Quellenbegriff*, der als historischer Forschungsgegenstand einer *Wissensgeschichte* von *Brüchen* und *Kontinuitäten* geprägt und selbst von komplexer *Ambivalenz* gekennzeichnet ist.

5 Zur kunsthistorischen Methodik der Bildanalyse s. Kap. 4.1.

1.1 Ausgangspunkt der Untersuchung

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die quellengestützte Feststellung, dass im Untersuchungszeitraum von 1933 bis 1945 im *transnationalen* Vergleich zwischen NS-Deutschland und der Schweiz eine dezidiert *affirmative* Gefühlspolitik nachweisbar ist, die sich aus einer *wissenschaftshistorischen* Perspektive als eine *Politik der ‚Glückskulturen‘* untersuchen lässt. Diese quellenbasierte Erkenntnis mag zunächst erstaunen. Historische Untersuchungen über den Nationalsozialismus legten ihren Fokus lange Zeit auf die *aggressive* Propagandastrategie der NSDAP, welche auf einer antisemitischen und antibolschewistischen Gefühlspolitik basierte.⁶ Diese Forschungsansätze konzentrierten sich auf die historische Analyse *negativer* Feindbilder und Gefühlsbeschreibungen (Hass, Neid, Demütigung oder Verachtung), welche im Rahmen der antisemitischen Hetze, Verfolgung und des Holocausts propagiert wurden.⁷ Seit einigen Jahren legen jedoch Historiker*innen wie Ute Frevert („Gefühlspolitik“), Ian Kershaw („Der Hitler-Mythos“) und Peter Reichel („Schöner Schein des Dritten Reiches“) ihr Augenmerk auch auf *affirmative* Gefühlspolitiken.

Die vorliegende Untersuchung knüpft an letzteren Forschungszweig an und erweitert diesen um ein Forschungsdesiderat: Eine Wissensgeschichte über eine Politik transnationaler Wissens- und Glückskulturen eines propagierten „Glücks“.

1.2 Thesen und Fragestellungen

Wissen über „Glück“ bedeutet Macht. Zur Selbstdarstellung einer Nation, ihres Werte- und Moralsystems, kann auf Glückswissen⁸ zurückgegriffen und dieses als emotionspolitisches Machtinstrument eingesetzt werden.⁹ Die vorliegende Untersuchung möchte aus einer wissenschaftshistorischen Perspektive heraus aufzeigen, wie eine Politik¹⁰ der ‚Glückskulturen‘ in NS-Deutschland als eine rassistische

6 Zum Forschungsstand s. Kap. 2.1.

7 Zum aktuellen Stand der NS-Forschung vgl. Echternkamp 2018, insb. 135–254.

8 Zum Begriff vgl. Stephanie Kleiners Forschungsprojekt „Glückswissen. Zur Geschichte einer Reflexionsform gelingender Integration im 20. Jahrhundert“ (2011–), Exzellenzcluster Kulturelle Grundlagen von Integration, Universität Konstanz, <https://www.exzellenzcluster.uni-konstanz.de/2724.html>, 09.01.2020, vgl. Kleiner 2011, Kleiner 2014, Kleiner und Suter 2015, Kleiner 2015, Kleiner 2016.

9 Zum Aktualitätsbezug s. später in diesem Kapitel und im Ausblick (Kap. 18).

10 Mehr zum Begriff des „Politischen“ s. Kap. 1.4.

Arbeitsmoral (mit der Parole „Kraft durch Freude“) und zeitgleich in der Schweiz als eine kulturel-nationalistische Gefühlspolitik (der sogenannten „geistigen Landesverteidigung“¹¹) in Erscheinung trat.

Die Untersuchung legt den Fokus auf die Umstände und Machtverhältnisse, in denen eine Politik der ‚Glückskulturen‘ als solche *wahrgenommen* und *beschrieben*, als Wissensbestand *rezipiert* und *umgedeutet* sowie als Wissenspraktik *ausgeübt*, *verändert* oder *verboten* wurde.

Die zentralen Forschungsfragen lauten:

1. Wie veränderte sich Glückswissen im Übergang von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus im transnationalen Vergleich zur Schweiz?
2. Wo sind *Brüche*, *Kontinuitäten* und *Ambivalenzen* festzustellen?

Den Untersuchungsgegenstand bildet die transnationale Wissenszirkulation von ‚Glückskulturen‘ in den Bereichen Politik, Wissenschaft und der darstellenden Künste. Um den Untersuchungsgegenstand einzugrenzen, liegt das Augenmerk auf der länderspezifischen Arbeits- und Theaterpolitik, den transnational rezipierten Wissensdisziplinen der Arbeitspsychologie und der Theaterwissenschaft sowie der transnational ausgeübten Wissenspraktik der Ratgeber- und Theaterkulturpraxis.

Die Wahl des Untersuchungsgegenstands ist wie folgt begründet: Bis heute befassen sich die Wissenspraktiken der Arbeitspsychologie und Theaterwissenschaft mit *Gefühlen* und deren Wirkung und Rezeption, sei es in empirischen Forschungen zum leistungsorientierten Arbeitsglück oder zu theaterästhetischen Gemeinschaftserfahrungen. Für den Untersuchungszeitraum kann nachgewiesen werden, dass sowohl die Arbeitspsychologie als auch die Theaterwissenschaft daran beteiligt waren, Wissen über „Glück“ zu *erzeugen*, zu *verbreiten* und zu *verändern* und nach 1933 in den politischen Dienst ihrer Nation zu stellen. Dabei fand eine *transnationale* Wissenszirkulation zwischen den Wissensdisziplinen und den jeweiligen Wissenspraktiken statt. Die Untersuchung fragt folglich nach

¹¹ Der Begriff „geistige Landesverteidigung“ (GV) war seit Ende der 1920er Jahre Bestandteil der nationalistischen Diskurse in rechts-konservativen Kreisen und konnte bis Mitte der 1930er Jahre im politischen Bewusstsein der breiten Schweizer Öffentlichkeit Fuß fassen. Doch erst mit der bundesrätlichen Botschaft „über die Organisation und die Aufgaben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung“ vom 9. Dezember 1938 (vgl. Botschaft des Bundesrats 1938, 985), die im Wesentlichen vom rechts-konservativen, katholischen Bundesrat Philipp Etter verfasst worden war, konnte die GV als propagandistische Kulturpolitik ideologisierend und mythologisierend wirksam werden. Mehr zum Begriff s. Kap. 15.5, vgl. Mooser 1997, vgl. Tanner 1998, vgl. Kreis 2011, vgl. Jorio 2006, Tanner 2015.

den transnationalen „Denkstilen“¹² (Mannheim) und nach den rivalisierenden „Denkkollektiven“¹³ (Fleck) innerhalb der Arbeitspsychologie und der Theaterwissenschaft. Kulturelle Wissenspraktiken, wie z.B. die auf arbeitspsychologischen Erkenntnissen basierende Ratgeberpraktik oder die theaterwissenschaftlich erforschte Laientheaterpraxis, werden als Teil der Politik von ‚Glückskulturen‘ analysiert.

Eine Wissensgeschichte, die „Glück“ als ihren Untersuchungsgegenstand bezeichnet, geht davon aus, dass gesellschaftliche Vorstellungen von „Glück“ einem komplexen historischen Bedeutungswandel unterworfen sind. Die Wissensproduktion von „Glück“ und dessen Trabanten (Freude, Frohsinn, Euphorie) stellt ein Wissen aus unterschiedlichen Wissensdisziplinen dar, welches sich in einem kontinuierlichen Zirkulationsaustausch zwischen Expertenwissen (Bsp. Arbeitspsychologie) und Populärwissen (Bsp. Glücks- und Erfolgsratgeberliteratur) befindet. Die Untersuchung richtet folglich ihren Fokus auf die *historische Konstruiertheit* des Wissens über „Glück“. Sie fragt beispielsweise, inwiefern sich emotionspolitische Moralvorstellungen von „Glück“ in kulturelnationalistischen Praktiken, wie der nationalen Festspielgestaltung, niederschlugen. Welchen Beitrag leistete die Glückserfahrung der Laienspieler*innen für die Wissens(re)produktion einer „völkerpsychologischen“ Theoretisierung in der Theaterwissenschaft?

Zur Beantwortung dieser Fragen liegen der Untersuchung folgende Prämissen zugrunde:

1. Aussagen über „Glück“, das sogenannte Glückswissen, werden als „Teil des kulturellen Wissens“¹⁴ verstanden.
2. Brüche, Kontinuitäten und Ambivalenzen von Glückswissen lassen sich in aufeinander bezogenen Wechselwirkungen aufzeigen.¹⁵
3. Glückswissen lässt sich auf einer *zeitlichen, geografischen* und *politischen* Achse analysieren. Die zeitliche Achse fokussiert die Jahre zwischen 1933 und 1945, die geografische Achse NS-Deutschland und die Schweiz. Auf der politischen Achse wird, ausgehend vom Nationalsozialismus, in einem transnationalen Vergleich die Schweizer Politik der „geistigen Landesverteidigung“ untersucht, die noch bis in die 1970er Jahre nachwirkte.

¹² Vgl. Mannheim 2015, 5; s. Kap. 9.7.

¹³ Vgl. Fleck 1983; s. Kap. 9.7, 10.4., 11.1., 11.2, 15.7.

¹⁴ Müller-Wille, Reinhardt, Sommer 2017, 4.

¹⁵ Einen Denkanstoß zu dieser These gab u. a. der Sammelband von Birthe Kundrus und Sybille Steinacher, vgl. Kundrus und Steinbacher 2013.

4. Gefühls- und Wissenskulturen von „Glück“, kurz „Glückskulturen“¹⁶, schlagen sich in soziokulturellen Praktiken, wie der Ratgeberwissenspraktik oder der Laienspielpraxis, nieder und setzen sich aus einer Vielzahl unterschiedlicher Akteur*innen, Institutionen und Netzwerken zusammen, die ihrerseits an der transnationalen Wissensproduktion teilhaben.¹⁷ ‚Glückskulturen‘ und Glückswissen sind gleichermaßen von Brüchen, Kontinuitäten und Ambivalenzen gekennzeichnet und können folglich auf einer zeitlichen, geographischen und politischen Achse wissenshistorisch analysiert werden.

Trotz des transnationalen Ansatzes¹⁸ muss eine historische Forschung zum Untersuchungszeitraum 1933–1945 die beispiellosen Gewaltexzesse im Rahmen der nationalsozialistischen „Rassenpolitik“ betonen: Die affirmative Gefühlskultur der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ führte die „NS-Volksgemeinschaft“ in den Zweiten Weltkrieg. Rund 6 Millionen europäische Jüd*innen kamen während des nationalsozialistischen Völkermords (*Schoah*, hebr. „Katastrophe“, oder *Holocaust*, griech. „vollständig verbrannt“) ums Leben. Für die historische Forschung, die sich mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzt, sind laut Jörg Echternkamp drei grundlegende Fragen von zentraler Bedeutung:

16 „Glückskultur“ im Singular wurde gemäß dem Wissensstand der Autorin erstmals 1916 vom Anthroposophen Rudolf Steiner (1861–1935) in Bezug auf die Atlantis-Legende zur Schaffung einer „Glückskultur“ durch die Kraft Ahrimans (dem Gegenspieler von „Luzifer“) verwendet, vgl. Steiner 1984, 113. Steiner beschrieb in seinem Vortrag, wie unter „ahrimanischem Einfluss“ eine seit dem „fünften nachatlantischen Zeitalter“ (15. Jh. n.u.Z. bis ins 4. Jahrtausend) wirkende Kultur erschaffen worden sei, welche „das Gute im Glücke suchte“ und als Endzweck das Erlangen „menschlichen Glück[s]“ vorsehe, womit „das Glück selber als das Wünschenswerte“ betrachtet würde. Steiners kulturkritischer Vortrag, der neben theosophischen auch implizit psychoanalytische Bezüge auf Freuds Trieb- und Lusttheorie aufweist, kritisierte im Wesentlichen den Utilitarismus und das Versprechen des Staates auf „Das größte Glück der größten Zahl“ (Jeremy Bentham), vgl. Steiner 1984, 109. Dieser „Glückskultur“ stellte Steiner sein anthroposophisches Gesellschaftsmodell entgegen, vgl. Steiner 1984, zu „Glück“ und „Glückskulturen“ 108–113, 108 und 113. Der promovierte Philosoph, Publizist und Esoteriker Steiner gründete 1913 die „Anthroposophische Gesellschaft“ in Berlin und 1923 die „Allgemeine Anthroposophische Gesellschaft“, deren Sitz bis heute im „Goetheanum“ in Dornach bei Basel ist. Steiner war u. a. Begründer der Bewegungslehre „Eurythmie“ (1913), der „Heilpädagogik“ (1924), der biologisch-dynamischen Landwirtschaft „Demeter“ (1924) sowie der „Rudolf-Steiner-Schule“ („Waldorfschule“). Die ersten Schulen entstanden 1919 in Stuttgart und 1926 in Basel (CH). Zu seiner Person vgl. Höhne 2012. Mehr zu Glücksratgebern und -vorstellungen s. Kap. 8–14.

17 Vgl. Müller-Wille, Reinhardt, Sommer 2017, 10.

18 Zum transnationalen Ansatz s. Kap. 4.

1. Wie war es möglich, dass die nationalsozialistische Bewegung aus der demokratischen Weimarer Republik heraus nach 1933 eine Diktatur errichten und stabilisieren konnte?
2. Wie ließ sich die Mehrheit der politisch heterogenen und vom Ersten Weltkrieg traumatisierten Bevölkerung Deutschlands in die sogenannte „Volksgemeinschaft“ einbinden?
3. Wie ist eine mehrheitsgesellschaftliche Mobilisierung für einen beispiellosen Vernichtungskrieg und den Holocaust auf der Grundlage der „NS-Rassenideologie“ zu erklären?¹⁹

Die vorliegende Untersuchung erhebt nicht den Anspruch, abschließende Antworten auf die komplexen Fragen der aktuellen NS-Forschung geben zu können. Dennoch verortet sie sich im wissenschaftlichen Diskursfeld der historischen Forschung zum Nationalsozialismus, indem sie eine Politik von ‚Glückskulturen‘ in NS-Deutschland und in der Schweiz zwischen 1933 und 1945 transnational untersucht.

1.3 Was bedeutet „Glück“? Oder: Was „Glück“ bedeuten *kann*

Zur Beantwortung dieser Frage bedarf es einer Begriffserläuterung. Die Untersuchung fasst Glück weder als ein eindeutig bestimmbares *Gefühl*²⁰ noch als einen abschließend definierbaren *Wissensbestand*²¹ auf. „Glück“ als ein historischer Untersuchungsgegenstand der interdisziplinären Kulturwissenschaften wird als vielschichtiger, dynamischer und daher im höchsten Maße ambivalenter Quellenbegriff verstanden.

Was *kann* „Glück“ im Untersuchungszeitraum 1933–1945 bedeuten?

Am 11. Dezember 1935 hielt der „Reichsleiter“ der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF) und Mitbegründer der Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ (KdF), Dr. Robert Ley (1890–1945), an einer Großkundgebung vor rund 20.000 „schaffenden deutschen Menschen“ eine Rede über das Ziel der „Deutschen Arbeitsfront“:

¹⁹ Zum aktuellen Stand der NS-Forschung vgl. Grundprobleme und Tendenzen. In: Echternkamp 2018, insb. 135–254.

²⁰ „Gefühl“ und „Emotion“ werden im Folgenden synonym verwendet, vgl. Was ist Emotion? In: Plamper 2012a, 20–34. Mehr zur Gefühlsgeschichte s. Kap. 2.1.

²¹ Mehr zur Wissensgeschichte s. Kap. 2.1.

„Wir haben heute ein stattliches Fundament gebaut. Wir können weiterbauen. Jeden Tag kommen neue Fanatiker²², neue Glaubensbekenner zu uns. Auch sie erklären: Hitler hat immer recht! Wir wissen, wozu wir leben. Wir begreifen und wir verstehen, was Glück ist. Wir bekennen uns zum Nationalsozialismus. Der Erfolg wird immer größer. Deutschland wird immer schöner werden, und dieses Volk wird immer glücklicher sein. [...] So geht es weiter von Geschlecht zu Geschlecht. Deutschland wird schöner und glücklicher werden. [...]“²³

Der „Reichsleiter“ schien 1935 genau zu ‚wissen‘, was „Glück“ bedeutet: Es sei Hitlers „Rassenideologie“ einer nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ als *selbstdisziplinärer* „Volkkörper“ konzipiert, der *sich selbst* mittels einer *leistungsorientierten* Arbeitsmoral, der sogenannten „Kraft durch Freude“, ein *auto-suggestiv-kollektivistisches* „Glück“ beschere könne.²⁴ „Kraft durch Freude“ definierte Ley *explizit* als Politik einer nationalsozialistischen ‚Glückskultur‘:

„[...] weder Gewaltmaßnahmen noch Gesetze können das Glück der Menschen begründen, sondern nur solche Organisationen, die der seelischen und völkischen Haltung eines Volkes entsprechen und dadurch seine lebensbehahenden Kräfte zur Wirkung bringen. ‚Kraft durch Freude‘ ist die große Gemeinschaft, in der die aus dem tiefsten Wesen des deutschen Volkes kommende Lebenskraft und Lebensfreude wirkt und lebt [...]“²⁵

Ein Blick in die Gegenwart zeigt, dass auch heute noch affirmative Gefühlspolitiken in transnationalen Gesellschaftsbereichen propagiert werden. Eine Wissenskontinuität ist beispielsweise in der neueren Glücksforschung zu verzeichnen, welche die *politische* Komponente von Glückswissen und die Bedingungen einer Gesellschaft und jeder Einzelperson zueinander in Beziehung stellt. Damit ist nicht gemeint, dass Nationalsozialismus und Neoliberalismus gleichzusetzen sind. Eva Illouz und Edgar Cabanas bezeichnen den „sozialen Imperativ“ eines

22 „Fanatiker“ ist bei Ley ein positiv konnotierter Charakterzug, mit welchem er in seiner Rede auch die „Hitler-Jugend“ und „Werkscharen“ bezeichnet, die den Nationalsozialismus im Sinne Leys weiter ausbauen würden: „Die werden weiterbauen. Sie sind noch größere Fanatiker als wir. Die haben noch weniger Vorurteile als wir und brauchen nicht mit alten Dingen zu ringen. Die kommen gleich aus dieser neuen Welt, die sind noch glaubenskräftiger als wir, sind unduldsamer, die dulden nichts mehr, die räumen augenblicklich auf, wo wir noch zaghafte sind.“ Ley 1937a, 207. 23 Ebd.

24 Einen Anschluss an diese These findet man in der aktuellsten Geschichtsforschung, u. a. Föllmer 2020, Frevert 2019a, 2019b, Wildt 2019, Frei 2018, Süß 2018, Kershaw 2014 sowie im Forschungsprojekt von Ute Frevert „Die Macht der Gefühle. Politische Kommunikation zwischen unten und oben“, MPIB, Forschungsbereich „Geschichte der Gefühle“, Berlin, <https://www.mpib-berlin.mpg.de/forschung/forschungsbereiche/geschichte-der-gefuehle/forschungsfelder/buerger-und-nation/die-macht-der-gefuehle>, 12.01.2019.

25 Ley 1937b. Vollständige Definition von „Kraft durch Freude“ s. Anhang, Kap. 21.2.

selbst erlernbaren Glückswissens als „das Glücksdiktat“ unserer Zeit.²⁶ „Glück ist ein Markenzeichen moderner Moral und steht im Mittelpunkt von Politik“, äußerte Illouz in einem SPIEGEL-Interview.²⁷ Dieses Wissen zirkuliere in Glückseminaren, Glücksratgeberbüchern, Schulfächern, Social Media und computer-technischen Apps. Insbesondere im Bereich der „Wissenschaft des Glücks“²⁸ problematisieren die Soziolog*innen die politische und wirtschaftliche Instrumentalisierung von „Glück“ und die gesellschaftliche Wechselwirkung. Sie fragen, wer sind die Gewinner*innen und wer die Verlierer*innen der „Diktatur des Glücks“? Wer trägt zuletzt die Verantwortung für das Erlangen eines „Glücks“ in einem neoliberalen System: die Politik oder jede Einzelperson für sich selbst?

Dabei beziehen sich die Autor*innen auf die wirtschaftsorientierte *Positive Psychology*, wie sie seit rund 20 Jahren vom US-amerikanischen Psychologen Martin Seligman (*1942) prominent vertreten wird. Das Programm „Comprehensive Soldier Fitness“ (CSF) der US-Armee, das in Zusammenarbeit mit Seligman seit 2008 zur emotionspolitischen Rationalisierung der US-Armee entwickelt wurde, zeige exemplarisch, wie sich die arbeitspsychologische *Positive Psychology* „in den Dienst so ziemlich jeder Institution [stellt], die ein Interesse daran hat, die Stimmung und das Verhalten von Menschen zu kontrollieren. Militär, Unternehmen, Staaten.“²⁹

Im Kontext eines zunehmend *globalen* Neoliberalismus führten politisch initiierte, internationale Vergleichsstudien, wie der „World Happiness Report“³⁰ mit seinen empirisch erhobenen Glücksindizes, zur politischen und wirtschaftlichen Instrumentalisierung der Glückswissenschaft. Illouz und Cabanas zufolge zeichne sich eine bedenkliche gesellschaftliche Entwicklung ab: „Es ist viel ein-

26 Vgl. Cabanas und Illouz 2019a.

27 Vgl. Illouz 2019, 105.

28 Vgl. ebd.

29 Vgl. ebd.

30 Mit Hilfe des Expertenwissens aus der ökonomischen Glücksforschung versuchen 156 Regierungen anhand des jährlich publizierten „World Happiness Reports“ das „Glück“ bzw. die „life satisfaction“ ihrer Bevölkerung indexikalisch zu messen, um es *sozialwirtschaftlich* optimieren zu können. Dabei gilt es, das Kleingedruckte auf Seite 3 zu beachten: „Any views expressed in this report do not necessarily reflect the views of any organisation, agency or program of the United Nations“ Helliwell, Layard und Sachs 2019, 3. Seit 2012 listet der World Happiness Report 156 Länder nach ihrem Glücksindex „to inform their policy-making decisions.“ 2017 wurden erstmals auch Teile Afrikas und Chinas miteinbezogen. Rangliste 2019: 1. Finnland, 2. Dänemark, 3. Norwegen, 4. Island, 5. Holland, 6. Schweiz, 10. Österreich, 17. Deutschland, vgl. Helliwell, Layard und Sachs 2019. Kritische Studien zur Glücksforschung und aktuellen Glücksratgeberliteratur vgl. Duttweiler 2007, Ahmed 2010, Glück als Ziel der Politik? Neue Argumente für eine Gefühlspolitik. In: Heidenreich und Schaal 2012, 217–234, David 2014, Nay 2014, Kleiner 2015, Kleiner 2016, Freitas 2017, Cabanas und Illouz 2018.

facher, die individuellen Glücksgefühle zu manipulieren, als die Struktur von Eigentum oder Ungleichheit zu ändern“, so Illouz über die politische Instrumentalisierbarkeit von Glücksindizes auf Kosten sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit.³¹

Als Ergänzung zur wirtschaftspsychologischen Glückswissenschaft muss neben der neurologischen insbesondere die *genetische* Glücksforschung erwähnt werden. Diese verfolgt den *biologistischen* Ansatz, dass „Glück“ *genetisch* über ein sogenanntes Glücksgen (5-HTTLPR) erzeugbar sei.³² Den Ausgang dieser Entwicklung gilt es ebenfalls abzuwarten.

Die vorliegende Arbeit nimmt sich der bis in die Gegenwart nachweisbaren *Ambivalenz* und *Kontinuität* von *Glückswissen* und deren *politischer Instrumentalisierbarkeit* mit Blick auf den Untersuchungszeitraum 1933–1945 an. Die Untersuchung widmet sich der affirmativen Gefühlspolitik, die als ‚Volksglück‘ nicht zwangsläufig das „Glück“ der Einzelperson miteinschließt.

1.4 Politik der ‚Glückskulturen‘: Eine Begriffserläuterung

Eine grundlegende These der vorliegenden Untersuchung lautet, dass Glückswissen als Teil einer affirmativen Gefühlspolitik, mit der Zäsur von 1933, einen historischen Bedeutungswandel durchlief, der von *Brüchen*, *Kontinuitäten* und *Ambivalenzen* geprägt ist. Was ist mit *affirmativen Gefühlen* gemeint? Im Sinne einer Gefühlsgeschichte, wie sie Ute Frevert vertritt, werden Gefühle als historisch geformter, kulturell erlernter, daher zeitlich und örtlich spezifischer *Teil des kulturellen Wissens* von hoher *ambivalenter Komplexität* begriffen. Gefühle können, laut Frevert, in unterschiedlichen multimedialen Mischformen (Worten, Bildern, Gesten, Mimik, Klängen) und als „moralische Ökonomien“ („*moral economies*“)³³ dynamisch auf Individuen, soziale Interaktionen und Praktiken einwirken und selbst zum Diskursgegenstand werden.³⁴

Zur historischen Erforschung von Gefühlspolitiken unterscheidet Frevert zwischen einer „gefühlspolitische[n] Adressierung (durch das Regime und re-

31 Vgl. Illouz 2019, 105.

32 Vgl. u. a. Neve 2011. Zur genetischen Forschung als ‚moderne‘ Dienstleistung vgl. Sommer 2016.

33 Vgl. Frevert 2019c. Der Sozialhistoriker Edward P. Thompson prägte den Begriff 1971 zur Untersuchung der Verhältnisse zwischen moralischen Werten und Wirtschaftssystemen im 18. Jahrhundert. Vgl. Thompson 1971. Zur Gefühlsgeschichte und „moral economies“ s. Kap. 2.1.

34 Vgl. Frevert 2009, 191 f. Vgl. Laukötter [o. J.], Hitzer 2011. Mehr zur Gefühlsgeschichte s. Kap. 2.1.

gimetreue Medien) und Gefühlen als sozialer Praxis“.³⁵ Diese analytische Trennung ermöglicht es, zwischen „verordneten Gefühlen“ und jenen Gefühlen zu unterscheiden, welche beispielsweise in der DDR die Teilnehmer*innen an Pfingst- und Jugendtreffen *tatsächlich* empfanden, „vermittelt und transportiert durch gemeinsames Singen, Marschieren, Skandieren“.³⁶

Gefühle, welche im Zusammenhang mit einem Konglomerat von Nationalgefühlen („Glück“, Ehre, Stolz, Verbundenheit, Opferbereitschaft, Freiheit, Heimatliebe) stehen und kulturnationalistische Moralvorstellungen und ein nationales Machtsystem *bejahen*, werden in der vorliegenden Untersuchung als *affirmative* Gefühle beschrieben, die sowohl *top down* propagiert als auch *bottom up* von der Bevölkerung empfunden werden konnten. Politisch instrumentalisiertes Wissen über „Glück“³⁷, welches als affirmative Nationalgefühle eines kulturnationalistischen Moral- und Machtsystems in den Bereichen Politik, Wissenschaft und der darstellenden Künste in den Quellen nachweisbar ist, wird als Teil einer affirmativen Gefühlspolitik begriffen und aus einer wissenshistorischen Perspektive als soziokulturelle Praktik einer Politik von ‚Glückskulturen‘³⁸ untersucht.

Ein Beispiel: Gefühle wie „Glück“, „Liebe“ oder „Treue“ sollten im NS-Regime als Mittel gefühlpolitischer Instrumentalisierung die Bevölkerung *emotional* ergreifen und *selbsterzieherisch* bzw. *selbstdisziplinarisch* mobilisieren.³⁹ Schließlich war sich Hitler der psychologisch wirkungsmächtigen Illusion der emotionspolitischen Propaganda bewusst, wie das Kapitel „Die Aufgabe der Propaganda“ aus „Mein Kampf“ zeigt: „[...] so muß [sic] ihr Wirken [der Propaganda] auch immer mehr auf das Gefühl gerichtet sein und nur sehr bedingt auf den sogenannten Verstand.“⁴⁰

35 Zu Gefühlsstilen, Gefühlspraktiken, Gefühlspolitik vgl. Frevert 2020b. Hier vgl. Göhlsdorf 2020, 2.

36 Vgl. Göhlsdorf 2020, 2. Mehr zur affirmativen Gefühlspolitik in der DDR vgl. Brauer 2020.

37 Zur Etymologie s. Kap. 2.2.

38 Zur wissenshistorischen Bedeutung des Begriffs „Glückskultur“ bei Rudolf Steiner s. Kap. 1.2.

39 Mehr zur Selbsterziehung und Selbstdisziplinierung s. u. a. Kap. 7–14. Frevert legt in ihrem Aufsatz zur Gefühlspolitik im NS-Regime den Fokus auf Gefühle wie Liebe, Treue und Hass, wobei sie „Glück“, „Freude“ und „Euphorie“ erwähnt, aber nicht ins Zentrum ihrer Analyse stellt. Vgl. Frevert 2015.

40 Vgl. Hitler 2016a, 499. Auf Hitlers Gefühlspolitik und dessen wissenshistorische Kontexte aus dem Bereich der Massenpsychologie (u. a. bei Gustav Le Bon) und der Arbeitswissenschaft wird in Kap. 15.6 ausführlich eingegangen. [#-Zeichen sind der kritischen Edition entnommen und weisen auf abweichende Formulierungen, je nach Auflage von „Mein Kampf“, hin].

„Die Aufgabe der Propaganda liegt nicht in einer wissenschaftlichen Ausbildung des einzelnen, als vielmehr# in einem Hinweise# der Masse auf bestimmte Tatsachen, Vorgänge, Notwendigkeiten usw. deren Bedeutung dadurch erst in den Gesichtskreis# der Masse gerückt werden soll.

Die Kunst liegt nun ausschließlich darin, dies in so vorzüglicher Weise anzufassen#, daß eine allgemeine Überzeugung von der Wirklichkeit einer Tatsache, der Notwendigkeit eines Vorganges, der Richtigkeit von etwas Notwendigem usw. entsteht. Da sie nun nicht Wissenschaft# an sich ist und sein kann, da ihre Aufgabe ja genau wie bei dem Plakat im Aufmerksammachen der Menge zu bestehen hat [...], so muß [sic] ihr Wirken auch immer mehr auf das Gefühl gerichtet sein und nur sehr bedingt auf den sogenannten Verstand.

Jede Propaganda hat volkstümlich zu sein und ihr geistiges Niveau zu richten# nach der Aufnahmefähigkeit des Beschränktesten unter denen, an die sie sich zu richten gedenkt. [...]

Je bescheidener dann ihr wissenschaftlicher Ballast ist, und je mehr sie ausschließlich auf das Fühlen der Masse Rücksicht nimmt, um so durchschlagender wird# der Erfolg sein#.“⁴¹

Entgegen dem von der NS-Partei propagierten „Führer“-Kult eines fürsorglichen Vaters der „Volksgemeinschaft“, äußert Hitler in „Mein Kampf“ seine zutiefst *verächtliche* Haltung gegenüber der „Masse“ und deren angeblich „Beschränktesten“. Die Intelligenz der „Masse“ marginalisierend, war Hitlers Propaganda „volkstümlich“. Sie war ein *antiintellektuelles* Instrument zur politischen *Selbstdarstellung*, emotionspolitischen *Emotionalisierung* und autosuggestiven *Mobilisierung*, das jedoch auf *wissenschaftlichen* Erkenntnissen, u. a. aus dem Bereich der Arbeitspsychologie und Theaterwissenschaft, aufbaute, wie die Untersuchung zeigen wird.⁴² Das Ziel der Propaganda sei ein emotionspolitisches „Aufmerksammachen der Menge“, ähnlich der Reklame auf Werbeplakaten, so Hitler. Nicht die ‚Wahrheit‘ sei von Belangen. Zentral sei, wie in der Werbung, die „allgemeine Überzeugung von der Wirklichkeit einer Tatsache, der Notwendigkeit eines Vorganges [...]“.⁴³ Die propagandistische Gefühlspolitik sei, frei von wissenschaftlichen Verifizierungsnöten, *allein* „auf das Fühlen der Masse“ ausgerichtet. Darin

41 Hitler 2016b, 499. Auf das theaterwissenschaftliche und -ästhetische Wissen Hitlers wird bspw. in Kap. 15.6 Bezug genommen.

42 Vgl. Hitler 2016b, 499. Die massenpsychologische Forschung, u. a. bei Gustav Le Bons „Psychologie des Foules“ (1895), wurde sowohl von Hitler als auch Mussolini rezipiert. Daneben beeinflusste sie die Psychoanalyse Freuds (u. a. „Massenpsychologie und Ich-Analyse“) oder die soziologische Forschung Webers und Simmels, vgl. Moscovici 1984, 89 – 93. Wilhelm Reich wandte 1933 den freudschen Ansatz an, um die nationalsozialistische Massenpsychologie zu erforschen, vgl. Das nationalsozialistische Selbstgefühl. In: Reich 2011, 75 – 77. Mehr dazu s. Kap. 10, 11, 15.5, 15.6.

43 Vgl. Hitler 2016b, 499. Zum Aktualitätsbezug s. Kap. 18.

läge ihr massenpsychologisches Potential für einen „durchschlagende[n] [...] Erfolg.“⁴⁴

Ausgehend von Hitlers Definition der nationalsozialistischen Propaganda als ein *massenpsychologisches* Instrument einer *affirmativen Gefühlspolitik*, sind für eine wissenshistorische Untersuchung einer Politik von ‚Glückskulturen‘ drei Prämissen vorausgesetzt, welche den Begriffen „Kultur“, „Wissen“ und „Politik“ zugrunde liegen:

1. Kulturwissenschaften bezeichnen *Kultur* als ihren Untersuchungsgegenstand. Was ist mit „Kultur“ gemeint? „Kultur“ wird als ein sich überlagerndes Gebilde von Phänomenen begriffen, welche mittels Mythen, Sprachbildern, „materiellen Bildern, ideologische[n] oder epistemische[n] Weltbildern“⁴⁵ auf komplexe, sich überlagernde Wissenszusammenhänge verweisen.⁴⁶ Diese kulturellen Wissensbestände durchlaufen kontinuierliche Umdeutungen und sind folglich von einem dynamischen Wandel geprägt. Darin liegt ihre paradox anmutende, *ambivalente* Eigenschaft aus *Kontinuität* und *Diskontinuität* begründet.⁴⁷
2. „Wissen“ im Sinne der deutschsprachigen Wissensgeschichte kann als „Wissenskultur“ untersucht werden. Glückswissen wird in der vorliegenden Untersuchung „als Teil des kulturellen Wissens“⁴⁸ begriffen. Wissen steht in Beziehung zu „(anderen) kulturellen Denk-, Orientierungs- und Handlungsmustern“ und kann unter einer Vielzahl von Akteur*innen, Institutionen und Praktiken, die „zueinander in vielfältigen, wandelbaren und oft weite Distanzen überwindenden Austausch- [...] und Machtbeziehungen“ stehen, untersucht werden.⁴⁹ Unter dieser Prämisse fragt die Untersuchung nach Denkmustern, Metaphern⁵⁰ und Begrifflichkeiten, mit welchen zu verschiedenen Zeitpunkten in unterschiedlichen Ländern Wissen über „Glück“ von verschiedenen Akteur*innen und sozialen Gruppierungen negiert, verändert, verbreitet und rezipiert wurde.

In Erweiterung des deutschsprachigen, wissenshistorischen Ansatzes eines „an bestimmte Kulturen gebunde[n]“⁵¹ Wissensbegriffs sollen eine *Vielzahl* ambivalenter ‚Glückskulturen‘ als *Wissenskulturen* erforscht werden.

44 Vgl. Hitler 2016b, 499.

45 Wirth 2008, 46.

46 Vgl. u. a. Baecker 2001.

47 Denkanstoß für diese These vgl. Kundrus und Steinbacher 2013.

48 Vgl. Müller-Wille, Reinhardt, Sommer 2017, 4.

49 Vgl. ebd. 4, 10.

50 Zu Metaphern in der Wissensgeschichte, vgl. Rouse 1993.

51 Vgl. Müller-Wille, Reinhardt, Sommer 2017, 3.

‚Glückskulturen‘ werden im Folgenden als ein Beziehungsgeflecht von Bedeutungszusammenhängen und Machtbeziehungen aufgefasst. Diese wissenshistorischen Bedeutungen sind wiederum an verschiedene Handlungsintentionen und -mechanismen geknüpft, welche an unterschiedlichen Orten kulturspezifische Vorstellungen von Glückswissen *hervorbringen* und *austauschen*.

3. „Politik“, oder vielmehr das „*Politische*“⁵², als ein kulturwissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand, durchläuft, vergleichbar mit „Kultur“ und „Wissen“, einen dynamischen und historisch komplexen Bedeutungswandel. In Anlehnung an den Sammelband von Uffa Jensen und Maik Tändler zu „Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert“ geht die vorliegende Untersuchung von einem Untersuchungsfeld *politischer Machtbeziehungen* aus, das „Politik“ als „Prozesse der Entstehung, Legitimierung, Vermittlung, Verfestigung und Erosion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen“ analysiert.⁵³ Folglich nimmt die Untersuchung „Praktiken symbolisch-kommunikativer Sinnstiftung“⁵⁴ in den Fokus und fragt nach den wissenschafts-, gefühls-, kultur-, geschlechter- und semantikgeschichtlichen Kontexten, in denen wissenspolitische Deutungsmuster im Austausch vielschichtiger Machtbeziehungen (*re-*)produziert, zurückgewiesen und eingegrenzt wurden.

52 Zum wissenshistorischen Begriff des *Politischen* im Entstehungskontext der Politikwissenschaft zur Zeit der Weimarer Republik vgl. Gangl 2008.

53 Vgl. Tändler und Jensen 2012, 14.

54 Vgl. ebd., 14.

2 Forschungsüberblick und Desiderate

Die Untersuchung verortet sich in zwei historischen Forschungsfeldern, der Wissensgeschichte und der Gefühlsgeschichte, die in den letzten 15 Jahren im Kontext der Kulturwissenschaften und der Wissenschaftsgeschichte entstanden sind.¹

2.1 Wissensgeschichte – Gefühlsgeschichte – Gefühlspolitik

Wissensgeschichte

Der wissenschaftsgeschichtliche Ansatz entwickelte sich bereits in den 1960er Jahren aus dem soziologischen Konzept der „Wissengesellschaft“² heraus, in welchem die Bedeutung von Wissen und Information für moderne Gesellschaften untersucht wurde. Die interdisziplinäre deutschsprachige *Wissensgeschichte* existiert namentlich erst seit ein paar Jahren. Dieser Forschungsansatz geht davon aus, dass Akteur*innen, Institutionen, Objekte und Medien an der Generierung, Vermittlung, Adaption, Zirkulation, Transformation und Rezeption partizipieren und die Anwendung von Wissen aktiv mitgestalten.³ Dieser breit gefasste Wissensbegriff betont die „Verflechtung gesellschaftlicher Bereiche in der Generierung, Kommunikation und Anwendung von Wissen“ und umfasst „die Gesamtheit des Wissens, das Mitglieder[n] einer Kultur [...] eigen ist und innerhalb dieser Kultur tradiert wird.“⁴ Dieses „an bestimmte Kulturen gebundene[...] Wissen“ könne „implizites als auch explizites Wissen umfassen“ und sowohl empirisch geltende „Fakten“, terminologische und theoretische Konstrukte als auch „kulturelle Denk-, Orientierungs- und Handlungsmuster“ miteinschließen.⁵

Im Begriff der „Wissenskulturen“ wird mit *Kultur* „die Gesamtheit menschlicher Hervorbringungen“ begriffen, wobei Wissen als eine „kulturelle Leistung“ aufgefasst wird.⁶ Wissenskulturen sind daher ambivalente Gebilde, die „aus einer

1 Zur aktuellen Methodik- und Theoriedebatte vgl. Frevert und Nagy 2019, Mulsow und Daston 2019.

2 Vgl. Stehr 1994. Zur Wissenspolitik vgl. Stehr 2003.

3 Forschungsüberblick zur Wissenschaftsgeschichte und Wissensgeschichte vgl. Sommer u. a. 2017. Mehr zur Wissens- und Wissenschaftsgeschichte vgl. u.a. Hagner 2001, Plamper 2004, Sommer 2008, Sarasin 2011, Speich Chassé und Gugerli 2012, Sommer 2015, Sommer 2016.

4 Vgl. Müller-Wille, Reinhardt, Sommer 2017, 3.

5 Vgl. ebd.

6 Vgl. Fried und Kailer 2003, 9.

Vielzahl unterschiedlicher Akteure, Institutionen und Praktiken“ bestehen und „in vielfältigen, wandelbaren und oft weite Distanzen überwindenden Austausch- und Konkurrenz- und Machtbeziehungen stehen“.⁷ Die Wissenssoziologin Karin Knorr Cetina betont in ihrer Begriffsbestimmung der „Wissenskulturen“ den Aspekt der „Kultur als Praxis“, indem sie Kultur auf eine „Wissenspraxis“ bezieht.⁸ Unter „Wissenskultur“⁹ versteht sie „diejenigen Praktiken, Mechanismen und Prinzipien, die, gebunden durch Verwandtschaft, Notwendigkeit und historische Koinzidenz, in einem Wissensgebiet bestimmen, *wie wir wissen, was wir wissen*. Wissenskulturen generieren und validieren Wissen.“¹⁰

Wissenskulturen aus dem Theaterbereich bilden einen Forschungsschwerpunkt, der in den letzten Jahren, u. a. in der Literatur- und Theaterwissenschaft, Einzug gehalten hat. Stefan Hulfeld untersuchte die Theatergeschichtsschreibung als kulturelle Praxis vom 16. bis ins 20. Jahrhundert und fragte nach Zielen und Zwecken, unter denen Wissen über Theater gesammelt, ergänzt und verbreitet worden war. Für die vorliegende Untersuchung sind insbesondere die von Hulfeld untersuchten *ambivalenten* Abgrenzungsstrategien aufschlussreich (einerseits der Theaterhistoriographie von der Germanistik, andererseits der Theaterwissenschaft im Sinne des Berliner Institutsgründers Max Herrmanns zur Theaterhistoriographie).¹¹ Beate Hochholdinger-Reiterer zeigte die wissenschaftshistorischen Beziehungsgeflechte zwischen Wissen, Geschlecht, Theater und Politik, u. a. in den theaterwissenschaftlichen Schriften Heinz Kindermanns in Österreich während der NS-Zeit, auf.¹²

Gefühlsgeschichte

Spätestens seit den 1990er Jahren befassen sich Vertreter*innen der *Affect Studies* unter dem Schlagwort eines *emotional turns* mit Emotions- und Affekttheorien.¹³ Die geisteswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Emotionen und ästheti-

7 Vgl. Müller-Wille, Reinhardt, Sommer 2017, 3f, 10. Vgl. Neumann 2013.

8 Vgl. Knorr Cetina 2002, 19. Vgl. auch Sandkühler 2007.

9 Vgl. Knorr Cetina 2002, 11.

10 Vgl. ebd.

11 Vgl. Überwindung normativer Theaterhistoriographie. In: Hulfeld 2007, 271–281. Zu den Problemen der Theatergeschichtsschreibung vgl. Bayerdöfer 1990. Mehr dazu s. Kap. 4.1.

12 Vgl. Hochholdinger-Reiterer 2014. Mehr zur NS-Theaterwissenschaft s. Kap. 2.4.

13 Vgl. Anz 1999, Anz 2006. Zu *Affect Theory* und *Studies* vgl. Gregg und Seigworth 2010, Baier u. a. 2014.

scher Erfahrung von Kunst, Literatur, Musik- oder Theateraufführungen reicht jedoch bis in die Antike zurück.¹⁴

Der Forschungsbereich „Geschichte der Gefühle“ des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung (MPIB) in Berlin vertritt aus einer emotionshistorischen Perspektive die These, dass Gefühle oftmals in Mischformen auftreten, die andere Gefühle in ihre Praktiken miteinbinden und dadurch zu neuen Erscheinungsformen und Bedeutungskontexten gelangen.¹⁵ Die Gefühlsgeschichte fragt u. a. nach den historischen Legitimations- und Stabilisierungsstrategien, in welchen Gefühle politische Machtverhältnisse, Ideologien und „moralische Ökonomien“ („moral economies“)¹⁶ beeinflussen und lenken, wie Ute Frevert in ihrem Forschungsprojekt „Die Macht der Gefühle: Politische Kommunikation zwischen oben und unten“ zeigt.¹⁷ Thomas Rohringer beleuchtet die „Arbeitsfreude“ in der moralischen Ökonomie der Reintegration von Kriegsgeschädigten während des Ersten Weltkriegs.¹⁸ Juliane Brauer untersuchte beispielweise den Einfluss von Musizieren und Singen in NS-Konzentrationslagern oder als Erziehungsinstrument bei der DDR-Jugend unter Berücksichtigung affirmativer Gefühlszustände wie „Glück“, Freude und Wohlbefinden.¹⁹

Historische Studien beschäftigen sich bereits seit Jahren (mehr oder weniger explizit) mit *Gefühlen* im Nationalsozialismus. Ein Beispiel ist der affektive Massenspektakelcharakter der Nürnberger „Reichsparteitage“, welcher von der Regisseurin Leni Riefenstahl 1933 und 1934 in propagandistischen Dokumentaraufnahmen filmisch umgesetzt wurde.²⁰ Das Erlebnis solcher nationalsozialistischer Propagandaveranstaltungen wurde von Zeitzeugen oftmals als Glücksrausch, Euphorie und Ekstase-Erfahrung beschrieben.²¹ Semantiken und Trabanten von „Glück“ wurden sowohl in Interviewaussagen von Zeit-

14 Vgl. Frevert 2009, 190. Vgl. Landweer 2008. Auf die antike Emotionstheorie bei Aristoteles wird in Kap. 7 Bezug genommen.

15 Vgl. Laukötter o.J., Frevert 2009, 191f., Hitzer 2011, Hitzer und Gammelr 2013.

16 Untersuchungen moralischer Ökonomien aus emotionshistorischer Perspektive, vgl. Frevert 2019b.

17 Zum Forschungsprojekt: <https://www.mpib-berlin.mpg.de/forschung/forschungsbereiche/geschichte-der-gefuehle/forschungsfelder/buerger-und-nation/die-macht-der-gefuehle>, 22.11.2020. Vgl. Frevert 2020.

18 Vgl. Rohringer 2019.

19 Vgl. Brauer 2015, Brauer 2016, Brauer 2019, Brauer 2020.

20 Besondere Bekanntheit erlangte der NS-Propagandafilm „Triumph des Willens“ (1935) aufgrund seiner filmtechnischen und -ästhetischen Qualität. Mehr zu Medien und NS-Propaganda vgl. Loiperdinger 1987. Vgl. auch Reichel 2006, Zimmermann 2007, Schrader 2008, Heidenreich 2010, Zalfen und Müller 2012.

21 Vgl. Brockhaus 1997, Klimó und Rolf 2006, Herbst 2010.

zeug*innen als auch in Quellen der NS-Parteifunktionäre (z.B. in Joseph Goebbels (1897–1945) Tagebüchern oder in „Stimmungsberichten“²²) oder in zeitgenössischen Publikationen faschistischer, antifaschistischer und NS-sympathisierender Wissenschaftler*innen genannt. Diese sind aber bisher kaum systematisch unter einer explizit emotions- und wissenshistorischen Perspektive untersucht worden.²³

Studien aus der Wissenschaftsgeschichte und der Wissenssoziologie zu Wissenskulturen von Gefühlen im Allgemeinen sind erst vereinzelt erschienen.²⁴ Seitens der Theatergeschichte untersuchte beispielsweise die Theaterwissenschaftlerin Doris Kolesch die „höfische Emotionalität“ zur Zeit Louis XIV., indem sie die historische Bedeutung ‚des Theaters‘ als „emotionale Gefühlsmaschinerie“ in der politischen Machtkonstellation des Absolutismus erforschte.²⁵ Der Theaterwissenschaftler Matthias Warstat beschäftigte sich mit den theaterästhetischen Wirkungsdimensionen in den Heils- und Krisendiskursen von den Avantgarden bis in die Gegenwart.²⁶

Soziolog*innen, Kulturanthropolog*innen, Politikwissenschaftler*innen und Historiker*innen befassen sich gleichermaßen mit Manifestationen von Gefühlen wie Wut, Angst oder Hass, die im Kontext sozialer und politischer Protestbewegungen, beispielsweise im Kontext des „Kalten Krieges“ und der 1968er- und 1980er- Revolten, auftraten.²⁷ Ein weiteres Beispiel aus dem Bereich der Gefühlsgeschichte ist der Buchband über „Gefühlswissen“²⁸, begriffen als eine „lexikalische Spurensuche“, in welchem mit Hilfe von Lexika und Enzyklopädien unterschiedliche Gefühlsdiskurse in westlichen Gesellschaften vom 18. bis zum frühen 21. Jahrhundert untersucht wurden. Der Sammelband geht von der An-

22 Vgl. Boberach 1984.

23 Historische Forschungen zum NS-Regime, Antisemitismus, Rassismus, aber auch Nationalismus und (Post-)Kolonialismus, in denen Emotionen eine explizite Analysekategorie darstellen, konzentrieren sich, dem Untersuchungsgegenstand entsprechend, oft auf negative Emotionen wie z. B. Hass, Angst, Wut, vgl. u. a. Kershaw 1999, Reichel 2006, Gross 2010, Marks 2011a, Jensen und Schüler-Springorum 2013, Bialas 2014, Rauschenberger, Konitzer und Fritz Bauer Institut 2015, Frevert 2015, Parkinson 2015, Holmes 2016, Hamann 2016, Wodak 2016.

24 Vgl. Jensen und Morat 2008, Daston 2014, Nay 2014, Frevert 2017a. Eine Wissenschaftsgeschichte, beispielsweise zur psychologischen Emotionsforschung, ist noch ausstehend. Vgl. Frevert 2011, 10, Fußnote 3. Vgl. Jensen 2019.

25 Vgl. Kolesch 2006.

26 Vgl. Warstat 2011.

27 Zu sozialen (Protest-)bewegungen und Emotionen vgl. Goodwin 2001, Goodwin und Jasper 2004, Klandermans 2007, Tanner 2008, Flam und King 2008, Roose und Dietz 2016, Knud, Steen und Institut für soziale Bewegungen, Ruhr-Universität, Bochum 2016. Zum Aktualitätsbezug der Machtbeziehungen aus Politik, Gefühlen und Bevölkerung s. Kap. 18.

28 Zu Gefühlswissen vgl. Frevert 2011.

nahme aus, dass Gefühle erlernbar und das Wissen über Gefühle, das sog. „Gefühlswissen“, konstruiert sei.²⁹

In der vorliegenden Untersuchung sollen, ausgehend vom Konzept des Gefühlswissens, *Wandel, Kontinuitäten und Ambivalenzen* von „Glück“ als ein historischer Quellenbegriff untersucht werden. Dabei handelt es sich in mehrfacher Hinsicht um ein Forschungsdesiderat, was in diesem Kapitel aufgezeigt wird.

Gefühlspolitik

Der Begriff „Gefühlspolitik“³⁰ wird in der vorliegenden Untersuchung *einerseits* in Anlehnung an Ute Freverts emotionshistorische Forschungen verwendet, um eine „Politik mit Gefühlen“ zu beschreiben.³¹ Der Begriff stammt aus dem 19. Jahrhundert und wurde von Otto von Bismarck (1815–1898) verwendet, um in abschätziger Weise über jene politischen Romantiker*innen zu sprechen, die „Politik mit Moral und/oder Gefühl“ vertauschten.³² Frevert verwendet den Begriff der „Gefühlspolitik“ jedoch nicht in seiner historischen Semantik. „Gefühlspolitik“ sei „eine Politik, die Gefühle inszenierte, adressierte, erzeugte und in Dienst nahm“, um auf nationaler und/oder internationaler Ebene die Machtbeziehungen zwischen Staaten und Bevölkerungen zu verbessern.³³

Im Unterschied zu Frevert nimmt die vorliegende Arbeit für ihre *theaterhistorische* Untersuchung einer „Gefühlspolitik“ vom *theaterwissenschaftlich* geprägten Begriff der *Inszenierung* als einen Analysebegriff Abstand, um methodi-

²⁹ Vgl. Frevert 2011. Vgl. auch Jensen und Morat 2008, Dror u. a. 2016. Zur „Gefühlspolitik“ bzw. zu historischen, anthropologischen, politikwissenschaftlichen und politik-philosophischen Forschungen über Emotionen, Politik und Nation vgl. u. a. Hughes 1983, American 1990, François, Siegrist und Vogel 1995, Goodwin 2001, Mitchell 2009, Ciompi 2011, Hoggett und Thompson 2012, Heidenreich und Schaal 2012, Nussbaum 2013, Demertzis 2013, Ahmed 2014, Nielsen 2015, Korte 2015.

³⁰ Zur „Gefühlspolitik“ bzw. zu historischen, anthropologischen, soziologischen, politikwissenschaftlichen und politik-philosophischen Forschungen zu Emotionen, Politik und Nation, vgl. u. a. Hughes 1983, American Anthropological Association 1990, François, Siegrist und Vogel 1995, Goodwin 2001, Stearns 2006, Mitchell 2009, Ciompi 2011, Hoggett und Thompson 2012, Frevert 2012, Heidenreich und Schaal 2012, Nussbaum 2013, Demertzis 2013, Ahmed 2014, Nielsen 2015, Korte 2015.

³¹ Vgl. Frevert 2012, 16.

³² Vgl. ebd.

³³ Vgl. ebd., 17.

sche und theoretische Missverständnisse zu vermeiden.³⁴ „Gefühlspolitik“ wird in der vorliegenden Arbeit als wissenshistorischer Begriff verwendet. Bereits der deutsche Historiker Siegfried August Kaehlers (1885–1963) benutzte den Begriff „Gefühlspolitik“ in Referenz an Bismarck zur Erläuterung der Divergenz zwischen nationalsozialistischer „Realpolitik“ und „Gefühlspolitik“.³⁵ Als Beispiel nennt er u. a. die emotionspolitische Annexionsstrategie im Falle Österreichs im Jahr 1938. Kaehler erklärt sich den Erfolg der *affirmativen Gefühlspolitik* der Nationalsozialisten als Folge eines nach dem Zerfall des Habsburgerreiches entstandenen „Minderwertigkeitsgefühls vieler Deutsch-Österreicher“:

„In enger Verbindung mit dieser auf binnenvölkische Ziele ausgerichteten Behandlung außerpolitischer Fragen steht die Tatsache, daß die unter Bereitstellung stets wachsender Machtmittel geführte nationalsozialistische Aussenpolitik [...] trotz ihres machtpolitischen Gehabes alles andere war, als Realpolitik im Sinne Bismarcks. Vielmehr war sie Gefühlspolitik, deren Wurzeln im innerpolitischen Machtverfall des Habsburgerreiches [...] und der aus diesem Verfall erwachsenden Minderwertigkeitsgefühle vieler Deutsch-Österreicher zu suchen sind. Daran ändert nichts den Umstand, daß der Anschlußgedanke in weiten Kreisen des national empfindenden Deutschlands einschließlich der sozialdemokratischen Partei diesseits wie jenseits der Reichsgrenze freudig begrüßt und seine Verwirklichung lebhaft gewünscht wurde.“³⁶

Die „völkische“ Forderung Hitlers nach mehr „Lebensraum“, die „geopolitische“ „Vereinigung aller Deutschen“ sowie der „Gleichberechtigungsgedanke“, wie er ihn in einem Interview gegenüber dem französischen Korrespondenten Pierre Huß am 16.1.1935 geäußert hatte, basierten, neben militärstrategischen Absichten, nach *Außen* auf einer *emotionspolitischen* Argumentation. Diese besage, nach Hitler, dass die nationale Souveränität Deutschlands als auch Österreichs durch

34 Fischer-Lichte versteht unter „Inszenierung“ den „Vorgang der Planung, Erprobung und Festlegung von Strategien [...], nach denen die Materialität einer Aufführung performativ hervorgebracht werden soll, wodurch zum einen die von ihr hervorgebrachten Ereignisse als gegenwärtige in Erscheinung treten und zum anderen eine Situation geschaffen wird, die Frei- und Spielräume für nicht-geplante, nicht-inszenierte Handlungen, Verhaltensweisen und Ereignisse eröffnet“, Fischer-Lichte 2014a. Der Aspekt des Ereignisses als *gegenwärtige* Erscheinung schließt eine theaterhistorische Betrachtung per definitionem aus. Ähnliche Feststellungen machte bereits der Theaterwissenschaftler Max Herrmann 1931 in „Das theatralische Raumerlebnis“, vgl. u. a. Herrmann 1914, Herrmann 1981, Herrmann 1998a. Mehr zu Herrmann vgl. Corssen 1998, Hollender 2013, Dörschel und Warstat 2018.

35 Vgl. Kaehler, „Realpolitik, Gefühlspolitik, Gleichberechtigung in der NS-Aussenpolitik“ [Vortragsmanuskript, ca. 1951] Nachlass Siegfried August Kaehler, Signatur Cod.Ms.S A. Kaehler 4:15,3, SUB Göttingen.

36 Kaehler, „Realpolitik, Gefühlspolitik, Gleichberechtigung in der NS-Aussenpolitik“ [Vortragsmanuskript, ca. 1951], 7, SUB Göttingen.

die Beschlüsse des Versailler Vertrags *diffamiert* worden seien.³⁷ Hitlers „affektbetonte“ Forderungen hätten zunächst den Anschein einer „liberalen“ Auffassung bezüglich einer „völkerrechtlich“ „moralische[n]‘ Gleichberechtigung“ vermittelt (ein Denken, das Hitler jedoch verabscheute).³⁸ Dieser diplomatische Schachzug einer internationalen *Befriedungsstrategie* sei jedoch mit den Jahren immer mehr einer „völkischen“ Gefühlspolitik der außenpolitischen Fremd- und innenpolitischen „Selbsttäuschung“ gewichen.³⁹ Vom „Machtrausch befallen“⁴⁰, sei Hitlers Gefühlspolitik militärstrategischen Expansionsfantasien verfallen.

Ein weiteres entscheidendes Element der NS-Gefühlspolitik sei das rassistisch konstruierte *Zusammengehörigkeitsgefühl*, welches Hitler u. a. in der Umbenennung Berlins in „Germania“ zu demonstrieren versucht habe:

„Denn der Name Germania für die Reichshauptstadt in ihrer neuen repräsentativen Form sei geeignet, trotz räumlicher Entfernung zwischen jedem Angehörigen des [der] germanischen Rasse und dieser Hauptstadt ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu erzeugen.“⁴¹

Vor dem Hintergrund des aktuellen Forschungsstands zu Gefühlen, Politik und Krieg⁴² im interdisziplinären Feld der *Affect Studies* und der Emotionsgeschichte begreift die vorliegende Untersuchung *Gefühle* weder als eine ausschließlich intellektuell noch als eine körperlich empfundene Reaktion auf äußere Reize, sondern als einen historisch ambivalenten Quellenbegriff.⁴³

2.2 Glückswissen: „Glück“ als Untersuchungsgegenstand der Kulturwissenschaften

Wie rekonstruiert die Sprachwissenschaft *etymologisch* den deutschen Begriff von „Glück“? Laut Brockhaus liegt die Eigenheit des deutschen Wortes „Glück“ in seiner Ambivalenz: Im Altgriechischen, Lateinischen, Französischen oder Engli-

37 Ebd., 10f.

38 Vgl. ebd., 13.

39 Vgl. ebd., 11.

40 Vgl. ebd., 14.

41 Kaehler, „Realpolitik, Gefühlspolitik, Gleichberechtigung in der NS-Außenpolitik“ [Vortragsmanuskript, ca. 1951], [angeheftete Notiz]. Kaehler verweist hier auf „Picker, S. 98“ und meint damit vermutlich „Hitlers Tischgespräche im Führerquartier 1941–1941“ Ersterscheinung 1951, vgl. Picker 1951, 98.

42 Forschungen zu Ehre, Scham, Politik und Krieg vgl. u. a. Frevert 2001, Brunner 2010, Marks 2011b, Frevert 2013a, Heidgen 2013, Aschmann 2013, Gertiser 2015, Rosenwein 2016.

43 Vgl. Brauer 2015, 167 ff.

schen wird zwischen der „Gunst der Umstände“ (altgriech. *eutychía*; lat. *fortuna*; frz. *fortune*; engl. *luck*) und dem Gefühl und der Empfindung von „Glück“ und der Glückseligkeit unterschieden (altgriech. *eúdaimonía*; lat. *beatitudo*; frz. *bonheur*; engl. *happiness*). Im Deutschen existiert jedoch nur ein Begriff: „Glück“ (mhd. *gelücke* [Geschick, Zufall], *heil* [glücl. Zufall, Gesundheit] und *salig* [gut, gesegnet, selig]).⁴⁴ Die Mehrdeutigkeit des Glücksbegriffs widerspiegelt sich in den seit der Antike geführten Glücksdiskursen. Philosoph*innen und Literaturwissenschaftler*innen haben insbesondere die Dichotomie zwischen „Glück“ und „Unglück“ und die Differenz zwischen dem momenthaften Gefühl des „Glücklichseins“, dem „Glück haben“ als schicksalhaftem oder zufälligem Zustand und dem zukünftigen (zielgerichteten) „Glück“ als Vorstellung hervorgehoben.⁴⁵

„Glück“ wird von der interdisziplinären Glücksforschung, die ihrerseits ein Teil der Wissenskulturen ist, seit den 1980er Jahren erforscht.⁴⁶ Kulturen von „Glück“ sind nicht nur zeitgenössische Erscheinungen, sondern wurden von Darrin McMahon historisch bis in die Antike zurückverfolgt.⁴⁷ Die Emotionshistorikerin Frevert beleuchtet in einem Aufsatz Glückswissen anhand des Märchens „Hans im Glück“, indem sie die Moral des Märchens im Kontext *moralischer Ökonomien* analysiert.⁴⁸ Der Sammelband „Petrified Utopia. Happiness Soviet Style“ untersucht historische Konzepte von „Glück“ in der Sowjetkultur für die Bereiche Literatur, Kunst, Film und Architektur, jedoch unter Auslassung von Theater und Wissenschaft.⁴⁹ Zu amerikanischen Kulturen von „Glück“ verfasste Jackson Lears eine historische Studie, in welcher er den Fokus auf ökonomische Erscheinungen wie das Glücksspiel legt.⁵⁰

Stephanie Kleiner historisierte und rekonstruierte *erstmal*s, gemäß dem aktuellen Wissensstand der Autorin, „spezifische Logiken bzw. Praktiken der Ge-

44 Vgl. Brockhaus 2006, 84–87, 84.

45 Vgl. u. a. Aristoteles 1982, zu Glück: 19, 21, 27, 35, 39, 41, 57, „Freude an der Nachahmung“: 11, im Nachwort, Glück: 158, 160, Vergnügen: 161 ff., 165 f., Tanzer 2011, 17 f., Thomä 2011.

46 Häufig zitierte Autoren aus Soziologie, Psychologie, Religions-, Literatur-, Politik-, und Wirtschaftswissenschaft sind u. a. Csikszentmihalyi 1985, Bellebaum, Barheier und Institut für Glücksforschung 1997, Jordan, Bellebaum und Institut für Glücksforschung 1998, Bellebaum und Barheier 1998, Bellebaum 2002, Bellebaum 2005, Layard 2005, Bellebaum und Herbers 2006, Frey und Frey Marti 2010.

47 Vgl. McMahon 2006; vgl. auch Poser 2017.

48 Vgl. Frevert 2019d.

49 Vgl. Balina und Dobrenko 2011. Vgl. auch Plamper 2012b. Zu „Glück“ in der Literaturgeschichte und dem „Eudaemic Turn“ in der Literaturwissenschaft vgl. u. a. Bellebaum und Muth 1996, Pye 2002, Tanzer 2011, Pawelski und Moores 2013, Caston und Kaster 2016.

50 Vgl. Lears 2003.

nerierung von ‚Glückswissen‘“ anhand nicht näher definierter „Konzepte individuellen und kollektiven Glücks“ im Bereich der Wissens- und Sozialgeschichte.⁵¹

2.3 Lebensführung, Ratgeber, Psychotechnik, „Kraft durch Freude“, 1933 – 1945

Lebensführung in der Ratgeberliteratur

Das 20. Jahrhundert kann als „das Zeitalter der Beratung“⁵² gelten. Das dynamische Wechselspiel zwischen Angebot und Nachfrage fand im Zuge moderner Gruppen- und Identitätsbildung, Selbstoptimierungs- und Selbstdisziplinierungsstrategien statt.⁵³ Das Erlangen einer guten „Lebensführung“⁵⁴ wurde mit

51 Vgl. Projekt „Glückswissen. Zur Geschichte einer Reflexionsform gelingender Integration im 20. Jahrhundert“ (2011-), <https://www.exzellenzcluster.uni-konstanz.de/2724.html>, 17.01.2020.

52 Vgl. Macho 1999, 29.

53 Zur Zeitgeschichte des Selbst betreffend Selbsttechnologien, Therapeutisierung, Politisierung, Emotionalisierung vgl. Eitler und Eberfeld 2015. Zur Ratgeberliteratur 1900 – 1940 vgl. Kleiner und Suter 2015.

54 Der Begriff der „Lebensführung“ (L.) wurde u. a. von Max Webers religionssoziologischer Schrift „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ (1905) über die protestantische Berufsethik als sittliche Pflicht geprägt. Weber stellt einen Zusammenhang zwischen einer „methodisch-rationalen bürgerlichen Lebensführung“, dem modernen „rationalen Betriebskapitalismus“ und der Bürokratie her, vgl. Band 2000, 402. Die L. seiner Zeit war für Weber von Zwängen bestimmt, welche die Erwerbsarbeit im Zusammenspiel mit einer asketischen Berufsmoral und der jeweiligen Klassenzugehörigkeit hervorriefen. „Die Lebensinhalte überhaupt werden nicht auf Personen, sondern auf ‚sachliche‘ rationale Zwecke ausgerichtet, die Caritas selbst ein sachlicher Armenpflgebetrieb zur Mehrung des Ruhmes Gottes. Und da der Erfolg der Arbeit das sicherste Symptom ihrer Gottwohlgefälligkeit ist, so ist der kapitalistische Gewinn einer der wichtigsten Erkenntnisgründe, daß der Segen Gottes auf dem Geschäftsbetrieb ruht. Es ist klar, daß sich dieser Lebensstil mit der für die ‚bürgerliche‘ Erwerbsarbeit [...] – Geldgewinn und Besitz nicht als Selbstzweck, sondern als Maßstab von Tüchtigkeit – am intimsten [sic] berührt und geradzudeckt: die Einheit des religiösen Postulats mit dem für den Kapitalismus günstigen bürgerlichen Lebensstil ist erreicht.“ (Vgl. Weber 2009a, 207 f.) Weber verwendete den Begriff der L. synonym zu „Lebensstil“ (LS) und bezog sich u. a. auf den Zeitgenossen Georg Simmel. Dieser stellte u. a. in seiner „Philosophie des Geldes“ (1900) einen modernen, städtischen Lebensstil fest. Dieser zeichnete sich durch Sachlichkeit, Unverbindlichkeit und Indifferenz aus und stand dem sozialen, intellektuellen und geldwirtschaftlichen Freiheitsgewinn und den vielfältigen Möglichkeiten zur individuellen Identitätsentwicklung in der temporeichen und reizüberfluteten Großstadt ambivalent gegenüber. Vgl. Simmel 1930, Simmel 2008. Mehr zu Simmels Lebensstilbegriff vgl. Müller 2018. Pierre Bourdieu entwickelte den „Habitus“-Begriff u. a. in Bezug auf Webers L.-Konzept, vgl. Bourdieu 2016. Vgl. Band 2000, 402. Mehr zur Forschung bzgl. „Lebensführung“ vgl. Schwenk 1996. Mehr zu Weber vgl. Rehberg 2014.

Hilfe der Ratgeberliteratur im westlichen Buchmarkt als ein kulturelles Massenphänomen kommerzialisiert. Gegenwärtig setzt sich der Trend einer Wissenspraktik der Beratung, neben der psychologischen und medizinischen Beratung, auch als Unternehmens-, Verkaufs- und Rechtsberatung⁵⁵ in verschiedenen analogen und digitalen Wissens-, Diskurs- und Kommunikationsräumen fort.⁵⁶ Doch die Wissensgeschichte der Ratgeberpraktik auf der Grundlage der Druckschrift reicht bis zur Erfindung des Buchdrucks ins 15. Jahrhundert zurück. Das damalige neue Buchmedium ergänzte eine bereits existierende mündliche Ratgebertradition. Das Ratgeber- oder Sachbuch basierte in seinen Anfängen auf einem abgedruckten Lehrgespräch, Exempel, Enzyklopädie- oder Lexikoneintrag oder einer in Sachprosa verfassten Glücks- oder Unglücksgeschichte.⁵⁷ Seit dem 18. Jahrhundert hat sich das Ratgebermedium vervielfältigt. Ratgeber erschienen in Kalendern, moralischen Wochenzeitschriften, Frauenzeitschriften und seit dem 19. Jahrhundert in Illustrierten, Zeitungen und Magazinen.⁵⁸ Im 20. Jahrhundert kamen beratende Rundfunksendungen, Telefongespräche, Fernsehsendungen und seit den 1990er Jahren digital und multimedial vernetzte Beratungsseiten im Internet hinzu.⁵⁹

Der Untersuchungszeitraum 1933–1945 kann noch immer als Forschungsdesiderat gelten, obschon sich jüngst Einzelstudien, wie jene Lu Seegers, mit der

⁵⁵ Vgl. Niehaus und Peeters 2014.

⁵⁶ Think Tanks wären ein Beispiel für zukunftsgerichtete Wissensorte der (post-)modernen Beratungsgesellschaft, die während des Kalten Krieges entstanden sind und heute als interdisziplinäre Institutionen zur Unternehmensberatung eine bedeutsame Schaltstelle zwischen wissenschaftlichem „Wissen“ und Beraterwissen darstellen. Vgl. Pias und Vehlken 2010.

⁵⁷ Vgl. Messerli 2010, 30 f.

⁵⁸ Recherchierte Beispiele: *Der Mensch, eine moralische Wochenschrift* (1756). *Zwölfter Theil, Halle: Johann Justinus Gebauer; Hülfreich, Erdmuthe* (1797): *Der Erdmuthe Hülfreichinn Wirtschaftskalender für Hausmütter, in welchem ihre Geschäfte in der Küche, im Garten, im Felde, im Viehstalle, bey dem Geflügel, und auch andere häusliche Geschäfte durch alle Monathe des Jahres angezeigt und erklärt werden*, Wien: Aloys Doll; Klencke, Hermann (1869): 2 Bände in 1 Band. 1. *Kosmetik oder menschliche Verschönerungskunst auf Grundlage rationeller Gesundheitslehre*. 2. *Der Frauenarzt. Lehrbuch für das weibliche Geschlecht über dessen Gesundheits- und Heilpflege*, Leipzig: Eduard Kummer.

⁵⁹ Vgl. Messerli 2010, 31. Zur (Glücks-)Ratgebertradition 1945 bis heute vgl. u. a. Duttweiler 2007, Kleiner und Suter 2018. Die staatlichen Fernsehsender ARD und Schweizer Fernsehen (SRF) haben beispielsweise auf ihren Homepages (ratgeber.ard.de) exklusive Ratgeberseiten mit eigens produzierten Videoclips und Links zu Dokumentarfilmen, Fernsehsendungen, Podcasts und Blogbeiträgen auf Social Media Plattformen (Instagram, Twitter, etc.) eingerichtet. Die SRF-Rubriken lauten: „Medizin“, „Digital“, „Konsum“, „Fit & Gesund“, „Garten“, „Trick 77“, <https://www.srf.ch/sendungen/ratgeber/uebersicht>, 12.02.2019.

Ratgeberliteratur im NS-Regime auseinanderzusetzen beginnen.⁶⁰ Ein transnationaler Vergleich zwischen NS-Deutschland und der Schweiz, wie er in Ansätzen in der vorliegenden Untersuchung unternommen wird, stellt einen Einzelfall dar.⁶¹

Psychotechnik in der Arbeitswissenschaft

Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts kam es zu einer Verbindung zwischen sozialen Praktiken und Institutionen *wissenschaftlicher Expertise*. Dabei wurde das „Selbst“ als ein mittels psychologischen Wissens und Techniken immer stärker zu beratendes und zu therapeutisierendes Subjekt wahrgenommen und in einen gesellschaftspolitisch fragilen Kontext aus Arbeit, Kapitalismus und Staat gestellt.⁶² Glückswissen besaß bei den psychologischen Praktiken zur Fremd- und Selbsttherapie des Subjekts eine entscheidende Bedeutung.⁶³ Ein einschlägiges Beispiel von angewandtem Glückswissen war die sogenannte „Psychotechnik“⁶⁴, die 1903 vom Arbeitspsychologen William Stern (1871–1938) erstmals begrifflich erfasst wurde.⁶⁵

Die Erfahrung der leistungsorientierten Rationalisierung und Optimierung des Soldatenkörpers im Ersten Weltkrieg und die demokratischen Umstrukturierungsmaßnahmen der Industriebetriebe in den 1920er Jahren legten den Grundstein für eine europaweite Rezeption der Forschungsergebnisse der Arbeitswissenschaft, einer neuen Fachdisziplin der angewandten Psychologie. Zu den Methoden und Techniken der Arbeitswissenschaft zählten Zeit-, Bewegungs- und Ermüdungsstudien, wie die ergonomischen Berechnungen des Kraftaufwands zur *optimalen* (statt maximalen) Produktivität.⁶⁶ Eine der einflussreichsten Methoden der Arbeitswissenschaft waren die Berufseignungstestverfahren der *Psychotechnik*. Diese Methoden wurden im Nationalsozialismus weiter ausgebaut. Insbe-

⁶⁰ Vgl. Seegers 2003, Seegers 2015, Seegers 2018, Seegers 2019. Mehr Literaturhinweise s. Kap. 8.

⁶¹ Zur Schweiz vgl. u. a. Bubenhofer 2008. Mehr Literaturhinweise s. Kap. 8.

⁶² Zur (Wissenschafts-)geschichte des „Selbst“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts, vgl. u. a. Foucault 2001, Eghigian, Killen und Leuenberger 2007, Maasen 2011, Jensen und Tändler 2012, Eitler und Eberfeld 2015, Senne und Hesse 2019.

⁶³ Auch die aktuelle psychologische Glücksforschung beruht im Fall der *Positive Psychology* auf diesem Konzept. Eine kritische Studie zum Phänomen der „Happycracy“ vgl. Cabanas und Illouz 2018. Vgl. auch Freitas 2017.

⁶⁴ Zur Wissenschaftsgeschichte der Psychotechnik vgl. u. a. Jaeger und Staebule 1981, Drunen, Strien und Haas 2004, Patzel-Mattern 2010, Rabinbach 2018.

⁶⁵ Vgl. Stern 1903.

⁶⁶ Vgl. Giese 1930, 3622.

sondere im Bereich der „Wehrmacht“ wurde die „Menschenauslese“ im wissenshistorischen Kontext der „NS-Rassenpolitik“ um eine „rassenhygienische“ Dimension erweitert.⁶⁷

Forschungsdesiderat: Glückswissen und die NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“

Zahlreiche Forschungen haben sich mit der Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“⁶⁸, mit Aspekten der „Arbeitsfreude“⁶⁹, mit Orten der Vergemeinschaftung⁷⁰ innerhalb der „Volksgemeinschaft“⁷¹ sowie der NS-Arbeitsmoral und deren mehr oder weniger ‚erfolgreichen‘ Anwendungsbereichen befasst.⁷² Bis heute wurde jedoch von der Forschung die wissenshistorische Konstruiertheit von „Glück“ im Kontext einer Wissenszirkulation im Bereich der Ratgeberliteratur, der Arbeitswissenschaft und der NS-Arbeitspsychologie „Kraft durch Freude“ (aus einer vergleichenden Perspektive) nicht in den Blick genommen.

Vor dem Hintergrund des aktuellen Forschungsstands liegt der Erkenntnisgewinn der vorliegenden Arbeit darin, dass eine ambivalente *Kontinuität* von transnationalem Glückswissen nach 1933 am Beispiel der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ aufgezeigt werden kann. Erstmals sollen Gemeinsamkeiten und Unterschiede einer Politik von ‚Glückskulturen‘ am *transnationalen* Beispiel der Ratgeberkultur im Kontext der Psychotechnik und einer „rassenhygienischen“ NS-Arbeitspsychologie „Kraft durch Freude“ herausgearbeitet werden.

67 Zur Psychotechnik im Nationalsozialismus vgl. u. a. Geuter 1984, Hachtmann 1989, Raehlmann 2005, Killen 2007, Uhl 2012, Stiegler 2016, Guski-Leinwand 2017, *Aesthetic of Production in the Third Reich*. In: Rabinbach 2018, 125–152.

68 Vgl. u. a. Baranowski 2007.

69 Vgl. u. a. Campbell 1989.

70 Vgl. u. a. Swett, Ross und d’Almeida 2011.

71 Vgl. u. a. Bajohr und Wildt 2009.

72 Die folgende Auswahl beschränkt sich auf den Entstehungszeitraum der vorliegenden Dissertation Mitte 2013 bis April 2020 und deren unmittelbare Relevanz für die vorliegende Untersuchung: Howind 2013, Kundrus und Steinbacher 2013, Reeken und Thießen 2013, Wildt und Kreuzmüller 2013, Brockhaus 2014, Buggeln und Wildt 2014, Reinicke u. a. 2014, Steber und Gotto 2014, Wildt 2014a, Donauer 2015, Föllmer 2016, Timpe 2016, Süß und Thießen 2017, Süß 2017, Timpe 2017, Frei 2018, Schmiechen-Ackermann u. a. 2018, Wildt 2019, Harvey u. a. 2019.

2.4 Theaterpolitik, Theaterpraxis, Theaterwissenschaft, 1933–1945

„Glück“ als ein theaterhistorischer Untersuchungsgegenstand einer affirmativen Gefühlspolitik ist im Rahmen eines transnationalen Vergleichs zwischen NS-Deutschland und der Schweiz für den Untersuchungszeitraum 1933 bis 1945 ein Forschungsdesiderat.

Theaterpolitik und Theaterpraxis, 1933–1945

Zur Theaterpolitik und Theaterpraxis im Nationalsozialismus sind bereits einige historische Überblickswerke erschienen. Dazu zählen jene von Günther Rühle⁷³ über die NS-Theatergeschichte und das Exil oder die umfangreiche Darstellung zur Spielplanstruktur und NS-Dramatik im „Dritten Reich“, welche von Henning Rischbieter herausgegeben wurde.⁷⁴ Zur NS-Theaterpolitik erschienen darüber hinaus zahlreiche Einzelstudien, wie Bärbel Schraders Darstellung der „Reichskulturkammer“ oder Steffan Hüppings Monografie über den Reichsdramaturgen Rainer Schlösser (1899–1945).⁷⁵ Björn Weigel befasste sich mit dem sukzessiven Berufsverbot jüdischer Theaterunternehmer in Berlin und Stefan Dussel mit der „gleichgeschalteten“ Besucherorganisation unter Mitwirkung der „N.S.-Kulturgemeinde“.⁷⁶ Zur Berliner Theaterstadt im Nationalsozialismus forschte Elisabeth Schulz Hostetter und berücksichtigte dabei sowohl den Verwaltungsapparat der NSDAP als auch ausgewählte Theateraufführungen sowie kritische Stimmen aus der Zeit.⁷⁷ Zudem erschienen Monografien über Berühmtheiten wie den Intendanten und Schauspieler Gustav Gründgens (1899–1963)⁷⁸, über Heinz Hilpert (1890–1967)⁷⁹, Regisseur und Intendant des „Deutschen Theaters“ (1934–1938) in Berlin sowie Direktor des Wiener Theaters in der Josefstadt (1938–1945), oder über den NS-Dramatiker Hanns Johst (1890–1978)⁸⁰. Zahlreiche Forschungen

73 Vgl. Rühle 1974, Rühle 2007.

74 Vgl. Eicher und Panse 2000. Gesamtdarstellungen zur NS-Theaterpolitik vgl. u. a. Wardetzky 1983, Drewniak 1983a, Dussel 1988. Neuere Forschungen, vgl. Dalinger und Zangl 2018.

75 Vgl. Schrader 2008, Hüpping 2012.

76 Vgl. Weigel 2017, Dussel 2017.

77 Vgl. Schulz Hostetter 2004. Ferner zur NS-Theaterpolitik, 1933–1945, vgl. London 2000, Balfour 2001.

78 Zur Biografie, vgl. u. a. Blubacher 1999. Zum Verhältnis zwischen Gründgens, Hilpert und Göring vgl. In der Diktatur 1933–1945. In: Rühle 2007, 725–994.

79 Zur Person vgl. Blubacher 2005a. Vgl. Dillmann und Akademie 1990, Peter 2010.

80 Zu Person und Werk vgl. Düsterberg 2004.

sind zu Orchestern, Opern, Operetten, Tanz, Kabarett, Film, Literatur⁸¹, Rundfunksendungen und Kunst im Nationalsozialismus entstanden.⁸²

Bereits seit den 1970er Jahren befassen sich Untersuchungen wie jene Henning Eichenbergs, Rainer Stommers oder jüngst von Evelyn Annuß mit dem Eventcharakter der „Erlebnisgemeinschaft“ an NS-Massenspielen, wie zum Beispiel dem „NS-Thingspiel“, den „Arbeiterweihespielen“, den Aufführungen während der Olympiade 1936 in Berlin oder den Festspielen in der Schweiz.⁸³ Annuß untersucht in ihrer Forschung die ästhetische Formgeschichte der populistischen Massenspiele im Nationalsozialismus und ihrem Fortleben bis in die Gegenwart. Im Rückgriff auf die *Affect Studies* stellt sie einen affektpolitischen Wandel von der chorischen Theaterform (mit Liturgie und Auftritt eines Kollektivs) hin zum *Event* mit der Formspezifika eines medialen *Spektakel*charakters fest. Im Unterschied zur vorliegenden Untersuchung berücksichtigt Annuß die Ansätze der Gefühlsgeschichte nicht. Stattdessen bezieht sie sich auf die empirisch geprägten *Affect Theories*. Annuß verwendet zeitgenössische Begriffe wie „PR-Strategie“ und spricht von *Affekten* und dem *Affektiven* in Anlehnung an den Philosophen Gilles Deleuze „als unpersönlich und individuell begriffen, als energetische Dimension des Dazwischen mithin und nicht als, wenn auch sozial konstruiertes, individuierbares Gefühl“.⁸⁴ Statt *Gefühle* als historisch auftretend, dynamisch wandelbar und erlernbar zu begreifen und daher als einen spezifisch differenzierbaren Untersuchungsgegenstand zu analysieren, geht Annuß generalisierend von einer „Mobilisierung der Affekte“ aus.⁸⁵

Die Schweizer Theatergeschichte, unter Berücksichtigung des Zeitraums von 1933 bis 1945, wurde im umfangreichen Sammelband „Schweizertheater“ von den Herausgeber*innen Hans Amstutz, Ursula Käser-Leisibach und Martin Stern dargestellt. Darin führen die Autor*innen Forschungsdesiderate auf, von denen

81 Zur NS-Literaturpolitik und „deutschen Klassik“, vgl. u.a. Denkler und Prümm 1976, Wulf 1983, Albert 1994a, Caemmerer 1996, Graeb-Könneker 2001, Barbian 2008, Ruppelt 2005, Sarkowicz und Mentzer 2011, Barbian 2013. S. Kap. 13.1.

82 Vgl. u. a. Bildende Kunst: Zuschlag 1995, Benz, Eckel und Nachama 2015; jüdisches Musik- und Theaterleben: Stompor 2001, Fritsch-Vivié 2013; Kabarett: Jelavich 1993; Film: O'Brien 2006; Musiktheater und Orchester (Oper, Operette, Sinfoniekonzerte): Fulfs 1995, Aster 2007, Schaller 2007, Nierenz 2010, Werr 2014, Dolaplis 2019; Rundfunk: Koch 2003, Sarkowicz 2004; Tanz: Manning 1993, Karina und Kant 1999, Karina und Kant 2003. Mehr Literaturhinweise zur Berliner Theaterstadt 1890 – 1945 s. Kap. 9.

83 Vgl. Eichberg u. a. 1977, Stommer 1985, Engler und Kreis 1988. Neuere Studien zu Massenspiel und Festspiel vgl. Deutsches Schauspiel. Ein unpolitisches Theater? In: Reichel 2006, 435 – 447, Elfert 2009, Merkel 2014, Hoffmann-Allenspach 2018, Anne Keller 2018, Annuß 2019.

84 Vgl. Annuß 2019, 3, Fußnote 9.

85 Vgl. ebd., 3.

viele bis heute noch nicht ausgeschöpft wurden.⁸⁶ Fallstudien zum „Cabaret Cornichon“ oder zur „Freien Bühne“ sind vereinzelt erschienen⁸⁷ oder sind, im Fall der Forschungsprojekte zur „Zürcher Theatergeschichte“ (Teil 1: „Opernhaus Zürich und das ‚Dritte Reich‘“) ⁸⁸ sowie zum Regisseur und Mitbegründer der „Schweizer Gesellschaft für Innerschweizer Theaterkultur“ (gegr. 1927), Oskar Eberle (1902–1956), am Entstehen.⁸⁹ Zum Schweizer Theaterexil, mit Fokus auf das Schauspielhaus Zürich⁹⁰ und die restriktive Einwanderungspolitik während des Zweiten Weltkriegs, sind die transnational angelegten Untersuchungen von Ursula Amrein und Kristina Schulz zu nennen.⁹¹ Zukünftig wären weitere *transnationale* Forschungsperspektiven wünschenswert, die neben Zürich *gesamtschweizerisch* auch weitere deutschsprachige Theaterstädte wie Basel⁹², Bern⁹³, Luzern⁹⁴ oder St. Gallen und *sprachübergreifend* die Romandie (insbesondere Genf und Lausanne), das Tessin sowie die Nachbarländer Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien miteinschließen würden.

Forschungsdesiderat: Theaterwissenschaft und Arbeitspsychologie, 1933–1945

Die transnationale Wissenszirkulation zwischen Theaterwissenschaft, Theaterpolitik, Theaterpraxis und Arbeitspsychologie stellt ein Forschungsdesiderat dar, dem sich die vorliegende Untersuchung am Beispiel der Theaterwissenschaftler Heinz Kindermann und Oskar Eberle sowie des Arbeitspsychologen und Theaterpraktikers Hendrik de Man annimmt (s. Kap. 15 und 16). Die transnational

86 Vgl. Künftige Aufgaben, 569–575. In: Stern 2000. Zur Schweizer Theatergeschichte vgl. Kotte, Gojan und Aguet 2005.

87 Vgl. Kotte 2002, Keller 2011.

88 Zum Forschungsprojekt (Leitung: Dr. Christian Mächler): https://www.theaterwissenschaft.unibe.ch/forschung/projekte/laufende_projekte/zuercher_theatergeschichte/index_ger.html#e830185, 09.01.2020.

89 Zum Forschungsprojekt (Leitung: PD Dr. Heidy Greco-Kaufmann): https://www.theaterwissenschaft.unibe.ch/forschung/projekte/laufende_projekte/oskar_eberle_1902_1956/index_ger.html, 09.01.2020.

90 Zur Bedeutung des Schauspielhauses Zürich als Exiltheaterstadt vgl. Riess 1963, Bachmann und Schneider 1987, Amrein 1995, Lendenmann 1995, Kröger und Exinger 1998, Reichenbach und Lenherr 2006, Starz 2008, Hasler 2015.

91 Vgl. Amrein 2004, Amrein 2007, Amrein 2013; vgl. Schulz 2012; vgl. u. a. auch Bruns 2007. **92** Vgl. Blubacher 1995.

93 Vgl. Greco-Kaufmann 2017.

94 Vgl. Wüest 1990.

vernetzte deutschsprachige NS-Theaterwissenschaft, NS-Dramatik⁹⁵ sowie die politisch vielseitige Schweizer Dramenproduktion⁹⁶ zur Zeit der „geistigen Landesverteidigung“ werden erst in den letzten Jahren von der deutschen und österreichischen Theaterwissenschaft berücksichtigt.⁹⁷

Vereinzelt sind Fallstudien zu Theaterwissenschaftler*innen und Germanist*innen erschienen, welche an Lehrstühlen der Universitäten Berlin, Bonn, Frankfurt, Kiel, Köln, Jena, Leipzig⁹⁸, München und Wien während der Weimarer Republik (Max Herrmann in Berlin u. a.)⁹⁹ und noch während des Nationalsozialismus tätig waren, wie Julius Petersen (1878–1941) in Berlin, Carl Niessen (1890–1969)¹⁰⁰ in Köln, Hans Knudsen (1886–1971)¹⁰¹ in Berlin, Hugo Dinger (1865–1941)¹⁰² in Jena und Artur Kutscher (1878–1960)¹⁰³ in München, oder finden in der Literatur zumindest Erwähnung.¹⁰⁴ Hervorzuheben ist die Forschung von Hans-Harald Müller und Mirko Nottscheid zur „Berliner Gesellschaft für Deutsche Literatur“ (1888–1938) und deren untersuchten Verbindung zur „Gesellschaft für Theatergeschichte“ (gegr. 1902) unter der Ära Max Herrmanns (1916–1938).¹⁰⁵ Die Theaterwissenschaftlerin Birgit Peter hat 2008 damit begonnen, das transnationale Netzwerk der NS-Theaterwissenschaft nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938 und der damit einhergehenden Gründung des „Zentralinstituts für Theaterwissenschaft“ 1943 in Wien systematisch aufzuarbeiten.¹⁰⁶

95 Vgl. Ketelsen 1968, Düsterberg 2009.

96 Zum „völkischen“ Theater in der Schweiz vgl. Hodler 2016. Zur Transnationalität Schweizer Dramen im Nationalsozialismus vgl. ebd., Caluori 1996. Verzeichnis Schweizer Bühnenwerke 1900–1952, vgl. Kotte, Gojan und Aguet 2005.

97 Frühe Problematisierungen der Wissenschaftsgeschichte der NS-Theaterwissenschaft, vgl. u. a. Wulf 1964, Münz 1974, Wicclair 1989, Girshausen 1990, Fischer-Lichte 1994. Zur Geschichte der Theaterwissenschaft vgl. Klier 1981, Balme 2010.

98 Vgl. Kirschstein 2009.

99 Berthold Litzmann (1857–1926) in Bonn, Albert Köster (1862–1924) in Leipzig, Eugen Wolff (1863–1929) in Kiel. Vgl. Fischer-Lichte 1994, 13. Zu Herrmann, vgl. Corssen 1998, Hollender 2013, Dörschel und Warstat 2018.

100 Vgl. Elvert 2008, Ellrich 2009. Vgl. Dissertationsprojekt (2012–2019) von Nora Probst, Universität Köln: „Objekte, die die Welt bedeuten. Carl Niessen und die Geschichte der Kölner Theaterwissenschaft.“ (erscheint voraussichtlich 2021 im Metzler Verlag).

101 Vgl. Lazardzig 2018.

102 Vgl. Schmitt 2002.

103 Vgl. Buglioni 2016.

104 Vgl. Hausmann 2011. Vgl. Annuß 2019, 59, Fußnote 149. Vgl. Primavesi 2020.

105 Vgl. Müller und Nottscheid 2011.

106 Vgl. Peter und Payr 2008. Zur Fachgeschichte der Theaterwissenschaft vgl. u. a. Wulf 1964, Corssen 1998, Herrmann 2005; vgl. Hulfeld 2007, Engelhart 2008, Hulfeld und Peter 2009, Peter

Zur *Literaturwissenschaft* im Nationalsozialismus und während der Zeit der „geistigen Landesverteidigung“ erschienen hingegen bereits Überblicks- und Einzelstudien, wie die Untersuchungen der Germanist*innen Gerhard Kaiser (1927–2012), Beatrice Sandberg und Julian Schütt zeigen.¹⁰⁷

Ein wissenschaftshistorisches Überblickswerk, welches das transnationale Netzwerk der deutschsprachigen Theaterwissenschaft im Rahmen ihrer akademischen Institutionalisierungsprozesse aufzeigen würde, fehlt bis heute. Transnational zu erforschen wären universitäre Organisationen (Institutsgründungen, Gesellschaften, Vereine, Interessenverbände), deren vernetzte Akteur*innen (Professor*innen, Lehrbeauftragte, Assistent*innen, Doktorierende, Studierende), deren Wissensproduktion (Forschung und Lehre), Sammlungstätigkeit (Theatersammlungen der Universitäten in Berlin, Wien¹⁰⁸, Köln¹⁰⁹ u. a.) und Vermittlungsarbeit (Ausstellungen, Zeitschriften, Vorträge, Kongresse). Eine solche Analyse müsste im wissenshistorischen Kontext der spezifischen nationalstaatlich propagierten Bildungs-, Hochschul- und Kulturpolitik sowie mit Blick auf das vielseitige Theaterwesen (Laien- und Berufstheater: Intendant*innen, Dramaturg*innen, Regisseur*innen, Schauspieler*innen, Bühnenbildner*innen, Dramatiker*innen, Publikum) geschehen.

Die wissenschaftshistorische Fachgeschichte der Theaterwissenschaft in der Schweiz ist nach wie vor ein Forschungsdesiderat (darauf wird in Kap. 15.6 Bezug genommen).¹¹⁰ Die Schweizer Theatergeschichte wird von der Geschichtsforschung seit dem Abschlussbericht der „Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg“ (UEK) (1996–2002) wieder marginalisiert.¹¹¹ Das schweizweit *einzig*e Institut für Theaterwissenschaft, das 1992

2009, Nieß 2010, Hochholdinger-Reiterer 2011, Peter 2013, Cuba 2017, Probst 2018, Dörschel und Warstat 2018, Lazardzig 2018, Probst 2020a, Probst 2020b, Probst (im Druck).

107 Vgl. Schütt 1996, Sandberg 2007, Kaiser 2008; vgl. u. a. auch Dainat und Danneberg 2003.

108 Zu Wien vgl. Peter 2012, vgl. Cuba 2018.

109 Zu Köln vgl. Forschungsprojekt (2017–): „(Re-)Collecting Theatre History“ . BMBF-Verbundprojekt der Theaterwissenschaftlichen Sammlung unter der Leitung von Professor Dr. Peter W. Marx, Koordination Dr. Nora Probst zusammen mit den Theaterhistorischen Sammlungen des Instituts für Theaterwissenschaft, FU Berlin sowie dem Center for eHumanities der Universität zu Köln, <https://phil-fak.uni-koeln.de/36551.html>, 09.01.2020.

110 Vgl. Haffter 2021 (im Druck). Zur Institutsgründung vgl. Marinucci 2018.

111 Die UEK konzentrierte sich vor allem auf politische, militärische und wirtschaftliche Aspekte der Schweizer Geschichte während des Zweiten Weltkriegs. Beeinflusst von der UEK entstanden aber in dieser Zeit einige aufschlussreiche theaterhistorische Untersuchungen, vgl. u. a. Engler und Kreis 1988, Marchal und Mattioli 1992, Kreis 1995, Clavien und Oltramare 1995, Mooser 1997, Amstutz 1997, Amstutz, Käser-Leisibach und Stern 2000. Zur UEK: <https://www.uek.ch/de/>, 14.12.2020.

an der Universität Bern gegründet wurde, wird sich unter der Leitung von Prof. Dr. Beate Hochholdinger-Reiterer in den nächsten Jahren diesem Forschungsdesiderat zuwenden.¹¹²

112 Zur Theaterwissenschaft in der Schweiz vgl. Engler 1990, Hochholdinger-Reiterer 2015, dies. 2016.

3 Erkenntnisgewinn der Untersuchung

Die Geschichtsforschung hat in den letzten Jahrzehnten auf vielseitige Weise zahlreiche NS-Propagandaschriften, Reden, Gesetzestexte, Egodokumente und historische Kulturveranstaltungen untersucht, sie im Kontext der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ beleuchtet und dabei auf die Beziehungen zur massenpsychologischen Forschungstradition (u. a. bei Gustav Le Bon „Psychologie des Foules“ von 1895) hingewiesen.¹ Die transnationale Vergleichsperspektive auf eine historische Form des Kulturnationalismus² im Sinne von Benedict Andersons Konzept der *imagined communities* ist jedoch aus folgenden Gründen erkenntnisreich:³

1. Die *wissenschaftshistorische* Perspektive ermöglicht es, einen innovativen Blick auf ein kaum erforschtes Quellenkorpus über die transnationale Geschichte von Kulturnationalismen zwischen 1933 und 1945 zu erschließen.
2. Die Machtbeziehungen der *NS-Theaterpolitik* zur transnational vernetzten *Theaterwissenschaft* und *Theaterpraxis* ist für den deutschsprachigen Raum noch kaum erforscht und für die Schweiz ein Forschungsdesiderat.
3. Die transnationale Zirkulation von Glückswissen als Teil einer in- und ausländisch massenpsychologisch wirkungsmächtigen Kulturpropaganda zur Leistungsschau einer Nation und deren Arbeitsmoral wurde bislang von der Forschung nicht berücksichtigt.
4. Die transnationalen Beziehungsgeflechte der Arbeitswissenschaft und der Ratgeberpraktik, der Theaterwissenschaft und der Theaterpraxis zwischen NS-Deutschland und der Schweiz wurden bisher marginalisiert. Oder anders

1 Besonders hervorzuheben sind die Forschung von Ian Kershaw und Peter Reichels Ansatz des „[s]chöne[n] Schein[s] des Dritten Reiches“, vgl. u. a. Kershaw 1999, Reichel 2006. Zur Massenpsychologie s. Kap. 15, 16.

2 Adelheid von Saldern verwendet die zeitgenössischen Begriffe *Kulturnationalismus* und *cultural nationalism* synonym, um in ihrer historischen Untersuchung einen Vergleich zwischen den USA und Deutschland (1900–1945) anzustellen. Unter *Kulturnationalismus* versteht von Saldern, in Anlehnung an Benedict Andersons Konzept der *imagined communities*, einen Begriff, „um die Konstruktion von Nation als wirkungsmächtige Imagination“ zu beschreiben und zu analysieren. Vgl. Saldern 2018, 134. Zum Begriff gemäß Lexikon des *Deutschen Bundesamts für politische Bildung*: „Nationalismus: Übersteigertes Bewusstsein von Wert und Bedeutung der eigenen Nation. Im Gegensatz zum Nationalbewusstsein und zum Patriotismus (Vaterlandliebe) glorifiziert der Nationalismus die eigene Nation und setzt andere Nationen herab. Zugleich wird ein Sendungsbewusstsein entwickelt, möglichst die ganze Welt nach den eigenen Vorstellungen zu formen.“, vgl. Thurich 2011.

3 Beispiele für Vergleiche kultureller Nationalismen (Deutschland–Frankreich 19./20. Jh. oder NS-Deutschland–USA 1900–1945) vgl. François, Siegrist und Vogel 1995, Saldern 2018.

formuliert: Die transnationale Bedeutung der Wechselwirkung zwischen den Wissensbeständen a) aus der leistungsorientierten Rationalisierungskultur der psychotechnischen Arbeitspsychologie, b) aus der moralischen Selbsterziehungs- und autosuggestiven Optimierungskultur der Ratgeberliteratur sowie c) aus dem theaterpraktischen Forschungsfeld der massen- und „völkerpsychologischen“ Theaterwissenschaft werden in der vorliegenden Untersuchung erstmals erforscht.

Dieser Forschungsdesiderate möchte sich die vorliegende Untersuchung exemplarisch, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, annehmen.

Der Erkenntnisgewinn des transnationalen Vergleichs liegt in der Annahme, dass sich eine Politik der ‚Glückskulturen‘ durch eine *leistungsorientierte Selbstdarstellung*, *autosuggestive Emotionalisierung* und *selbstdisziplinarische Mobilisierung* auszeichnete. Diese affirmative Gefühlspolitik beruhte auf einer *Kontinuität* von Glückswissen aus der Arbeitspsychologie und der Theaterwissenschaft, welches in sich selbst Ambivalenzen von Wissensbeständen über „Glück“ hervorbrachte.

4 Methodik

Ergänzend zur bestehenden Forschungsliteratur über Nationen, Nationalismen, (Kultur-)Propaganda, Wissen, Politik und Gefühle sieht die vorliegende historische Untersuchung die Notwendigkeit, aus einer emotions- und wissenshistorischen Perspektive ihr Erkenntnisinteresse auf politische, arbeitspsychologische und theaterwissenschaftliche Wissensbestände einer affirmativen Gefühlskultur zu legen. Mit der Methodik der quellenkritischen Geschichtswissenschaft werden die Forschungsfragen aus einer transnationalen Perspektive an einen für den Zeitraum 1933 – 1945 bisher marginalisierten Untersuchungsgegenstand gerichtet und anhand von wissenschaftlich zum Teil noch unerforshtem Quellenmaterial zu beantworten versucht.

Die transnationale Forschungsperspektive hat den Vorteil, dass die Untersuchung nicht Gefahr läuft, sich in „methodologischen Nationalismen“, wie dem ‚Sonderfall Schweiz‘, zu verfangen.¹ Stattdessen liegt der Fokus auf Zirkulationsprozessen von Wissens- und Gefühlsbeständen, welche von historischen Akteur*innen innerhalb transnationaler Netzwerke und Institutionen verhandelt wurden und in grenzüberschreitenden Transkulturationsprozessen² (wie der Ratgeber- und Theaterpraxis) auftraten und folglich *transnational* untersucht werden können.

4.1 Methodische Herausforderung: Untersuchungsgegenstand Wissen und Gefühle

Die Forschungsperspektive der vorliegenden Arbeit unterscheidet sich von bisherigen historischen Studien zu Emotionen, Nationen, Wissenschaften und (Kultur-)Propagandaerscheinungen in ihrem spezifischen Fokus auf Wissen *und* Gefühle.³ Diese werden *einerseits* als bild-, text-, sprach- und klangbasierte Mischformen aufgefasst, *andererseits* aber auch als *erlernbar* bzw. *erlernt* begriffen. Akteur*innen, Institutionen und Objekte nehmen an der Begriffsbestimmung, Darstellung und Manifestation spezifischen (Gefühls-)Wissens teil, indem sie diese durch Gesten, Mimik, Klänge und Sprache an spezifischen Orten sichtbar machen, kommunikativ verbreiten und dabei kontinuierlich bestehendes (Gefühls-)Wissen ergänzen, weglassen und verändern. Diese wissenshistorischen

1 Vgl. Tanner 2020.

2 Vgl. ebd., 232.

3 Zur wissenshistorischen Methodik mit Blick auf Ratgeber und Psychotechnik s. Kap. 8.

„emotional practices“ sind mit anderen Praktiken, wie der Praktik von Akteur*innen (z. B. Redner*innen, Wissenschaftler*innen, Schauspieler*innen, Regisseur*innen oder Intendant*innen), verknüpft. Diese konnten, je nach Rezeptionsseite, unterschiedliche Körper – der Redner*innen/Wissenschaftler*innen/Schauspieler*innen oder des (Leser-)Publikums – wiederum *emotionalisieren* und *mobilisieren* (beispielweise indem Hitlers Erscheinen in der Frankfurter Festhalle das Publikum zu „Heil“-Rufen und „Heil-Hitler“-Grüßen emotional mobilisierte, s. Kap. 16.4).

„[E]motions are something people experience *and* something they do. We *have* emotions and we *manifest* emotions. [...] Emotions can thus be viewed as acts executed by mindful body, as cultural practices.“⁴

Gefühle historisch zu erforschen ist für die Geschichtswissenschaft, wie im Zitat Monique Scheers angedeutet, eine methodische Herausforderung, denn nur selten äußerten sich Menschen explizit über ihre Gefühle (z. B. in Ego-Dokumenten wie Tagebüchern oder Briefen). Selbst wenn Gefühlswörter, sogenannte „emotives“⁵ wie „Glück“, „Liebe“, „Scham“, „Ehre“ oder „Angst“ verwendet wurden, ist der Gebrauch dieser Wörter und deren intendierte Bedeutung an den jeweils spezifischen historischen Kontext der Quelle bzw. der Autor*in des Schriftstücks gebunden. Bereits 1941 sprach sich der Historiker Lucien Febvre, allen Skeptiker*innen zum Trotz, *für* eine Emotionsgeschichte aus und stellte in seinem gleichnamigen Essay die zentrale Frage nach der Methodik: „Comment reconstituer la vie affective d’autrefois?“⁶

Über ein einheitliches analytisches Konzept, das *emotions*, *affects*, *passions* und/oder *Gefühle* beschreiben würde, verfügen weder die Vertreter*innen der *Affect Studies* noch die der Emotionsgeschichte.⁷ Mit Blick auf Gefühle und Politik liegt zumindest eine Gemeinsamkeit in der Betonung der *Wandelbarkeit* der Gefühle, je nach zeitlichem, gesellschaftlichem und geografischem Kontext, ob diese nun im Sinne Reddys als Gefühlswörter („emotive“), bei Stearns als „Emotionology“, nach Scheer als kulturell erlernte Körperpraktik („emotional practice“) oder, wie Rosenwein vorschlägt, innerhalb sozialer Gruppierungen („emotional communities“) empirisch untersucht werden.⁸

4 Scheer 2012, 195, 205.

5 Vgl. Reddy 1997.

6 Febvre 1941.

7 Vgl. u. a. Gregg und Seigworth 2010, Plamper 2012a, Frevert 2014a, s. Kap. 2.1.

8 Vgl. Stearns und Stearns 1985, Reddy 1997, Stearns und Lewis 1998, Reddy 1999, Reddy 2000, Reddy 2001, Stearns 2006, Rosenwein 2006, Scheer 2012.

Neben der *Wandelbarkeit* betont die Gefühlsgeschichte ebenso die *Vergänglichkeit* von Gefühlen bzw. deren sich über die Zeit hinweg verändernden Vorstellungen und zuweilen geschlechter- oder länderspezifischen Bedeutungsverschiebungen.⁹ Ute Frevert ergänzt ihre These der Vergänglichkeit der Gefühle mit dem Argument, „dass Gefühle historische Konjunkturen, Auf- und Abschwünge kennen.“¹⁰ Je nach ihrer sozialen Bewertung, ihrer Manifestation im privaten oder öffentlichen Raum und der Intensität ihres Zeigens sind Gefühle mehr oder weniger sichtbar. Dies gilt im Besonderen für Gefühle, die im politischen Kontext von Staats- und Regierungsvertreter*innen zur Schau gestellt werden. Tränen der Ergriffenheit, Anzeichen von Trauer, Besorgnis, Sympathie oder Antipathie werden von der medialen Öffentlichkeit nicht nur *dokumentiert*, sondern deren intendierte Bedeutung zuweilen gender-spezifisch *interpretiert* und gelegentlich von einem moralischen Standpunkt aus *bewertet*.¹¹

Vier methodische Ansätze haben in den letzten Jahrzehnten den interdisziplinären, emotionshistorischen Wissenschaftsdiskurs wesentlich beeinflusst: Die „Emotionology“ von Peter und Carol Stearns, das Konzept der „emotional communities“ von Barbara H. Rosenwein, William H. Reddys Theorie der „emotives“, „emotional regimes and refuges“ sowie Monique Scheers Ansatz der „emotional practices“ aus der *Practice Theory*. Jeder dieser Zugänge besitzt seine konzeptionellen Tücken.¹² Folglich lautet die methodische Frage der Untersuchung: 1. Wie und in welchen *transnationalen* Wissenskulturen lässt sich „Glück“ historisch untersuchen? 2. Wie lässt sich eine historische Rezeptionsseite erschließen?

Zur historischen Untersuchung von Glückswissen sind neben *Textdokumenten* (Egodokumente wie autobiografische Erfahrungsberichte, Tagebucheinträge oder Erlebnisromane, Korrespondenzen, programmatische Schriften der Arbeits- und Theaterpolitik, (populär-)wissenschaftliche Publikationen und unveröffentlichtes Material aus der Arbeitspsychologie, Ratgeberliteratur, Theaterwissenschaft und Theaterpraxis u. a.) *Bildquellen* (Karikaturen, Gemälde, Fotografien, Plakate, Buchcover, Zeichnungen etc.) besonders hervorzuheben. „Bilder“¹³ wer-

9 Forschungen zu Ehre, Scham oder Beschämung, Empathie, Mitleid und Vertrauen im gesellschaftspolitischen Kontext des Mittelalters bis in die Gegenwart, s. Kap. 2.1., 2.2.

10 Frevert 2013a, 9.

11 Vgl. ebd.

12 Zur Methodikdebatte vgl. u. a. Stearns und Stearns 1990, Rosenwein 2002, Frevert 2009, Plamper 2010, Reddy, Rosenwein und Stearns 2010, Scheer 2012, Eustace u. a. 2012, Hitzer und Gammerl 2013, Matt und Stearns 2014. Überblicksdarstellungen zur Emotionsgeschichte vgl. u. a. Frevert 2016, Rosenwein 2016, Plamper 2013a, Frevert und Nagy 2019. Zur Methodikdebatte der History of Knowledge vgl. Mulrow und Daston 2019.

13 Aufgrund des breiten „Bild“-Begriffs, der spätestens seit dem proklamierten *pictural turn* (William J.T. Mitchell) in der Kunstwissenschaft und dem *iconic turn* (Gottfried Boehm) in der

den in der vorliegenden Untersuchung als kulturwissenschaftliche Quellen einer Visual History und damit als Teil einer Wissensgeschichte über „Glück“ untersucht. Was ist damit gemeint? Gerhard Paul geht in seinem Visual History-Ansatz, in Referenz an Aleida Assmann¹⁴, von einem „kulturellen Bildgedächtnis“ aus. Das Bild, als „Ikone“¹⁵ begriffen, forme, konserviere, verändere und transportiere eine Bildbotschaft im jeweils dynamisch sich wandelnden kulturhistorischen Kontext. Das „kulturelle Gedächtnis“¹⁶ verfüge über einen sich stetig wandelnden ikonografischen Bildkanon. Bilder als „Akteure“ würden das kulturelle Gedächtnis verändern, indem sie „die Sehweisen konditionieren, Wahrnehmungsmuster prägen, historische Deutungsweisen transportieren und die ästhetische Beziehung historischer Subjekte zu ihrer sozialen und politischen Wirklichkeit organisieren“.¹⁷

Bildquellen als Teil einer *Wissensgeschichte über „Glück“* zu untersuchen, leitet sich von dem theoretischen Konzept einer Visual History ab. Die Untersuchung führt folglich *einerseits* eine quellenkritische und kulturhistorische Kontextanalyse¹⁸ durch. Zur Analyse z. B. autobiografischer Erlebnisromane (Kap. 13) werden literaturwissenschaftliche Ansätze der Kulturwissenschaften im Sinne Aleida Assmanns berücksichtigt, um narratologische Strukturen und die Verwendung rhetorischer Stilmittel aufzuzeigen.¹⁹ *Andererseits* wird, anstelle einer rein historiografischen Kontextualisierung, die kunsthistorische Methodik Erwin Panofskys (1892–1968) für die Bildanalysen als Ergänzung zu Pauls theoretischem Konzept einer Visual History herangezogen. Aufgrund des wissenshistorischen Erkenntnisinteresses werden diese Ansätze jedoch mit Blick auf den Untersuchungsgegenstand angepasst. Anstelle des Dreistufenmodells bei Pa-

Bildwissenschaft Anwendung findet, wird in der vorliegenden Untersuchung Wert darauf gelegt, das jeweilige Untersuchungsobjekt entsprechend seiner Materialität (Gemälde, Fotografie, etc.) als solches zu benennen, um unspezifischen Verallgemeinerungen entgegenzuwirken. Vgl. u. a. Mitchell 2008, Boehm 2015.

¹⁴ Zu Assmanns Konzept der „Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses“ vgl. u. a. Assmann 1988, Assmann 2013, Assmann 2018.

¹⁵ Zum Begriff bei Paul: „Damit ein Bild als Ikone wirken kann, muss es so viel Vertrautes und Bekanntes (Rachetypen, religiöse Klischees, alltägliche Bildmuster) aufbieten, dass es einen Anknüpfungspunkt im eigenen Denk- und Bezugssystem findet, aber auch so viel Fremdes und Unbekanntes, dass es Aufmerksamkeit erzielt. Als wahrhaftig werden vor allem Bilder wahrgenommen, die bekannten visuellen Archetypen, etwa aus der christlichen Ikonografie entsprechen, die wiederholbar und damit symbolisch verallgemeinerbar sind.“ Vgl. Paul 2006, 29.

¹⁶ Assmann 1988.

¹⁷ Vgl. Paul 2006, 25.

¹⁸ Vgl. Böhme 2007.

¹⁹ Zu den literaturwissenschaftlichen Ansätzen der Kulturwissenschaft vgl. Assmann 2011, Böhme 2007.

nofsky, welches eine „vor-ikonographische Beschreibung“ (Bildbeschreibung), „ikonographische Analyse“ und „ikonologische Interpretation“ vorsieht, wird eine verkürzte Form angewandt, die sich auf den ersten und den letzten Aspekt konzentriert.²⁰ Anstatt in einer „Typen-Geschichte“ Allegorien, Metaphern und Anekdoten in Textquellen zu ermitteln (wie es die „ikonografische“ Analyse vorsieht), werden *Alltagsbilder* des „kulturellen Gedächtnisses“ aus dem Untersuchungszeitraum 1933–1945 (und nicht ausschließlich „Ikonen“) quellenkritisch analysiert und kontextualisiert. Für die ikonologische Interpretation wird davon ausgegangen, dass „das Bild als Ausdruck einer Mentalität, eines grundsätzlichen Verhaltens zur zeitgenössisch erfahrbaren Realität sowie als bewussten oder unbewussten Kommentar zur gesellschaftlichen Wirklichkeit“ *wissenschaftshistorisch* untersucht werden kann.²¹

Die vorliegende kulturwissenschaftliche Untersuchung wird in einer kritischen Haltung gegenüber der eigenen Forschungsmethode als ein „Denken und Arbeiten an Übergängen“²² verstanden. Es werden sinnhafte Beziehungszusammenhänge offengelegt, die jedoch nicht als abschließend ausgedeutet verstanden werden sollten. Vor diesem Hintergrund sind die historischen Quellenanalysen als ein „Denken und Arbeiten an Übergängen“ zu verstehen, die neue Einsichten und Erkenntnisse über die als Wissenskulturen untersuchten ‚Glückskulturen‘ liefern können. Dabei soll nicht der Eindruck erweckt werden, dass es sich bei der Entscheidung für einen wissenschaftshistorischen Ansatz um eine eklektische Wahl handelt, die lediglich einen wissenschaftlichen Trend der letzten Jahre widerspiegelt. Diese Entscheidung beruht auf der Grundlage des zu bearbeitenden Quellenmaterials. Bei dessen Analyse sollen nach Möglichkeit Theoriebegriffe (z. B. „Lebensführung“, „Massenpsychologie“) verwendet werden, die in der Zeit des Untersuchungsgegenstandes entwickelt worden sind und damit einen unmittelbaren Erkenntnisgewinn zur Beantwortung der Fragestellung liefern.

Zu den methodischen Herausforderungen der vorliegenden Untersuchung gehört zudem die *Problematisierung der Theatergeschichtsschreibung*: Max Herrmann (1865–1942), der neben den späteren NS-Theaterwissenschaftlern Artur Kutscher (1878–1960) und Carl Niessen (1890–1969) zu den Begründern der deutschsprachigen Theaterwissenschaft zählt, erläutert bereits 1914 (9 Jahre vor der offiziellen Institutsgründung in Berlin 1923) in der Einleitung zu „Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance“ die „Rekonstruktionsmethoden“²³ seiner theaterhistorischen Forschung. Um das Al-

²⁰ Vgl. Panofsky 2006, 57.

²¹ Vgl. Jäger 2009, 87.

²² Wirth 2008, 66.

²³ Herrmann 1914, 8.

leinstellungsmerkmal der Theaterwissenschaft als zukünftig zu institutionalisierende Disziplin hervorzuheben, betonte Herrmann, in Abgrenzung zur Germanistik, dass das „Drama als dichterische Schöpfung“ nicht im Forschungsinteresse der Theatergeschichte liege, sofern „der Dramatiker bei der Abfassung seines Werkes [nicht] auch auf die Verhältnisse der Bühne Rücksicht nimmt, und insofern also das Drama uns einen unbeabsichtigten Abdruck vergangener Theaterverhältnisse liefert.“²⁴ Aus einer *theaterhistorischen* Forschungsperspektive räumt Herrmann ein, dass „das völlig unkünstlerische ‚Theaterstück‘ im engeren Sinne des Wortes unter Umständen wichtiger als das größte dramatische Meisterwerke der Weltliteratur“ sein könne.²⁵ Damit erweitert Herrmann das Forschungsfeld der Theaterwissenschaft und beschränkt es nicht auf die festen Stadttheaterbühnen.²⁶ Herrmann nimmt im Laufe seiner Forschungstätigkeit allerdings eine Unterscheidung zwischen der Laien- und der Berufsbühne vor und löst damit eine bis in die 1990er Jahre anhaltende Debatte darüber aus, ob sich die Theaterwissenschaft ausschließlich mit der „Theaterkunst“ als „Raumkunst“²⁷ oder auch mit dem „Anderen Theater“²⁸, bspw. dem Laienspiel eines Freilichttheaters, befassen sollte.²⁹

Für die vorliegende *kulturhistorische* und daher in einem *kulturwissenschaftlichen* Verständnis *interdisziplinär* angelegte Untersuchung des Zeitraums 1933–1945 ist für die Quellenauswahl folgende wissenshistorische Voraussetzung entscheidend: Die zu untersuchenden Schriften der Theaterwissenschaft aus der NS-Zeit, wie jene Artur Kutschers, deuteten den Ursprung ‚des Theaters‘ meist aus

24 Vgl. ebd., 3f.

25 Vgl. ebd., 4.

26 Vgl. Kotte 2012, 153, 313.

27 Dazu vgl. u.a. Hermanns Ausführungen in der Einleitung zu seinem einflussreichen Werk „Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance“ (1914): „Theaterkunst ist Raumkunst – in erster Linie kommt es darauf an, den Raum der Vorstellung und die Art seiner Benutzung genau zu kennen. So wird es sich empfehlen, von einem Fall auszugehen, in dem der Ort der Aufführung uns bis heute erhalten oder doch rekonstruierbar ist, und in dem wir ferner die Theaterstücke besitzen, die ein unmittelbar bei der Aufführung beteiligter Autor eben für die Darstellung auf dieser uns erhaltenen Bühne verfaßte, und nicht eher zu ruhen, bis die Räumlichkeiten dieser Bühne mit den in den Theaterstücken zumal ihren szenischen Bemerkungen gestellten Anforderungen, bis ins kleinste in Einklang gebracht sind.“ Herrmann 1914, 6.

28 Zur Theaterhistoriographie eines ‚anderen Theaters‘, vgl. Münz 1979, Münz 1994, Münz 1998, Hulfeld 2007, Kotte 2007.

29 Zur wissenschaftshistorischen Debatte um „Drama“ und „Theater“ als Untersuchungsgegenstand der Theaterwissenschaft und zum Drama als historische Quelle vgl. u. a. Corssen 1998, insb. 112–128.

einer „mythisch-völkisch[en]“³⁰ Forschungsperspektive im „Mimus“³¹. Aufgrund dieser Vorstellung nahmen gewisse Theaterwissenschaftler die „Kunst der Berufsbühne“³², wie der Schweizer Theaterwissenschaftler Oskar Eberle seinen ehemaligen Münchner Professor rezipierte,³³ als legitimen Gegenstand der Theatergeschichte für sich in Anspruch.³⁴

In einem fachhistorisch rassistisch motivierten Abgrenzungsgestus zu seinem seit 1933 in den frühzeitigen Zwangsruhestand getretenen jüdischen Kollegen Herrmann gab Kutscher 1936 vor, dass die „*Laien- und Bauernbühne*“ (angeblich im Unterschied zu Herrmanns Auffassung) zum „völkisch“ legitimierten Forschungsgegenstand der „gleichgeschalteten“ Theaterwissenschaft zählten.³⁵ Dabei weisen die „Forschungen zur deutschen Theatergeschichte“ von 1914 des jüdischen Theaterwissenschaftlers bereits „völkerkundliche“ Wissensbestände auf.³⁶ In seiner Vorlesung zur massenpsychologischen Wirkungstheorie der Theaterästhetik schloß Herrmann, laut Mitschrift, selbst „rassenmäßige“³⁷ Denkmuster mit ein, welche für eine wissenshistorische Kontinuität sprechen würden.³⁸

Mit Blick auf die Auswahlkriterien des Quellenkorpus (Kap. 4.2) für die Untersuchung historischer Schauplätze von Glückswissen in den Kapiteln 15 und 16

30 Vgl. ebd., 116. Zu den verschiedenen Forschungsrichtungen innerhalb der Theaterwissenschaft (1. traditionelle Germanistik und Ästhetik, 2. modifizierte Haltung, 3. „mystisch-völkisch“) zur Gründungszeit des Berliner Instituts in den 1920er Jahren vgl. Bayerdöfer 1990.

31 Zum „Mimus“-Begriff in der Theaterwissenschaft: „[...] bezeichnet eine Theaterform, die sich aus verschiedenen Arten vornehmlich improvisierten Theaters oraler griechischer Kulturtradition speist. Es ist grundsätzlich nicht literarisch orientiertes Theater, besser dokumentierte literarisierte Varianten stoßen hinzu. Der Begriff [...] [ist] außerdem [...] auch ein Sammelbegriff für Mimen, Jocolatoren, Histrionen, Straßenmusikanten. Er gilt also sowohl für die Theaterform als auch für die Ausübenden.“ Vgl. Kotte 2013, 44. S. auch Kap. 15.1, 15.6, 15.7.

32 Eberle 1928a, 1.

33 Vgl. Eberle 1928a, 1. Eberle hatte u. a. bei Kutscher in München und bei Herrmann in Berlin Theaterwissenschaft studiert und 1927 bei Josef Nadler in Königsberg promoviert (Eberle 1929), vgl. Stadler 1947, 94.

34 Vgl. u. a. Kutscher 1936, 194.

35 Vgl. Kutscher 1936, 200.

36 „Unter den unterschiedlichen Zweigen der allgemeinen Kulturgeschichte, nimmt die Geschichte der Theaterspiele eine besonders wichtige Stelle ein, weil die Betätigung und Entwicklung der Völkerseelen hier besonders scharfe und unmittelbare Spiegelbilder liefern [...]“ Herrmann 1914, 3.

37 Herrmann, 1998b, 287.

38 In weiterführenden fachhistorischen Forschungen müsste die Rezeptionsgeschichte von Herrmanns „völkerkundlicher“ und massenpsychologischer Wirkungstheorie in der NS-Theaterwissenschaft systematisch erforscht werden.

ist ein aus dem Quellenmaterial abgeleiteter, *breiter* Theaterbegriff, der bspw. auch das Festspiel miteinschließt, ausschlaggebend.

„Geschichtlichkeit und Erlebbarkeit eines Theaterkunstwerks sind zwei Dinge, die nicht im Gegensatz zueinander stehen, sondern die im Verhältnis von Voraussetzung und Folge eng miteinander zusammenhängen“, stellte Harald Zielske 1981 fest.³⁹ Hans-Peter Bayerdörfer benannte 1990 die besondere Eigenart von „Geschichtlichkeit“, die nicht erst eine *theaterhistorische* Aufführung, sondern schon ein ästhetisches Erlebnis eines *aktuellen* Theatergeschehens kennzeichne: „Die Gleichzeitigkeit, in gewisser Weise die Rückkoppelung zwischen Produktion und Rezeption in der Aufführung, hat deren radikale Geschichtlichkeit zur Kehrseite [...] Zwischen dem Theaterereignis und dem, was davon als Zeugnis sedimentiert [...] bleibt also immer eine Differenz.“⁴⁰ Aus diesem Grund sind für die quellenkritische Erforschung Materialien, welche den Entstehungsprozess dokumentieren, wie Programmhefte, Fotografien, Filmaufzeichnungen oder Erinnerungen von Regisseur*innen und Schauspieler*innen nutzbar zu machen.

Antworten zur Rezeption bzw. zur emotionspolitischen Überzeugung und Verhaltensweise der Zeitgenoss*innen, die im Untersuchungszeitraum 1933–1945 an einem Theaterereignis teilgenommen haben, werden aufgrund mangelnder Quellenlage nicht in allen Fällen eindeutig gegeben werden können. Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es aber, gerade mit Hilfe spezifisch emotions- und wissenshistorischer Fragen, Erkenntnismöglichkeiten über die emotionspolitischen Mechanismen und gesellschaftlichen Legitimationsprozesse eines machstrategischen Zusammenspiels aus Politik, Wissen und Gefühlen zu gewinnen. Aus dieser kulturwissenschaftlichen Perspektive ergibt sich, im Sinne Christopher Balmes, „die Schnittstelle zur Theatergeschichtsschreibung“.⁴¹

Mit Blick auf das Quellenkorpus gilt es, Erika Fischer-Lichtes Überlegungen zur Theatergeschichte als „Ereignisgeschichte“⁴² zu berücksichtigen. Fischer-Lichte betont, im Gegensatz zur theaterwissenschaftlichen *Aufführungsanalyse* beziehe sich die *Theatergeschichte* auf die Analyse und Interpretation von Dokumenten *über* eine historische Aufführung als *einzig Primärquelle*. Dazu gehören „Dramentexte, Partituren, Bühnenbildskizzen, Rollenporträts“.⁴³ Aufgrund der ‚Flüchtigkeit‘ des Untersuchungsgegenstands ist es umso wichtiger, den „Objektbereich seiner Theatergeschichte“ entsprechend dem Forschungsinteresse

³⁹ Vgl. Zielske 1981, 168.

⁴⁰ Vgl. Bayerdörfer 1990, 47 f.

⁴¹ Vgl. Balme 1994, 53.

⁴² Vgl. Fischer-Lichte 1999, 11.

⁴³ Vgl. ebd.

und den zugrundeliegenden Forschungsfragen einzugrenzen.⁴⁴ Dieser methodisch erforderliche Eingrenzungsprozess wird im folgenden Kapitel anhand der Auswahlkriterien für das Quellenkorpus veranschaulicht.

4.2 Auswahl des Quellenkorpus

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet NS-Deutschland. Zur Veranschaulichung der Kontinuitätsthese werden Beispiele aus der Weimarer Republik und für den transnationalen⁴⁵ Vergleich Beispiele aus der Schweiz herangezogen. Einen Anspruch auf Vollständigkeit des Vergleichs kann und will die Untersuchung angesichts der Fülle an noch unerforschtem Quellenmaterial nicht erheben. Insbesondere anhand der ausgewählten Fallbeispiele aus den internationalen Theaterstädten Berlin (nach 1933 „Reichshauptstadt“) und Zürich (nach 1933 eine zentrale Transit- und Exilstadt für deutschsprachige Theaterschaffende aus dem „Dritten Reich“) kann dennoch exemplarisch aufgezeigt werden, in welchem Maße Schauplätze von Glückswissen staatliche Legitimations- und Stabilisierungsprozesse im Zeitraum 1933 bis 1945 mitgestalteten, beeinflussten, repräsentierten und wo gegebenenfalls Spielräume für Kritik oder Widerstand bestanden.

Nach welchen Kriterien wurde das Quellenkorpus zusammengestellt?

Der Untersuchungsgegenstand ist die transnationale Wissenszirkulation von Glückswissen aus den Bereichen der Politik, Wissenschaft und der darstellenden Künste. Der Fokus liegt auf den Wissensdisziplinen der Arbeitspsychologie und Theaterwissenschaft und deren Wissenspraktiken (der Ratgeber- und Theaterpraxis) im Kontext der länderspezifischen Arbeits- und Theaterpolitik. Die Quellenauswahl liegt 1. in der kontinuierlichen Wissenszirkulation in diesen Wissensdisziplinen und Wissenspraktiken und 2. in der transnationalen Rezeption und dem wechselseitigen Austausch begründet.

Das Auswahlkriterium des Quellenmaterials beruht auf der Beschreibung, Thematisierung oder Darstellung von „Glück“, welche möglichst unmittelbar aus

⁴⁴ Vgl. ebd., 5, 8.

⁴⁵ Zur transnationalen (und globalen) Geschichtsschreibung vgl. u. a. Conrad 2008, Iriye und Saunier 2009, Pernau 2011, Saunier 2013, Middell und Roura y Aulinas 2013, Pedwell 2014, Bachmann-Medick 2014, Tanner 2014, Vleuten und Feys 2016, Conrad 2016, Tanner 2020.

den Quellen hervorgehen sollten. „[...] emotions cannot be decontextualized“, schreibt Rosenwein. „Their meaning has everything to do with the phrase around them and the way that those phrases were taken (ironically, metaphorically, literally) both by the writer and his or her audience“.⁴⁶ Daher sei es für Historiker*innen entscheidend, nicht nur auf Wörter, die Gefühle *normativ* benennen, zu achten, sondern auch darauf, wie diese im Kontext zu verstehen sind. Schließlich können Wörter auch *mehrere sich überschneidende* Gefühle beschreiben.

Im Rückgriff auf die quellenkritische Analyse­methode der Geschichtswissenschaft werden historische Begrifflichkeiten von „Glück“ und dessen Trabanten untersucht. Um der Komplexität von Gefühlen und Wissen und dem etymologischen und semantischen Feld von „Glück“⁴⁷ gerecht zu werden, wurden in der Quellenauswahl neben etymologisch verwandten Begriffen von „Glück“ („glücklich“, „Heil“) auch Erzählstrukturen und Visualisierungen von historischen Synonymen und Trabanten (Euphorie, Freude, Frohsinn, Glücksrausch, Ekstase), weltliche und religiöse Vorstellungen (Utopie, Paradies), Metaphern (Fortuna), Erzähltraditionen (Märchen, Legenden, Mythen), Bilder und (Macht-) Symbole (NS-Hakenkreuz) berücksichtigt.

In der quellenkritischen Analyse und zur historischen Kontextualisierung wird folglich danach gefragt: Welche affirmative Selbstdarstellung von NS-Deutschland und der Schweiz wird in der jeweiligen Quelle aufgezeigt und welches Wissen über eine Politik der ‚Glückskulturen‘ erschließt sich daraus?

Mit Blick auf historische Schauplätze von „Glück“ stellen sich weitere Fragen: Welche Erzähltechniken, rhetorische Sprachmittel, Darstellungsformen, transnationale Diskursfelder, gender- und gesellschaftsspezifische Aspekte, welche historischen Aufführungskontexte z. B. einer Kabarettrevue, welche Zensur- und Selbstzensurmechanismen und welche Rezeptionen liegen in den Quellen vor?

Angesichts der Fülle und Heterogenität an Quellenmaterialien über „Glück“ und der intensiven literaturwissenschaftlichen Glücksforschung zur *Belletristik* wird im Bereich der *Künste* auf das Forschungsdesiderat der Theaterwissenschaft und deren theaterhistorische und ästhetische Theorien im Kontext der jeweiligen Theaterpolitik und Theaterpraxis fokussiert. Ein besonderes Augenmerk legt die Untersuchung auf historische Ereignisse wie „NS-Arbeitsdienst“, staatliche Feierlichkeiten mit kulturellem Rahmenprogramm, Sprechtheater- und Kabarettrevueaufführungen, u. a. der größten Theaterhäuser Berlins (dem „Deutschen Theater“ und dem „Preußischen Staatstheater“) und des Schauspielhauses Zürich, und auf ausgewählte Festspiele aus Berlin und Zürich.

⁴⁶ Rosenwein 2006, 194f.

⁴⁷ S. Kap. 1.3, 2.2.

Zur quellenkritischen Analyse werden Text- und Bildquellen, wie z. B. publizierte Vorträge, Ratgeber⁴⁸, „Theatertexte“⁴⁹, Libretti und Partituren, Theaterzettel, Programmhefte, Theaterfotografien, Rezensionen, Egodokumente und Korrespondenzen, Plakate und Theaterfotografien von historischen Aufführungen und Bühnenbildern, zensierte Presse- und Propagandafotografien berücksichtigt.

Eine Übersicht der konsultierten Archive und Bibliotheken ist in Kapitel 19.1 zu finden.

48 Zur wissenshistorischen Methodik mit Blick auf Ratgeber und Psychotechnik s. Kap. 8.

49 Zum Begriff vgl. Hauthal 2013.

5 Ziel der Untersuchung

Das Ziel der Untersuchung ist, aus einer wissenshistorischen Perspektive eine Politik der ‚Glückskulturen‘ in den Bereichen Politik, Wissenschaft und der darstellenden Künste in NS-Deutschland und in der Schweiz transnational zu analysieren. Mit Fokus auf eine affirmative Gefühlspolitik soll die quellenanalytische Untersuchung transnationale Ziele, Merkmale und Unterschiede einer Politik der ‚Glückskulturen‘ zutage fördern und eine Forschungslücke in der Wissens- und Gefühlsgeschichte über *kulturelle Nationalismen* aufdecken. Um herauszufinden, mit Knorr Cetina „*warum man weiß, was man weiß*“¹, fragt die Untersuchung nach den Wissensbeständen, welche „Glück“ zugeschrieben wurden. Dadurch will die Analyse die Konstruiertheit von Glückswissen aufzeigen, welches in Abhängigkeit zu unterschiedlichen Produzent*innen bzw. Rezipient*innen stand. Über Knorr Cetinas Überlegungen hinausgedacht, legt die Untersuchung ihr Augenmerk auch auf *geschlechterspezifische* Bedingungen und Machtbeziehungen, unter welchen eine Politik der ‚Glückskulturen‘ überhaupt als solche *wahrgenommen* sowie als Wissensbestand *beschrieben* und Wissen über „Glück“ *generiert, fixiert oder verdrängt* wurde.

Im Sinne einer kritischen Geschichtsforschung stellt der wissenshistorische Forschungsansatz der Arbeit ein Untersuchungsfeld zur Debatte, welches zu einer quellenkritischen Analyse *wissenschaftshistorischer* Begriffe anregen soll. Die transnational ausgerichtete Untersuchung möchte für eine Erweiterung interdisziplinär angelegter Forschungsfragen plädieren, die über nationale Distinktionsmerkmale hinausdenkt und auf die Forschungsinteressen der historischen Wissenschafts- und Kulturgeschichte sowie der Politik-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ausgedehnt werden kann.

1 Knorr Cetina 2002, 11.

6 Aufbau der Untersuchung

Die Untersuchung ist in drei Hauptteilen (I-III) und 23 Unterkapiteln gegliedert.

Der I. Hauptteil ist als thematische Einführung (7.1) konzipiert. Die Merkmale einer affirmativen Gefühlspolitik (7.2) werden am lexikalischen Bedeutungswandel von Glückswissen (Kap. 7.3) und der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ im Spannungsfeld zwischen „Glück“ und „Pflicht“ (Kap 7.4) erörtert und historisch kontextualisiert.

Der II. Hauptteil zur Politik der ‚Glückskulturen‘ in der Ratgeberliteratur und Arbeitspsychologie umfasst die Kapitel 8 bis 14. Das Kapitel 8 widmet sich Glückswissen in der Ratgeberliteratur und erläutert sowohl den methodischen Zugang als auch die Geschichte der Ratgeberpraktik. Das Kapitel 9 legt das Augenmerk auf ein satirisches Glücksratgeberrnarrativ als Ausweg aus der „Krise“ am Ende der Weimarer Republik. Das Kapitel 10 fokussiert auf ein, mit Blick auf die NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“, *ambivalent* zu beurteilendes, arbeitspsychologisches Glückswissen in der Studie von Hendrik de Mans „Kampf um die Arbeitsfreude“ (1927). Das Kapitel 11 befasst sich mit dem Wandel der Arbeitsmoral von der psychotechnischen Rationalisierungs- und Selbstoptimierungskultur der Weimarer Republik zum „rassenhygienischen“ Glückswissen im Nationalsozialismus. Vor diesem historischen Hintergrund wird in Kapitel 12 die NS-Ratgeberliteratur als eine Anleitung zum „rassenhygienischen“ Erfolgstypus zwischen arbeitspsychologischem und metaphysischem Glückswissen analysiert. Aus einer geschlechterspezifischen Perspektive liegt in den Kapiteln 13 und 14 der Fokus auf der Rezeptionsseite. In Kapitel 13 wird die NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ anhand autobiografischer Erlebnisberichte junger Erwachsener aus dem „NS-Arbeitsdienst“ untersucht. Das Kapitel 14 befasst sich mit den Themen „Arbeitsglück“, „Kinderglück“, „Eheglück“ und „Mutterglück“ und der ambivalenten Kontinuität einer „rassenhygienischen“ Lebens- und Eheberatung im NS-Regime und vergleicht diese mit der Situation in der Schweiz.

Der III. Hauptteil über eine Politik der ‚Glückskulturen‘ in der Theaterpolitik, Theaterwissenschaft und Theaterpraxis widmet sich dem Bereich der darstellenden Künste. Ausgehend von Friedrich Schillers (1759 – 1805) Frage „Was wirkt die Bühne?“ wird in Kapitel 15 die Schaubühne als ein arbeitspsychologisches Instrument einer affirmativen Gefühlspolitik in einem transnationalen Vergleich analysiert. Das Erkenntnisinteresse liegt auf der Analyse einer massenpsychologischen Theaterpolitik, die auf einem „völkerpsychologischen“ Glückswissen der transnational vernetzten Theaterwissenschaft und Arbeitspsychologie basiert und sowohl in NS-Deutschland als auch in der Schweiz Anwendung fand.

Das Kapitel 16 befasst sich mit Schauplätzen eines propagierten „Glücks“, die eine emotionspolitische Selbstdarstellung der Nation zur massenpsychologischen Mobilisierung in Berlin und Zürich zwischen 1933 und 1945 darstellten, wie die Untersuchung anhand exemplarischer Fallbeispiele darlegt. Das arbeitspsychologische Glückswissen in der sozialistischen Massenspielaufführung „Wir!“ in Zürich 1933 von Hendrik de Man (16.3) wird in einen transnationalen Vergleich mit der nationalsozialistischen Festspielveranstaltung „Glückliches Volk“ in Berlin 1938 unter Leitung von Niedecken-Gebhard (16.5) und der offiziellen Festspielaufführung an der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1939, dem „eidgenössische[n] Wettspiel“ von Edwin Arnet in der Regie von Oskar Eberle (16.6), gestellt und hinsichtlich Gemeinsamkeiten und Unterschieden analysiert. Um die Vielfalt von Schauplätzen eines propagierten Glückswissens zu veranschaulichen und deren Merkmale herauszuarbeiten, werden folgende Beispiele herangezogen: der Erfahrungsbericht einer Dichotomie aus einem emotionspolitischen *Wir* und den *Anderen* des Auslandschweizers Denis de Rougemont während einer NSDAP-Großkundgebung in der Frankfurter Festhalle 1936 (16.4), die emotionspolitische Leistungsschau der Schweizerischen Landesausstellung im Rahmen der „geistigen Landesverteidigung“ im Kontext des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs 1939 (16.6) sowie die musikästhetische Instrumentalisierungsstrategie von Schillers Volkswaise „An die Freude“ in der Aufführung der 9. Sinfonie Beethovens in der Berliner Philharmonie zu Ehren des 53. Geburtstags Hitlers während des Zweiten Weltkriegs (16.7).

Das Schlusswort (17) fasst die Ergebnisse über die Analyse einer Politik der ‚Glückskulturen‘ zusammen. Ein Ausblick (18), der die Aktualität der machtvollen Trias aus „Glück“, Wissen und Politik darlegt, rundet die Untersuchung ab.

I. Hauptteil: **Politik der ‚Glückskulturen‘: Brüche,
Kontinuitäten und Ambivalenzen**

7 Eine Gefühlspolitik von affirmativen Gefühlskulturen

Das vorliegende Kapitel 7 dient der thematischen Einführung und wissenshistorischen Kontextualisierung des Untersuchungsgegenstands. Gefragt wird: Wie lässt sich eine Politik der ‚Glückskulturen‘ wissenshistorisch erforschen?

7.1 Emotionspolitisches Glückswissen: Eine Einführung

In Anlehnung an Ute Freverts emotionshistorische Forschungen wird in der vorliegenden Untersuchung der Begriff *Gefühlspolitik* verwendet, um eine „Politik mit Gefühlen“ zu beschreiben.¹ Im Rückgriff auf die Herrschaftstypologien des Soziologen Max Weber (1864–1920) argumentiert Frevert, dass ein bestimmendes Moment der Herrschaftslegitimation in der *emotionalen* Zustimmung der Bevölkerung liege. Diese Zustimmung, die sich in einer freiwilligen Fügsamkeit gegenüber einem neuen „Führer“ oder Herrscher manifestiere, sei, laut Weber, je nach historisch gewachsener Gesellschaftsform, auf der Grundlage einer Tradition, eines Gesetzes und/oder auf dem Charisma eines „Führers“ begründet.² Die „gefühlsmäßige Hingabe“³ stelle sich nicht automatisch ein, sondern müsse, laut Frevert, mit Hilfe einer *Gefühlspolitik* erst geweckt werden: „eine in der Regel bewusste und reflektierte, mitunter generalstabsmäßig geplante Ansprache mit dem Ziel, Zustimmung zu erzeugen und affektiv zu modellieren.“⁴

Webers Überlegungen über die *Bedingungen* zur „Erhaltung des Charisma[s]“, welche eine *Gefühlspolitik* mitkonstituierten, sind für die Quellenanalysen in der vorliegenden Untersuchung erkenntnisreich. Der „Erhaltung des Charisma[s]“ läge Weber zufolge eine „Macht“ zugrunde, welche über das „persönliche Charisma“ eines „Führers“ hinaus ihre Wirkung „rational“ umforme: Weber nennt diese soziale Wirkungsmacht die „rationale *Disziplin*“⁵. Deren „spezifische Wir-

1 Vgl. Frevert 2012, 16. S. auch Einleitung, Kap. 1.4 und 2.1., 4.

2 Zu Webers Herrschaftstypologien s. auch Kershaws Forschung zum „Hitler-Mythos“, vgl. Kershaw 1999, Kershaw 2009. Vgl. auch Pyta 2010, Herbst 2010.

3 Zum Begriff vgl. Max Weber-Gesamtausgabe (MWG), I/23–6, 185 f.; vgl. Rehberg 2014, 60.

4 Vgl. Frevert 2012, 21.

5 Zum Begriff: „Sie ist inhaltlich nichts anderes als die konsequent rationalisierte, d. h. planvoll eingeschulte, präzise, alle eigene Kritik bedingungslos zurückstellende, Ausführung des empfangenen Befehls, und die unablässige innere Eingestelltheit ausschließlich auf diesem Zwecke.“ Vgl. MWG I/22–4, 542–543, vgl. Weber 2009b, 163.

kungen“ beruhen auf der „Qualität“ der „Disziplin“ als ein „Gemeinschaftshandeln eines *Massengebilde[s]*“.⁶ Was war damit gemeint? Nur aus „Gründen der Disziplin“ als „etwas in starkem Maße bewußt und rational *Gewolltes*“ halte die „ständisch[e] Lebensführung“ an „Stereotypisierung und Pflege“ fest, was wiederum „Rückwirkungen auf die gesamten, durch die jene Gemeinschaften irgendwie beeinflussten Kulturinhalte“ habe.⁷ Das gesellschaftsstiftende Merkmal einer Gefühlspolitik sei „die rationale Uniformierung des Gehorsams einer Vielheit von Menschen.“⁸ Im Kriegsfall weise die „rationale *Disziplin*“ folgende emotionspolitischen Eigenschaften auf:

„An Stelle der individuellen Heldenekstase, der Pietät, enthusiastischen Begeisterung und Hingabe an den Führer als Person und des Kultus der ‚Ehre‘ und der ‚Pflege‘ der persönlichen Leistungsfähigkeit als einer ‚Kunst‘ setzt sie die ‚Abrichtung‘ zu einer durch ‚Einübung‘ mechanisierten Fertigkeit und, soweit sie an starke Motive ‚ethischen‘ Charakters überhaupt appelliert, ‚Pflicht‘ und ‚Gewissenhaftigkeit‘ voraus [...], alles im Dienst des rational berechneten Optimums von physischer und psychischer Stoßkraft der gleichmäßig abgerichteten Massen. Nicht daß der Enthusiasmus und die Rückhaltlosigkeit der Hingabe in ihr etwa keine Stätte hätten. Im Gegenteil: jede moderne Kriegsführung erwägt gerade die ‚moralischen‘ Elemente der Leistungsfähigkeit der Truppe oft mehr als alles andere, arbeitet mit emotionalen Mitteln aller Art [...] und sucht in der Schlacht durch ‚Eingebung‘ und noch mehr durch Erziehung zur ‚Einfühlung‘ der Geführten in den Willen des Führenden zu wirken.“⁹

Inwieweit der bei Weber wissenshistorisch kontextualisierbare Begriff einer explizit *affirmativen* Gefühlspolitik, die konstitutiv für eine *rationale* Disziplinierung eines menschlichen Kollektivs sei, Aufschluss für die quellenkritische Analyse der Fallbeispiele aus *NS-Deutschland* und der *Schweiz* gibt, wird im Verlauf der Untersuchung aufgezeigt.

Dass Gefühle und Politik eng miteinander verwoben sind, wusste bereits der Philosoph Aristoteles (384–322 v.u.Z.). Er legte in seinen Schriften zur griechischen Polis den Grundstein für eine politische Emotionstheorie, in welcher eine *gefühlsgel leitete* „Tätigkeit des Staatsmannes“ (*politiké*) eine „schädliche“ Regierungspolitik bedeute.¹⁰ In welchem wissenshistorischen Kontext stand Aristoteles’ Theorie über eine staatlich gelenkte Gefühlspolitik?

6 Vgl. Ebd.

7 Vgl. Ebd.

8 Vgl. Ebd.

9 MWG I/22–4, 543–545, vgl. Weber 2009b, 164.

10 Vgl. Aristoteles, *Politik*, I.5., 1254b, 1–11, Aristoteles 2014, 52. Für den Passagenhinweis vgl. Nielsen 2015, 32. Zu Aristoteles und Emotionen vgl. u. a. Fortenbaugh 1975.

Seit der Antike bestand die Tendenz der „Verinnerlichung, Intellektualisierung und Moralisierung“ des Wissens über Gefühle und insbesondere über „Glück“.¹¹ Die antiken Philosophen rückten „Glück“ in den „Bereich der menschlichen Machbarkeit“.¹² Zur Beantwortung der Frage nach dem „guten“ (*agathon*) Leben fanden die philosophischen Schulen, von Demokrit bis Sokrates, von Platon bis Aristoteles, ganz unterschiedliche Antworten:

1. „Glück“ sei das höchste Ziel (*telós*), wonach jeder Mensch strebe, worauf er sein Leben ausrichte, um es zu erlangen,
2. nach dem Streben nach und Erlangen von „Glück“ fände der Mensch die wohlverdiente „Ruhe“,
3. „Glück“ sei aus verschiedenen „Gütern“ zusammengesetzt,
4. die *Philosophie* besäße sowohl in ihrer *Methodik* als auch in ihrer *intellektuellen Tätigkeit* als „beste Lebensform“ (*aristós biós*) eine Kulturtechnik „Glück“ herbeizuführen.¹³

Aufgrund ihres Glückswissens, ihrer Erkenntnisfähigkeit und ihres Urteilsvermögens wurde Philosophen noch lange bevor sie eine akademische Disziplin repräsentierten, die Autorität zugesprochen, als *erste Glücksratgeber* Anleitungen für eine „glückliche“ Lebensführung entwickeln zu können.

Einer der bis heute einflussreichsten moralphilosophischen Glücksratgeberautoren ist Aristoteles. In seinem Werk „Politik“ (griech. *politiká*) geht Aristoteles von der Annahme aus, dass der Mensch „von Natur aus ein politisches Lebewesen“ (*zôon politikón*) sei und folglich ein sozialpolitisches Leben führe.¹⁴ Diese Art der „Lebensform“ (*biós*) in einer „staatlichen Gemeinschaft“ (*politiké koinonía*) gehöre zur Naturgegebenheit des Menschen und sei *ein* „Glücksgut“.¹⁵ In der attischen Demokratie lebend, versuchte der griechische Philosoph, angesichts der zahlreichen autokratischen Herrschaftssysteme, eine Kernfrage des gemeinschaftlichen Zusammenlebens in der Antike zu beantworten, welche uns bis heute beschäftigt: In welchem Ausmaß ist es *Aufgabe der Politik* eines demokratischen, sozialistischen oder diktatorischen Staatsystems, die *Gestaltung einer Gesellschaft* auf eine glücksfördernde Weise in Anspruch zu nehmen?¹⁶ Aristoteles' Antwort

11 Vgl. Horn 2011, 117.

12 Vgl. Glück in Gesellschaft. In: Henning 2011, 92–103, 97.

13 Vgl. Horn 2011, 118.

14 Aristoteles *Politik*, I.2., 1253a, 1–2. Vgl. u. a. Aristoteles 2014, 47.

15 „[S]taatliche Gemeinschaft“, Aristoteles *Politik*, I.2., 1252a, 7, vgl. Aristoteles 2014, 43. „Die Gemeinschaftlichkeit dieser Vorstellungen ruft aber eben das Haus und den Staat ins Leben“, Aristoteles *Politik*, I.2, 1253a, 18f, vgl. Aristoteles 2014, 47. Vgl. Henning 2011, 92.

16 Denkanstoß für diese Frage vgl. Henning 2011, 92.

auf diese komplexe Frage wirkt zunächst einfach: „Glückseligkeit“ sei nur durch eine „Tätigkeit“ erfahrbar. Nur in einer *tugendhaft* ausgeübten „Tätigkeit“ läge „Glückseligkeit“. ¹⁷ Um „Glückseligkeit“ zu erfahren sei es folglich sowohl im Interesse *des Staates* (und dessen „Verfassung“) als auch im Interesse *jeder Einzelperson* ein „tugendhafte[s]“ Leben zu führen:

„Daß nun also die beste Verfassung notwendig diejenige ist, deren Einrichtung dazu führt, daß es mit jedem Einzelnen aufs beste [sic] bestellt ist und ein jeder glücklich lebt, ist einleuchtend; strittig aber ist selber unter denen, die darin übereinstimmen, daß das tugendhafte Leben auch das wünschenswerteste [sic] ist, ob dabei ein den Staatsgeschäften (*politikós*) und der praktischen Tätigkeit (*praktikós*) gewidmetes Leben den Vorzug verdient [...].“ ¹⁸

Auch wenn sowohl Philosophen als auch Politiker der Meinung seien, so Aristoteles, dass ein „tugendhafte[s] Leben“ (aufgrund dessen Aussicht auf „Glück“) als „das wünschenswerteste [sic]“ gelte, sei man nicht darüber einig geworden, welche Lebensführung dieses beinhalte: seien es Staatsgeschäfte oder praktische Tätigkeiten. Um diesen Interessenskonflikt zu lösen, führt Aristoteles gewisse „äußere Güter“ ¹⁹ ins Feld, die im *richtigen Maß* sowohl für das *Individuum* als auch für den *Staat* ‚glücksförderlich‘ wirken sollten. Zu diesen „Güter[n] des Glücks“ ²⁰, welche „die beste Lebensform (*aristos biós*)“ ²¹ herbeiführen könnten, zählten eine politische Autonomie (Selbstregierung), in der sich „alle“ ²² *gleichmaßen*, im Sinne einer *sozialen Gleichheit*, sowohl als Einzelperson als auch als Gemeinschaft entfalten und ausreichend Freizeit und Zugang zu Bildung für

17 „Glückseligkeit sei definiert als das rechte Handeln, das der Tugend entspringt [...]“, Aristoteles, *Rhetorik*, I., 1361a, vgl. Aristoteles 1999, 25.

18 Aristoteles *Politik*, VII.2., 1324b, 23–29, vgl. Aristoteles 2014, 296.

19 Zu den „äußeren Gütern“, welche die „Glückseligkeit“ positiv beeinflussen können, zählt A. „edle Abkunft, viele und gute Freunde, Reichtum, wohlgeratener und zahlreicher Nachwuchs, ein glückliches Altern, dazu noch körperliche Vorzüge wie Gesundheit, Schönheit, Kraft, Größe, sportliche Tüchtigkeit, Ansehen, Ruhm, Glück, Tugend [...]“. Vgl. Aristoteles *Rhetorik*, I., 1360b, vgl. Aristoteles 1999, 25. Diese Aspekte werden in den Kap. 8–14 zur Ratgeberliteratur wissenshistorische Kontinuität aufzeigen.

20 Aristoteles, *Rhetorik*, I., 1262a, vgl. Aristoteles 1999, 28.

21 „*aristos biós*“, Aristoteles, *Politik*, VII.1., 1323b, 16, vgl. Aristoteles 2014, 292.

22 Aristoteles, *Politik*, I.2., 1252a, 6, vgl. Aristoteles 2014, 43. Wobei z. B. „Skklaven“ nicht dieselben Rechte innerhalb der „staatlichen Gemeinschaft“ besaßen, wie athenische Männer, und folglich nach Aristoteles keine „Glückseligkeit“ erlangen könnten. Vgl. Aristoteles, *Politik*, III.9, 1280b, 3–8.

die ‚höheren‘ Mußestunden genießen könnten (auf die Forderung nach der ‚besten Lebensform‘ wird in den Kap. 8–14 weiterführend Bezug genommen).²³

An erster Stelle stehe jedoch die *Erziehung (paideía) zur Tugend (areté)*. Schließlich könne „Glückseligkeit“ als das gemeinsame *Ziel (telós)* des individuellen und politischen Lebens nur durch tugendhafte Handlung (*eupragía*) erreicht werden²⁴:

„Drum, wenn dies alles wahr und die Glückseligkeit (*eudemonía*) in die richtige Tätigkeit (*eupragía*) zu setzen ist, so wird sowohl für den Staat im ganzen [sic] als auch für den Einzelnen das beste Leben das tätige (*praktikós*) sein.“²⁵

Durch die Aufklärung rückte „Glück“ (wieder) in den „Bereich menschlicher Machbarkeit.“²⁶ Wie schon bei Aristoteles wurde „Glück“ zum Ziel und Zweck des gemeinschaftlichen Zusammenlebens und zur legitimen Forderung an die Politik. So war „The Pursuit of Happiness“ ein zentrales Anliegen der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung (1776).²⁷

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts verschwand die Auseinandersetzung mit „Glück“ allmählich aus dem Interessensfeld der politischen Philosophie. Nicht nur Immanuel Kants und Karl Marx' Glücksskepsis seien daran schuld gewesen, so Henning.²⁸ Im 19. Jahrhundert des imperialen Nationalismus und liberalen Kapitalismus wurde „Glück“ erneut problematisiert und in den politischen Kontext uneingeschränkter Gewaltherrschaft gestellt.²⁹ Politische Freiheit, soziale Gleichheit, egalitärer Bildungszugang und eine bestmögliche Entfaltung der Einzelperson in der Gesellschaft waren im 19. Jahrhundert hart umkämpfte Glücksgüter – und sind es bis heute geblieben. William Thompson verlangte 1824 sogar nach einer *Wissenschaft*, welche die „Principles of the Distribution of Wealth“ in Abhängigkeit zur „Human Happiness“ erarbeiten sollte.³⁰ „Eugeniker“ wie Francis Galton (1822–1911) vertraten indes die Meinung, dass „das Glück“

23 „Das Glück ist, ebenso wie gewisse Fertigkeiten, Ursache einiger Güter, aber auch vieler außerhalb dieser Fertigkeiten [...]“, vgl. Aristoteles, *Rhetorik*, I., 1362a, vgl. Aristoteles 1999, 28.

24 Vgl. Aristoteles *Politik*, VII.2, 1325a, 7–11; Aristoteles *Politik*, VII.2, 1325b, 14–17.

25 Aristoteles *Politik*, VII.3, 1325b, 14–17, vgl. Aristoteles 2014, 301.

26 Vgl. Henning 2011, 97.

27 Mehr zum Verhältnis von Wohlstaat und „Glück“ vgl. Nielsen 2015, 33.

28 Vgl. Henning 2011, 97 f.

29 Vgl. ebd., 98 f.

30 Werk von 1824: „An Inquiry into the Principles of the Distribution of Wealth most conducive to Human Happiness“, vgl. Thompson 1968. Hinweis auf das Werk vgl. Henning 2011, 100.

einer Gesellschaft, ohne Rücksicht auf Einzelpersonen, *biologistisch* ‚erzeugbar‘ sei.³¹

Mit Blick auf den Untersuchungszeitraum 1933–1945 stellt sich die Frage, welchen wissenshistorischen Wandel Aristoteles' Glückswissen über eine gelenkte Gefühlspolitik und eine durch Erziehung eingeübte „tugendhafte Tätigkeit“ zum Erlangen von „Glückseligkeit“ (Aristoteles) erfuhr.

7.2 Der Januskopf einer affirmativen Gefühlspolitik

Die Nationalsozialisten setzten nach dem Vorbild 1. „religiöser Praktiken, Rituale und Semantiken“, 2. der Machtregime der Frühen Neuzeit und 3. der sozialdemokratischen Massenkundgebungen während der Weimarer Republik auf eine *Politik der Gefühle*.³²

Ausgehend vom aktuellen Forschungsstand wird in der vorliegenden Untersuchung gefragt:

1. Welches historische Glückswissen über eine moralische Lebensführung prägte die Gefühlspolitik im Nationalsozialismus?
2. Können Wandel, Kontinuitäten und Ambivalenzen einer *affirmativen* Gefühlspolitik im transnationalen Vergleich zwischen NS-Deutschland und der Schweiz festgestellt werden?

Zur Beeinflussung der Massen im NS-Regime wurde eine *affirmative* Gefühlspolitik eingesetzt. Dieses wirkungsmächtige Propagandainstrument hatte einen Januskopf: Die Kehrseite der Politik einer ‚Glückskultur‘ war ihre Unberechenbarkeit und Schnelllebigkeit, welche machthabende NS-Funktionäre zwang, *kontinuierlich* sowohl politische wie auch wirtschaftliche Erfolge aufzuweisen.³³

31 Vgl. Henning 2011, 99. Auf scheinbar biologistisch erzeugbares bzw. „rassenhygienisches“ „Glück“ wird im Kap. 14 nochmals Bezug genommen.

32 Vgl. Frevert 2015, 482.

33 Ian Kershaw analysiert im Rückgriff auf Max Webers charismatischen Herrschaftstypus die „Image-Bildung“ und „Image-Rezeption“ des „Hitler-Mythos“. Kershaw betont die Fragilität des „Führerkults“, dessen Beliebtheit vom subjektiven Urteil seiner Anhänger*innen abhängt und der sich daher gezwungen sieht, kontinuierlich Erfolge aufzuweisen, um seine Herrschaftslegitimation zu sichern. Vgl. Kershaw 1999, 21 ff. Nach Webers Ansicht muss sich der charismatische „Führer“ die „Anerkennung“ seiner Anhänger*innen durch Bewährung in Form von „Wunder[n], Erfolge[n], Wohlergehen der Gefolgschaft oder der Untertanen“ erlangen. „Nur so lange gilt er dafür [als charismatischer Herr], als er das kann. Ist ihm Erfolg versagt, so wankt seine Herrschaft.“ Weber 2009c, 222f. Weber bezieht sich in diesem Beispiel u. a. auf Napoleon, Jesus und Perikles.

Vor dem Hintergrund der 1929 einsetzenden Weltwirtschaftskrise, die eine hohe Arbeitslosigkeit mit sich brachte, waren die Anzeichen einer wirtschaftlichen Konjunktur im Verlauf der 1930er Jahre ein Garant für eine mehrheitlich positive Stimmung in NS-Deutschland.³⁴ Die ökonomischen Erfolge und sozialen Verbesserungen wusste das NS-Regime als Errungenschaft einer neuen *Wirtschaftskraft* und *Sozialpolitik* propagandistisch auszuschlachten. Die nach Kriegsausbruch in der Bevölkerung ausgelöste *Kriegseuphorie*, einhergehend mit einer Bewunderung für Hitlers erfolgreiche „Blitzkriegsstrategie“, wurde allerdings bereits im Winter 1940/41 von einer zunehmenden *Skepsis* gegenüber einem raschen Kriegsausgang abgelöst. Persönliche und wirtschaftliche Sorgen der Bevölkerung während des Kriegsalltags (Rationierungen, Lebensmittelengpässe, Fliegerangriffe, ansteigende Kriegsofferzahlen) waren Gründe, warum sich die Stimmung spätestens seit Frühjahr 1942 zunehmend zu verschlechtern begann.³⁵

Für die Schweiz sind ähnliche emotionale Schwankungen in Abhängigkeit mit politischen und wirtschaftlichen Erfolgen beziehungsweise militärischen Bedrohungs- und Krisenszenarien zu beobachten: Nach den ersten Schockjahren der Wirtschaftskrise von 1929 erholte sich die Schweizer Wirtschaft in den 1930er Jahren kontinuierlich bis zum Kriegsausbruch im Herbst 1939.³⁶ Im Kontext der zunehmenden faschistischen und nationalsozialistischen Bedrohung durch die Nachbarländer Italien und Deutschland (seit 1938 auch Österreich, bzw. „Ostmark“, seit 1940 „Vichy-Frankreich“) wurde die „geistige Landesverteidigung“ Ende der 1930er Jahre als staatlich verordnetes Propagandainstrument eingesetzt, um sich gegen die ideologischen Einflüsse des Faschismus und Nationalsozialismus zur Wehr zu setzen. Auf emotionspolitischer Ebene war die „geistige Landesverteidigung“ ein Instrument einer nationalen Abgrenzungs- und zugleich emotionspolitischen Distinktionsstrategie, um in der Bevölkerung *affirmative* Gefühle gegenüber den Schweizer Werten (Freiheit bzw. nationale Unabhängigkeit, „nationale Selbstbesinnung“³⁷, Demokratie, Föderalismus, Neutralität) und ihrer *Kultur* zu wecken.³⁸

34 Vgl. Der Staatsmann Hitler: Die Phase der nationalen Hitler-Euphorie. In: Kershaw 1999, 151–164.

35 Vgl. Frühe Siege. In: Wildt 2008, 145–157. Vgl. Der Verfall des Hitler Mythos. In: Kershaw, 83–274, 199.

36 Vgl. Tanner 2015.

37 Vgl. Bonjour 1944. In Edgar Bonjours (1898–1991) Gedenkrede zur 500-Jahr-Feier der „Schlacht bei St. Jakob an der Birs“ am 26. August 1944 in Basel werden aus Sicht des Geschichtsprofessors die historischen und zeitgenössischen Wesenszüge des Schweizerischen Selbstverständnisses benannt. Bonjour war von 1935–1968 ord. Professor für Schweizergeschichte und Neuere Allgemeine Geschichte an der Universität Basel. Zu seiner Person vgl. Kreis 2004. Mehr zum Schweizer Selbstverständnis 1933–1945 vgl. Tanner 2015, s. Kap. 15.

Die „geistige Landesverteidigung“, so die These der vorliegenden Untersuchung, weist insbesondere in ihrer kulturellnationalistischen Programmatik Züge einer affirmativen Gefühlspolitik einer schweizerischen ‚Glückskultur‘ auf.³⁹ Dahinter stand die Absicht, nicht nur ein *gemeinschaftsstiftendes*, sondern auch ein *leistungsorientiertes* und *autosuggestives* Zusammengehörigkeits- und Solidaritätsgefühl zu erwecken, auf das sich im Kriegsfall zurückgreifen ließe. Im Sinne einer landesweiten Integrationspolitik verfolgten die Verfasser der sogenannten „Bundesrätlichen Kulturbotschaft“⁴⁰ das Ziel, sich auf überregionale, übersprachliche und vornehmlich christliche (!)⁴¹ Konfessionsgrenzen übergreifende *Kulturwerte* der Schweiz zu verständigen, um eine überparteiliche Konsensfindung zu erwirken. Folglich sollte die „geistige Landesverteidigung“ eine nationalpolitische Integrationsmöglichkeit für alle Gesellschaftsschichten bieten, um alte Klassenkämpfe zu beschwichtigen.⁴²

Am 9. Dezember 1938 wurde die sogenannte „Kulturbotschaft“, federführend von Bundesrat Philipp Etter (1891–1977), programmatisch verkündet.⁴³ Dieser Zeitpunkt war nicht zufällig gewählt: Nachdem Hitler bereits im März 1936 mit der militärischen Wiederbesetzung des Rheinlandes seine expansiven Machtansprüche mittels diplomatischer Schachzüge geltend gemacht hatte, erwirkte der Diktator unter der Parole „Heim ins Reich“ im März 1938 abermals ohne Waffengewalt den „Anschluss“ der „Ostmark“ (Österreich). Im Spätsommer 1938 gelang Hitler die Besetzung des tschechischen „Sudetengebiets“ und er ließ seine Annexion im „Münchener Abkommen“ vom 30. September 1938 international für rechtsgültig erklären. Bis zum Angriff auf Polen am 1. September 1939 gelang Hitler nach seinem völkerrechtswidrigen Einmarsch in Prag auch noch am

38 Zur Identitätskonstruktion der Schweiz als Nation vgl. Marchal und Mattioli 1992.

39 Mehr dazu s. Kap. 15, 16.

40 Vgl. Botschaft des Bundesrats 1938.

41 Zum Antisemitismus in der Schweiz 1900–1945 vgl. Kreis 2008, Kamis-Müller 2000, Altermatt 1999, Kreis u. a. 1998, Mattioli 1998.

42 Vgl. Jorio 2006. Zur Schweiz im Zweiten Weltkrieg vgl. Kreis 2011, insbesondere der sog. „Bergier-Bericht“, der Schlussbericht der „Unabhängigen Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg“, vgl. Unabhängige Expertenkommission 2002 sowie deren Forschungsbände 1–26. Für die vorliegende Arbeit insbesondere der 17. Band zur Schweizer Flüchtlingspolitik, vgl. Unabhängige Expertenkommission 2001. Zur Flüchtlingspolitik im Kontext von Theater und Literatur vgl. Amrein 2013, Schulz 2012, Amrein 2004. S. auch Einleitung, Kap. 2.4.

43 Vgl. u. a. Sarasin 2014. Philipp Etter, SKVP-Politiker (heute: CVP) von 1934 bis 1959 im Bundesrat, Eidgenössisches Departement des Innern, federführend bei der Entwicklung der „geistigen Landesverteidigung“. Seine Haltung: konservativ-katholisch, antisemitisch, von seiner innerschweizerischen Heimat geprägt, vertrat er das Konzept eines christlichen, ständestaatlichen und autoritären Staates. Mehr zur Person vgl. Widmer 2017.

15. März 1939 die Angliederung des litauischen Memelgebiets ins „Großdeutsche Reich“.⁴⁴

Die militärische Bedrohung, die von NS-Deutschland ausging, musste emotionspolitisch in der Schweizer Bevölkerung in eine möglichst hoffnungsfrohe und zuversichtliche Grundstimmung umgelenkt werden. Eine allgemeine Panik aus Angst, das nächste Annexionsopfer zu werden, sollte vermieden werden. Auch in der Schweiz zeigte sich die Kehrseite der affirmativen Gefühlspolitik in ihrer schwer zu kanalisierenden Wirkungsmacht: Neben positiven, konnte sie gerade in rechts-konservativen und nationalistischen Kreisen, unter Nazisympathisant*innen und im anti-demokratischen Umfeld der rechtspopulistischen „Nationalen Front“, auch *negative* Gefühle gegenüber dem demokratischen Staat und deren Politikern hervorrufen (darauf wird in den Kap. 15 und 16 Bezug genommen).⁴⁵

Nachdem im Rückgriff auf den Begriff der affirmativen Gefühlspolitik die *Ambivalenz* einer Politik der ‚Glückskulturen‘ wissenshistorisch kontextualisiert wurde, wird im Folgenden in wissenshistorischem Bezug zur NS-Ideologie und deren Entwurf einer nationalsozialistischen Lebensführung der Wandel lexikalischen Glückswissens aufgezeigt.

7.3 Glückswissen und Lebensführung. Ein lexikalischer Bedeutungswandel

Die nationalsozialistische Ideologie, in welcher die Einzelperson gegenüber dem „Volkkörper“ keinen Wert besaß, war auf „Rasse“ und „Blut“ begründet. Alles Handeln, das zum Erhalt der „arischen Rasse“ diente, war unter der nationalsozialistischen Gesetzgebung gerechtfertigt. Im Umkehrschluss hatte die nationalsozialistische „Rassenideologie“, auf der die NS-Moral beruhte, zur Folge, dass jede Kategorie von „Artfremdem“ oder „Nichtarischem“ potentiell die Lebensführung der „arischen Rasse“ gefährde und daher ohne Rücksicht auf humanistische oder religiöse Ethik gewissenlos vernichtet werden sollte.⁴⁶

Der „Volksgenosse“ sollte, seit der Errichtung des NS-Regimes im Frühjahr 1933, nicht länger in einem individuellen Glücksempfinden aufgehen, wie es der Utilitarismus Jeremy Benthams („Das größte Glück der größten Zahl“) vorsah.

⁴⁴ Vgl. Der Weg in den Krieg. In: Wildt 2008, 134–145.

⁴⁵ Zu rechtsintellektuellen Kreisen in der Schweiz vgl. Gonzague de Reynold. Vordenker, Propagandist und gescheiterter Chef der „Nationalen Revolution“. In: Mattioli 1995, 13–156.

⁴⁶ Zur nationalsozialistischen Rasse und Moral vgl. Bialas 2014, 19–62 und 63–110.

Neben dem individuellen Streben nach „Glück“ wurde der epikureische „Eudämonismus“ als eine „Befriedigung egoistischer Triebe und Lüste [...], ohne Verantwortungsbewusstsein“ gegenüber der „Volksgemeinschaft“, abgetan und im Sinne der nationalsozialistischen Moralvorstellung 1938 in Meyers Lexikoneintrag über „Glück“ als „unsittlich“ bezeichnet.⁴⁷ Dieser wissenshistorische Bedeutungswandel nach 1933, der von *Kontinuitäten* und *Ambivalenzen* geprägt ist, lässt sich anhand des lexikalischen Glückswissens in deutschsprachigen Sprachwörterbüchern und Enzyklopädien untersuchen, wie die folgende Analyse exemplarisch aufzeigen wird.

Warum eignet sich das Medium *Lexikon* besonders für eine wissenshistorische Untersuchung? Worin liegt der Erkenntnisgewinn? Die Untersuchung geht von der Annahme aus, dass Gefühlswissen in wissenschaftlichen, politischen und kulturellen Gesellschaftsbereichen *transnational* zirkulierte und wechselseitig (re-)produziert wurde. Für eine wissenshistorische Untersuchung ist es daher entscheidend, jene Orte und Objekte ausfindig zu machen, mittels derer (Re-)produktionen *von* und Reflexionen *über* Glückswissen *transnational* angestellt wurden. Darüber hinaus gilt es, in einem historischen Vergleich des lexikalischen Glückswissens aus der Zeit *vor* und *nach* 1933 aufzuzeigen, welchen wissenshistorischen *Wandel* es durchlief und welche *Brüche*, *Kontinuitäten* und *Ambivalenzen* dabei zutage traten.

Sprachlexika entstanden im 18. Jahrhundert im Kontext bürgerlicher Emanzipationsprozesse und damit verknüpfter sozialpädagogischer Konzepte einer nationalen Volkserziehung. Als aufklärerisches Bildungsmedium konzipiert, stellt das Lexikon eine wertvolle Quelle dar, welche über das zu einem bestimmten Zeitpunkt festgelegte Wissen Auskunft gibt.⁴⁸ Das Lexikon, ein gesellschaftlicher Informationsproduzent, -transformator und -speicher zugleich, kann aufgrund seiner hohen Auflagenzahl und seiner hegemonial normierend wirkenden Wissensvermittlung als ein Diskursmedium von *transnationalem* Gefühlswissen gelten. Dennoch muss das Lexikon, wie jede andere Textquelle, historisch-kritisch hinterfragt werden. Gerade in Bezug auf die Rezeptionsseite darf bezweifelt werden, dass die beabsichtigte soziale Reichweite dieses Mediums in der Bevölkerung breit wirkte.⁴⁹ Dennoch ist das Lexikon gerade vor dem Hintergrund der propagandistischen Zensurmechanismen in NS-Deutschland eine aufschlussreiche Quelle, über welche sich die hegemonial geführte Zirkulation nationalsozialistischen Glückswissens erschließen lässt.

⁴⁷ Art. Glück 1938.

⁴⁸ Vgl. Haltern 1976, 62.

⁴⁹ Vgl. Frevert 2011, 16 f.

Im Folgenden soll der wissenshistorische Wandel von Glückswissen anhand von *Brockhaus*-Editionen, von *Spamers Konversations-Lexikon* und von *Meyers Lexikon* aufgezeigt und wissenshistorisch kontextualisiert sowie quellenkritisch analysiert werden.

Zu Beginn ihres Lexikoneintrags über „Glück“ in *Meyers Lexikon* von 1938 arbeitet die Lexikonautor*in wesentliche Merkmale lexikalischen Glückswissens heraus:

„**Glück** /(Glückseligkeit), Empfindung des Zustandes der Erfüllung eines Wunsches, Zieles oder einer Aufgabe, urspr. sow. gelingen („es glücke ihm“). Je nach der Haltung des einzelnen oder der weltanschaulichen Bestimmung einer Zeit sind Sinn und Inhalt des G. zw. den Extremen in der menschl. Entwicklung gespannt.[...]“⁵⁰

Brüche, Kontinuitäten und *Ambivalenzen* kennzeichnen, der NS-Lexikonautor*in zufolge, Glückswissen. Es ließe sich *einerseits* entsprechend der individuellen, moralischen Haltung“ eines Menschen, *andererseits* aufgrund einer Staatsräson oder Staatsideologie sowie, je nach dynamisch sich wandelndem historischen Kontext, „zw. den Extremen in der menschl. Entwicklung“ *anders* definieren. Weiter heißt es im Lexikoneintrag:

„[...] Dem materialistisch bestimmten Eudämonismus, der in der Befriedigung egoistischer Triebe und Lüste sein G. empfindet ohne Verantwortungsbewusstsein gegenüber den eigentlichen menschl. Aufgaben, steht der ethische Rigorismus gegenüber, der das G.streben als unsittlich verwirft. Das mit dem G. meist verbundene Aufgehen in Passivität und Gefühl hat von jeher das Misstrauen kämpferischer Menschen gegen die Preisung des G. („Das grösstmögliche G. der grösstmöglichen Zahl!“, wie es z. B. J. Bentham forderte) wachgerufen: Kant kämpfte für die Pflicht gegen das G.; Nietzsche erklärte: ‚Trachte ich denn nach meinem G.? Ich trachte nach meinem Werke‘. Der nordische Mensch sucht daher in seiner Lebensauffassung nicht das wunschlose Glücklichsein, sondern die Freude, um neue Kraft zu seinem Werk zu finden.“⁵¹

In wissenshistorischer Kontinuität zum Dichotomie-Diskurs über „Gefühl“ vs. „Verstand“, wie er exemplarisch bei René Descartes (1596 – 1650) geführt wurde, deutet die Lexikonautor*in das Glückswissen 1938 NS-ideologisch um: Einem „kämpferische[n] Mensch[en]“, wie es das rassistische Ideal eines „nordischen Menschen“ verkörpere, seien „Passivität und Gefühl“ suspekt, folglich auch „Glück“. Den Begriff „Gefühl“ kennzeichnet die Autor*in mit der moralischen Wertung der „Passivität“, den „Verstand“ hingegen mit dem positiv konnotierten

50 Art. Glück 1938.

51 Ebd.

Attribut der „Aktivität“. In Wissenskontinuität zum Moralphilosophen Kant interpretiert die Lexikonautor*in die moralische „Pflicht“ und „menschl. Aufgabe“ eines „nordischen Menschen“ „gegen das G.“ und spricht sich in ihrer ambivalenten Kant-Rezeption *gegen* „Passivität“ und *für* einen *ethisch rigorosen* Aktio-nismus aus. Ähnlich habe auch Friedrich Nietzsche (1844–1900) argumentiert, wenn dieser behauptete, dass der Mensch nach „dem Werke“ trachte, so die Autor*in (darauf wird später im Kapitel nochmals Bezug genommen). Gemäß dem Lexikoneintrag lag das Ziel der nationalsozialistischen Lebensführung nicht im „wunschlose[n] Glücklichein“, sondern in der „Freude, um neue Kraft zu seinem Werk zu finden.“⁵² Entsprechend lautete die nationalsozialistische Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“, so die These der vorliegenden Untersuchung.

Mit Blick auf die Frage nach einer Wissenszirkulation von lexikalischem Glückswissen dient die im englischen Exil entstandene Aufzeichnung des anti-faschistischen Publizisten Sebastian Haffner (1907–1999) *exemplarisch* für eine wissenshistorische Vergleichsanalyse. Haffner äußerte sich 1939, ein Jahr nach der Publikation des Lexikoneintrags, wie folgt über das „Glück“ des „Durchschnittsdeutsche[n]“:

„Ich erwähnte schon [...], dass die Begabung meines Volkes zum persönlichen Leben und persönlichen Glück ohnehin schwächer ausgebildet ist als die anderer Völker. Ich habe später in Frankreich und England [...] nicht ohne Neid beobachtet und nachempfinden gelernt, welche Fülle von unverwelklichem Glück [...] etwa der Franzose aus dem verständigeistreichen Essen und Trinken, dem männlichen Redestreit und der heidnisch-künstlerisch kultivierten Liebe, der Engländer aus seinen Gärten, dem Umgang mit Tieren und seinen vielen kindlich-ernsthaft betriebenen Spielen und Hobbys gewinnt. Der Durchschnittsdeutsche hat nichts Entsprechendes. Nur eine bestimmte Bildungsschicht [...] findet ähnliche Lebensinhalte und Lebensfreuden in Büchern und Musik, eigenem Denken und dem Bilden einer eigenen ‚Weltanschauung‘. [...] treu und etwas sentimental bewahrte und gepflegte wenige Freundschaften, schließlich, nicht zu vergessen, ein inniges und intensives Familienleben – das sind die Lebensgüter- und freuden, die in dieser Schicht zu Hause waren.“⁵³

Haffners Glückswissen ist nicht mit dem lexikalischen Glückswissen in *Meyers* Lexikon kompatibel. Dennoch verweist Haffner auf eine, gemäß der literaturwissenschaftlichen Glücksforschung, *typisch* „deutsche“⁵⁴ Charakterisierung des „Glücks in der Bescheidenung“⁵⁵. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts trat dieses Ge-

52 Vgl. ebd.

53 Haffner 2000, 71.

54 Vgl. Brenner 2002, 251.

55 Tanzer 2011, 53.

fühlswissen als „Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung“⁵⁶, wie in Jean Pauls Erzählung „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wutz in Auenthal. Eine Art Idylle“ (1793) oder in Dramen wie Hermann Sudermanns „Glück im Winkel“ (1896), ambivalent in Erscheinung. 1922 vermerkte der *Brockhaus. Handbuch des Wissens in vier Bänden* dieses spezifische Gefühlswissen als eine Folge der wechselseitigen Wissenszirkulation zwischen Wissenschaft und Praxis in einem separaten Eintrag.⁵⁷

Verallgemeinerungen, wie die Annahme einer deutschen bildungsbürgerlichen Glücksskepsis als Folge einer vernunftorientierten Aufklärung oder die des kleinen privaten „Glücks“ eines „Durchschnittsdeutschen“, greifen unter der Prämisse von sich wandelnden und ambivalenten Wissenskulturen zu kurz. *Spamers Illustriertes Konversations-Lexikon* wies bereits 1893 auf die Möglichkeit eines *individualisierten* Glückskonzepts hin:

„Glück ist zunächst derjenige Seelenzustand, in welchem wir uns zufrieden, d.h. unser Dasein in Übereinstimmung mit unserem Zwecke finden. Je nachdem nun der Zweck des Daseins in den Besitz geistiger oder sittlicher oder materieller Güter gesetzt wird, ist diese Glücksempfindung oder Glückseligkeit bei verschiedenen Menschen verschieden.“⁵⁸

Die Vorstellung eines persönlichen „Glücks“ „im Besitz geistiger“, „sittlicher“ und „materieller“ Güter, wie sie an der Schwelle zum 20. Jahrhundert in *Spamers Lexikon* formuliert (und bereits von Aristoteles beschrieben wurde), sollte kennzeichnend für das *individuelle* Glücksstreben der Moderne werden.⁵⁹

1926 stellte *Meyers Lexikon*-Ausgabe das „Subjekt“ ins Zentrum der Begriffsbestimmung:

„Glück, im objektiven Sinn eine Lebenslage, im subjektiven ein Gemütszustand. Im erstern [sic] Sinne bezeichnet es den Besitz eines an sich wünschenswerten Gutes (Gesundheit, Reichtum usw.), dessen Erlangung weder gewiß [sic], noch auch nur (für den Betreffenden) bes. wahrscheinlich war; im letztern [sic] Sinne das aus jenem Besitz entspringende Lustgefühl, dann überhaupt den Zustand vollkommener innerer Befriedigung (Glückseligkeit⁶⁰, s.d.).“⁶¹

⁵⁶ Paul 1963, 258. Vgl. Tanzer 2011, 53.

⁵⁷ Art. „Glück im Winkel, Das, sprichwörtlich gewordener Titel eines Schauspiels von Hermann Sudermann (1896)“ Vgl. Art. Glück im Winkel 1922. Diese Ausgabe enthält keinen Einzeleintrag zu „Glück“.

⁵⁸ Art. Glück 1893.

⁵⁹ Zur individualisierten Glückssuche in der Moderne vgl. u. a. Duttweiler 2007, Kleiner 2014, Eitler 2015.

⁶⁰ „Glückseligkeit (griech. Eudämonie), der Zustand des sinnlich-vernünftigen Wesens, in dem es nicht nur seine Bedürfnisse, sondern auch seine Wünsche befriedigt sieht, oder (nach Kant),

Mit einer zunehmenden, populärwissenschaftlichen Einflussnahme der Mediziner*innen, Neurolog*innen, Psycholog*innen und Psychiater*innen verfestigte sich seit 1900 die naturwissenschaftliche Lehrmeinung, dass sich Gefühle nicht länger als „eigenständige Kraft“ im Dreieck zwischen Körper – Seele – Geist verorten ließen, sondern Teil des Körpers seien. Mit dieser „Somatisierung der Gefühle“ ging auch eine „Psychiatisierung der Gefühle“ einher,⁶² deren Einfluss das Vokabular des Lexikonartikels abbildet: Der Eintrag legt nahe, zwischen einer aus der Außenperspektive zu beurteilenden „Lebenslage“ und einer *psychologischen* Innenperspektive, vom Standpunkt des „Gemütszustands“ eines Individuums aus, zu unterscheiden. Auffällig ist, dass auf eine moralische Wertung zwischen dem „Besitz an sich wünschenswerte[m] Gute[m]“ und dem „aus jenem Besitz entspringende[n] Lustgefühl“ verzichtet wurde. Im Vergleich dazu wird in dieser Lexikondefinition jedoch expliziter als in den bisherigen Artikeln auf die (Un-)Wahrscheinlichkeit eines Glückserlangens und auf den Faktor Zeit eingegangen. So verweist die unbekannte Autor*in auf das Streben nach einem „Glück“, dessen Erreichen womöglich nie realisiert werden kann. Die Ungewissheit und Unsicherheit über die Realisierbarkeit der persönlichen Wünsche ist kennzeichnend für das zeittypische Konzept der „Krise“ des selbstbestimmten Individuums in der Moderne.⁶³

Vor diesem wissenshistorischen Hintergrund schrieb der Psychoanalytiker Sigmund Freud 1931 über das „Unbehagen der Kultur“ (Originaltitel: „Das Unglück in der Kultur“⁶⁴), dass, obschon die Menschen „als Zweck“⁶⁵ ihres Lebens nach einem „Glück“ strebten, „[...] die Absicht, daß der Mensch ‚glücklich‘ [werde] [...] im Plan der ‚Schöpfung‘ nicht enthalten [sei]. Was man im strengsten Sinne Glück heißt, entspringt der eher plötzlichen Befriedigung hoch aufgetauter Bedürfnisse und ist seiner Natur nach nur als episodisches Phänomen möglich.“⁶⁶ Vor dem Hintergrund seiner psychoanalytischen Theorie des Lustprinzips bzw.

dem es, im Ganzen seiner Existenz, alles nach Wunsch und Willen geht‘. Vgl. Eudämonismus.“ Vgl. Art. Glückseligkeit 1926. „Eudämonismus (griech. „Glückseligkeitslehre“), in der Ethik die Richtung, die das Glück im Sinne des persönlichen körperlichen und seelischen Wohlbefindens als Ziel des sittlichen Strebens bezeichnet. Eine Abart des E. ist der Utilitarismus (s.d.)“, vgl. Art. Eudämonismus 1926.

61 Art. Glück 1926.

62 Vgl. Hitzer 2011. Neurosen, Psychosen und gefühllose Zeiten: 1880 – 1930. In: Frevert 2011, 125 – 142, 135. Zum Verhältnis zwischen Wissenschaften und Emotionen, 1880 – 1930, vgl. Jensen und Morat 2008.

63 Vgl. Freiheit und Glück im Streit um den ‚neuen Menschen‘. In: Thomä 2003, 33 – 58.

64 Vgl. Nachwort der Hrsg. In: Freud 2010, 135.

65 Freud 2010, 20. Zur Psychoanalyse und „Glück“, vgl. Vollmann 2011, 278 – 281.

66 Freud 2010, 21.

der „individuellen Libidoökonomie“⁶⁷ als „Methode zur Leidverhütung“⁶⁸ definiert Freud „Glück“ als „das Erleben starker Lustgefühle“.⁶⁹ Damit legt Freud den Fokus in erster Linie auf ein „Glück“ in der „Triebbefriedigung“⁷⁰. Für den Psychoanalytiker besteht die Möglichkeit, ein „episodisches“ „Glück“, nicht aber ein „Glück“ von Dauer, zu erlangen: „Somit sind unsere Glücksmöglichkeiten schon durch unsere Konstitution beschränkt“, schlussfolgert Freud.⁷¹

In Meyers Lexikon von 1938 wird schließlich der historische Bedeutungswandel offensichtlich, den das ambivalente Glückswissen der Moderne spätestens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert erfahren hatte und durch die Zäsur von 1933 aufs Neue durchlief: 1. Die abschätzige Bewertung des Eudämonismus, 2. die positive Beurteilung eines ethischen Rigorismus, 3. die Verurteilung des Utilitarismus (mit dem Verweis auf Jeremy Bentham), 4. die wissenshistorische Umdeutung der Glücksbegriffe bei Kant und 5. bei Nietzsche sowie 6. die Schlussfolgerung der Lexikonautor*in zur Bedeutung und Funktion von „Glück“ für eine nationalsozialistische Lebensführung.

Zum Selbstverständnis der Moderne gehört das Wissen um eine Traditionslinie innerhalb der politischen Philosophie, die auf der Ebene des *Individuums* mit dem Dualismus zwischen autonomer *Selbstbestimmung* und biologischem *Selbsterhalt* und auf der Ebene des *Staates* mit dem Antagonismus zwischen *Wohlfahrtsstaat* und *Liberalismus* um eine Lösung dieser Unvereinbarkeiten ringt.⁷² Im Utilitarismus liegt die Antwort auf dieses scheinbar anthropologische Dilemma im Glückswissen um eine „Bedürfnisbefriedigung“: „Unabhängig davon“, schreibt der Philosoph Thomä, „ob die Bedürfnisse auf natürliche Vorgaben oder auf eigens ausgedachte Wünsche zurückgehen, wird eine passive (das Bedürfnis verspürende) und eine aktive (das Ziel anstrebende) Seite unterschieden.“⁷³ Der Lexikonartikel von 1938 wirft den Utilitarist*innen ein angebliches „Aufgehen in Passivität und Gefühl“ vor. Die Kritik an der „Passivität“ der Leidenschaften, den *passions*, im Gegensatz zur „Aktivität“ des Geistes oder des Intellekts, wurde insbesondere durch *Descartes* vertreten (wie bereits erwähnt), der den Dualismus zwischen „Körper“ und „Geist“ bzw. zwischen „Gefühl“ und „Verstand“ betonte. Anstelle von *Leidenschaften* benannte Bentham in seinem Utilitarismus-Konzept eine Anzahl von apriorischen *Bedürfnissen* („hedonic cal-

67 Zu Freud und „Glück“, vgl. Thomä 2003, 54 f.

68 Freud 2010, 22.

69 Ebd., 20.

70 Ebd., 24.

71 Ebd., 21. Zur hist. Soziologie und „Glück“ vgl. Bellebaum 1997, Illouz 2009, Bosch 2012.

72 Vgl. Thomä 2003, 131–142.

73 Ebd., 144.

culi“), an denen sich ein „Glück“ *messen* ließe.⁷⁴ Der Lexikoneintrag von 1938 macht unmissverständlich deutlich, dass die NS-Ideologie *nicht* die Absicht hegte, ein individuelles Glücksbestreben zu befriedigen.

Der Lexikoneintrag zu „Staat“ im „Große[n] Brockhaus“ von 1934 zeigt, dass die Redaktion in ihrer Begriffserläuterung davon absah näher darauf einzugehen, dass es in wissenshistorischer Kontinuität zur Aufklärung zu den Staatsaufgaben gehörte, einen „freien Staatsbürger“ zur autonomen Selbstbestimmung im Sinne des moralisch-tugendhaften Vernunftprinzips nach Kant zu erziehen: „Er [der Staat] erzieht nicht mehr zum ‚freien Staatsbürger‘, sondern kennt nur eine Erziehung zu Volk und Staat und stellt die Jugend bewußt in die Bindungen an Volk und Staat.“⁷⁵ Hatte die 15. Auflage⁷⁶ je einen neuen Eintrag zum „Bürgertum“ (Bd. 3, 1929)⁷⁷ und zur „Gesellschaft“ (1 Bd. 7, 1930)⁷⁸ enthalten, in welchen auf verschiedene Gesellschafts- und Staatstheorien (Marxismus, Liberalismus, Universalismus etc.) hingewiesen und im Sinne der Soziologie (einer damals jungen Wissenschaftsdisziplin) auf *soziale* Gesellschaftsbedingungen eingegangen wurde, legte der 1934 erschienene Artikel zu „Staat“ eine eindeutig normative Wertung nahe: Die faschistische und nationalsozialistische Diktatur wurde unmissverständlich dem Liberalismus und der Demokratie gegenübergestellt. Der Nationalsozialismus zog eine „Erziehung zu Volk und Staat“ im Konzept eines „deutschen“ „Volkskörpers“ vor.

Daran anknüpfend zeigt der Vergleich der Kant-Rezeptionen in den Ausgaben von Meyers Lexikon von 1926 und 1938, wie sich der innert rund 12 Jahren vollzogene Bedeutungswandel von Glückswissen manifestieren konnte. In Meyers Lexikoneintrag zur „Glückseligkeit“ von 1926 heißt es:

74 Bentham: „An Introduction to the Principles of Morals and Legislation“, [1780/1789]. In: John Stuart Mill. 1979. Utilitarianism. On Liberty. Essay on Bentham. New York: Scarborough, 33–77, zit. nach Thomä 2003, 147. Benthams Theorie übte auf die britischen Sozialreformer des frühen 19. Jahrhunderts großen Einfluss aus, die in der Sicherstellung der gesellschaftlichen Bedürfnisbefriedigung ein zentrales Ziel sahen. In Romanen wie Jewgeni Samjatins „Wir“ (1924), Aldous Huxleys „Brave New World“ (1932) oder George Orwells „1984“ (1949) wurde das staatlich verordnete Glücksversprechen kritisch thematisiert. Ein prominentes Beispiel des U. ist die Formel des *pursuit of happiness* in der Amerikanischen Unabhängigkeitserklärung (1776). Aktuelle ökonomische Glücksforscher wie Richard Layard (Happiness-Index) verhelfen dem U. seit den 1990er Jahren zu neuer wirtschaftspolitischer Bedeutung.

75 Art. Staat 1934. Für den Passagenhinweis vgl. Haltern 1976, 90.

76 Die neuaufgelegten Bände des Großen Brockhaus erschienen als 15. Auflage zwischen 1928 und 1935, also gegen Ende der Weimarer Republik (1918–1933) und zu Beginn der NS-Zeit. Vgl. Haltern 1976, 90.

77 Art. Bürgertum 1929.

78 Art. Gesellschaft 1930.

„Glückseligkeit (griech. Eudämonie), der Zustand des sinnlich-vernünftigen Wesens, in dem es nicht nur seine Bedürfnisse, sondern auch seine Wünsche befriedigt sieht, oder (nach Kant) ‚dem es, im Ganzen seiner Existenz, alles nach Wunsch und Willen geht‘. Vgl. Eudämonismus.“⁷⁹

Die lexikalische NS-Rezeption Kants von 1938, wonach der Philosoph „für die Pflicht gegen das Glück“ kämpfe, greift, mit Blick auf das obige Zitat („dem es, im Ganzen seiner Existenz, alles nach Wunsch und Willen geht“), zu kurz. Kant lehnte zwar einen teleologischen Eudämonismus ab, jedoch nicht das tugendhafte Handeln als eine Quelle von „Glück“ über dessen Gelingen.⁸⁰ Dennoch plädiert der Lexikoneintrag von 1938, mit Bezug auf Kant (und Nietzsche), ausschließlich für *Aktivität* statt einer *Passivität*, für das *Handeln* statt des *Fühlens* und betont dabei die Wichtigkeit der Erschaffung eines *Werks*.

Doch auch hier muss differenziert werden. Nietzsche wurde aus unterschiedlichen Gründen für die nationalsozialistische Ideologie instrumentalisiert: Zunächst galt Nietzsche als einer der schärfsten Kritiker des Utilitarismus: „Der Mensch strebt *nicht* nach dem Glück; nur der Engländer thut das“⁸¹, lautet Nietzsches berühmt gewordener Ausspruch, der eindeutig auf den britischen Utilitarismus abzielte. Die Utilitarist*innen bezeichnet Nietzsche als eine „mittelmässige Art Mensch“ und die „Wohlfahrt“ als „Brechmittel“.⁸² Nietzsche umschreibt in „Also sprach Zarathustra“ (von wo der Lexikonartikel von 1938 das Zitat „Trachte ich [...]“ entnommen hat) all jene Menschen, die nach „Glück“ strebten, als „letzte Menschen“ und rühmt im Gegensatz dazu den „Übermenschen“.⁸³ Die wissenshistorische Kontinuität der NS-„Rassenlehre“ mit seiner Vorstellung von einem hegemonialen, „kämpferischen“ Ariertypus (dem „nordischen Mensch[en]“, wie es im Artikel heißt) wird in der Nietzsche-Rezeption des Lexikonartikels von 1938 deutlich. Doch wie begründete Nietzsche seine Haltung?

„Ob Hedonismus [...] ob Utilitarismus, ob Eudämonismus: alle diese Denkweisen, welche nach Lust und Leid, das heisst nach Begleitzuständen und Nebensachen den Werth der Dinge messen, das sind [...] Naivitäten, auf welche ein Jeder, der sich *gestaltender* Kräfte und eines Künstler-Gewissens bewusst ist, nicht ohne Spott (...) herabblicken wird. [...] Wohlbefinden, wie ihr es versteht – das ist ja kein Ziel, das scheint uns ein *Ende!*“⁸⁴

⁷⁹ Eudämonismus Art. Glückseligkeit 1926

⁸⁰ Zum moralischen Glücksbegriff in der Kantischen Ethik vgl. Mitscherlich-Schönherr 2011.

⁸¹ Nietzsche 1988, 61. Für den Passagenhinweis vgl. Thomä 2003, 169.

⁸² Nietzsche, Bd. 5, 164 f

⁸³ Ebd., Bd. 4, 19 f.

⁸⁴ Ebd., Bd. 5, 160 f.

Wissenshistorisch betrachtet dient das Nietzsche-Zitat in Meyers Lexikon zur Legitimation eines *Handelns*, bei welchem (individuelles) „Glück“ folglich kein Lebensziel darstelle.⁸⁵

Mit den Ausdifferenzierungen der Wissenschaftsbereiche im Verlauf des 19. Jahrhunderts, die mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Objektivierung einhergingen, waren beispielsweise die Herausgeber*innen des „Großen Brockhaus“ darauf bedacht, *normative* Wertungen in den Lexikonartikeln längerfristig zu *vermeiden*. Stattdessen sollte sich die Autorenschaft an den aktuellen, wissenschaftlichen Publikationen des jeweiligen Themengebiets orientieren. Diese Errungenschaft fand mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Frühjahr 1933 ein jähes Ende. Die Ideologie der NS-Diktatur schlug sich offenkundig in der Deutungshoheit der Lexikoneinträge nieder.⁸⁶ Die Untersuchung hat aufgezeigt, wie sich der Wandel lexikalischen Glückswissens im wissenshistorischen Vergleich unterschiedlicher Editionen untersuchen lässt. Darüber hinaus hat die Untersuchung die wissenshistorische Beziehung zwischen lexikalischem Glückswissen und der NS-Moral „Kraft durch Freude“ *exemplarisch* beleuchtet. An diese wissenshistorische Erkenntnisse knüpft das nächste Kapitel an.

7.4 „Glück“ oder „Pflicht“? NS-Arbeitsmoral in der nationalsozialistischen Lebensführung

Der Lebensentwurf eines „arischen“ „Volksgenossen“ sollte der „Lebensführung des nationalsozialistischen Deutschland [sic]“ entsprechen, schrieb Prof. Dr. Walter Groß (1904–1945), Leiter des „Rassenpolitischen Amtes der NSDAP“ in seinem Aufsatz zur „Nationalsozialistische[n] Lebensführung“.⁸⁷ Die totalitäre „politische Neuordnung seines Lebensraumes“ sah vor, nicht nur die „Haltung und Lebensführung des Volkes“, sondern auch jene „seiner einzelnen Glieder“ zu erfassen.⁸⁸ Die individuelle Lebensführung jedes „Einzelnen“⁸⁹ und das Bewusstsein eines psychologischen „Ich[s]“ sollte nicht länger nach einem individuellen Streben nach „Glück“ gestaltet werden, wie es zahlreiche Glücksratgeber ihrer Leserschaft seit der Jahrhundertwende rieten.⁹⁰

⁸⁵ Die aktuelle Nietzsche-Rezeption betont Nietzsches *ambivalente* Haltung zu „Glück“, vgl. Thomä 2003, 182. Zur Nietzsche-Rezeption in exemplarischen Ratgebern s. Kap. 10.1.

⁸⁶ Vgl. Haltern 1976, 62.

⁸⁷ Vgl. Groß 1942, 59. Mehr zu Groß vgl. u. a. Uhle 1999, Uhle 2017.

⁸⁸ Vgl. Groß 1942, 59.

⁸⁹ Ebd., 59.

⁹⁰ Vgl. Kleiner und Suter 2015.

Mit Blick auf den II. Hauptteil lautet, ausgehend von Groß' Definition einer „nationalsozialistischen Lebensführung“, eine zentrale These der vorliegenden Untersuchung: Die nationalsozialistischen Ratgeberautor*innen leiteten ihre Lektorschaft zu einer *leistungsorientierten* Lebensführung im Rahmen einer affirmativen Gefühlspolitik an, die eine „Entfaltung und möglichst vollkommene Ausbildung der Persönlichkeit“ im Sinne der „rassenhygienischen“ Moralvorstellung vorsah.⁹¹ Diese scheinbar individualisierte, aber dennoch totalitäre Persönlichkeitskultur hatte zum Ziel, das „nationalsozialistische Leben“ als „Dienst des Einzelnen an der Gemeinschaft“ zu entwerfen.⁹² Aus diesem teleologischen Lebenskonzept sollte jede „Volksgenossin“ „eigene[...] Kräfte“ entfalten und „Bewußtsein“ sowie „Freude“ schöpfen, als „Voraussetzung des vollen Einsatzes und höchsten Wertes für die Gemeinschaft des Volkes“.⁹³

Groß definierte die wesentlichen Merkmale der „nationalsozialistischen Lebensführung“ im Sinne einer leistungsorientierten, „rassenhygienischen“ Gefühlkultur aus moralischer *Überzeugung* und emotionspolitischer *Empfindung* in Ambivalenz zwischen „Glück und Pflicht“:

„Wie die Weltanschauung des Nationalsozialismus, so ruht auch ihre praktische Verwirklichung in der Lebensführung der deutschen Menschen auf zwei tragenden Säulen: Die Entfaltung und möglichst vollkommene Ausbildung der Persönlichkeit und der Dienst des Einzelnen an der Gemeinschaft sind die beiden Pole, zwischen denen die fruchtbare Spannung nationalsozialistischen Lebens in Deutschland entsteht. [...] Umgekehrt aber verleiht erst dieser Dienst am Ganzen dem eigenen Ich und seiner Entwicklung den letzten Adel und den tiefsten Sinn. Persönlichkeit und Gemeinschaft, in einer kranken Zeit zu Gegensätzen entwickelt, sind für uns ein voller, tönender Akkord, in dem die Einzelsaiten unseres Lebens zusammenklingen. [...] Niemals aber kann von echtem Nationalsozialismus in Haltung und Gestaltung des Lebens die Rede sein, wo nicht der Wunsch nach der eigenen Familie und der großen Zahl eigener Kinder und das Bewußtsein von Glück und Pflicht zugleich vorhanden sind, die im Kinderreichtum des Volkes liegen.“⁹⁴

Das individuelle Glücksstreben erreichte aus Sicht der NS-Ideologen seinen Höhepunkt in der als „Krise“⁹⁵ gedeuteten Weimarer Republik. Um dem entgegenzuwirken, sollte der „Volksgenosse“ als „neuer Mensch“ in die „arische Volksgemeinschaft“⁹⁶ eingebunden werden. *Vordergründig* würde er erst in diesem

⁹¹ Vgl. Groß 1942, 59.

⁹² Vgl. ebd.

⁹³ Vgl. ebd.

⁹⁴ Ebd.

⁹⁵ Zum Krisendiskurs in der Weimarer Republik vgl. Eitz 2015, Eitz und Engelhardt 2015. Zum Krisendiskurs im Kontext der Ratgeberliteratur vgl. Peeters 2021.

⁹⁶ Zur „Volksgemeinschaft“ vgl. Wildt 2007a, Reinicke u. a. 2014, Steber und Gotto 2014.

Verbund die wahre „Freiheit“ erlangen und sein „Glück“ finden, in dem er im Sinne der NS-Arbeitsideologie „Kraft durch Freude“ erlange.

Hintergründig bezweckten die explizit *emotionspolitisch* formulierten Propagandaabsichten die Stabilisierung des neuen Regimes.⁹⁷ Zahlreiche über den NS-Jahreskalender verteilte Kulturveranstaltungen (s. Kap. 13, 15, 16) wurden zur Veranschaulichung der vermeintlich realisierten Politik einer „rassenideologischen“ Gefühlskultur instrumentalisiert. Organisiert wurden diese Anlässe vielerorts von der Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ und waren häufig von Feierlichkeiten wie Jubiläen, Preisverleihungen und Ehrungen umrahmt. „Mit kulturellen Veranstaltungen wollten sie [die Nazis] die Lebensfreude der Menschen erhöhen und sie zudem glauben machen, dass sich die Wirklichkeit verändere“, so der Historiker Peter Reichel.⁹⁸

„NS-Rassenideologen“ wie Walter Groß betonten dabei die „Vielfältigkeit und Unterschiedlichkeit der Einzelmenschen“ im erwachten „Bewußtsein“ über das „unerbitterliche Gesetz der Erblichkeit“. Groß bewarb eine scheinbar *individuell* ausgerichtete Entfaltungsmöglichkeit der „Persönlichkeiten“ jeder/s „Einzelnen“. Dabei versuchte er seinen „rassenhygienischen“ Utopiegedanken eines heranzuzüchtenden „reinrassigen“ „Volkskörpers“, dem ein „genormter Massentypus Mensch“ und die *charakterologische Normierung* „völkischer“ „Anlagen und Fähigkeiten in der Gemeinschaft des Volkes“ zugrunde lag, propagandistisch zu verschleiern:

„Darum kann nationalsozialistische Lebensführung nicht dem falschen Trugbild oder Gleichmacherei und verbindlicher Normen für Alle dienen. Nicht ein langweiliges Modeideal, nicht ein genormter Massentypus Mensch ist ihr Ziel, sondern die Mannigfaltigkeit eigenartiger, nach ihrer jeweiligen Anlage entwickelter und ausgebildeter Persönlichkeiten, deren Vielfalt und gegenseitige Ergänzung den Einzelnen erhöht, dem Volke aber erst seine geschichtliche Kraft und Schönheit verleiht.“⁹⁹

In Kapitel 8 wird weiterführend darauf Bezug genommen, inwiefern lexikalisches Glückswissen für den Entwurf einer nationalsozialistischen Lebensführung als eine affirmative Gefühlskultur einer wissenschaftshistorisch *ambivalenten* Dichotomie aus ‚Gefühl‘ und ‚Verstand‘ Anwendung fand.

⁹⁷ Zur Weimarer Republik um 1930 vgl. Ehrlich und John 1998a. Zu (Dis-)Kontinuitäten im Nationalsozialismus vgl. Kundrus und Steinbacher 2013.

⁹⁸ Reichel 2006, 310.

⁹⁹ Groß 1942, 60.

II. Hauptteil: **Politik der ‚Glückskulturen‘ in der Ratgeberliteratur und Arbeitspsychologie**

Im II. Hauptteil soll die Politik von ‚Glückskulturen‘ in zwei sich thematisch überschneidenden Untersuchungsfeldern analysiert werden: *einerseits* im Kontext der deutschsprachigen Glücksratgeberliteratur, *andererseits* im Kontext der Arbeitspsychologie.

8 Glückswissen in der Ratgeberliteratur

8.1 Glückswissen als Psychowissen. Ein methodischer Zugang

Die vorliegende Untersuchung geht von der Annahme aus, dass die Lehrsätze, welche die Glücksratgeber*innen an ihre Leserschaft weitergaben, als soziale Praktiken von Glückswissen historisch untersucht werden können. Was ist damit gemeint? In Anlehnung an die Forschung von Stefan Senne und Alexander Hesse fallen unter den Sammelbegriff *Ratgeber* „alle Formen lebensweltlicher Problematisierung, [...] von Gesundheit bis Partnerschaft“¹, welche Wissensanleitungen über „Glück“ und dessen Trabanten (Freude, Frohsinn, Euphorie etc.) enthalten. An diese Form der Wissensgenerierung von Glückswissen und dessen Verbreitung sind gesellschaftspolitische Visionen geknüpft, die Uffa Jensen und Maik Tändler mit dem Begriff des „Psychowissens“ beschreiben. Damit sind gemeint:

„[...] all jene Wissensbestände, die eine säkulare Beschreibung und Erklärung des ‚seelischen Apparats‘² von Individuen, ihrem psychischen ‚Innenleben‘ und ihren Verhaltensdeterminanten bereitstellen und dies mit praktischen Anweisungen zur Erkenntnis, Behandlung, Modellierung, Regulierung oder Befreiung dieses Selbst verbinden.“³

Dieser wissenshistorische Zugang bietet eine Möglichkeit, transnationale Wissenszirkulationsnetzwerke in historischer Beziehung zueinander zu untersuchen und die komplexen Verflechtungen „zwischen (Wissen)schaft, außerwissenschaftlicher Öffentlichkeit und gesellschaftlicher wie individueller Aneignung und Nutzbarmachung psychologischen Wissens“ in den Blick zu nehmen.⁴

Darüber hinaus verhindert dieser breite Wissensbegriff künstliche Grenzen in einer transnational begriffenen Wissensgeschichte zu ziehen. Aus dieser wissenshistorischen Perspektive wird in der Untersuchung gefragt, auf welche Vorstellungen, Versprechen, Begrifflichkeiten, Narrative und Metaphern von „Glück“ in den Ratgebern Bezug genommen wurde. Wer schrieb die Ratgeber? Wer war das Zielpublikum? Welche Praktiken wurden empfohlen? Welche Beispiele, Szenarien und Objekte wurden für die Anleitung verwendet? Ein kurzer Überblick über die Geschichte der Ratgeberpraktik soll als Grundlage für die anschließende Untersuchung dienen.

1 Vgl. Senne und Hesse 2019, 29.

2 Eine kritische Darstellung zum zeitgenössischen Diskurs über die „Errettung der modernen Seele“ vgl. u. a. Illouz 2009.

3 Tändler und Jensen 2012, 10.

4 Vgl. ebd.

8.2 Zur Geschichte der Ratgeberpraktik

Das Spektrum der Wissensräume von deutschsprachigen Ratgebern war vom 18. bis ins 19. Jahrhundert geschlechter-, alters- und länderübergreifend und reichte von Etiketten- und Benimmbüchern, religiösen und okkultistischen Seelsorgebüchern, pädagogischen Erziehungsratgebern für Kinder und Jugendliche,⁵ Anleitungen zur sexuellen Aufklärung und Körperpflege bis hin zur medizinischen Heim- und landwirtschaftlichen Hofversorgung. Sie stellten eine erste Annäherung an eine psychologische Beratung und eine therapeutische Anleitung dar.⁶

Diese Symbiose aus psychologischer Wissensgenerierung und Wissenstransfer erfuhr zu Beginn des 20. Jahrhunderts, insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg, einen Popularitätsschub. Die Verbreitung von „Psycho-Wissen“ in Form von Anleitungen für eine verbesserte „Lebensführung“⁷ vollzog sich transnational vor dem Hintergrund der sich verändernden modernen Lebens- und Berufsumstände, den Dynamiken des Wirtschaftskapitalismus und den Verwissenschaftlichungsprozessen in unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen.⁸ Die Therapeut*innen gaben den Ratsuchenden „Lebentechniken“ an die Hand, welche die Anpassung eines psychologisierten „Selbsts“ an die moderne Lebensweise versprachen.⁹ Das „Selbst“ wurde im Kontext dieser Therapeutisierungspraktiken als beratungs- und therapiefähig erklärt.¹⁰ Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere seit den 1970er Jahren, spricht die Forschung von

5 Zur Kinder- und Jugendratgeberliteratur vgl. u. a. Frevert u. a. 2014.

6 Einige Beispiele: Hoffmann, Friedrich. 1718. *Herrn Friedrich Hoffmanns, Weitberühmten Medici. Gründliche Anweisung wie ein Mensch. Seine Gesundheit erhalten, und sich von schweren Krankheiten befreien kann.* 4., 5. und 6. Theil, Halle/Frankckfurt, Leipzig: Renger (Regnerische Buchhandlung); Frölich, Anton. 1802. *Lehre über die erste Grundlage des menschlichen Glücks durch physische Erziehung und Bildung.* Von Anton Frölich, der Arzneywissenschaft Doktor und wirklichen Mitglied der medizinischen Fakultät, Wien: Anton Pilcher; Knigge, Adolph Freyherr 1807. *Die Kunst mit Menschen umzugehen.* 3 Bände in 1 Band (Komplett), Hannover: o.V.

7 Mehr zur „Lebensführung“ vgl. Schwenk 1996. Mehr zu Weber vgl. Müller 2014.

8 Zum Einfluss des Psychowissens nach dem Ersten Weltkrieg in den USA, GB, F und Indien vgl. u. a. Lasch 1979, Herman 1995, Furedi 2003, Rieff 2007, Illouz 2009, Jensen 2011, Jensen 2019. Zum breiten gesellschaftlichen Einfluss liegen erst Einzeluntersuchungen vor, eine Gesamtübersicht ist noch ausstehend, vgl. u. a. Mahlmann 1991, Kleiner und Suter 2015.

9 Zu „Lebentechniken“ im Kontext von Herrschaftsdiskursen, „Selbsttechnologien“ und Selbstführung, bzw. -disziplinierung, vgl. insbesondere Foucault 1989, Foucault 2009, Foucault 2014, Foucault 2017. Vgl. auch Eitler und Eberfeld 2015.

10 Vgl. Jensen 2011, 38 ff. Zur Glücksratgeberwissenschaft nach 1945 vgl. u. a. Kleiner und Suter 2018.

einem regelrechten „Psychoboom“ in der amerikanischen und europäischen Beratungspraktik.¹¹

Vor dem Hintergrund des aktuellen Forschungsstands stellt sich die Frage, welche Bedeutung die individualtherapeutische Konstitution des „Selbst“ nach dem Ersten Weltkrieg für das Glückswissen in der deutschsprachigen Ratgeberliteratur während der Weimarer Republik und in dem noch kaum untersuchten Zeitraum von 1933 bis 1945 in NS-Deutschland hatte.¹² Dazu ist es wichtig danach zu fragen, um welche Form von diskursiver Wissenskommunikation es sich bei der Untersuchung von Glücksratgebern handelt.

Die Ratgeberkommunikation kann als eine komplexe, wechselseitige und dynamische Wissenspraktik aufgefasst werden. Die Beratung als eine interaktive Kommunikationspraxis zwischen einem Ratsuchenden und einem Ratgebenden entwickelte sich ab den 1750er Jahren.¹³ Die Ratgeberautor*in konzipiert eine stille Zuhörerschaft beim Verfassen ihrer Lehrsätze. Die Autor*in entwirft auf der Grundlage einer (auto-)biografisch erfolgreichen Glücksgeschichte einen fiktiven Dialog mit den Ratsuchenden. In der Praxis blieb es den Rezipient*innen freilich selbst überlassen, ob sie das Beratungswissen über „Glück“ und „Erfolg“ in ihren individuell ausgeführten Ratgeberpraktiken anwandten, verwarfen, abänderten oder weiterempfahlen.¹⁴ Dieser Umstand stellt die historische Forschung vor methodische Herausforderungen. Die Auflagenzahl und die Rezension eines Ratgebers können jedoch darüber Auskunft geben, wie oft ein Werk in der Gesellschaft rezipiert und inwieweit das Glückswissen eines Ratgebers zirkulierte und darüber verhandelt wurde.

Glücksratgeber gewannen im deutschsprachigen Raum seit 1900 an Popularität. Die als Expert*innen auftretenden Autor*innen gaben mit Hilfe alltagsnaher Sprache und scheinbar authentischer Erfahrungsberichte praktische Anleitungen für ein „glücklicheres“ Leben.¹⁵ Dabei griffen sie vermehrt auf Glückswissen aus der Arbeitspsychologie zurück. Auf welche Weise? Die Verfasser*innen von Ratgeberbüchern traten oft in einer *Doppelrolle* als Arbeitspsy-

11 Zum „Psychoboom“ vgl. Tändler 2016. Zur Glücksratgeberwissenspraktik nach 1945 vgl. u. a. Duttweiler 2007, Kleiner 2014, Kleiner 2016.

12 Wenige Einzelstudien liegen vor, eine Gesamtübersicht ist noch ausstehend, vgl. u. a. Zur Ratgeberliteratur in der NS-Zeit Höffer-Mehlmer 2003, 182–210, Seegers 2015, Senne und Hesse 2019, Seegers 2019.

13 Vgl. Messerli 2010, 31.

14 Vgl. ebd.

15 Zur Popularität von Erfolgs- und Glücksratgebern seit 1900 vgl. Konzepte von Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur (1900–1940). Eine Einleitung. In: Kleiner und Suter 2015, 9–40. Rezension vgl. Haffter 2017. Ferner vgl. zur Entwicklung der Ratgeberliteratur während der Weimarer Republik Höffer-Mehlmer 2003, 182–210.

cholog*innen und Ratgeberautor*innen auf. Sie gaben ambivalent verfasste Antworten auf komplexe Problemstellungen. Diese *universellen* Fragen über „Glück“ und „Erfolg“ entsprangen einer *transnationalen* Wissenszirkulation. Sie beschäftigten die Menschen in der Zeit des Wilhelminischen Kaiserreichs, der Weimarer Republik und der NS-Diktatur.

Der Fokus der folgenden Forschungsfragen liegt auf dem Untersuchungszeitraum 1933–1945:

1. Welchen Wandel durchlief Glückswissen in der Ratgeberliteratur? Welche Wissensbestände wurden nach 1933 umgedeutet, hinzugefügt oder verboten?
2. Welche Bedeutung hatten stereotypisierte Geschlechterkonventionen über ein individuelles Streben nach „Glück“ und „Erfolg“ in der modernen Gesellschaft?
3. Welche politische Aufgabe wurde der Glücksratgeberpraktik beigemessen?

Die politischen Umbrüche um 1933 taten der Popularität einiger Glücksratgeberautor*innen keinen Abbruch. Die Glücksratgeber boten, speziell zwischen 1930 und 1945, verschiedene Anleitungspraktiken für die sich im Übergang von der Weimarer Republik zum „Dritten Reich“ drastisch verändernden Lebenslagen:

1. als wirtschaftliche Erfolgs- und individuelle Glücksratgeber über eine wiederzuerlangende „Arbeitsfreude“ während der als „Krise“¹⁶ gedeuteten Zeit der Weimarer Republik um 1930,
2. als Anleitungen für kollektive Körperpraktiken während der Aufbaujahre der NS-Diktatur 1933–1939 im Sinne der „rassenhygienischen“ NS-Ideologie „Kraft durch Freude“
3. als propagandistische Durchhalteparolen an die „Volksgemeinschaft“ während der Kriegsjahre 1939–1945.

Aufgrund ihrer dynamischen Adaptionenfähigkeit, je nach gesellschaftspolitischem Kontext, hofften die Autor*innen, durch die Vermittlung ihrer ‚neuen‘, modernen Lebenspraktiken eine integrative, geschlechter-, klassen-, alters- und parteiübergreifende Wirkungsmacht in der Weimarer Republik entfalten zu können. Nach 1933 erhoben die zensierten Glücksratgeberautor*innen denselben Anspruch, jedoch auf der Grundlage der „NS-Rassenideologie“.

Einschlägige Beispiele sind jene Ratgeber und Broschüren, welche in Referenz auf die NS-Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ und auf die „rassenhygienischen“ Empfehlungen des „Rassenpolitischen Amtes“ den ‚neuen‘, ‚deutschen‘ Menschen in der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ fei-

¹⁶ Zum Krisendiskurs in der Weimarer Republik vgl. Eitz 2015, Eitz und Engelhardt 2015.

erten und den kollektiven, gemeinschaftsstiftenden Erlebnisharakter ihrer Glückspraktiken betonten.¹⁷ Exemplarisch ist Hermann Wilkes Ratgeber „Dein ‚Ja‘ zum Leibe! Sinn und Gestaltung deutscher Leibesucht“ (1939) zu nennen.¹⁸ Dieser Ratgeber von Wilke (eigentlich: Arno Vossen¹⁹) stand in einer wissenshistorischen Kontinuität zur „Freikörperkultur“ (FKK), deren ehemalige Vereinsmitglieder sich nach der Aufhebung ihres Verbots dem „rassenhygienischen“ Konzept des „Bundes für Deutsche Leibesucht“ anzupassen hatten.²⁰ Der Ratgeberautor Wilke empfahl körperpraktische Anleitungen auf der Grundlage der „NS-Rassenhygiene“²¹ in Referenz auf die Berliner Ausstellung „Gesundes Leben – frohes Schaffen“²² des Arztes und NSDAP-Funktionärs Prof. Dr. Walter Groß,²³ Leiter des „Rassenpolitischen Amtes der NSDAP (RPA)“.

Das „rassenpolitische“ Ziel der Glücksratgeber war vordergründig die „Lebensgestaltung des neuen Menschen“, um „stark und froh“ zu leben.²⁴ Tatsächlich wurde der „gleichgeschaltete“ „Volkskörper“ beispielsweise im Auftrag der „Reichsjugendführung der NSDAP“ mit propagandistischen Anleitungen zu „Freude“, „Zucht“ und „Glaube“ im „Handbuch für die kulturelle Arbeit im Lager“ (1941) auf den totalitären Vernichtungskrieg und den Holocaust vorbereitet.²⁵

Ein Beispiel für den wissenshistorischen Kontext von Glücksratgebern, in welchem angewandtes Glückswissen zirkulierte und rezipiert wurde, war die Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ und deren nationalsozialistische Gefühlspolitik. Hitlers leistungsorientierte Wirtschafts- und Kriegsideologie fragte rhetorisch: „Wie erhalten wir dem Volke die Nerven, in der Erkenntnis, daß man nur mit einem nervenstarken Volk Politik treiben kann?“ Die Antwort lautete: mit der Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“.²⁶ Gemäß Leys NS-Arbeitspsychologie

17 Vgl. Ley 1935, 44. Mehr dazu s. Kap. 11, 12.

18 Vgl. Wilke 1940.

19 Vgl. König 1990, 199.

20 Vgl. ebd.

21 Zur „Rassenhygiene“ als Erziehungsideologie im Nationalsozialismus vgl. u. a. Harten, Neirich und Schwerendt 2006.

22 Die Ausstellung fand im Berliner Funkturm vom 24.09.1938 bis 06.11.1938 statt, vgl. Ausstellungsplakat, Objektdatenbank, Deutsches Historisches Museum, Berlin, https://www.dhm.de/datenbank/dhm.php?seite=5&fld_0=20000373, 03.08.2019. Mehr zum wissenshistorischen Kontext der „rassenhygienischen“ NS-Parole „Gesundes Leben – frohes Schaffen“ während des Zweiten Weltkriegs vgl. u. a. Reiberter und Breger 1942, S. Kap. 14.

23 Mehr zu Walter Groß vgl. u. a. Uhle 1999, Uhle 2017.

24 Vgl. Wilke 1940, 174.

25 Vgl. Dörner 1941.

26 Vgl. Ley 1935, 31.

sollte die Freizeitorganisation der gebeutelten „Arbeiterseele“ wieder „Nahrung“ geben, sodass sie „Kraft durch Freude“ erlange.²⁷ Leys beschönigende Schlussworte über das vermeintlich „herrliche Ziel“ eines Zweiten Weltkriegs und Holocausts in seiner Gründungsrede der „NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude“ vom 27. November 1933 an einer Kundgebung der „Deutschen Arbeitsfront“ im Festsaal des Preußischen Staatsrates in Berlin machen das manipulative Ausmaß der Gefühls- politik der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ deutlich:

„[...] Und deshalb soll dieses große gewaltige Werk im Hinblick auf das herrliche Ziel auch schon im Namen unser Wollen zum Ausdruck bringen: Nicht Freizeit, nicht Feierabend, nicht ‚Nach der Arbeit‘ – unser Werk heißt: Nationalsozialistische Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude!‘“²⁸

„Rassenhygienische“ „Kraft-durch-Freude“-Befürworter*innen wie Wilke stütz- ten sich auf das Glückswissen ihrer Vordenker*innen und unterzogen diese Wissensbestände einer NS-ideologischen Umdeutung. Für ihre totalitäre Theorie über nationalsozialistische Glückswissenspraktiken zählten mitunter Erkennt- nisse aus den Freizeitorganisationen der sozialistischen und kommunistischen Arbeiterbewegung und aus der Forschung zur Massenpsychologie seit dem aus- gehenden 19. Jahrhundert. Hinzu kamen Wissensbestände aus den bürgerlichen, zuweilen bereits antisemitisch und „völkisch“ argumentierenden Reformbewe- gungstheorien zu Körperpraktiken (z. B. autosuggestive „Willenskraft“) und „Le- bensführung“²⁹ um 1900 sowie den psychologischen Erkenntnissen der interna- tionalen Arbeitswissenschaft, insbesondere aus dem Bereich der angewandten „Psychotechnik“ in der Weimarer Republik.

Das gleichzeitige Wechselspiel aus Brüchen, Kontinuitäten und Ambivalen- zen ist ein wesentliches Merkmal der Glücksratgeberliteratur, welches ihrer e- igenen Erfolgsgeschichte als Wissenspraktik zugrunde liegt. Die vergleichende Ratgeberanalyse soll aufzeigen, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede das Glückswissen der Autor*innen zur Zeit der Weimarer Republik im Vergleich zur nationalsozialistischen Ideologie aufwies.

²⁷ Vgl. ebd. Tonaufzeichnung eines Ausschnitts aus Leys Rede vom 27.11.1933, <https://archive.org/details/19331127RobertLeyAusschnittAusDerRedeZurGruendungDerFreizeitorganisationKraftDur/12.12.2019>.

²⁸ Ley 1935, 44.

²⁹ Mehr zur „Lebensführung“ vgl. Schwenk 1996. Mehr zu Weber vgl. Müller 2014.

9 „Wie werde ich reich und glücklich?“ Ein Glücksratgeber als Ausweg aus der Krise in der Kabarettrevue von Felix Joachimson

Der Glücksratgeber „Wie werde ich reich und glücklich? Ein Kursus in 10 Abteilungen“ in Felix Joachimsons (1902–1993) gleichnamiger Kabarettrevue¹, die 1930 in Berlin uraufgeführt wurde, dient als Einstieg, um einen ersten Einblick in das dynamische Diskursfeld über Glückswissen zwischen 1930 und 1945 zu erhalten.² Der Ausgangspunkt der Handlung ist die Gesellschaft der Weimarer Republik, die sich aufgrund der Demokratisierungsprozesse seit dem Ende des Ersten Weltkriegs und mit dem Börsenkrach von 1929 in einer selbstdiagnostizierten „Krise“ befindet.³ Der fiktive Ratgeber von Dr. Pauspack mit Leitsätzen zum Erlangen von A. Reichtum oder B. „Glück“ verspricht, die Protagonist*innen der Kabarettrevue aus ihren wirtschaftlichen und individuellen Krisen herauszuführen (Leitsätze s. Abb. 3).

Warum ist dieser Untersuchungsgegenstand zur Analyse einer transnationalen Politik der ‚Glückskulturen‘ aufschlussreich? ‚Theater‘ war in der Weimarer Republik ein Leitmedium. Als Spiegel der Gesellschaft diente die Theateraufführung der kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Themen

1 Zum Begriff der Kabarettrevue, vgl. Becker 1996. Vgl. Art. Revue (MMG2): „Bei der Revue handelt es sich um ein musiktheatrales Genre, das, im frühen 19. Jh. entstanden, in den Jahrzehnten vor dem Zweiten Weltkrieg seine größte Popularität erlangte und als typisches Phänomen der modernen Großstadt gelten kann. Die Vielfalt seiner Ausprägungen macht eine klare Definition schwierig. Als nahezu durchgängige Merkmale können allerdings gelten: in struktureller Hinsicht die Aneinanderreihung von Nummern, die durch ein Rahmenthema und/oder durch eine spezifische Form von Conférence in Gestalt der sog. Compère- bzw. Commère-Figuren zusammengehalten werden, in inhaltlicher Hinsicht die heitere bis satirische Auseinandersetzung mit aktuellen Ereignissen, die sich in den unterschiedlichen Spielarten der Jahresrevue als Überblick über politische und/oder gesellschaftliche und/oder künstlerische Ereignisse der vergangenen Saison darstellt. [...]“ Vgl. Linhardt 2016. Im Folgenden wird der Begriff Kabarettrevue verwendet, um die ästhetischen Mittel des Kabarett zu betonen, mit denen die Gattung Revue bei Joachimson auch satirisch parodiert wird. S. auch Begriff Musiksatire w.u.

2 Felix Joachimson. 1930. „Wie werde ich reich und glücklich. Ein Kursus in 10 Abteilungen“. Mit Musik von Mischa Spoliansky. Berlin: Rondo-Verlag [Als unverkäufliches Manuskript gedruckt], 7, Felix Bloch Erben Archiv, Berlin. [Abk.: Joachimson 1930]. Das Quellenmaterial für die Analyse in Kap. 9 bezieht sich auf die Bestände des Archivs der Akademie der Künste in Berlin sowie des Archivs der Felix-Bloch-Erben in Berlin (Wie werde ich reich und glücklich? Ein Kursus in zehn Abteilungen. Buch von Felix Joachimson. Musik von Misch Spoliansky © und Aufführungsrechte bei Felix Bloch Erben GmbH & Co. KG, Berlin | www.felix-bloch-erben.de).

3 Zum Krisendiskurs in der Weimarer Republik vgl. Eitz 2015, Eitz und Engelhardt 2015.



Abb. 3: „Wie werde ich reich und glücklich?“ von Felix Joachimson, Musik: Mischa Spoliansky, Regie: Erich Engel, [Programmheft], Komödie am Kurfürstendamm, Berlin, 1930

und Fragestellungen. Die Handlung der Kabarettrevue kann exemplarisch für die Krisendiagnose der Weimarer Republik um 1930 stehen. Der Glücksratgeber dient in der Handlung als diskursives Wissensmedium über „Glück“ und „Erfolg“. Joachimsons Aufführung der Kabarettrevue kann folglich als kritische Reflexion über eine Politik von ‚Glückskulturen‘ begriffen werden. Die folgende Analyse soll diese These unter Beweis stellen.

9.1 Der Ratgeber „Wie werde ich reich und glücklich?“ in Joachimsons Kabarettrevue

Eines Tages wird dem arbeitslosen 26-jährigen Kibis per Post ein Werbeschreiben eines Herrn „Dr. C. M. Pausback“ zusammen mit einer Ratgeberbroschüre zugeschickt:

„Sehr geehrter Herr, ich erlaube mir, Ihnen aus Reklamegründen meine neue Broschüre ‚Wie werde ich reich und glücklich‘ unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Leben Sie nach den von mir in populärer, leichtfasslicher Form aufgestellten Elementgrundsätzen [sic], und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Erst dann veranlassen Sie Ihren werten Bekanntenkreis die beiliegende Broschüre von mir zu beziehen. Preis zuzüglich Portospesen Mk. 1,20, N 31 Brunnenstrasse 2. Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung ganz ergebenst.“⁴

Der Titel der Ratgeberbroschüre lautet verheißungsvoll „Wie werde ich reich und glücklich?“ und verspricht nicht weniger als mit der Anleitung von 10 Leitsätzen die Leser*innen, je nach Bedarf, A. reich oder B. „glücklich“ zu machen. „[...] komischer Titel“, sagt sich Kibis und beginnt neugierig in der Broschüre zu lesen.

Kibis ist die männliche Hauptfigur in der am 15. Mai 1930 in der „Komödie am Kurfürstendamm“ in Berlin uraufgeführten Kabarettrevue „Wie werde ich reich und glücklich? Ein Kursus in 10 Abteilungen“ von Felix Joachimson unter der Regie von Erich Engel (1891–1966) und dem Dirigat des Komponisten Mischa Spoliansky (1898–1985).⁵ Das Stück war ein Publikumserfolg und wurde noch im selben Jahr als Spielfilm unter der Regie von Max Reichmann (1884–1958) im Kino gezeigt.⁶ Worin mag der Erfolg der Kabarettrevue gelegen haben? Zur Beantwortung dieser Frage wird das im Theatertext angelegte Glückswissen unter-

4 Joachimson 1930, 3.

5 Joachimson 1930. Laut aktuellem Forschungsstand der Autorin handelt es sich um ein Forschungsdesiderat. Kurze Erwähnung der Kabarettrevue vgl. Stahrenberg 2012, 155f. Das Premierenensemble: Oskar Karlweis (Kibis), Annie Mewes (Marie Regen), Blandine Ebinger (Lis Ruppke), Dolly Haas (stumme Conférencière), Otto Wallburg (Geheimrat Regen) und Heinz Rühmann (F. D. Lorenz). Choreografie: Heinz Lingen, Ausstattung: Ludwig Kainer, vgl. Programmheft, Spoliansky 262, Mischa-Spoliansky-Archiv, Archiv AdK, 5.02 Druckschriften. Zu Joachimson vgl. Asper 2015. Nachdem der gebürtige Hamburger Felix Joachimson (1902–1993) in Freiburg i.B. Jura und Wirtschaft studiert hatte, war er seit 1923 in Berlin als Journalist, u. a. als Theaterkritiker, und als erfolgreicher Bühnen- und Drehbuchautor tätig. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten emigrierte J. über Budapest und Wien schließlich im Februar 1937 in die USA, wo er unter dem Namen Felix Jackson in der amerikanischen Unterhaltungsfilmbranche als Drehbuchautor und Produzent Fuß fassen konnte. Seine Erlebnisse in NS-Deutschland verarbeitete Jackson erstmals in der autobiografischen Novelle „So help me God“, die 1955 bei Viking Press (New York) erschien. 1980 veröffentlichte J. seinen zweiten autobiografischen Roman „Secret of Blood“ (Dt. Übersetzung, „Berlin, April 1933“, Aachen: Alano Verlag 1993), der 2018 neu aufgelegt wurde, vgl. Jackson 2018. Zu Spoliansky vgl. Kühn 2010, Stahrenberg 2012, Weniger 2011a. Zu Erich Engel besteht noch ein relatives Forschungsdesiderat, vgl. u. a. Aurich 1998. Das Erich-Engel-Archiv befindet sich im Archiv der Adk, <https://archiv.adk.de/bigobjekt/116>, 20.01.2020.

6 Die Darsteller*innen: Hugo Schrader (Kibis), Ilse Korseck (Marie), Georgia Lind (Lis), Paul Hörbiger (Geheimrat Regen) und Willy Stettner (F. D. Lorenz). Zur filmischen Rezeption vgl. Graf 2018. Zu Reichmann, vgl. Weniger 2001.

sucht und in den gesellschaftspolitischen und theaterhistorischen Kontext der Weimarer Republik gestellt. Dafür wird ein Vergleich zu den zeitgenössischen Überlegungen des Wissenssoziologen Karl Mannheim (1893–1947) in „Utopie und Ideologie“ (1929) angestellt.⁷ Quellenbegriffe wie „Glück“, „Freude“ und „Lebensführung“ werden dabei quellenkritisch analysiert und in den spezifischen historischen Kontext der jeweiligen Glückspraktiken gestellt.

Auf der Ebene des Theatertexts wird die Handlungsstruktur hinsichtlich sprachlicher und, soweit theaterhistorisch rekonstruierbar, theaterästhetischer Mittel untersucht und mit der literarischen Vorlage „Kleider machen Leute“ von Gottfried Keller (1819–1890) verglichen.⁸ Mit Blick auf die Figurenkonstellationen werden die verschiedenen Geschlechterstereotypen anhand ihrer Handlungsweisen und Charakterbeschreibungen emotions- und wissenshistorisch analysiert und in den Rezeptionskontext der zeitgenössischen Theaterkritik gestellt. Das Ziel der Untersuchung ist es, Erkenntnisse über die unterschiedlichen Vorstellungen von „Glück“, „Lebensführung“ und „Reichtum“ am Ende der Weimarer Republik zu erhalten, um in der Folge den wissenshistorischen Wandel von Glückswissen nach 1933 aufzeigen zu können.

9.2 Zur Handlung der Kabarettrevue

Frei nach Gottfried Kellers Novelle „Kleider machen Leute“⁹ entwarf Joachimson die Kabarettrevue „Wie werde ich reich und glücklich? Ein Kursus in 10 Abteilungen“, die sich im Berliner Großstadtleben Ende der 1920er Jahre situiert. Der österreichische Schauspieler Oskar Karlweis (1894–1956) spielte in der Rolle des Kibis einen arbeitslosen jungen Mann, der während der Wirtschaftskrise in Berlin

7 Die wissenshistorische Analyse des Theatertexts der Kabarettrevue und deren Rezensionen lehnt sich an die methodischen Überlegungen von Neumann, Nünning und Hallet zu kulturellem Wissen und Intertextualität sowie an die Untersuchungen von Hulfeld zur theaterhistorischen Wissensgeschichte an, vgl. Neumann und Nünning 2006, Neumann 2006, Hallet 2006, Neumann 2013, Hulfeld 2007.

8 Vgl. Gottfried Keller 2018.

9 Die Novelle über den Aufstieg des unfreiwilligen Hochstaplers Wenzel Strapinski, der als armer Schneider durch allerlei Verwechslungen für einen polnischen Grafen gehalten wird und am Ende sein Glück in Nettchen findet, erschien 1874 und wurde bis 1930 in zahlreichen literarischen, bildlichen, musikalischen und filmischen Adaptionen rezipiert, u. a. 1921 vom Regisseur Hans Steinhoff mit Hermann Thining in der Hauptrolle (Volo-Film, Wien) und im NS-Regime 1940 von Helmut Käutner mit Heinz Rühmann als Wenzel (Terra-Film, Berlin). Vgl. Gottfried Keller 2018. Forschung zu „Kleider machen Leute“ vgl. Honold 2018. Zur Rezeption Kellers vgl. Amrein 2018. Zur Gottfried Keller-Forschung vgl. Gottfried Keller 1996.

lebt und eine Beziehung mit seiner Jugendliebe Lis führt, die von der Schauspielerin und Liedermacherin Blandine Ebinger (1899–1993) gespielt wurde.¹⁰ Nach den literarischen Motiven des Hochstaplers und der Märchenfigur des „Hans im Glück“¹¹ beschließt Kibis, mit Hilfe des Ratgebers reich zu werden, denn: „Na, B. kann warten. Wenn man erst reich ist [...]“¹² Beherzt und skrupellos befolgt er die drei Leitsätze zum Reichtum: 1. Du sollst zu allen immer liebenswürdig sein, 2. du sollst dich kleiden wie die Reichen und 3. nur mit ihnen verkehren, dann wirst du auch reich. In der zweiten „Szene“¹³ mit der Überschrift „Kleider machen Leute“¹⁴ gelingt es Kibis dank eines intriganten Verwechslungsspiels, den maßgeschneiderten Anzug für einen „Herrn Direktor“ in einem Herrenmodeladen zu stehlen.¹⁵ Wie es ihn der 3. Leitsatz lehrt, beendet Kibis kurz darauf die Beziehung

10 Figuren im Werk: „Das Mädchen, das für die Reihenfolge verantwortlich ist“, Kibis, Lis, Der Portier, Geheimrat Regen, Der Schneider, Der Gehilfe, Marie, Madeleine, F.D. Lohrenz, Der Autoverkäufer, Der Oberpostsekretär, Der Geschäftsführer im Modesalon, Der Standesbeamte, Ein Beamter, Küchengäste, Hochzeitsgäste, Mannequins, vgl. Joachimson 1930, o.S.

11 „Hans im Glück“ wurde 1819 als Märchen der Gebrüder Grimm an Stelle 83 (KHM 83) publiziert. Hans' Handlungsweise und Gefühlslage wurde von der Forschung kontrovers interpretiert und musikalisch, literarisch, bildlich und filmisch breit rezipiert (u. a. von Bertolt Brecht „Hans im Glück“, Schauspiel, Fragment von 1919; oder als Spielfilm „Hans im Glück“ [1936], Regie und Drehbuch: Robert Herlth und Walter Röhrig, Produzent: Hermann Schmidt, Erwin Linder [Hans], Georgia Holl [Mädchen], Delta-Film-Produktions- und Verleih [Berlin], Spieldauer: 24 Min.). Zur Forschung vgl. u. a. Uther 2013. Der Theaterkritiker Richard Riedel verweist in seiner Rezension implizit auf das Märchen, wenn er die „Moral“ der Kabarettrevue mit der Gerechtigkeitsformel „Jedem das Seine, jedem das, was ihm zusteht“ zusammenfasst und dafür die „sentimentale“ Figur der Lis (zur „sentimentalen Prosa“ s.w.u.) zitiert: „[...] Dann geht es, wie das Sprichwort rühmt: Gebt jedem das, was ihm geziemt. Hans nimmt sein Gretchen, Jeder sein Mädchen [...]“, vgl. Richard Riedel. 1930. „Wie werde ich reich und glücklich?“. In: Der Tag, 17.06.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626. Zur zeitgenössischen „Hans-im-Glück“-Rezeption vgl. Handwörterbuch des deutschen Märchens (1930–1940), vgl. Mackensen 1930.

12 Joachimson, 1930, 8.

13 Joachimson gliedert die Kabarettrevue in zwei Teile. Der erste Teil umfasst sieben „Szenen“, der zweite Teil drei.

14 Vgl. Joachimson 1930, 16–25.

15 Ein Vergleich mit Kellers Romanfigur, dem Schneidergesellen Wenzel Strapinski, lässt gewisse Ähnlichkeiten in der narrativen Struktur erkennen. Die Stimme des auktorialen Erzählers bei Keller wird bei Joachimson fragmentarisch in der Rolle der Conférencière als pantomimische Szenenansagerin darstellt. Aufgrund Kellers Erzählstimme wird die Konstruktion der Narration deutlich erkennbar. Die Umstände des Zufalls und die selbstbestimmte Identitätssuche Wenzels werden den Leser*innen jedoch in einer spielerisch, leicht erscheinenden Abfolge von Ereignissen dargestellt, sodass der Eindruck entsteht, menschliche Autonomie und Zufälle könnten sich tatsächlich wechselseitig bedingen. Vgl. Selbmann 1985, 32.

zur mittellosen Lis, da er fortan nur noch mit „reichen Leuten“ verkehren will.¹⁶ Geschickt arrangiert er über den Geheimrat Regen, einen reichen Automobilkonzerninhaber, dessen Bekanntschaft er im Herrenmodsalon gemacht hatte, ein Treffen mit dessen Tochter Marie, dargestellt von der Theater-, Film-, und späteren Fernsehschauspielerin Annie Mewes (1895–1980).

Nach einem kurzen Verwechslungsspiel entlarvt Marie Kibis' wahre Identität und stellt ihn, anders als bei Keller, sogleich zur Rede.¹⁷ Doch Kibis hat „Glück“: Marie lebt seit einiger Zeit ebenfalls nach den Leitsätzen des ihr zugeschickten Glücksratgebers, doch möchte sie statt reich, endlich „glücklich“ werden. Dem zweiten Leitsatz zum „Glück“ folgend, schlägt ihr Kibis vor, sich seiner anzunehmen: „Einen Ärmeren als mich werden Sie wohl kaum finden“.¹⁸ Marie, erstaunt über die Anwendungslogik des zweiten und dritten Leitsatzes, willigt ein.¹⁹ Kibis scheint das „Glück“ gepachtet zu haben: Ähnlich wie in Kellers Novelle sticht er in einer temporeichen Handlungsabfolge seinen Nebenbuhler, den Automobilkonzernerben F. D. Lohrenz, aus und wird durch Heirat reich. Das Paar ist zu Beginn des zweiten Teils zwar „reich“ – aber nicht „glücklich“. Weil der Ratgeber offensichtlich bei Marie versagt habe – Kibis wollte ja nur „reich“ werden – beschließen sie gemeinsam die Scheidung. Kibis, der plötzlich „glücklich“ werden will, kehrt zu Lis zurück und Marie kommt mit Lohrenz zusammen. In der Schlusszene sind die Paare verheiratet und besingen ihr Liebesglück.

16 Der erste Leitsatz gilt für A. und B. und fordert zur Liebenswürdigkeit auf: „Sei zu jedem liebenswürdig, Keinen stoss zurück, Dann verhilft Dir gern jeder Zu Reichtum und Glück“, vgl. Joachimson 1930, 8. Der 2. und 3. Leitsatz zum Reichtum lauten: „Reichen Leuten musst Du imponieren: Kleide dich wie sie, dann scheinst Du reich, und du kannst mit jedem konkurrieren. Die Fassade macht die Menschen gleich“ und „Als letzten Rat lass Dir bedeuten, Wirf alles ab, was Dich beschwert, Verkehre nur mit reichen Leuten, Denn alles andre ist verkehrt“, vgl. Joachimson 1930, 13, 20.

17 Vgl. Joachimson 1930, 48–54. Bei Keller vergehen drei Monate, ehe der Schwindel auffliegt. Interessanterweise geschieht die Enthüllung seiner wahren Identität während der Aufführung eines parodistischen Schautanzes unter dem Motto „Kleider machen Leute“ durch Wenzels ehemaligen Seldwyler Schneidermeister, vgl. Gottfried Keller 2018, 35–38.

18 Joachimson 1930, 54.

19 2. Leitsatz: „Hilf den Armen und Schwachen, Sie zahlen es zehnfach zurück, Denn Andere glücklich zu machen, Ist der Anfang vom eigenen Glück“ Joachimson 1930, 41. 3. Leitsatz: „Wenn Dir ein Mensch gefällt, such ihn zu halten, Triff die Entscheidung auf den ersten Blick. Man muss den Mut zum ungewohnten haben, Denn ungewöhnlich ist der Weg zum Glück.“ Joachimson 1930, 54.

9.3 Eine Gesellschaftssatire über polarisierendes Glückswissen

Joachimsons Kabarettrevue ist eine moderne Umdeutung der 1874 erschienenen Novelle „Kleider machen Leute“ von Gottfried Keller. Der Bühnenautor aktualisierte die literarische Vorlage für das zeitgenössische Berliner Großstadtpublikum.²⁰ Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen sich in der Erzählstruktur, den Figurenkonstellationen und Handlungsmotivationen sowie in der Darstellung von Geschlechterstereotypen in Joachimsons Kabarettrevue erkennen (s. auch Kap. 9.8)?

Ein wesentlicher Unterschied zu Keller ist das Auftreten einer souveränen, weiblichen Hauptfigur namens Marie. Mit der Figur der Marie wird Kibis ein gleichwertiger, parallelverlaufender Handlungsstrang gegenübergestellt.²¹ Die als verwöhnt und dekadent beschriebene 25-jährige Frau ist vom mondänen Großstadtleben und dem Reichtum ihrer Familie gelangweilt. Sie fühlt sich „einsam“, gesellschaftlich unnützlich und wünscht sich sehnlichst „glücklich“ zu sein.²² Fasziniert vom Glücksversprechen des Ratgeberautors, richtet sie ihr Leben nach seinen Anleitungen aus und befolgt akribisch dessen Leitsätze.²³ Besessen von der autosuggestiven Optimierungspsychologie bestellt Marie immer mehr Ratgeber. Ihr Vater, Geheimrat Regen, gespielt vom Schauspieler und Kabarettisten Otto Wallburg (1889–1944), fängt die Ratgeber ab und liest die Buchtitel dem Publi-

20 Zur Szenenfolge: Erster Teil: I. Der arme Junge Mann. II. Kleider machen Leute. III. Das reiche junge Mädchen, IV. Auf Wiedersehen, V. Wo bleibt die Marie? VI. Wir haben uns heute getroffen. VII. Wie werde ich glücklich? Zweiter Teil: VIII. Erstens kommt es anders. IX. So ist das Leben, X. Ich bin so glücklich. Vgl. Joachimson 1930, o.S. Zur Rezeption Kellers zwischen 1890 und 1940 vgl. Amrein 2018.

21 Die Szene trägt den Titel: „Das Reiche junge Mädchen“. Vgl. Joachimson 1930, 26–37.

22 „Kein Mensch ahnt, wie einsam ich bin. Ich möchte so gern nützlich sein [...]“, vgl. Joachimson 1930, 29. Dies unterscheidet Marie von Nettchen, der Tochter des Goldacher Amtmannes, die bei Keller, dem kleinbürgerlichen Frauenideal des 19. Jahrhunderts entsprechend, ironisch als tüchtig und freundlich beschrieben wird. Marie ist eine Satire auf einen Typus von Neuen Frauen in den 1920er Jahren, die zwar angeblich emanzipiert verschiedene Männer trifft, sich jedoch weder intellektuell noch wirtschaftlich emanzipiert verhält. Marie hätte studieren und Ärztin oder Anwältin werden können, wie sie selber zugibt, stattdessen geht sie keinem Beruf nach, sondern widmet sie sich lieber den schönen Dingen des Lebens, die sie aber nicht erfüllen.

23 In Anlehnung an den 2. Leitsatz lädt Marie scheinbar „arme Leute“ in ihr Elternhaus ein, die von ihr Suppe und Geld erhalten, doch Max, ein Hausangestellter, verrät seinen Freunden (Schornsteinfeger, Kellner, Milchmann, Müllkutscher) nur, dass sie 20 Mark erhalten werden, was zu reichlich Missverständnissen führt.

kum vor: „[...] Wie scheine ich mehr als ich bin? [...]“²⁴ Der Geheimrat ist über die naive Gutgläubigkeit seiner Tochter, mit der sie den angeblichen Autoritäten von Ratgeberautor*innen gehorsam Folge leistet, erstaunt. Auch an einer späteren Stelle im Theatertext lässt die Vaterfigur das Publikum resigniert wissen, dass er die Jugend von heute nicht versteht.²⁵ Die Figur des Geheimrats verkörpert eine kritische Stimme gegenüber den ambivalenten Glückspraktiken um 1930. Der Bühnenautor deckt durch die Augen des Geheimrats ein *politisch* polarisiertes Glückswissen auf. Aus seiner Sicht mangle es der jungen Generation an moralischen Grundsätzen, nach denen sie ihr Handeln ausrichten könnten. Stattdessen folgten sie den Versprechungen und Anleitungen von Glücksratgebern, die vorgäben, nur das Beste für die Leser*innen zu wollen. Wallburg singt:

„[...] Ich weiss genau, das alles kann ich lernen,
 Ich bin ein Mensch, der seinen Text behält,
 Ich weiss, das schreiben lauter kluge Leute,
 Ich weiss genau, das kostet nicht viel Geld,
 Ich weiss genau, ich kann nur profitieren,
 Ich weiss genau, da liegt ne Möglichkeit –
 Und trotzdem will ich keine Mark riskieren,
 Ich habe Angst vor der Vollkommenheit. [...]“²⁶

Wie ist dieser Passus über die Glücksratgeberpraktik rezeptionshistorisch zu kontextualisieren? Der Theaterkritiker Ernst Jäger nahm den Automobilkonzerninhaber Geheimrat Regen, ein „harmlose[r] und glückliche[r] Reiche[r]“, als ein Stereotyp des „neudeutschen Reichmannstyp[s]“ wahr.²⁷ Die Weltwirtschaftskrise

24 Eine Auswahl aus den Bereichen Schönheitspflege, Gesundheit, Sport, Persönlichkeitsentwicklung, Paarbeziehung, Politik und Wirtschaft.: „Wie bleibe ich interessant?“, „Wie küsst ich der Dame die Hand“ etc. Vgl. Joachimson 1930, 42.

25 „[...] Und da bringt man nun, So ein Kind zur Welt, Und man denkt Wunder, was das ist. Und man wickelt es [...] Und man ist glücklich, wenn es frisst. Und man wiegt es ein, Oder man wiegt es ab, Und man zittert vor Angst jedesmal. Und dann sind sie gross, Und dann gehn sie los – Und dann war doch alles egal. Denn – [Refrain] Erstens kommt es anders, Zweitens als man denkt, Was Du unternimmst, es wird dir nicht geschenkt. Darum leg dich schlafen. Und mach mit allem Schluss. Es kommt alles wie es muss. Es kommt alles wie es muss.“ Joachimson 1930, 73. Dieses Lied, an anderer Stelle von Marie und Kibis gesungen, sowie weitere Chansons aus der Kabarettrevue wurden vielgespielte Gassenhauer, wobei die Verfilmung wesentlich zu deren Popularität beitrug.

26 Zur Beschreibung Wallburgs vgl. Richard Riedel. 1930. „Wie werde ich reich und glücklich?“. In: Der Tag, 17.06.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626. Joachimson 1930, 42.

27 Ernst Jäger. 1930. „Komödie. Wie werde ich reich und glücklich?“. In: Film-Kurier Berlin, 16.05.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

hatte ihm nichts anhaben können. Im Gegensatz zu seinen Mitstreiter*innen ängstigt er sich vor allzu vielen Veränderungen. Diese seien aber typisch für die Zeit, in der er lebe („Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt“) und daher auch nicht aufzuhalten („Es kommt alles wie es muss“).²⁸ Umso mehr misstraut er den willkürlich erscheinenden Glückspraktiken der Ratgeberautor*innen, welche die „Möglichkeiten“ zur vermeintlichen „Vollkommenheit“ dank einer neuen „Lebensführung“²⁹ anpriesen. Ausgehend von der Figur des Geheimrats Regen zeigt sich, wie Joachimsons Kabarettrevue als ein gesellschaftspolitischer und -kritischer Kommentar zum zeitgenössischen Krisendiskurs in der Weimarer Republik im Kontext der aufsteigenden nationalsozialistischen Bewegung und deren „rassenideologischen“ Glücksversprechen aufgefasst werden kann. So gewinnen Regens Aussagen im Verlauf des Liedes an politischer Brisanz, wenn er die Ratgebertitel singend vorliest:

„[...] Wie erfähr ich, was morgen geschieht?
Wie stürz ich am schnellsten das Reichskabinett?
Wie werde ich Antisemit? [...]
Wie schliesst man Abrüstungsverträge?
Und wie rüstet man trotzdem recht flott? [...]“³⁰

Spätestens in dieser Szene wird deutlich, dass es sich bei der Kabarettrevue des jüdischen Autors Joachimson um eine für die Weimarer Republik gattungstypische³¹ „Zeitsatire“³² handelt: „[...] eine Satire auf Zustände, auf Dogmen, auf Ar-

28 Joachimson 1930, 73.

29 Mehr zur „Lebensführung“ vgl. Schwenk 1996. Mehr zu Weber vgl. Müller 2014.

30 Joachimson 1930, 42.

31 Zur Kabarett-, Theater- und Operettenkultur in Berlin 1890–1945 vgl. Jelavich 1993, Ehrlich und John 1998b, Becker und Niedbalski 2010, Jarchow 2013, Platt, Becker und Linton 2014, Dümling 2015, Morat u. a. 2016, „Jeder einmal in Berlin“ – zur Bedeutung Berlins als Kulturhauptstadt, 28–56. In: Weigel 2017. Zur Vergnügungskultur in Berlin und anderen Großstädten, 1880–1930, vgl. Rühle 2007, Fischer-Lichte und Warstat 2009, Nolte 2016. Zur Satire in der Weimarer Republik und in NS-Deutschland vgl. Merziger 2010.

32 Zur Musiksatire: Sie ist als eigenständige Kunstform eine Abwandlung des Spott- und Strafgedichts. Es geht darin nicht nur um die Zurschaustellung von menschlichen und gesellschaftlichen Schwächen, Lastern und Mängeln, sondern die M. verhandelt auch kunstästhetische Fragen und weist auf gesellschaftliche Widersprüche hin. Ihre Mittel entlehnt sie der „scherzhaften Parodie: mit der übertreibenden Nachahmung von Texten, Begebenheiten, Verhältnissen, berufstypischen ‚Charakteren‘ und Umgangsformen, sie ist eine Art literarische Karikatur mit Wirkungsabsicht.“ Im Unterschied zur Musikkritik behält sie einen spielerischen Charakter und muss vom Publikum auch nicht vollends akzeptiert werden. Vgl. Braun und Schulz 1997. Braun und Schulz verweisen im Artikel u. a. auf den Musikwissenschaftler Arnold Schering (1877–1941) und seine Definition der M. in drei Arten der Musikkritik (1929). Zur „Zeitsatire“ vgl. N.N. 1930.

gumente, auf Charaktere [...]“, wie ein Theaterkritiker schrieb.³³ Joachimson benennt im Theatertext den politischen Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung als Titelgabe für einen Glücksratgeber, welcher eine Bedrohung für den Rechtsstaat darstellen könnte. Er umschreibt eine antisemitische Stimmungslage in der Bevölkerung und er schildert die fortschreitenden Maßnahmen der deutschen Rüstungspolitik, trotz des im Versailler Vertrag festgehaltenen Verbots.³⁴ Zieht man in Betracht, dass die NSDAP von lediglich 800.000 Wählerstimmen bei der Reichstagswahl vom 20. Mai 1928 am 14. September 1930, nur wenige Monate nach der Premiere, auf 6,4 Millionen Stimmen angewachsen war und dadurch mit einem Schlag als zweitstärkste Partei mit 107 Abgeordneten in den Reichstag einziehen sollte, wird deutlich, wie weitsichtig Joachimsons Zeitsatire die gesellschaftlichen Glücksdiskurse zu beurteilen vermochte.³⁵

Welche weiteren sprachlichen und theaterästhetischen Mittel kamen zur Untermauerung des kritisch-satirischen Blicks des Bühnenautors auf das ambivalente Glückswissen der Weimarer Republik zum Einsatz?

9.4 Auftritt der *Conférencière*: Ein satirischer Kommentar zur Politik der ‚Glückskulturen‘ in der Weimarer Republik

Die multimedial inszenierte Gesellschaftssatire war bestückt mit fragmentarisch aufblitzenden sprachlichen und visuellen Anspielungen, wie dies auch die Auftritte der *Conférencière*, gespielt von der Theater-, Film- und Kabarettdarstellerin Dolly Haas (1910–1994), zeigen (Abb. 4).³⁶ Haas begleitete pantomimisch die Szenenübergänge, indem sie anstelle einer auktorialen Erzählerstimme mit Hilfe verschiedener Kostüm- und Bildtafelwechseln ironisch-groteske Kommentare für das Publikum mimte.³⁷ Ihr parodistischer Auftritt stand in der Tradition des damals, mit einigen prominenten Ausnahmen wie Erika Mann, weitgehend männlichen Kabarett-*Conférenciers*.

„Mischa Spoliansky und Felix Joachimson. Wie werde ich reich und glücklich. Komödie“. In: Die Weltstadt der Berliner. Fremden-Zeitung, o.D., o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Archiv-Mischa Spoliansky, 262.

³³ N.N. 1930. „Mischa Spoliansky und Felix Joachimson. Wie werde ich reich und glücklich. Komödie“. In: Die Weltstadt der Berliner. Fremden-Zeitung. o.D. o.S. Archiv Darstellende Kunst, AdK, Archiv-Mischa Spoliansky, 262.

³⁴ Zur „Wehrmacht“ in der Weimarer Republik vgl. u. a. Wirsching 2008.

³⁵ Zum sog. „Erdrutschsieg“ von 1930 vgl. Wildt 2008, 54 f.

³⁶ Zu Dolly Haas vgl. Weniger 2011b.

³⁷ Zur Darstellung von Komik, Ironie, Witz, Satire, Parodie, Groteske u. a. in der Komödie vgl. Ellrich 2017.



Abb. 4: „Ein Mädchen mit vielen Empfindungen. In Felix Joachimsons Revue ‚Wie werde ich reich und glücklich‘, Musik von Mischa Spoliansky, konferiert Dolly Haas die einzelnen Szenen durch Schilder, wechselnde Kostüme und durch ihre amüsante Mimik.“ [Anonyme Rezension], Berlin, 1930

Ihr kabarettistisches Zwischenspiel, ein typisches Revue-Element, stellte in der Regie von Erich Engel eine Unterbrechung der Szenenabläufe dar. Damit provozierte Haas einen „Verfremdungseffekt“³⁸ bei Anklängen an ein allzu gefälliges, rauschhaftes Illusionstheater der Gattung Revue, Operette oder Oper.³⁹

³⁸ Zum „Verfremdungseffekt“ oder „V-Effekt“ vgl. u. a. Brecht 1973a, Brecht 1973b.

³⁹ Zur Revue s.v.v. Zur Gattung Operette vgl. Quissek 2012. Zur Operette in Berlin 1945–1978 vgl. Schaller 2007, Jarchow 2013, Kauffmann 2017. Bezogen auf die Gattung Oper und dessen verklärende, genussvolle Wirkung durch die Musik auf den Zuschauer schrieb Brecht beispielsweise: „Die Oper, die wir haben, ist die kulinarische Oper. Sie war ein Genussmittel, lange bevor sie eine Ware war. [...] Dieses Unvernünftige an der Oper liegt darin, daß hier rationale Elemente benutzt werden, Plastik und Realität angestrebt, aber zugleich alles durch Musik wieder aufgehoben wird.“

Das Publikum sollte zur kritischen Selbstreflektion über die Inszenierung und deren vorgetragene Inhalte als „etwas Direktes, Lehrhaftes“⁴⁰ angeregt werden. Dies geschah beispielsweise sprachlich in Form parodierter Metaphern oder in der szenischen Darstellung satirischer Geschlechterstereotypen, wodurch gängige Moralvorstellungen vom Publikum kritisch reflektiert werden sollten. Auf „etwas Unvernünftiges, Unwirkliches und Unernstes“ sollte in einer Inszenierung laut Bertolt Brechts (1898–1956) Theorie zum „Epischen Theater“ auf keinen Fall verzichtet werden, sondern es sollte „an die rechte Stelle gesetzt, sich selbst aufheben in doppelter Bedeutung.“⁴¹ Brechts 1930 erstmals veröffentlichte Überlegungen bezogen sich auf die Oper „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagony“ des Komponisten Kurt Weill (1900–1950), deren Libretto er verfasst hatte.⁴² Eine solche Inszenierung sei „schlechtweg genießerisch“ und „provokatorisch“ zugleich, weil sie „Spaß“ „nicht nur als Form, sondern auch als Gegenstand“ habe.⁴³ Auf diese Weise würde, laut Brecht, „Vergnügen“ zum „Gegenstand der Untersuchung“ und nicht umgekehrt.⁴⁴

Der satirische Kommentar, verkörpert in der Rolle der Conférencière, könnte folglich bezweckt haben, dass das mehrheitlich bürgerliche Kurfürstendamm-Publikum nicht Gefahr lief, einem sozialromantisierenden „Kitsch“⁴⁵ zu verfallen. Der vergnügliche „Spaß“, den die parodistischen Kommentare der Conférencière dem Publikum bereiteten, könnte im Sinne Brechts ambivalenter Doppeldeutigkeit als theaterästhetisches Inszenierungsmittel und zugleich als Vehikel zur satirischen Gesellschaftsanalyse interpretiert werden (wie in den Kapiteln 9.5–9.8 weiterführend aufgezeigt wird).

Ein sterbender Mann ist real. Wenn er zugleich singt, ist die Sphäre der Unvernunft erreicht. [...] der Grad des Genusses hängt direkt vom Grad der Irrealität ab.“ Vgl. Brecht 1957, 16 f.

⁴⁰ Vgl. Brecht 1957, 17. Zum ‚Lehrstück‘ bei Friedrich Schiller s. Kap. 15.1–15.3.

⁴¹ Brecht 1957, 17.

⁴² Die Oper entstand 1928/1929 und wurde am 9. März 1930 in Leipzig unter der Regie von Walter Brüggemann aufgeführt. Zum Entstehungskontext vgl. „Anmerkungen zu Stücken und Aufführungen“ Hecht 1973. 4*Anmerkungen zu S. 1004.

⁴³ Vgl. Brecht 1957, 18.

⁴⁴ Vgl. Ebd.

⁴⁵ Dies galt insbesondere für die Auftritte des mittellosen Liebespaars Kibis und Lis. Zum Zusammenspiel von Kitsch, Glücksempfinden und Musik in der „Ästhetischen Theorie“ bei Theodor Adorno (1903–1969), einem Zeitgenossen Brechts, vgl. u. a. Kutschke 2014. Zu Adornos Ästhetik, Theater, Oper und Brecht vgl. Nowak 2012. Mehr zum zeitgenössischen Diskurs über Revuen und Operetten vgl. Linhardt und Internationale Nestroy-Gesellschaft 2009.

9.5 „Erkennt ihr euch?“ Zur Rezension der Kabarettrevue

Wie wurde diese Aufführung auf Seiten der Rezension von den Theaterkritiker*innen wahrgenommen? Auf einige Kritiker wirkte die Aufführung trotz der eben erwähnten szenischen Einfälle „kitschig-satirisch“⁴⁶, „volksstückartig“⁴⁷, publikumsgefällig, „sentimental“⁴⁸, und was die Darstellung des „Proletariats“ betraf, vollkommen unzeitgemäß, wenn nicht sogar herablassend.⁴⁹ Auf schmeichlerisch-gefällige Weise parodierte Joachimsons Kabarettrevue das gutbürgerliche Publikum. Ein Theaterkritiker drückte es folgendermaßen aus: „Erkennt ihr euch? [...] und auch sein Publikum erkennt sich gern in den Alltagsgestalten, die da in geschmackvoll wechselndem szenischen Rahmen (Kainer) und apart modisch gekleidet ein kleines alltägliches Spiel aufführen sozusagen lebende Bilder nach bekannten Spruchweisen.“⁵⁰ Die Moral des Stücks, die beispielweise laute: „Reichtum macht nicht glücklich und Glück lässt sich nicht erkaufen“, sei trivial.⁵¹ Dolly Haas' ironisierende Auftritte hingegen, wenn sie in einem „freche[n], selbstwusste[n] Tanz“ das vorangegangene Chanson der Lis über das weibliche Stereotyp einer demütig verständnisvollen Frau parodierte, dazu ein elegantes Kleid trug und die Tafel „Kleider machen Leute“ schwenkte, amüsierte nicht nur das Publikum, sondern überzeugte auch die Theaterkritiker.⁵²

46 Vgl. Kurt Pinthus [Mai/Juni 1930], „Wie werde ich reich und glücklich?“. In: 8 Uhr, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

47 E. Kr. 1930. „Hitze-Theater“. In: Am Montag. Die illustrierte Montagszeitung, 16.06.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

48 Vgl. M-o. 1930. „Komödie. ‚Wie werde ich reich und glücklich?‘“. In: Berliner Lokal-Anzeiger, 16.06.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

49 Ein Beispiel „[...] Joachim's Erfolg ist, dass er sich aufs Volkstümliche stützt. ‚Wir sind armer Leute Kind, du sowohl wie ich‘, singt das Liebespaar, das sich trennen muß [...]. Sein Schicksal und die Erfahrungen der netten Leute, die sich um das Liebespaar gruppieren, lehren auf einer Kurfürstendammbühne eine Moral, die vom modernen Theater längst überwunden ist: Reichtum macht nicht glücklich, und Glück läßt sich nicht erkaufen. [...]“ Vgl. M-o. 1930. „Komödie. ‚Wie werde ich reich und glücklich?‘“. In: Berliner Lokal-Anzeiger, 16.06.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

50 M-o. 1930. „Komödie. ‚Wie werde ich reich und glücklich?‘“. In: Berliner Lokal-Anzeiger, Abend-Ausgabe, 16.06.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

51 Vgl. ebd.

52 Regieanweisung, vgl. Joachimson 1930, 16. Eine Kritikerstimme: „[...] Man könnte wirklich sentimental werden. Doch das Mädchen, das die einzelnen Bilder ansagt, verrät durch neckische Gebärden, schelmische Bemerkungen und lose Gewandung, wie es in Wirklichkeit gemeint ist. Dolly Haas ist wie geschaffen für diese kleine, aber wichtige Rolle, wie denn überhaupt in der Charakterisierung zeitgemäßer Erscheinungen und im Ausdruck zeitloser Empfindungen nur Vortreffliches geleistet wird.“ Vgl. M-o. 1930. „Komödie. ‚Wie werde ich reich und glücklich?‘“. In:

Generell bemängelten die Rezensenten die künstlerische Qualität der angeblich zu rein kommerziellen Unterhaltungszwecken aufgeführten Theaterproduktion. So wurde die Aufführung verächtlich als Beispiel für „das Theater als Treibhaus!“⁵³ bezeichnet. Diese Kritik lehnte sich vermutlich an den kulturkritischen Vorwurf des „Zirkus-Reinhardt“⁵⁴ an. Was war damit gemeint? In seiner gleichnamigen Streitschrift beschrieb der ungarisch-jüdische Theaterkritiker Franz Ferdinand Baumgarten (1880–1927) das Kulturphänomen „Zirkus-Reinhardt“, indem er biologistisch argumentierte:

„Das Zirkus-Theater ist das augenfälligste Beispiel der Kunst- und Kulturzertrümmerung, die wir erleiden. Die symptomatische Bedeutung verleiht dem Reinhardt-Unternehmen und seiner Reklame ein Gewicht, das sie für sich allein nicht hätten. In diesem Spiegel erkennen wir die typischen Merkmale aller Niedergangszeiten, die Krankheitsymptome unserer Zeit“⁵⁵

Die im Diskurs der ästhetischen Kritik bereits etablierte Polemik gegen das „Zirkus-Theater“, wie das Beispiel des Theaterkritikers Baumgarten zeigt, wurde im Verlauf der 1920er Jahre von den Nationalsozialisten aufgegriffen und als eine kulturrassistische Kampfansage an einen „undeutschen Geist“ auf der Grundlage ihrer „Blut-und-Boden“-Ideologie umgedeutet.⁵⁶ In der antisemitischen NS-Kulturpropaganda *gegen* jüdische Theaterschaffende und *für* ein „arisches“ „Nationaltheater“⁵⁷ wurde das avantgardistische Kunst- und Kulturleben⁵⁸ der Weimarer Republik als „entartet“ bezeichnet.⁵⁹

Berliner Lokal-Anzeiger, 16.06.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

53 Kr 1930. „„Wie werde ich reich und glücklich?“ Revue von Joachimson und Spoliansky in der Komödie“. In: Berliner illustrierte Nachtausgabe, 16.06.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

54 Max Reinhardt (1873–1943) war einer der einflussreichsten deutschsprachigen Theaterintendanten, Direktoren, Dramaturgen, Produzenten, Theater- und Filmregisseure zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Er prägte die avantgardistische Theaterästhetik u. a. mit der Verwendung einer Drehbühne. Reinhardt gehörten zeitweilig mehrere Theaterhäuser (1924 gründete er die Komödie am Kurfürstendamm) und war Direktor mehrerer Bühnen in Wien und Berlin, u. a. der Berliner Volksbühne (1915–1918) und des Deutschen Theaters. Aufgrund seiner in den 1920er Jahren zunehmend auf kommerziellen Erfolg und Spektakel orientierten Theaterproduktionen wurden die Bühnen des ehemaligen Avantgardisten als „Zirkus Reinhardt“ kritisiert. Zum zeitgenössischen Vorwurf des „Zirkus Reinhardt“ vgl. u. a. Baumgarten 1920. Zu Reinhardt vgl. Fiedler 1975, Marx 2006.

55 Baumgarten 1920, 82.

56 Vgl. Glaser 1997, 167.

57 Ein Beispiel für eine Schriftensammlung zur NS-Theatertheorie: vgl. Bausteine zum deutschen Nationaltheater. Hg. von Walter Stang. Oktober 1933, H. 1, München: Frz. Eher Nchf. Mehr zum „Nationaltheater“-Diskurs im NS-Kontext s. Kap. 15.1–15.3.

Der Theaterkritiker Ernst Jäger stellte in seiner Rezension über die Kabarettrevue, welche unter Reinhardts Direktion aufgeführt wurde, wiederum einen Vergleich zwischen der spektakelorientierten Theaterästhetik bei Reinhardt und der weiter oben bereits erläuterten kritisch-reflexiven Lehrstücktheorie bei Brecht an:

„[...] Joachimson, Spolianski [sic] und auch Erich Engel würden sich und uns mehr bringen, wenn sie auf ihr schönes Vorrecht, exclusiv [sic] und aggressiv zu sein, wenigstens im Berliner Westen nicht verzichten würden. Schon so ganz ‚Alles in Reinhardt-Ehren-Ära‘ angepaßt? [...]“⁶⁰

Inbesondere Erich Engels Regie wurde in diesem Zusammenhang teils scharf kritisiert. Engel, der während der NS-Zeit vor allem als Filmregisseur erfolgreich weiterarbeiten sollte, hätte die Schauspieler „stramm“ geführt und dabei die szenischen Vorgänge schier „abgewürgt“.⁶¹

„Das kritisch-satirische Spielchen hätte ganz leicht und locker hingetupft werden müssen, kichernd über sich selbst und über uns. So aber wusste man nie recht, ob die Derbheiten und Provinzialismen tapsige Hilfslosigkeit oder fehlgeratene Parodie darstellten.“⁶²

Allgemein hätte Engel in seiner Inszenierung ein „viel zu schweres Tempo“ gegenüber der musikalischen Leichtigkeit Spolianskys gewählt.⁶³

Die Reaktion der Schweizer Presse auf die Kabarettrevue im Schauspielhaus Zürich, welche am 16. Oktober 1933 Premiere feierte, ist im transnationalen Vergleich aufschlussreich. Das vortreffliche Zusammenspiel aus Regieeinfällen, der

58 Zum Begriff der Avantgarde: „[...] Bezogen auf die künstlerischen Strömungen des 20. Jhs. subsumiert sie die ‚Vorreiter‘ aller Gattungen, die sich in programmatischen Schriften [...] oder in artistischen Projekten für eine neue Kunst einsetzen, um mit deren Hilfe eine neue Lebenswirklichkeit zu organisieren. [...] Das zentrale Anliegen der Theater-A. besteht in der radikalen Neustrukturierung eingespielter Wahrnehmungs- und Erfahrungsweisen des Publikums in einer Aufführung“ Vgl. Umathum 2014. Zu den Avantgardediskursen vgl. u. a. Fiebach 1991, Warstat 2011.

59 Mehr zur NS-Kultur- und Theaterpropaganda s. Kap. 15. Vgl. u. a. Weigel 2017.

60 Ernst Jäger. 1930. „Komödie. Wie werde ich reich und glücklich?“. In: Film-Kurier Berlin, 16.05.1930, o.S., Mischa-Spoliansky-Archiv, 626, AdK.

61 N.N. 1930. „Mischa Spoliansky und Felix Joachimson. Wie werde ich reich und glücklich. Komödie“. In: Die Weltstadt der Berliner. Fremden-Zeitung, o.D., o.S., Archiv-Mischa Spoliansky, 262, AdK.

62 Ebd.

63 Kr 1930. „Wie werde ich reich und glücklich?“ Revue von Joachimson und Spoliansky in der Komödie.“ In: Berliner illustrierte Nachtausgabe, 16.06.1930, o.S., Mischa-Spoliansky-Archiv, 626, AdK.

schauspielerischen Leistung des internationalen Ensembles und der musikalischen Begleitung wurde von der Theaterkritik für deren „Leichtigkeit“ und „Schwung“ gelobt. Regie führte Eugen Schulz-Breiden (1902–1952), der nach Ende seiner Bühnenverpflichtung am Schauspielhaus (1930–1933) nicht mehr nach Deutschland zurückkehren konnte, sondern nach Österreich gelangte und nach dessen Annexion 1938 nach Kuba und 1940 in die USA auswanderte, wo er als Eugene S. Bryden (auch Eugen Briden) am Broadway wirkte. Der österreichisch-jüdische Komponist und Dirigent Victor Ullmann (1898–1944) war in der Zürcher Produktion für die musikalische Einstudierung verantwortlich. Ullmann kam 1944 im KZ Auschwitz-Birkenau ums Leben. Die Rolle der Conférencière übernahm die Tänzerin und Kabarettistin Trudi Schoop (1903–1999), Carl Goldner (1900–1955) bot eine „Glanzleistung“ als Kibis, Gusti Huber (1914–1933) und Josy Holsten (1897–1963) erfreuten den Kritiker der „Zürichsee Zeitung“ in ihren Rollen als Lis und Marie. Fritz Eßler (1895–1973) gab einen „köstlichen Typen“ als Geheimrat und Siegfried Schürenberg (1900–1993) als Lorenz.⁶⁴

Die virtuosen, „schmissige[n] und spritzige[n]“⁶⁵ Kompositionen Spolianskys, zusammen mit seinen arrangierten musikalischen Parodien auf bekannte Melodien, wurden wiederum auch in Berlin im höchsten Maße gelobt.⁶⁶ Spolianskys musikalische Einfälle (Jazz-, Walzer-, Militärmusikmelodien)⁶⁷ stellten transnationale Bezüge zum sozialen, politischen und kulturellen Berliner Großstadtleben während der Weltwirtschaftskrise her und verliehen der Inszenierung, parallel zu den szenischen Vorgängen, den Sprech- und Gesangsparts, der Kostüm- und Lichtgestaltung sowie der Ausstattung des Bühnenraums, eine weitere ästhetische Reflexionsebene.

64 N.N. 1930. „Wie werde ich reich und glücklich?“. In: Zürichsee Zeitung, 16.10.1930, o.S., Nachlass Hans Bänninger, SAPA. Besetzungszettel, vgl. Spielzeit 1930/31, „Programm“ Schauspielhaus Zürich, SAPA Bern.

65 E. Kr 1930. „Hitze-Theater“. In: Am Montag. Die illustrierte Montagszeitung, 16.06.1930, o.S., Mischa-Spoliansky-Archiv, 626, AdK.

66 „Mischa Spolianskys Musik ist das beste [sic], was man an moderner Programmmusik bisher gehört hat. Sie ist eine ununterbrochene Kette überraschend melodioser und witziger Einfälle fest gebunden an einen durch Temperament und Stimmung motivierten, köstlich wechselnden Rhythmus und ebenso raffiniert wie sicher abgewogen instrumentiert.“ Vgl. M-o. 1930. „Komödie. ‚Wie werde ich reich und glücklich?‘“. In: Berliner Lokal-Anzeiger, 16.06.1930, o.S., Mischa-Spoliansky-Archiv, 626, AdK.

67 Vgl. P. M. 1930. „Wie werde ich reich und glücklich. In der Komödie“. In: [UHU?], o.D., o.S., Mischa-Spoliansky-Archiv, 626, AdK.

9.6 Der Glücksratgeber: Vehikel zur gesellschaftskritischen Entlarvung ambivalenten Glückswissens

Vor diesem Hintergrund stellt sich nun die Frage, welche Bedeutung und Funktion dem Objekt des Glücksratgebers in der Kabarettrevue beigemessen wurde. Kein *deus ex machina* als initialisierendes Auslösungsmoment, wie noch bei Keller in der schicksalhaften Erscheinung des herannahenden Wagens aus Basel,⁶⁸ verhilft den Figuren bei Joachimson zu „Glück“, sondern ein Ratgeberhandbuch mit praktisch anwendbaren Leitsätzen. Diese avantgardistische, antithetische Umdeutung gilt auch für das *symbolisch aufgeladene Objekt*: Wurden dem Fingerhut bei Keller noch *magische* Kräfte zugesprochen,⁶⁹ so ist es im Umkehrschluss bei Joachimson das *säkulare*, populäre Ratgebermedium, mit dessen Anleitungen die Figuren, unabhängig von ihrem sozialen Hintergrund, ihr „Glück“ *praktisch*, und nicht durch metaphysische Zauberhand, erlangen können.

Als *satirische Objektmetapher* verstanden, liegt dem Ratgeber zusätzlich zu den *dramaturgischen* und *symbolischen* Funktionen ein *gesellschaftskritischer* Wissenskontext zugrunde: Der Bühnenautor spielte im Handlungsverlauf die diskursive Vielstimmigkeit der konkurrierenden Weltansichten über „Glück“ und „Reichtum“, sprich finanziellen Erfolg, gegeneinander aus – eine dramaturgische Leistung, die keine der eingesehenen Theaterkritiken erwähnte.⁷⁰

Als *Vehikel* zur satirischen Entlarvung ambivalenter Vorstellungen über Glückswissen diente Joachimson der Glücksratgeber als ein gesellschaftsübergreifendes Kommunikationsmedium. Ähnlich den politischen Flugblättern jener Zeit wird auch der Ratgeber in der Kabarettrevue zu ‚bloßen‘ Reklamezwecken in

68 Vgl. Honold 2018, 74. „Als er bekümmert und geschwächt eine Anhöhe hinaufging, stieß er auf einen neuen bequemen Reisewagen, welchen ein herrschaftlicher Kutscher aus Basel abgeholt hatte und seinen Herren überbrachte, einen fremden Grafen, der irgendwo in der Ostschweiz auf einem [...] Schloss saß. [...]“ Der Kutscher bot Wenzel an, mitzukommen und sich während der Fahrt in den leeren Wagen zu setzen. Als dieser in Goldach einfuhr, wurde er aufgrund seiner vornehmen Kleidung („seinem schwarzen Sonntagskleide, welches sein einziges war, einen weiten dunkelgrauen Radmantel [...], mit schwarzem Samt ausgeschlagen, der seinem Träger ein edles und romantisches Aussehen verlieh“ [...] Gottfried Keller 2018, 3), für den Grafen gehalten und in den Gasthof „Zur Waage“ zum Essen eingeladen, wo er auf Nettchen treffen sollte. Vgl. Gottfried Keller 2018, 4f.

69 „Der Schneider trug in seiner Tasche nichts als einen Fingerhut, welchen er, in Ermangelung irgendeiner Münze, unablässig zwischen den Fingern drehte, wenn er der Kälte wegen die Hände in die Hosen steckte, und die Finger schmerzten ihn ordentlich von diesem Drehen und Reiben. Denn er hatte wegen des Falliments irgendeines Seldwyler Schneidermeisters seinen Arbeitslohn mit der Arbeit zugleich verlieren und auswandern müssen.“ Vgl. Gottfried Keller 2018, 3.

70 Vgl. Erhaltene Kritiken im Spoliansky-Archiv 626.

alle Haushalte Berlins verschickt. Die Teilnahme am Programm, einer Lebenspraktik zu „Reichtum“ und „Glück“, beruht auf Freiwilligkeit und ist noch dazu kostenlos. Damit erreicht die Druckschrift alle sich im demokratischen Auflösungsprozess befindenden Bevölkerungsschichten der Weimarer Republik, vom Arbeitslosen bis zur Millionärstochter. So trifft das bürgerlich-konservative und kapitalistische Weltbild von Geheimrat Regen, seiner Tochter und dem Automobilkonzernerben Lohrenz auf die Weltanschauung der sich emanzipierenden und aufstrebenden Arbeiterschicht. Parallel dazu kündigte sich die antisemitische und rechtspopulistische Ideologie der Nationalsozialisten als unheilvolle Sendung in einigen Glücksratgebern an, die sich Marie zuschicken ließ.⁷¹ Dieser Aspekt der *ambivalenten Vielstimmigkeit von Glückswissen* wird in diesem Kapitel im Zusammenhang mit Mannheims wissenssoziologischer Schrift nochmals aufgegriffen.

Aus einer wissenshistorischen Perspektive stellt sich die Frage, ob sich die Thesen über die Funktion und Bedeutung des Glücksratgebers als Vehikel zur satirischen Kritik an der als krisenhaft gedeuteten Vielstimmigkeit über „Glück“ jener Zeit anhand Joachimsons Kabarettrevue und deren Rezension beweisen lässt. Die in Pausbacks Ratgeber präsentierten Antworten auf die Frage „Wie werde ich reich und glücklich?“ schien das Theaterpublikum auf eine Weise bewegt zu haben, dass es am Ende der Aufführung in einen „langwährenden Beifall“ verfiel.⁷² Warum waren die Zuschauenden, im Gegensatz zu vielen Theaterkritikern, so begeistert vom satirischen Frage-Antwort-Spiel über „Glück“ und „Reichtum“?

Das Thema war brisant. 1930, im „Notopfer- und Arbeitslosenjahr“⁷³, wie ein Theaterkritiker im sozialdemokratischen „Vorwärts“ schrieb, stieg in der Wei-

71 Auf die ‚unheilvolle‘ Verbindung zwischen Glücksratgeberliteratur und NS-Weltanschauung wird weiter unten in diesem Kap. nochmals vertieft eingegangen.

72 Mehrere Theaterrezensionen erwähnten, wie das Publikum Beifall spendete. Aus Berlin: „Diese Musik, Mathematik zu tönender Grazie gewandelt riß die Chansons empor, riß die Darsteller vorwärts, riß das Publikum mit und schließlich zu einem ungewöhnlich lebhaften Beifall hin.“ Vgl. Kurt Pinthus [Mai/Juni 1930], „Wie werde ich reich und glücklich?“. In: 8 Uhr, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626. Ein Beispiel aus München: „Ihm [Heinz Rühmann] und ebenso den übrigen Darstellern dankte schon bei offener Szene und dann zusammengefasst am Schluss vergnügter und langwährender Beifall des amüsierten Haufens.“ Vgl. Hanns Braun. 1930. „Wie werde ich reich und glücklich? Erstaußführung im Schauspielhaus“. In: Münchener Zeitung, 19.01.1931, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

73 M.H. 1930. „Wie werde ich reich und glücklich?‘ Das Notopfer der ‚Komödie‘“. In: Der Abend. Spätausgabe des Vorwärts, 16.06.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

marer Republik nach dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise die Zahl der Arbeitslosen auf rund 4 Millionen Anfang 1931 und sollte im Februar 1932 auf über 6 Millionen anwachsen.⁷⁴ Die Kabarettrevue traf mit ihrer kokett anmutenden Frage „Wie werde ich reich und glücklich?“ den Nerv der Zeit. Doch nicht nur Joachimsons fiktive Geschichte über einen Glücksratgeber verhandelte das aktuelle Gesellschaftsgeschehen. Die Lektürepraxis von Ratgebern selbst war eine Modeerscheinung jener Zeit. So kündete es auch die *Conférencière* im Prolog an, nachdem sie, den Regieanweisungen zufolge, „als armer Junge verkleidet, ängstlich an die Rampe tritt und sich am Hauptvorhang festhält“⁷⁵:

„Man muss etwas haben,
Woran man sich festhalten kann.

Sie haben sicher schon oft
Als Titel gelesen:
Wie werde ich schlank, wie bleibe ich jung und schön?

Und manche von Ihnen
Ist schon in der Versuchung gewesen.
In so ein Heft einmal hineinzusehen.
Zwar: man weiss, wer man ist,
Man braucht sich vor keinem zu schämen,
Und trotzdem: jeder möchte dann und wann
Zu gedruckten Rezepten seine Zuflucht nehmen –

Man muss etwas haben,
Woran man sich festhalten kann.

Sie können mir glauben,
Wir brauchen das heutzutage,
Denn wir sind alle zusammen etwas verwirrt.
[...]⁷⁶

Welches Glückswissen ist dem Prolog zu entnehmen? Will man der *Conférencière* Glauben schenken, so standen die Figuren des Kibis und der Marie stellvertretend für viele Menschen, welche sich in der modernen Großstadt Berlin orientierungslos fühlten. Eigentlich würde man wissen, wer man sei, so die *Conférencière*. Und doch, in einem Moment der Orientierungslosigkeit könne man der Versuchung kaum widerstehen, sich *einmal* von einem Ratgeber anleiten zu lassen. Mit *man* meinte die *Conférencière*, mit Blick ins Publikum, anscheinend in erster

⁷⁴ Vgl. Wildt 2008, 55.

⁷⁵ Vgl. Joachimson 1930, 2.

⁷⁶ Ebd.

Linie die Zuschauerinnen, die sie mit „manche von Ihnen“ ansprach. Das war jedoch eine geschlechterspezifisches Klischee, welches Joachimson im Verlauf des Theater texts, wie bereits gezeigt, gründlich widerlegte. Vielmehr parodierte der Theaterautor in seiner Kabarettrevue über die Erfolgs- und Glückspraktiken eines Ratgeberhandbuchs geschlechter- und gesellschaftsübergreifende Vorstellungen und diagnostizierte den aktuellen Zustand in der Weimarer Republik als soziale und intellektuelle Krise.⁷⁷ Gleichzeitig bot er den Figuren die Möglichkeit, gesellschaftliche Konventionen zu durchbrechen und mit Hilfe des Glücksratgebers individuelle Handlungsoptionen auszuloten.

Um mehr Erkenntnisse über die gesellschaftlichen Vorstellungen von „Glück“ und die Glücksratgeberpraktiken jener Zeit zu gewinnen und um Wandel, Kontinuitäten und Ambivalenzen genauer bestimmen zu können, wird im folgenden Kapitel danach gefragt, auf welche externen Wissenszusammenhänge Joachimsons Theater text Bezug genommen haben könnte.

9.7 Karl Mannheims „Ideologie und Utopie“ (1929). Ein wissenssoziologischer Exkurs

Eine Antwort auf die Frage, auf welchen wissenshistorischen Kontext der Theater text von Joachimson betreffend Glückswissen Bezug genommen haben könnte, kann die Denkrichtung der frühen Wissenssoziologie geben, welche sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Feld der Soziologie, Philosophie und Erkenntnistheorie im deutschsprachigen Raum herausbildete, aber noch keine wissenschaftliche Disziplin darstellte.⁷⁸ Karl Mannheim (1893–1947) gilt vornehmlich als deren Begründer.⁷⁹ Mannheim beschäftigte sich in seiner Schrift „Ideologie und Utopie“ (1929) mit der Frage, wie „Denken [...] wirklich im öffentlichen Leben und in der Politik als ein Instrument kollektiven Handelns funktioniert“.⁸⁰ Dies tat der Soziologe in Abgrenzung zu den etablierten philosophischen Lehrmeinungen zur Logik des Denkens. „Wissenssoziologie“ nannte Mannheim die Methodik, mit der er den „Denktypus“ und dessen „Wandlungen“ analysierte und beschrieb.⁸¹ „Denkstil[e]“⁸² bildeten sich seiner Auffassung zufolge innerhalb eines Bedeu-

77 Zum Krisendiskurs in der Weimarer Republik vgl. Eitz 2015, Eitz und Engelhardt 2015.

78 Vgl. Mannheim 2015, 3 f.

79 Vgl. Langenohl 2013, 811. Mehr zu Mannheim vgl. u. a. Kettler, Meja und Stehr 1984, Barboza 2009. Zur Rezeption vgl. Meja und Stehr 1982.

80 Vgl. Mannheim 2015, 3.

81 Vgl. ebd., 4.

82 Ebd., 5.

tungszusammenhangs *wechselseitig* heraus. Diese gleichzeitig wirkende „Vielfalt der Denkrichtungen“⁸³ konnte sich von „Formen des sogenannten exakten Wissens“⁸⁴ der empirischen Forschung unterscheiden. Mannheim relativierte damit den Erkenntnisgewinn von „Wissen“⁸⁵ und entkoppelte ihn von materialistischen und idealistischen Standpunkten.⁸⁶

Sechs Jahre später, 1935, beschrieb auch der Erkenntnistheoretiker Ludwig Fleck (1896–1961) eine Vielstimmigkeit von „Denkstil[en]“⁸⁷ und „Denkkollektiven“⁸⁸, zu denen sich der „moderne Mensch“⁸⁹ zu positionieren habe (s. auch Kap. 11.1). Der polnisch-jüdische Mikrobiologe und Mediziner verfasste im noch nicht von den Nazis besetzten Wien folgenden Gedanken über die „Verwirklichung menschlichen Lebens“:

„Die Verwirklichung menschlichen Lebens äußert sich in der gleichzeitigen Koexistenz vieler verschiedener Denkkollektive und in den gegenseitigen Einflüssen dieser Kollektive aufeinander. Der moderne Mensch gehört – zumindest in Europa – nie ausschließlich und in Ganzheit einem einzigen Kollektiv an. Von Beruf z. B. WissenschaftlerIn, kann er/sie außerdem religiös sein, einer politischen Partei angehören, am Sport teilnehmen usw.“⁹⁰

Den „gemeinschaftlichen Träger des Denkstiles“ bezeichnet Fleck als „Denkkollektiv.“⁹¹ Fleck verwendet den Begriff als „Untersuchungsmittel sozialer Bedingtheit des Denkens“.⁹² Als „funktionaler“ Begriff bezieht sich der Analysebegriff auf keine „fixe Gruppe“ oder „Gesellschaftsklasse“.⁹³ Vielmehr existieren nach Fleck parallel ganz unterschiedliche Denkkollektive, zu denen sich eine Person zugehörig fühlt, und die sich gegenseitig beeinflussen. Dabei unterscheidet Fleck zwischen „zufälligen und *momentanen*“ Denkkollektiven, die sich

83 Ebd., 7.

84 Ebd., 3.

85 Vgl. Kapitel „Das Entstehen einer dialektisch neuen Situation durch die Expansion des Ideologiebegriffs“. Mannheim 2015, 69–75. Zum „Relationismus“ im Unterschied zum „Relativismus“ von „ortsgebundene[m] Wissen“ vgl. u. a. Mannheim 2015, 71 f. Zur Konsequenz für die Geschichtsforschung vgl. Laube 2004.

86 Vgl. Langenohl 2013, 811.

87 Vgl. Fleck 2008, 282.

88 Vgl. ebd., 287.

89 Fleck 1983, 114.

90 Ebd.

91 Vgl. Fleck 2008, 287.

92 Vgl. ebd.

93 Vgl. ebd.

spontan austauschen und „verhältnismäßig stabile[n]“ sozialen Gruppierungen, die eine „gewisse formelle und inhaltliche Abgeschlossenheit“ besitzen.⁹⁴

Ähnlich wie Fleck ging Mannheim davon aus, dass verschiedene „Gruppen“⁹⁵ Wissen aus „eine[m] spezifischen Denkstil in einer endlosen Reihe von Reaktionen auf gewisse typische, für ihre gemeinsame Position charakteristische Situation entwickelt haben.“⁹⁶ Es sei bisher unterschätzt worden, so Mannheim, welche wirkungsmächtigen Konsequenzen dies für die Entscheidungsfindung und das politische und soziale Handeln eines Individuums habe, da dieses strenggenommen nur das weiterdenke, „was andere Menschen vor ihm gedacht haben“.⁹⁷ Das Handeln von Gruppen sei von der „ererbten Situation mit Denkmodellen“ geleitet, die zur Festigung von sich zwar dynamisch wandelnden, temporär jedoch als allgemeingültig angesehenen, „vorgeformten Denk- und Verhaltensmodellen“ beitragen.⁹⁸ Mannheim sah die ambivalente Pluralität „auseinanderstrebende[r] Denkprozesse“⁹⁹ in seiner Generation („unserer Generation“¹⁰⁰) als problematisch an.

Wie Joachimsons Figuren der *Conférencière* und des Geheimrats Regen fragte Mannheim nach den Gründen für die Orientierungslosigkeit und die ambivalente Vielstimmigkeit von Wissen. Im Rückgriff auf Max Webers Religionssoziologie ging Mannheim davon aus, dass Gesellschaften dann sozial stabil seien, wenn wenig „vertikale Mobilität“¹⁰¹, das heißt kaum Bewegung zwischen den sozialen „Schichten“ stattfinde.¹⁰² Dies sei in autoritären Gesellschaften der Fall, in denen nur die Elite in „herrschenden Schichten“ soziales Ansehen und Handlungsmöglichkeit besitze.¹⁰³ Der „Demokratisierungsprozess“¹⁰⁴ habe dazu geführt, dass sich eine „intensive, vertikale Mobilität“ zwischen den sich auflösenden Gesellschaftsschichten entwickelt habe. Wissensbestände der „Unterschichten“¹⁰⁵, die früher kein öffentliches Gehör gefunden hatten, könnten auf einmal

94 Vgl. ebd.

95 Vgl. Mannheim 2015, 4 ff., ebd., 114.

96 Vgl. Mannheim 2015, 5.

97 Vgl. ebd.

98 Vgl. ebd.

99 Ebd., 8.

100 Ebd., 7.

101 Ebd., 8.

102 Vgl. ebd., 8 f. Verweis bei Mannheim, Fußnote 1, 8: „Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Bd. 1, Kap. IV. §7, *Religionssoziologie: Stände, Klassen und Religion*. Tübingen 1925, S. 267–296“.

103 Vgl. Mannheim 2015, 9.

104 Ebd.

105 Ebd.

den „herrschende[n] Schichten“¹⁰⁶ gleichwertig gegenüberreten und deren Denkweisen grundlegend in Frage stellen. Dabei bezieht sich Mannheim auf Georg Lukács (1885–1971), der die Voraussetzung einer Ideologiekritik im kollektiven Erkenntnisprozess eines proletarischen Klassenbewusstseins für möglich hielt.¹⁰⁷ Die gleichzeitige Inanspruchnahme von Denkstilen, wie beispielsweise politischer Programme, gefährde jedoch die soziale Stabilität der Gesellschaft, so Mannheim.¹⁰⁸ Mit „Ideologie“¹⁰⁹ beschrieb Mannheim, im Rückgriff¹¹⁰ auf die zeitgenössische Ideologieforschung von Georg Adler (1863–1906), Lukács, Weber und Carl Schmitt (1888–1985), die Bildung von Bedeutungszusammenhängen einer Gruppe auf der Grundlage von Machtansprüchen und gemeinsamen sozialen Erfahrungen. Dieser kollektive Erfahrungsschatz löse eine gemeinschaftsstiftende Verbundenheit¹¹¹ aus, wobei eine selbstkritische Reflexion, eine Ideologiekritik, die Widersprüche aufdecken könnte, abhandenkomme.¹¹² „Utopien“¹¹³ entwerfen bei Mannheim all jene Gruppen, welche die gegenwärtige Gesellschaft als inakzeptabel und daher im Auflösungsprozess begriffen wahrnehmen.¹¹⁴

106 Ebd.

107 Vgl. Lukács 1970, Strasen 2013.

108 Vgl. Mannheim 2015, u. a. 60–64.

109 Vgl. u. a. Kapitel: „Der totale Ideologiebegriff stellt die noologische Sphäre des Bewusstseins in Frage“, ebd.

110 Im Kapitel zur „Geschichte des Bedeutungswandels des Ideologiebegriffs“ verweist Mannheim in den Fußnoten 4–10 auf den derzeitigen Forschungsstand und auf die Autoren, die ihn wesentlich beeinflussten, darunter „[Georg]. Adler, Die Bedeutung der Illusion für Politik und soziales Leben, Jena 1904“, vgl. Adler 1904, und „Carl Schmitt, Politische Romantik, 2. Aufl., München-Leipzig, 1925“.

111 Zu kollektiven Erinnerungskulturen, kollektivem Gedächtnis, imaginierten Gemeinschaften, Führerkult, vgl. u. a. Anderson 2016, Assmann 1988, Pyta 2010, Assmann 2018. S. auch Kap. 16.

112 Vgl. Mannheim 2015, 3 und Kaube 2015, XV. Mehr zum Begriff des „Politischen“ vgl. Gangl 2008.

113 Vgl. u. a. Kapitel „Im Ideologie- und Utopiegedanken wird die Wirklichkeit gesucht“, Mannheim 2015, 86–94.

114 „Utopie und Ideologie“ muss auch als ein Versuch angesehen werden, Wissenssoziologie auf der Grundlage mangelnder empirischer Beispiele und unausgereifter Begrifflichkeiten als eine neue Erkenntnistheorie zu entwickeln, in der „Politik als Wissenschaft“ (Mannheim 2015, 143) einer Wissenssoziologie befragt wird. Dabei sind Widersprüche und Sackgassen in Mannheims Argumentation nicht selten. Einen Lösungsvorschlag für das skizzierte Dilemma sieht er u. a. in einer zukünftigen, zur Zeit jedoch nicht realisierbaren „Intellektuellenpolitik“ einer Gruppe von „sozial freischwebender Intelligenz“ vgl. ebd., 135. Intellektuelle, welche 1. scheinbar keiner Gesellschaftsschicht zugehörig sind und deshalb 2. Anschluss an die sich bekämpfenden Gesellschaftsklassen finden, 3. die sich durch Bildung aneinander binden (ebd., 136), daher 4. keine Machtansprüche verfolgen, außer als „Wächter“ (ebd., 140) oder Anwälte „der geistigen Inter-

Es lässt sich die Vermutung anstellen, dass insbesondere die junge Generation der um 1900 geborenen Deutschen, die den Ersten Weltkrieg als Verlierer*innen erlebt hatten, angesichts der „gleichzeitigen Koexistenz vieler verschiedener Denkkollektive und in den gegenseitigen Einflüssen dieser Kollektive aufeinander“ ihre Identität infrage stellte.¹¹⁵ Diese jungen Menschen, wie sie stereotypisiert als Marie, Lis, Kibis und F. D. Lohrenz bei Joachimson auf die Theaterbühne traten, suchten nach etwas, an dem sie sich festhalten konnten – und seien es *nur* „gedruckte Rezepte“, welche Reichtum und „Glück“, Schönheit und Erfolg versprachen. Das Fehlen eines eindeutigen, gemeinschaftsstiftenden Bezugspunkts, oder nach Mannheim/Fleck eines einzigen verbindlichen „Denkstils“, wurde von vielen Zeitgenossen als defizitäre Krise interpretiert.¹¹⁶

Auch Mannheim diagnostizierte diese Unverbindlichkeit von Denkweisen und deren fehlender Gemeinschaftssinn als gesellschaftliche und intellektuelle Krise. Mit welcher Heftigkeit der Wissenssoziologe die demokratische Pluralität von Denkweisen kritisierte, mag aus heutiger Sicht erstaunen. Sie muss jedoch im historischen Kontext einer sich entwickelnden modernen Konsumgesellschaft in der Weimarer Republik gesehen werden. Das zunehmende Angebot von schulischen, wissenschaftlichen und populären Bildungs- und Medienkonsummöglichkeiten begünstigte diese Vielstimmigkeit. Gleichzeitig lösten sich gesellschaftliche Bindungen und moralische Werteanstalten im Bereich Familie, Religion und Klassenzugehörigkeit langsam auf und wurden durch neue Freiräume zur Entwicklung und Erprobung alternativer Formen individueller Lebensgestaltung ergänzt oder ersetzt.¹¹⁷ 1929, im Jahr der Weltwirtschaftskrise, in welchem *Wissen* eine bisher ungekannte dynamische Vieldeutigkeit erfuhr, lassen sich Mannheims Überlegungen zum relativen Erkenntnisgewinn und seine Ideologiekritik im Spannungsfeld zwischen sich transformierenden Wissensangeboten und einem gesellschaftlichen Bedürfnis nach leicht anwendbaren Ratschlägen auf komplexe Lebensfragen wissenschaftshistorisch kontextualisieren.

essen des Ganzen“ (ebd., 138) und eine gesellschaftliche „Gesamtorientierung“ (ebd., 140) bieten können.

115 Vgl. Fleck 1983, 114.

116 Zum Krisendiskurs in der Weimarer Republik vgl. Eitz 2015, Eitz und Engelhardt 2015.

117 Mehr dazu s. nächstes Kapitel.

9.8 „Glück“ als soziale Frage: Ein Vergleich zu Gottfried Kellers „Kleider machen Leute“

Vor dem Hintergrund von Mannheims wissenssoziologischer Problematisierung gesellschaftlicher Aufstiegsmöglichkeiten und pluraler „Denkstile“ in der Gesellschaft der Weimarer Republik erschließen sich in Joachimsons Theatertext neue Wissenszusammenhänge über „Glück“, „Reichtum“ und „Lebensführung“¹¹⁸. Zieht man nämlich erneut die Theaterrezensionen bei, fällt auf, wie sich einige Kritiker von eher bürgerlichen Zeitschriften amüsiert mit der Figur des Kibis, dem Charakter und der Handlungsweise „dieses sympathischen Mordskerls“¹¹⁹, anfreundeten („Es tut gut, zu sehen, wie gelehrig sich heutzutage die jungen Leute anstellen, um zu Geld und Lebenskomfort zu kommen“¹²⁰). Andere Kritiker nahmen aus unterschiedlichen Gründen Abstand von Joachimsons stereotypisierter Figur des sozialen Aufsteigers, wie weiter unten noch gezeigt wird. Welche wissenssoziologischen Zusammenhänge können dabei eine Bedeutung gespielt haben?

Unterschiedliche Denkweisen und gesellschaftliche Vorstellungen von „Glück“ und dem Recht eines Individuums auf persönliches „Glück“ und wirtschaftlichen „Reichtum“ drückten sich in der Parteinahme oder Distanzwahrung gegenüber der Figur des sozialen Aufsteigers aus. Die Theaterkritiker positionierten sich gegenüber Kibis, dem Stereotyp eines sozialen Emporkömmlings, und fragten in ihren Rezensionen nach der Legitimität und der moralischen Handlungsweise eines Erfolg- bzw. Glücksuchenden in der modernen Gesellschaft der Weimarer Republik. Eine gesellschaftliche Meinung gegenüber der stereotypisierten Figur des Kibis spiegelte sich auch in der ambivalenten, um moralische Grundsätze ringenden Figur des Kapitalisten Regen. In seiner Rede als Brautvater drückte er seinen Unmut über die Liaison zwischen dem sozialen Aufsteiger Kibis und seiner Tochter (für die er insgeheim den Automobilerben vorgesehen hatte) in zweideutiger Weise aus:

„[...] Er ist im wahrsten, ehrendsten Sinne dieses
oft missbrauchten Wortes ein selfmade man,
der Vertreter einer Generation, die uns
Älteren im Grund – gestehen wir uns heute
ruhig ein, meine Lieben – nicht sehr

118 Mehr zur „Lebensführung“ vgl. Schwenk 1996. Mehr zu Weber vgl. Müller 2014.

119 P. M. 1930. „Wie werde ich reich und glücklich. In der Komödie“. In: [UHU?], o.D., o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

120 Sy 1930. „Wie werde ich reich und glücklich“. Neue Revue in der Komödie“. In: [Morgenpost?], o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

sympathisch ist. Er hat, ohne im Besitze
von Barmitteln zu sein, das Herz meiner immer-
hin vermögenden Tochter im Sturm erobert. [...]“¹²¹

Darauf erwiderte Kibis in seiner Rede vor den Hochzeitsgästen:

„Kibis: [...] Wenn
dann also schon geheiratet werden muss, dann
soll es wenigstens eine Frau sein, die Geld
hat. Denn wovon soll schliesslich ein Mann
seine hochgeschätzte Familie ernähren – ?“

„Marie: (stösst ihn).

„Kibis: Und wenn Du mich jetzt auch stösst, Maria, es
Hilft alles nichts, es muss die Wahrheit gesagt werden. [...]“¹²²

Wie reagierten politisch links eingestellte Theaterkritiker auf diese stereotypisierte Beschreibung des sozialen Aufstiegs des mittellosen Kibis? Nachdem der sozialistisch eingestellte Theaterkritiker M. H. die Darstellung des lediglich durch eine gute Heiratspartie reich gewordenen „selfmade man“ gesehen hatte, erstaunt es nicht, dass er in der sozialdemokratischen Zeitschrift „Vorwärts“ einen Verriss über das Stück schrieb. Joachimson ziehe die soziale Frage ins Lächerliche und „verulke“ die „arme[n] Leute“, indem er sie als faul und nutznießerisch darstelle.¹²³ Das gutbürgerliche Kurfürstendammpublikum könne sich auf Kosten Kibis’, der als „Prolet“ auftrete, über die „absolute Gemeinheit des Stempelbrüderstandes amüsieren“.¹²⁴ Würde das Stück in einem Berliner Arbeiterviertel wie Wedding oder an der Frankfurter Allee in Nähe zu Friedrichshain aufgeführt, hätte das Publikum das Theater „demolier[t]“.¹²⁵ Die Wirkungsmacht im ästhetischen Zusammenspiel aus szenischen Vorgängen und musikalischer Untermalung mutiere zur „Giftnummer“.¹²⁶ Für das Publikum hätte diese Form der gefälligen Unterhaltungskultur weitreichende Folgen:

121 Joachimson 1930, 57 f.

122 Ebd., 59.

123 M.H. 1930. „Wie werde ich reich und glücklich?“ Das Notopfer der ‚Komödie‘. In: Der Abend. Spätausgabe des Vorwärts, 16.06.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischaspoliansky-Archiv, 626.

124 Ebd.

125 Ebd.

126 Ebd.

„Er [Spoliansky] schläfert die Widerstandskraft des Verstandes ein. Er verdummt den Zuhörer, indem er ihn durch Musik windelweich und kindlich macht. Je besser, je bunter dieser Unsinn musikalisch und szenisch hergerichtet wird, je flotter Oskar Karlweis den proletarischen Hanswurst mimt, je rührender Blandine Ebinger das süße Mädel, je wabbliger Wallburg den fetten Millionär, desto abscheulicher und unwürdiger wirkt das alles.“¹²⁷

Wie hätte Joachimson auf diesen Brechtschen Vorwurf, eine den Verstand der Zuschauer vernebelnde Theaterästhetik zu entwerfen, reagiert? Der Theaterkritiker unterstellte dem Autor, dieser hätte sich in einem solchen Fall herauszureden versucht, indem er darauf hingewiesen hätte, dass er nur die Reichen parodieren wollte.¹²⁸

Eine weitere mögliche Antwort lässt sich aufzeigen, indem man sich der literarischen Vorlage, der transnational rezipierten Novelle „Kleider machen Leute“ des Schweizer Gottfried Keller, zuwendet und diese hinsichtlich der sozialen Frage in den Wissenszusammenhängen der Erzählstruktur untersucht.

Keller nimmt in seiner Novelle in gewisser Weise eine sozialkritische Perspektive ein. Er befragt mit den Figuren des mittellosen Schneidergesellen Wenzel und des tüchtigen und freundlichen Nettchens¹²⁹ die Möglichkeit einer autonomen Identitätssuche und, mit Mannheim gesprochen, einer „vertikalen Mobilität“¹³⁰ im 19. Jahrhundert.¹³¹ Dabei stellt Keller, ähnlich dem „Spielmodell einer verkehrten Welt“¹³², das Individuum vor die sozialexperimentelle Wahl zwischen einem entbehrungsreichen Schneiderleben, einem Leben als ungewolltem Hochstapler und einem Leben im privaten „Glück“. Der Entstehungshintergrund der Novelle liefert weitere Hinweise für dieses Argument.

„Kleider machen Leute“ ist Teil des Novellenzyklus „Die Leute von Seldwyla“, welcher erstmals 1856 und in erweiterter Fassung 1873/74 erschienen ist. Keller lebte von 1861 bis 1876 in Zürich und war als Staatsschreiber angestellt, bis er ab 1876 als selbständiger Schriftsteller leben konnte.¹³³ Im Vorwort zur zweiten, erweiterten Fassung von 1873/74, welche „Kleider machen Leute“ enthält, gibt der

127 Ebd. Mit „kindlich“ meinte M.H. vermutlich ‚naiv‘.

128 Ebd.

129 Aus der Perspektive der historischen Geschlechterforschung ist die Verwendung des Substantivs im Neutrum sowie „nett“ als substantiviertes Adjektiv, als Verdinglichung des Frauennamens, stereotypisierend zu verstehen und widerspiegelt die ironisch-satirische Haltung des Autors gegenüber der weiblichen Figur. Zu Wissensgeschichte und Geschlecht vgl. Braun 2006, Braun 2013.

130 Mannheim 2015, 8.

131 Vgl. Selbmann 1985, 39.

132 Vgl. Honold 2018, 73.

133 Vgl. ebd., 53.

Autor einen Einblick in die Referenzpunkte der Novellen. Die Stadt Seldwyla sei zwar fiktiv, doch trügen die Geschichten über die Bewohner*innen sowohl historische als auch zeitgenössische Züge. Keller beobachtete im Verlauf der Niederschrift seiner Novellen (ab 1850), wie sich das „Wesen“¹³⁴ der Menschen verändert hätte. Der wirtschaftliche Aufschwung hätte immer mehr „Seldwyler“ in „Geschäftsleute[...]“ verwandelt, die nun mit „eleganten kleinen Notizbüchern“ geldwirtschaftliche Spekulationen betreiben würden:

„Immer sind sie in Bewegung und kommen mit aller Welt in Berührung. Sie spielen mit den angesehensten Geschäftsmännern Karten und verstehen es vortrefflich, zwischen dem Ausspielen schnelle Antworten auf Geschäftsfragen zu geben [...]“¹³⁵

Hier werden Parallelen zu Joachimsons Kabarettrevue offensichtlich: Keller nahm ein zunehmendes Streben nach kapitalistischer Vermögensanreicherung wahr, das mit einer erhöhten Geschäftigkeit und Mobilität einhergehen würde. Dieser sozialwirtschaftliche Wandel beeinflusse und verändere die Gemütslage der Geschäftsleute, so Keller. Sie seien unglücklich, würden weniger lachen und seien „einsilbiger und trockener geworden“.¹³⁶ Mit Blick auf den Entstehungskontext sollten Kellers Novellen folglich nicht ausschließlich in der Tradition der volkstümlichen Erzählung einer „sentimentalen Prosa“¹³⁷ verstanden werden. Vielmehr sollten sie, nach Honold, als ein „Produkt einer gesellschaftlich wie individuell krisenhaften Umbruchszeit“, als ein „eher unfreiwillig ‚modernes‘ Literatur-Dokument [...] ‚realistischen‘ Erzählens“¹³⁸ begriffen werden. Im transnationalen Vergleich sind bei beiden Autoren (Keller/Joachimson) folglich „soziale Mobilität“¹³⁹, Gefühlswandel und Selbstdarstellung von zentraler Bedeutung.¹⁴⁰

134 Gottfried Keller 2018, 61.

135 Ebd., 60 f.

136 Vgl. ebd., 60.

137 Zeitgenössischer Lexikoneintrag zur „Sentimentale[n] Prosa“: „[...] die Gefühlsprosa, deren Zweck die ästhetische Darstellung der Gefühle ist nach deren innerlich unmittelbarem Seyn und Leben. [...]“ Wilhelm Hebenstreit. 1843. Wissenschaftlich-literarische Encyklopädie der Aesthetik. Ein etymologisch-kritisches Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache, Wien: Carl Gerold Verlag, 709. Zur Definition „Sentimentaler Prosa (Gefühls-Prosa)“ bei Hillebrand: „§ 293. [...] Die wahre ästhetische Gefühlsprosa ist die freie Sprache des Herzens, insofern sie in schöner, unmetrischer Form die wirklichen Bewegungen desselben darlegt. [...]“ Joseph Hillebrand. 1827. Lehrbuch der Literar-Aesthetik oder Theorie und Geschichte der schönen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der deutschen zum Selbststudium und Gebrauche bei Vorträgen. Bd. 2. Mainz: Florian Kupferberg, 355–361, 355.

138 Vgl. Honold 2018, 53.

139 Zur Begriffsdefinition bspw. beim russisch-amerikanischen Soziologen Pitirim Sorokin, vgl. Ders. 1927. Social Mobility. New York: Harper.

Unabhängig von ihrem sozialen Hintergrund gehen die Geschlechter bei Keller und Joachimson mit der sozialen Macht ihres Erscheinungsbildes, ihrem manierlichen Benehmen und dem Verbergen oder Offenlegen ihrer inneren Befindlichkeiten unterschiedlich um: Kibis (anders als der ‚kultiviert‘ auftretende und zugleich über die Verwechslung peinlich berührte Wenzel¹⁴¹) bricht in mehrfacher Hinsicht mit den gesellschaftlichen Konventionen. Auf die Gefahr hin, sich unbeliebt zu machen, lässt Kibis jeweils Lis, Marie, und später den Geheimrat ungeniert wissen, welche egoistischen Absichten er hegt, nämlich den finanziellen und sozialen Aufstieg. Die Erzählstrategie will es, dass ihn sein jeweiliges Gegenüber (Lis/Marie/Geheimrat) in seinen Handlungsabsichten gewähren lässt. Marie hingegen behält ihre Gefühle, ihr Einsamkeitsempfinden und ihr Unglücklichsein, sowohl vor der Begegnung mit Kibis als auch nach der Eheschließung für sich. Doch nach 3-monatigem Eheunglück lüftet auch sie den Schleier der Selbstdarstellung und stellt Kibis zur Rede.¹⁴² Ob er denn in der Ehe mit ihr „glücklich“ sei? Dieser erwidert, dass ‚Glücklichsein‘ ja nie sein Plan gewesen wäre. Da Marie aber unglücklich sei und der Ratgeber offensichtlich bei ihr versagt hätte, beschließen sie gemeinsam die Scheidung.¹⁴³

Was war der Auslöser für Maries Handeln? Abermals war es der Ratgeber. Im „Anhang: Wie erhalte ich mein Eheglück?“¹⁴⁴ stellt sie fest, dass nicht Kibis dem darin entworfenen Bild des perfekten Ehemannes entspricht, sondern F. D. Lohrenz. Dieser verkörpert im Stück den Typus des karrierebewussten, zielstrebigem und dynamischen Geschäftsmannes, „de[n] personifizierte[n] Eilbetrieb unserer

140 Vgl. Honold 2018, 74. Honold fasst die Lektion bei Keller folgendermaßen zusammen: „Wenn Kleider Leute machen, statt umgekehrt, dann kann auch und gerade ein armer Schneider aus seinem dienenden, abhängigen Dasein ausbrechen und sich zum Meister seiner Existenz aufschwingen. Das Strukturgesetz dieser Geschichte ist demzufolge die Umkehrung.“ Vgl. Honold 2018, 73.

141 Zur Begegnung zwischen Wenzel (getarnt als Graf) und Nettchen bei Keller: „Der Wanderer nahm schnell seine Mütze vom Kopfe und machte ehrfurchtsvolle, ja furchtsame Verbeugungen, von Rot übergossen. Denn eine neue Wendung war eingetreten, ein Fräulein beschrift den Schauplatz der Ereignisse. [...] die Schüchternheit, Demut und Ehrerbietung eines so vornehmen und interessanten jungen Edelmanns erschien ihr durch den Sinn, ja hinreißend. Da sieht man, fuhr es ihr durch den Sinn, je nobler, desto bescheidener und unverdorbenen [...]“ Vgl. Gottfried Keller 2018, 18 f.

142 Zur genderhistorischen Forschung hinsichtlich Selbstdarstellungsmitteln und Rollenstereotypen an deutschsprachigen Theatern vom 18. Jh. bis in die NS-Zeit vgl. u. a. Hochholdinger-Reiterer 2014.

143 Hier unterscheidet sich Marie wesentlich von Nettchen, die bei Wenzel bleibt. Vgl. Joachimson 1930, 67–71.

144 Vgl. Joachimson 1930, 63 f.

Tage“, wie ein Theaterkritiker schrieb.¹⁴⁵ Sein berufliches Leben ist hektisch und voller Termine. Er findet keine ruhige Minute, in der er endlich einmal Marie um ihre Hand hätte bitten können. Das Glückswissen über die Moral dieser Liaison könnte lauten: Für beide Protagonist*innen war das Liebesglück zum Greifen nahe gewesen, doch mussten sie es erst verlieren (Lohrenz) bzw. erkennen (Marie), um es (wieder)zufinden. Dasselbe gilt für Kibis, der nach der Scheidung blitzartig zu Lis zurückkehrt, um „glücklich“ zu werden.¹⁴⁶ „[...] Denn Geld und Glück, das sind doch nicht dieselben Begriffe. Was zwar nicht neu, aber zu beweisen war“, wie ein Theaterkritiker über die Moral der Kabarettrevue urteilt.¹⁴⁷

Welche Antwort gibt der Bühnenautor auf die soziale Frage auf der Suche nach „Glück“ und „Erfolg“ seiner Protagonist*innen? Gegen Ende des Stücks besucht Kibis gemeinsam mit Lohrenz, Marie und Regen eine Modeschau und trifft dort auf die elegante Erscheinung der Lis. Sie tritt auf, als hätte sie seit der Trennung eine persönliche Entwicklung durchlebt („Ich bin kein kleines Mädchel mehr. Ich bin eine Dame.“¹⁴⁸). Doch innert Minuten wird klar, dass Kibis in ihr immer noch das kleine Mädchen sieht („Du bist einfach Lis! Genau wie früher“¹⁴⁹). Ihrer Erwidern, sie lasse sich aber von ihm nicht mehr so behandeln, entgegnet er chauvinistisch: „Das kommt auch noch.“¹⁵⁰ Sein Fazit lautet schmeichlerisch: „Weißt Du, zum Glücklichsein gehört ein anderer Mensch, den man selbst glücklich machen kann.“¹⁵¹ In der letzten Szene „Ich bin so glücklich“ heiraten die Liebespaare Marie/Lohrenz und Kibis/Lis *ihren sozialen Schichten entsprechend* und besingen darin ihr gemeinsames „Glück“. Nur der Geheimrat schüttelt über all dieser Irrungen und Wirrungen den Kopf.¹⁵² Ob sie alle wirklich „glücklich“ miteinander werden, bleibt offen.

145 Vgl. Ernst Jäger. 1930. „Komödie. Wie werde ich reich und glücklich?“. In: Film-Kurier Berlin, 16.05.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

146 Vgl. Joachimson 1930, 80.

147 Kr 1930. „Wie werde ich reich und glücklich?“ Revue von Joachimson und Spoliansky in der Komödie.“ In: Berliner illustrierte Nachtausgabe, 16.06.1930, o.S., Archiv Darstellende Kunst, AdK, Mischa-Spoliansky-Archiv, 626.

148 Joachimson 1930, 80.

149 Ebd.

150 Ebd.

151 Ebd.

152 „[...] Ich frage nicht nach dem Warum, Mir ist das schon lange zu dumm. [...]“ Joachimson 1930, 86.

9.9 Fazit

Die Untersuchung hat gezeigt, dass der Glücksratgeber, getreu den stilistischen Mitteln einer Kabarettrevue „in populärer, leichtfasslicher Form“¹⁵³, je nach Lebenssituation der Protagonist*innen ambivalente Anleitungen für eine „glücklichere“ oder finanziell erfolgreichere Lebensführung bot. Geschlechter- oder sozialpolitische Fragen hatten für den fiktiven Ratgeberautor Dr. Pausback keine Bedeutung. Pausback setzte in seinem Ratgeber mit seinen imaginierten Glücksversprechen und praktischen Anleitungen, kombiniert mit unterschiedlichen diskursiven Wissenskollektiven, eine *integrative, gesellschaftsübergreifende* Wirkungsmacht voraus. Dies bezeugt sein Werbeschreiben. So die Theorie. Den anwendungspraktischen Wissensraum der Lehrsätze entwarf Joachimson jedoch nicht in einer zukünftigen, modernen, klassenlosen Gesellschaftsutopie. Als Satiriker beschloss er, die soziale Mobilität nur soweit zu treiben, bis in der Figur der Marie die Erkenntnis erwacht, dass sie in Lohrenz einen viel liebenswürdigeren Ehemann finden würde als im narzisstischen Kibis. Ganz nebenbei ist die Figur des Lohrenz reich – ein sozioökonomischer Umstand, der als satirischer Kommentar bewertet werden dürfte.

Die zu Beginn aufgeworfene Frage des Ratgebers „Wie werde ich reich und glücklich?“ ist nicht zuletzt eine moralische Frage. Der Lösungsvorschlag des Ratgeberautors ist eine mit Hilfe anleitender Lehrsätze neuzugestaltende Lebensführung. Welche weiterführenden Antworten auf die moralische Frage nach „Glück“ und „Reichtum“ hat die Untersuchung aufzeigen können? Joachimsons musikalische Gesellschaftssatire bleibt in ihrer Antwort ambivalent. Mit den stilistischen Mitteln der Ironie, Parodie und Grotteske deckt sie menschliche Schwächen der stereotypisierten Figuren auf. Damit parodiert und provoziert sie das Publikum. Gesellschaftliche Vorstellungen von „Glück“ und „Reichtum“ werden von ihr spielerisch infrage gestellt, ohne verbindliche Antworten zu geben. Dadurch bleibt sie in ihren Aussagen ambivalent und entzieht sich der Verantwortung, ein ernsthaftes moralisches Urteil zu fällen.

Aus diesem Grund könnte argumentiert werden, dass Joachimsons Gesellschaftssatire nicht den Anspruch erheben *muss*, im Sinne Brechts ein moralisches Lehrstück¹⁵⁴ zu sein, oder (wie ein echter Ratgeber) Lehrsätze einer vermeintlich idealen Lebensführung zum Erlangen von „Glück“ und „Reichtum“ zu vermitteln. Die literarische Vorlage bei Keller sowie die Wahl des Ratgebers als heimliche Hauptfigur lassen vermuten, dass Joachimson dem Publikum, wenn nicht *eine*

153 Vgl. Brief von Dr. Pausback an die Empfänger des Glücksratgebers, Joachimson 1930, 7.

154 Mehr zur Theateraufführung als ‚Lehrstück‘ s. Kap. 15 u. 16.

dogmatische, dann aber vielleicht mehrere *vieltimmige* Versionen von Glückswissen vermitteln wollte. Am Ende konnte sich das Publikum seine eigene Meinung darüber bilden.¹⁵⁵ Im Rückgriff auf die eingangs formulierte These konnte aufgezeigt werden, dass der Bühnenautor mit dem Vehikel des Glücksratgebers und dessen ambivalenten Glückspraktiken die Vieltimmigkeit von Glückswissen als Krisendiagnose um 1930 zum zentralen Thema seiner Gesellschaftssatire erhob.

In der Schlusszene wird eine weitere, für die vorliegende Untersuchung erkenntnisreiche wissenssoziologische Aussage über „Glück“ gemacht: Der Autor schließt den Glücks- und Erfolgskursus mit der reaktionär anmutenden Entscheidung, dass die Paare nur ihren sozialen Schichten entsprechend ihr „Glück“ finden können. Die gesellschaftliche Ordnung der Weimarer Republik, wie Joachimson sie satirisch entwirft, bleibt trotz Demokratisierungsprozessen (die eine soziale Mobilität ermöglichten) und vielstimmiger „Denkstile“¹⁵⁶ (denen sich laut Fleck moderne Menschen zugehörig fühlen können) erstaunlich starr und erneuerungsresistent. Die Schlusszene dürfte als eine parodistische Übertreibung einer Zeitsatire im Sinne der Gattung Kabarettrevue (einer Komödientradition aus dem 19. Jahrhundert) verstanden werden. Mit ihr übte der Bühnenautor an den gesellschaftlichen Zuständen in der Weimarer Republik, namentlich den konkurrierenden Glücksdiskursen und den trotz Demokratisierungsbestrebungen nur langsam aufbrechenden sozialen Entfaltungsmöglichkeiten, spöttisch Kritik.

Um die ambivalente Politik der ‚Glückskulturen‘ wissenshistorisch weiter zu erforschen, wird sich die Untersuchung im folgenden Kapitel den praktischen Anleitungen in der vielseitigen Glücksratgeberliteratur zuwenden. Die Analysebeispiele veranschaulichen, wie gesellschaftspolitisches Glückswissen mit Psychowissen (also psychologischem und psychoanalytischem Wissen aus der Ratgeberliteratur und Arbeitspsychologie) im Übergang von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus auf radikale Weise verschränkt wurde.

¹⁵⁵ In Kap. 15 und 16 wird der Aspekt ‚Lehrstück‘ nochmals aufgegriffen.

¹⁵⁶ Vgl. Mannheim 2015, 5.

10 „Der Kampf um die Arbeitsfreude“: Arbeitspsychologisches Glückswissen zur Zeit der Weimarer Republik

10.1 „Wille zur Arbeitsfreude“: Autosuggestive „Glücksgesinnung“ im Ratgeber von Richard Baerwald

„Es fehlt uns jene Grundvoraussetzung aller Lebensweisheit, die ich als ‚Glücksgesinnung‘ bezeichnen möchte. Unter Glücksgesinnung bei der Arbeit verstehe ich die Absicht, unbedingt aus jeder noch so geringen Tätigkeit Freude und Genuß zu ernten [...]. Dieser *Wille zur Arbeitsfreude* ist viel wichtiger als die später zu besprechenden technischen Hilfsmittel, die uns die Arbeit versüßen. [...] Die suggestive Macht dieses Verfahrens in Fällen, in denen uns vor einer Arbeit graut, kann nicht hoch genug veranschlagt werden.“¹

In seinem Ratgeber „Lebensmut, Erfolg, Arbeitsfreude. Der Weg zu Glück und Zuversicht“ von 1921 appelliert der Psychologe Dr. Richard Baerwald (1867–1929) auf der Grundlage der angewandten Arbeitspsychologie an den „Wille[n] zur Arbeitsfreude“ und die „suggestive Macht“ einer „Glücksgesinnung“ bei der Arbeit.² Darunter versteht der Autor eine autosuggestive Praktik, die es mittels einer *leistungsorientierten Selbsterziehung* ermögliche, sogar in den eintönigsten Arbeiten „Glück“ zu empfinden.³

Wie stellte sich der Ratgeberautor Richard Baerwald seine „Glücksgesinnung“, eine Praktik positiver Autosuggestion, im Alltag vor? Die psychologische Überlistung des inneren Arbeitswiderstands gelinge, sobald nicht länger das unerreichbare Fernziel, sondern die Aufteilung der Tätigkeit in kurzzeitige Etappenziele in den Blick genommen würde. Diese *gerichtete* Wahrnehmung und die

1 Baerwald 1933, 232f.

2 Vgl. ebd., 232. Baerwald zitiert in seinem interdisziplinär angelegten Ratgeber neben Komponisten (Beethoven, Johannes Brahms, Joseph Haydn, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Richard Wagner), Dichtern, Dramatikern und Schriftstellern (Charles Dickens, Theodor Fontane, Johann W. v. Goethe, Maxim Gorki, Grillparzer, Keller, Thomas Mann, Schiller, Hermann Sudermann, August Strindberg, Lew Nikolajewitsch Tolstoj, Franz Wedekind, Émil Zola) mehrheitlich Wissenschaftler, u. a. Wilhelm von Bode (1845–1929), Eugen Düring (1833–1921), Horatio W. Dresser (1866–1954), Ernst Frh. v. Feuchtersleben (1806–1849), Francis Galton (1822–1911), Eduard von Hardmann (1842–1906), Karl Hilty (1833–1909), William James (1842–1910), Ellen Key (1849–1826), Sir John Lubbock (1834–1913), [Johannes Jaroslaw] Marciniowski (1868–1935), Prentice Mulford (1834–1891), Franz Müller-Lyer (1857–1916), Friedrich Paulsen (1846–1908), Jules Payot (1859–1939), Gustav v. Schmoller (1838–1917) Oswald Spengler (1880–1936). Vgl. Namens- und Sachregister Baerwald 1933, 323–331.

3 Vgl. Baerwald 1933, 233.

damit verbundene aufmerksame *Hinwendung* auf die eigene Fertigkeit im *Moment* des Arbeitsschrittes könne eine genussvolle „Freude“ am „Selbstzweck“ auslösen.⁴ Baerwalds Leitsatz lautet daher „Die Freude am Schaffen als Selbstzweck“⁵, die aus „Fronarbeit“ „Froharbeit“⁶ bzw. „Arbeitsglück“⁷ generiere.

Wen wollte der Psychologe mit diesem Leitsatz erreichen? Oder anders gefragt, an welche Leserschaft richtete sich sein Ratgeber? Die arbeitspsychologische Praktik der Autosuggestion sei besonders für monotone Fabrikarbeiten relevant, womit er auf sein Zielpublikum, die Arbeiterschaft, hinweist. Der „Wert“ ihrer Arbeit liege im „Arbeiten selber, in der Tätigkeit, im Streben und Ringen[...]“.⁸

Auf welches Wissen griff Baerwald beim Entwurf seiner Gesinnung eines „Streben[s] und Ringen[s]“ um „Glück“ zurück? Wer den „Willen“ zur „Arbeitsfreude“ besäße, verspricht der Autor euphorisch, der könne auch „Liebe zum Schicksal“, zum monotonen Arbeitsschicksal, empfinden.⁹ Frei nach Nietzsches Aphorismus über „Amor fati“¹⁰, der höchsten, menschlichen Lebensbejahung, setzt Baerwald die „Erziehung der Schicksalsliebe“¹¹ mit der „Erziehung zur Glücksgesinnung“¹² gleich: „Amor fati‘ läßt uns in jeder Arbeit, die wir vor uns haben[,] mit Fleiß die Lichtpunkte herausuchen und mit der Aufmerksamkeit betonen.“¹³ Nicht Eudämonie, eine errungene Glückseligkeit, sei das höchste Lebensziel des Menschen, sondern seine Liebe zum schicksalshaften Arbeitsglück.¹⁴

4 Vgl. ebd., 217, 232.

5 Ebd., 217–281.

6 Zur „Froharbeit und Fronarbeit“ vgl. ebd., 278–281.

7 Vgl. u. a. ebd., 271.

8 Vgl. ebd., 218.

9 Vgl. ebd., 232f.

10 Baerwald zitiert mit orthografischen und inhaltlichen Textänderungen den bekannten 276. Aphorismus „Zum neuen Jahre“ von 1882 über die „amor fati“ wie folgt: „[Textauslassung] Ich will immer mehr lernen, das Notwendige [„Nothwendige“] an den Dingen als das Schöne zu sehen [\ „zu“] : [„-“] so werde ich einer [„Einer“] von denen [„Denen“] sein, welche die Dinge schön machen. Amor fati: Das [„das“] sei von nun an meine Liebe [„-“] ... [Textauslassung]. Ich will nicht anklagen; [\ „;“, Textauslassung] Wegsehen [„Wegsehen“] sei meine einzige Verneinung! Und Alles in Allem und Großen: ich will irgendwann einmal nur noch ein Jasagender sein!“ Vgl. Baerwald 1933, 304. [Textabgleich vgl. Nietzsche 1988, 521 („§ 276. [„Zum neuen Jahre, Genua im Januar 1882“]. Die fröhliche Wissenschaft).

11 Baerwald 1933, 311.

12 Ebd., 232.

13 Vgl. Baerwald 1933, 232.

14 Vgl. ebd., 218f., 271.

Es käme aber nicht nur auf das *Individuum* und dessen alleinigen „Wille[n] zur Arbeitsfreude“ an, sondern auch auf das *Arbeitskollektiv*. Ein entscheidendes Gefühlselement der „Glücksgesinnung“ sei ein *soziales Solidaritätsgefühl*, das sich unter Arbeitskolleg*innen einstellen könne.¹⁵ Darunter versteht der Autor „die schöne Wirkung, daß das gemeinsame Interesse und das Hinzugehören zu einem größeren Verband Berufsstolz und Wichtignehmen der Arbeit unterstützt.“¹⁶

Nach der Lektüre von Baerwalds Glücksratgeber drängt sich die Frage auf, welche *praktisch* umsetzbaren Leitsätze aus den mitunter assoziativen und autobiografisch gefärbten Gedankenspiralen des Ratgeberautors der Leserschaft empfohlen wurden. Erwin Heine hält in einem Kommentar an die Leser*innen der zweiten Auflage von 1933 fest, dass Baerwalds „Erziehung zur Schicksalsliebe“ eine „glückschaffende Phantasie“¹⁷ eines „sozialen Zukunftsstaat[s]“¹⁸ sei. Die Frage nach der Leserrezeption drängt sich an dieser Stelle auf.

Wilhelm Thimme (1879–1966), der evangelisch-lutherische Theologe und habilitierte Lehrbeauftragte für Religionspsychologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster, äußerte Zweifel an der Wirkungsmacht von Baerwalds Glückswissenspraktik.¹⁹ Die Idee einer „Kultur der Arbeitslust“ in Form eines autosuggestiven „Studium[s]“ fand er durchaus interessant.²⁰ Auch Baerwalds eigens erprobte „Lebensmethode“ hielt der Theologe für authentisch.

15 Vgl. Baerwald 1933, 236.

16 Vgl. ebd., 236. Hier bestehen Anknüpfungspunkte zur NS-Arbeitsideologie, worauf insb. in Kap. 10.4 und 12 näher eingegangen wird.

17 Vgl. Baerwald 1933, 316. Erwin Heine schreibt im Vorwort zur Zweitausgabe (1933), dass er zum besseren Verständnis Baerwalds Ratschläge, die angeblich „schwer verständliche philosophische Fachausdrücke und andere Fremdwörter“ enthielten, in „gemeinverständlichem Deutsch übertragen“ hätte. Zur „leichteren Übersicht“ hätte er zudem kurze Randnotizen mit knappen Inhaltsangaben hinzugefügt, „gesonderte Betitelung“ gewählt, Einzelpassagen in „Fettdruck“ gesetzt sowie ein Schlagwort-, Namen- und Sachverzeichnis zur Erklärung hinzugefügt. „In seinem neuen volkstümlichen Gewand“, schreibt Heine im Herbst 1932, hoffe er, dass Baerwalds Schrift „seine hohe und notwendige Sendung erfüllen wird: ein Wegweiser zu sein zu Glück und Zuversicht“. Vgl. ebd. 1933, 7. Aufschlussreich an diesem Vorwort ist die Annahme Heines, dass ein Ratgeber in einer zu akademisch gehaltenen Sprache nicht breit rezipiert werden würde. Außerdem gibt Heine Auskunft über das Leseverhalten des Zielpublikums, indem man implizit erfährt, dass sich die Leserschaft in kurzer Zeit anhand schlagwortartiger Randbemerkungen einen Überblick über die Ratschläge verschaffen und sich in keinem langwierigen Lektürestudium die Lehrsätze selbst erarbeiten möchte.

18 Vgl. Baerwald 1933, 316.

19 Zur Biografie vgl. Foerster 1974.

20 Vgl. Thimme 1922.

Dennoch war Thimme skeptisch „[...] ob er sich nicht doch einer Illusion hingibt?“²¹ Was waren seine Einwände? „Glaube“ sei, laut Thimme, nicht mit „technisch-autosuggestiver [...] Klugheit und Geschicklichkeit“ zu erwirken. Dem christlichen „Glauben“ zumindest liege ein idealistischer Harmoniegedanke zugrunde. Dieser stände in einem unauflösbaren Widerspruch zu Baerwalds arbeitspsychologischer Praktik einer leistungsorientierten Autosuggestion. Darin sah Thimme das Grundproblem der „Gemütskurbewegung“, zu deren Vertretern er Baerwald zählte.²²

Wie wurde Baerwalds Glückswissens-Lehre von seinen Fachkolleg*innen rezipiert? Als Mitglied der „Psychologischen Gesellschaft zu Berlin“ konnte Baerwald vor seinen Berufskolleg*innen am 20. Oktober 1921 einen Vortrag „über Arbeitsfreude, ihre psychologischen Bedingungen und künstliche Weckung“²³ halten.²⁴ Dabei handelte es sich um Auszüge aus seiner im selben Jahr noch erschienenen Schrift „Arbeitsfreude und andere Beiträge zur psychologischen Lebenskunst“.²⁵ Dem Sitzungsbericht von Rechtsanwalt Westmann zufolge war die zentrale Botschaft an die Wissenschaftler*innen dieselbe, wie an das Ratgeberpublikum: Eine „Arbeitsfreude“ könne durch „planvolle Autosuggestion“ erreicht werden, namentlich mittels „technisch-psychologische[r]“, ‚Kniffe‘, wie sie Westmann trickreich umschreibt, „durch die man sich seine Arbeit genießbar machen“²⁶ könne. Auch lästige Arbeiten könnten auf diese Weise „Vergnügen“ bereiten, wenn man, statt sich ihnen zu widersetzen, in ihnen aufgehe:

„[...] jeder Einzelbewegung ihr zukommendes Aufmerksamkeitsquantum gönnt, so dass sie exakt und präzise abläuft und das Gefühl des Könnens und Gutmachens in uns auslöst. Alles kann Vergnügen werden, wenn man es ebenso zum Selbstzweck werden lässt wie es das

21 Vgl. ebd.

22 Vgl. ebd.

23 Weitere Vortragstitel lauteten „Musikalische Erinnerungsverklärung“ (19.11.1914) vgl. Sitzung vom 19. November 1914. Sitzungsberichte. Psychologische Gesellschaft zu Berlin. In: Westmann 1920, 93, mit dem Publikationshinweis auf die „Zeitschrift für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft“, in der Baerwald mehrfach publizierte u. a. „Zur Psychologie des Komischen“, vgl. Baerwald 1914 und Baerwald 1907; „Die Unbeliebtheit des Tüchtigen (Psychologische Glossen zur Isolierung Deutschlands)“ (20.05.1915), vgl. Sitzung vom 20. Mai 1915. In: Westmann 1920, 98; „Lebenskunst und Gefühlsbeherrschung in ernster Zeit“ (03.05.1917) zur Methode der „psychischen Distanz“, vgl. Sitzung vom 3. Mai 1917. In: Westmann 1920, 113; „Die Schwächen des deutschen Nationalgefühls als völkerpsychologisches Problem“ (25.11.1920) mit dem Publikationshinweis, vgl. Baerwald 1921. Vgl. Sitzung vom 25. November 1920. In: Westmann 1922, 239.

24 Vgl. Sitzung vom 20. Oktober 1921. In: Westmann 1922, 243.

25 Vgl. Baerwald 1921.

26 Vgl. Sitzung vom 20. Oktober 1921. In: Westmann 1922, 244.

Vergnügen zu sein pflegt. – Frohe Arbeit wirkt kraftsparend, Interesse und Freude bilden daher, trotz [Emil] Kraepelins nur teilweise begründetem Einspruch, den besten Schutz gegen Uebermüdung und Ueberanstrengung.“²⁷

Was lässt sich zusammenfassend zur wissenshistorischen Erkenntnis über das arbeitspsychologische Glückswissen bei Baerwald festhalten? Baerwalds Ratgeber zu „Glück und Zuversicht“ ist eine Anleitung zur lebensbejahenden und doch schicksalsergebenden, „planmäßige[n] Autosuggestion“²⁸. Im Rückgriff auf tradiertes Glückswissen über Willenskraft und Lebensführung aus der pädagogischen und moralphilosophischen Reformbewegungszeit beschwor Baerwald mittels „tröstend[en], wegglättend[en], einschmeichelnd[en] Reden“²⁹ *einerseits* die individuelle „Selbstbeeinflussung“³⁰, *andererseits* die gemeinschaftsstiftende Wirkungsmacht einer kollektiven Glücksgesinnung in der alltäglichen Arbeitswelt. Seine Anleitung zur arbeitspsychologischen Praktik der Autosuggestion zum Erlangen von „Lebensmut, Erfolg und Arbeitsfreude“ werden in den Worten Thimmes als „Kultur der Arbeitslust“ beschrieben und in der vorliegenden Untersuchung als Teil einer Politik der ‚Glückskulturen‘ begriffen.

Diese erste Analyse eines Ratgebers *als wissenshistorische Quelle* diene zur thematischen Einführung. Im Folgenden sollen die Analyseerkenntnisse anhand unterschiedlicher Quellenbeispiele aus dem Bereich der Arbeitswissenschaft vergleichend analysiert und systematisch kontextualisiert werden. Dabei stellen sich eingangs zwei Fragen, die im oben zitierten Sitzungsbericht ebenfalls anklingen: 1. Welches Dilemma sprach der erfahrene Psychiater Emil Kraepelin (1865 – 1926), der bereits 1896 eine arbeitspsychologische Schrift „Zur Hygiene der Arbeit“³¹ publiziert hatte, in seinem „Einspruch“ an, wenn er „teilweise begründet[...]“ einwarf, dass selbst „Interesse und Freude“ keinen „Schutz“ vor „[Ü]bermüdung“ und „[Ü]beranstrengung“ garantieren könnten?³² 2. Handelte es sich bei Baerwalds Glücksratgeber zur Problematik der „Arbeitsfreude“ um eine Ausnahmeerscheinung oder um ein zeittypisches Phänomen?

27 Ebd.

28 Baerwald 1933, 233.

29 Ebd., 241.

30 Ebd., 241.

31 Kraepelin 1896. Zu Kraepelins Werk vgl. Kraepelin 2000, zu seiner Person vgl. u. a. Hoff 1994.

32 Vgl. Sitzung vom 20. Oktober 1921. In: Westmann 1922, 244.

10.2 Rationalisierte „Arbeitsfreude“: Das verhängnisvolle Versprechen der Psychotechnik

Zur Zeit der Niederschrift seines Ratgebers um 1921 war Baerwald Dozent an der Humboldt-Akademie in Berlin.³³ Der Umstand, dass ein Psychologe auf der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnisse einen Glücksratgeber für das „arme deutsche Volk“ mit dem „praktischen Zweck des Tröstens und Heilens“ verfasste, war für die Nachkriegszeit nicht ungewöhnlich.³⁴ Das *Ersehnen* eines „Arbeitsglücks“³⁵, beziehungsweise das *Bedauern* über dessen *Abwesenheit*, war ein populäres Thema in der massenmedialen Ratgeberliteratur der Weimarer Republik.³⁶ Weshalb? Baerwald nennt folgenden möglichen Grund: „[...] nie war eine Epoche der Arbeitsfreude so bitter feindlich wie unser Zeitalter des Kapitalismus, der Organisation, der zentralisierten Produktion.“³⁷

Wie lässt sich diese Begründung wissenshistorisch erklären? Werden heutzutage unter den Schlagworten „Stress“ und „Burnout“ Überarbeitungssymptome als Probleme der westlichen Arbeitsgesellschaft diskutiert, wurden in der Weimarer Republik mit den Begriffen „Ermüdung“³⁸ und „[Ü]beranstrengung“ physische und psychische Belastungen in der Arbeiterschaft problematisiert.³⁹ Als

33 Biografischer Hinweis zum Autor vgl. Baerwald 1933, 440.

34 Vgl. ebd., 5f.

35 „Das Arbeitsglück ist dauerhafter als die Freude am Leben“ lautete eine Randbemerkung von Erwin Heine in der zweiten Auflage. Vgl. Baerwald 1933, 271.

36 Eine Auswahl aus Deutschland und der Schweiz (alphabetische Reihenfolge): Förster, Fr[iedrich] W[ilhelm]. 1930. Lebensführung, Erlenbach-Zürich und Leipzig: Rotapfel; Gerling, Reinhold. 1921. Tatmensch. Eine Lebensberatung zu kraftvoller erfolgreicher Lebensgestaltung, 4. Aufl., Prien: Anthropos-Verlag; Grevenberg, E. 1932. Der goldene Faden. Eine Wegleitung durch die Wirrnis des Lebens für Glücks- und Wahrheitssucher. Neugeist-Bücher 45, Pfullingen (Württemberg): Johannes Baum-Verlag; Grossmann, G[ustav]. 1927. Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher u. beruflicher Erfolge, 9. Aufl. Stuttgart und Wien: Verlag für Wirtschaft und Verkehr Forkel & Co; Jung, Franz. 1921. Die Technik des Glücks. Psychologische Anleitungen in vier Übungsfolgen, Berlin: Der Malik-Verlag. Jung, Franz. 1923. Mehr Tempo! Mehr Glück! Mehr Macht! Die Technik des Glücks, II. Teil. Ein Taschenbuch für Jedermann, Berlin: Der Malik-Verlag; Klotz, Karl 1928. Die neue Rasse. Ein Wegweiser zu Höherentwicklung, Glück und Freude, für den Einzelnen, die Familie und die Gesamtheit. Lebensborn-Bücher 22, Bedeutend erweiterte und vollständig umgearbeitete Auflage, Düsseldorf: Lebensborn-Verlag; Wardall, Max 1928. Gedanken-Radio. Der Mensch als Gedanken-Sender und -Empfänger. Ein praktischer Weg zu Glück, Harmonie und Meisterung des Lebens, Pfullingen (Württemberg): Johannes Baum.

37 Vgl. Baerwald 1933, 220.

38 Vgl. u. a. Ermüdung. In: Münsterberg 1919, 127–131.

39 S. Kaeplins Einwand, vgl. Sitzung vom 20. Oktober 1921. In: Westmann 1922, 244.

Grund wurde oft die Rationalisierung von Arbeitsprozessen zur Produktionssteigerung genannt.⁴⁰ Was verstand die Arbeitswissenschaft unter „Rationalisierung“ und welcher Zusammenhang bestand in Bezug zur Kultur der „Arbeitsfreude“?

Gemäß dem Arbeitspsychologen Fritz Giese (1890–1935), dem Herausgeber des Handwörterbuchs der Arbeitswissenschaft (1927–1930), gab es in der Weimarer Republik keine einheitliche Begriffsdefinition für das Rationalisierungsphänomen. Zum Verständnis des Konzepts war „die vernunftgemäße (durch wissenschaftliche Einsicht praktisch geregelte) intensive Bestgestaltung“ von zentraler Bedeutung.⁴¹ Darunter verstand Giese den *vernunft*gemäßen Charakter der *Rationalisierung*⁴², die sich nach seiner Auffassung von einer „Gefühlspolitik“ als „bloßer Intuition“ unterscheidet.⁴³ Rationalisierung sei „keine ‚Kunst‘ und nichts Trickähnliches, sondern eine Lehre, ein wissenschaftlich zu ergründendes und so zur Anwendung (= praktische Gestaltung) strebendes Phänomen“.⁴⁴ Das Ziel der Rationalisierung sei, im Unterschied zum Taylorismus und Fordismus, „ein Optimum kein Maximum“ der Arbeitsprozesse zu erlangen. Aus diesem Grund sei das Konzept für die aktuelle Arbeitswissenschaft von größter Bedeutung.⁴⁵

Der Arbeitswissenschaftler äußerte Kritik an der praktischen Umsetzung dieser ‚vernunftorientierten‘ Wissenschaft, die ohne „Gefühlspolitik“ funktioniere und folglich die Gefühlswelt der Arbeiterschaft nicht miteinbeziehe.⁴⁶ Rationalisierung sei bereits heute ein „historisch-praktischer Begriff von Übergangsbedeutung“, ein Zeitphänomen also, wie es (nach Gieses Auffassung) auch der „Kapitalismus“⁴⁷ darstelle.⁴⁸ Die Anklänge an eine sozialpolitische und humanistische Reformbestrebung im Sinne der sozialdemokratischen Gewerkschaftsverbände, die in seiner auffallend gefühls- und psychopolitisch argumentierenden Kritik aufblitzen, sollte Giese im Zuge seines ideologischen Gesinnungswandels nach 1933 revidieren, wie in den Kapiteln 11 und 12 aufgezeigt wird.

40 Zum Begriff vgl. Giese 1930.

41 Vgl. ebd., 3622.

42 *ratio*: lat. „Vernunft, schlussfolgernder, logischer Verstand“. Zum Begriff, vgl. Art. *ratio* 2019.

43 Vgl. Giese 1930, 3622.

44 Vgl. ebd., 3622.

45 Vgl. ebd., 3622.

46 Vgl. ebd., 3631. Dieses Argument wird in der Gefühlspolitik der NS-Arbeitsideologie mit Bezug auf die NS-Arbeitswissenschaft relevant, s. dieses Kapitel w.u. und Kap. 7, 11, 12.

47 Hier widersprach Giese den angeblichen Auffassungen Hitlers, der den Kapitalismus „sinnvoll“ im Interesse des NS-Regimes nutzen wollte. Zu Hitlers Auffassung zum „Kapitalismus“ in einem Gespräch mit August Winnig vgl. Winnig 1946, 39.

48 Vgl. Giese 1930, 3631.

Gieses Kritik der „Schädigungswirkungen“ zielte auf die Umsetzung der Rationalisierungstheorie in der Arbeitspraxis von medientechnologischen Einrichtungen bei der Deutschen Post (Telefonist*innen) oder maschinellen Großbetrieben wie Siemens, Zeiss oder Krupp.⁴⁹ Schon Baerwald hatte die arbeitswissenschaftliche Rationalisierungspraktik kritisiert und diese zum Anlass genommen, seinen Glücksratgeber zu verfassen: „Neben den zu schwierigen Arbeiten, die über unsere Kraft gehen, bilden die größte Folter jene *ganz monotonen* und *maschinellen*, wie sie die moderne Arbeitsteilung namentlich über den Fabrikarbeiter verhängt, Tätigkeiten, die unsere höheren geistigen Kräfte unbeschäftigt lassen und das Leben veröden“.⁵⁰

Anhand Baerwalds Glücksratgeber konnte bereits gezeigt werden, wie Anleitungen zum (Wieder-)erlangen einer „Arbeitsfreude“ auf der „suggestiven Macht“ einer Glücksgesinnung und diese wiederum auf der Grundlage arbeitspsychologischer Erkenntnisse basieren konnten. Im Folgenden werden anhand ausgewählter Schriften zum Thema „Arbeitsfreude“ aus der Arbeitswissenschaft und der Ratgeberliteratur der Wandel einer *Politik* von ‚Glückskulturen‘ untersucht. Gefragt wird: Welcher Zusammenhang bestand zwischen der kultur- und sozialpolitischen Frage nach der „Arbeitsfreude“ und der europaweit florierenden Glücksratgeberliteratur nach dem Ersten Weltkrieg?

10.3 Ambivalentes Glückswissen in der Arbeitspsychologie

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg wurde die Psychotechnik 1912 vom deutsch-amerikanischen Arbeitspsychologen Hugo Münsterberg (1863–1916) in seinen Grundlagen einer Wirtschaftspsychologie ausgearbeitet.⁵¹ Der amerikanische Taylorismus (die Wissenschaft zur „wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit“⁵²) stand in der Tradition des technokratischen „Motor-Mensch“-Modells.⁵³ In Abgrenzung

⁴⁹ Zur Frauenarbeit bei der Deutschen Post vgl. Nienhaus 1995. 1920, verhältnismäßig spät im Vergleich zu anderen deutschen Großbetrieben, wurde die „Psychotechnische Arbeitsgruppe Krupp“ mit einem „Psychotechnischen Institut“ gegründet. Dieses war an die Organisation der Lehrwerkstatt angeschlossen und hatte zur Aufgabe, die Arbeitsabläufe der Werk tätigen an den Maschinen mit dem Ziel der Produktionssteigerung zu rationalisieren. Mehr dazu, vgl. Objektivität, Rationalität und Arbeitsplatzzufriedenheit. Die Psychotechnik im Unternehmen. In: Patzel-Mattern 2010, 124–252, 146.

⁵⁰ Vgl. Baerwald 1933, 240.

⁵¹ Vgl. Münsterberg 1919.

⁵² Vgl. Rabinbach 1990a, 313.

⁵³ Zum „Motor-Mensch“-Modell, vgl. Rabinbach 1990b, Gerovitch 2007, Technik und Ästhetik. Die visuelle Einstellung des Menschen. In: Stiegler 2016, 257–338.

davon rückten Arbeitswissenschaftler*innen wie Münsterberg die physischen und vor allem *psychischen Auswirkungen* der Arbeit *auf das Individuum* in den Fokus.⁵⁴ Münsterbergs Beobachtungen und Befragungen lenkten den Blick auf die betrieblichen Anforderungen und Rahmenbedingungen der Arbeitsprozesse. Damit verband Münsterberg angewandte Betriebspsychologie mit gesamtgesellschaftlichen Interessen. Das idealistisch überhöhte Ziel des Psychotechnikpioniers lautete:

„Die wirtschaftliche Experimentalpsychologie hat in der Tat vielleicht keine höhere Aufgabe, als diese Anpassung der Berufstätigkeit an die seelische Eigenart der Individuen, mit dem Ziel, das übervolle Maß seelischer Unbefriedigung an der Arbeit, seelischer Verkümmern und Bedrücktheit und Entmutigung aus der Welt zu schaffen.“⁵⁵

Die angestrebte Wirkungsmacht der Psychotechnik als „Kulturaufgabe“⁵⁶, wie sie Münsterberg beschrieb, beruhte noch bis in die 1920er Jahre auf der Annahme, mit Hilfe der psychotechnischen Wissenschaftlichkeit könne, neben der Reintegration der jungen Kriegssoldaten, *nicht nur* eine international wettbewerbsfähige Betriebsführung (durch Modernisierung der wirtschaftlichen Organisationsform und eine rationalisierte Arbeitsprozessplanung) herbeigeführt werden.⁵⁷ Einige Arbeitspsycholog*innen, wie beispielsweise der Psychiater Wladimir Eliasberg (1887–1969), hofften, durch das Umstrukturieren des Mensch-Maschine-Modells mittels neuer Managementstrategien *auch eine Steigerung der individuellen „Arbeitsfreude“* zu ermöglichen. Die Einführung von psychotechnischen Betriebsstellen mit ihren individuellen Berufseignungstests sah man als geeignete Praktik, den Erschöpfungserscheinungen entgegenwirken zu können.⁵⁸ Als junge Fachdisziplin konnte die Psychotechnik flexibel auf die gesellschaftlichen Probleme der sich politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich wandelnden Weimarer Republik reagieren. Sie schien prädestiniert dafür zu sein, ihre unkon-

54 Zur europäischen, russischen und insbesondere deutschen Rezeption der amerikanischen Arbeitswissenschaft (z. B. Taylorismus, Fordismus) im deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik vgl. u. a. Nolan 1994, Coenen u. a. 2010, Psychotechnik in Deutschland und Rußland. Der allgemeine Mensch. In: Stiegler 2016, 41–66.

55 Zukunftsentwicklung der Wirtschaftspsychologie. In: Münsterberg 1919, 174–183, 181.

56 Münsterberg 1920, 1.

57 Vgl. Normierung, Optimierung und Gestaltung. In: Patzel-Mattern 2010, 253–272, 255.

58 Zu ‚sozialen Fragen‘ in der Psychotechnik vgl. u.a Baumgarten 1931. Ein Beispiel aus Wien zeigt, wie im selben Zeitraum die Problematik der „Arbeitsfreude“ international diskutiert wurde, vgl. Kapitel zur „Arbeitsfreude“ (Baumgarten 1927c).

ventionellen Methoden in den neu definierten Praxis- bzw. Untersuchungsfeldern zu testen.⁵⁹

Nun könnte der Eindruck entstehen, dass Psychotechniker*innen an denselben sozialpolitischen Reformideen zur Verbesserung der Arbeitssituation und des individuellen Wohlbefindens der Arbeiterschaft interessiert gewesen wären wie die Glücksratgeber*innen jener Zeit. Baerwalds Vision eines „sozialen Zukunftsstaat[s]“⁶⁰ demonstrierte dies zum Beispiel. Tatsächlich bestand in den unterschiedlichen Instituten weder bezüglich der sozialpolitischen Aufgabe der Psychotechnik noch der moralischen Verantwortung der Arbeitswissenschaftler*innen gegenüber der Gesellschaft ein Konsens. Vielmehr wurde ein ambivalenter Diskurs über Sinn und Zweck einer emotionspolitischen „Arbeitsfreude“ auf der Grundlage psychologischen Glückswissens geführt, was die folgenden Beispiele zeigen werden.

10.4 „Der Kampf um die Arbeitsfreude“: Hendrik de Man und die NS-Arbeitspolitik „Kraft durch Freude“. Ein arbeitspsychologischer Vergleich

„Der Kampf um die Arbeitsfreude“ betitelte der Arbeitswissenschaftler Hendrik de Man (1885 – 1953)⁶¹ programmatisch seine empirische Studie mit 78 Berichten von

⁵⁹ Vgl. Normierung, Optimierung und Gestaltung. In: Patzel-Mattern 2010, 253–272, 254 ff. In ihrer methodischen Undifferenziertheit mangels empirischer Überprüfbarkeit mittels vergleichbarer längerer Zeiträume, ihrem ausschließlichen Fokus auf die Industriearbeit und ihrer Tendenz, vom Einzelfall universalistische Rückschlüsse qua Selbstüberschätzung zu ziehen, lagen Patzel-Mattern zufolge die Gründe für das Scheitern der Psychotechnik. Vgl. Normierung, Optimierung und Gestaltung. In: Patzel-Mattern 2010, 253–272, 258.

⁶⁰ Vgl. Baerwald 1933, 316.

⁶¹ Hendrik de Man wurde am 17.11.1885 in Antwerpen geboren und starb am 20.6.1953 infolge eines Autounfalls in der Schweiz. Er studierte 1905–1909 in Leipzig Philosophie, Psychologie, Geschichte und Volkswirtschaft. In Leipzig kam er mit Karl Liebknecht, Karl Kautsky und Rosa Luxemburg in Kontakt. Als Journalist für unterschiedliche deutsche Zeitungen tätig, reiste er 1910 nach England, wo er mit der ansässigen Arbeiterbewegung vertraut wurde. Als Leiter einer Arbeiterbildungszentrale in Belgien kamen bei ihm angesichts des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs Zweifel an der marxistischen Lehre auf. Nach zwei Jahren in den USA wurde ihm 1921 die Leitung einer Arbeiterhochschule in Belgien anvertraut. Von 1922 bis 1926 lebte er in Darmstadt und war in Frankfurt a. Main Dozent an der Akademie der Arbeit, parallel lebte er bis 1929 in Flims (Graubünden, Schweiz), von wo er an den Lehrstuhl für Sozialpsychologie der Universität Frankfurt berufen wurde. Seine wissenschaftlichen Arbeiten zeugen von einer Abkehr vom marxistischen Klassenkampfdenken hin zu einer sozialpsychologischen Beschäftigung mit der Arbeiterbewe-

Industriearbeiter*innen und Angestellten. Darin gaben die Befragten Auskunft über ihre Gefühlserlebnisse bei der Arbeit.⁶² In einem Vergleich der arbeitspsychologischen Untersuchung von Hendrik de Man mit Robert Leys Propagandareden zur NS-Arbeitspolitik „Kraft durch Freude“ und mit Carl Arnholds (1884–1970) arbeitswissenschaftlichen Studien zur „Arbeitsfreude“ soll im vorliegenden Kapitel aufgezeigt werden, inwiefern die ausgewählten Schriften neben Brüchen auch ambivalente Kontinuitäten von arbeitspsychologischem Glückswissen aufweisen. Gefragt wird: Wie definierte der Arbeitspsychologe de Man nach der empirischen Auswertung seiner Studienergebnisse „die Arbeitsfreude“ eines Individuums im gesellschaftspolitischen Kontext der Weimarer Republik im Vergleich zur NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“?

In seiner empirischen Studie zur „Arbeitsfreude“ befragte Hendrik de Man seine Studierenden, welche an der „Akademie der Arbeit“ in Frankfurt a. Main zwischen 1924 und 1926 die zweisemestrige Vorlesung „Psychologie des Industriearbeiters“ belegt hatten. Anhand eines Fragebogens sollten sie ihre „Gefühle auf der Arbeit“ in Bezug auf „Arbeitsfreude“ und „Arbeitsunlust“ kritisch reflektieren und darüber einen Bericht verfassen.⁶³ Wie viele Fragen die Angestellten beantworteten, stand ihnen frei. Gefragt wurde beispielsweise:

„[...] Von welchen Gefühlen sind Sie beherrscht [...] gegenüber:

- a) den von Ihnen benutzten sachlichen Arbeitsmitteln (Werkzeug, Maschinen, Betriebsausstattung)?
- b) den Arbeitskollegen im Betrieb?
- c) dem Vorgesetzten im Betrieb?
- d) Ihrer Arbeitstätigkeit überhaupt?
- e) Ihren gewohnten Tätigkeiten außerhalb des Betriebs? [...]

gung, dem Sozialismus und Faschismus unter Berücksichtigung sozialhistorischer Wandlungsprozesse (z.B in „Idee des Sozialismus“ 1933). Nach 1933 wurde ihm die Lehrtätigkeit untersagt. In Belgien entwickelte er als sozialistischer Politiker den „Plan der Arbeit“ zur Überwindung der Wirtschaftskrise und übernahm das Ministeramt für öffentliche Arbeit, seit 1936 das Ministeramt für Finanzen. 1939 wurde er Vorsitzender der Belgischen Arbeiterpartei. Im Januar 1940 trat er aus der Regierung aus, nachdem er sich für die Neutralitätspolitik eingesetzt hatte. Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen am 10.5.1940 empfahl er als Berater des Königs Leopold II. die Kooperation. Unter dem NS-Regime erfüllte er überparteiliche Aufgaben und schrieb für seine Zeitung „Le Travail“ (1941–1942). 1941 erhielt er ein Rede- und Publikationsverbot und zog sich Ende 1941 bis August 1944 nach Savoyen zurück. Als politischer Flüchtling lebte er bis zu seinem Tod 1953 in der Schweiz und war als Schriftsteller tätig. 1946 wurde er von einem belgischen Gericht wegen Kollaboration zu einer 20-jährigen Gefängnisstrafe verurteilt und verlor seine Staatsbürgerschaft. Vgl. Krause 1990.

⁶² Vgl. Man 1927, 4f.

⁶³ Vgl. ebd., 3.

1. Besteht nach Ihrer eigenen Erfahrung ein Zusammenhang zwischen Arbeitsfreude und a) der Einrichtung der Betriebsräte, b) der Tätigkeit der gewerkschaftlichen Organisation, c) der allgemeinen sozialen Einstellung des einzelnen Arbeiters?
2. Halten Sie in Ihrem Beruf einen höheren Grad von Arbeitsfreude für möglich, und wenn ja, auf Grund welcher Veränderungen
 - a) der Arbeitstechnik [...]
 - b) der Arbeitsorganisation im Betriebe?
 - c) der gesellschaftlichen Organisation überhaupt? [...]⁶⁴

Welches Glückswissen über die „Arbeitsfreude“ konnte de Man aus dem empirischen Material gewinnen? Im Schnitt gaben 57 % aller Befragten über ihre „Freude“ bei der Arbeit eine Plusaussage („+“) von positiven Momenten an, 24 % ein +/- und 19 % ein „-“. ⁶⁵ Zur Interpretation dieser statistischen Werte betont de Man die *Ambivalenz*, welche ihnen zugrunde liege. Aus den Berichten gehe hervor, dass jede Person, die grundsätzlich „Arbeitsfreude“ empfinde, auch „unlusterzeugende“⁶⁶ Momente kenne. Umgekehrt empfinde derjenige, der seine Arbeit als anstrengend beschrieb, gelegentlich auch „arbeitsfreudige Momente“. ⁶⁷ Obwohl die nichtrepräsentativen Aussagen keine allgemeingültigen Schlüsse zuließen, kommt de Man nach Durchsicht der Berichte zu folgendem Zwischenfazit: „Nach Arbeitsfreude strebt jeder Arbeitende, wie jeder Mensch nach Glück strebt. Arbeitsfreude verlangt gar nicht danach, ‚gefördert‘ zu werden; es kommt nur darauf an, daß sie *nicht gehemmt* wird.“⁶⁸ Ausgehend von der zunächst trivial anmutenden Feststellung, dass die Arbeiterschaft unabhängig von materiellen oder finanziellen Anreizen grundsätzlich nach einem „Glück“ der „Arbeitsfreude“ strebe, fragt de Mans Studie nach den psychologischen Faktoren, welche als „fördernde“ und „hemmende“ Motive auf die Arbeitsfreude einwirken. Dabei entwirft de Man eine schematische Triebtheorie, die von einer Spannung zwischen dem „Drang zur Arbeitsfreude“⁶⁹ und deren „Hemmungen“ gekennzeichnet sei.⁷⁰ Zu dieser streitbaren Theorie gelangte de Man über die Analyse der Erfah-

⁶⁴ Ebd., 4.

⁶⁵ Vgl. ebd., 147.

⁶⁶ Ebd., 148.

⁶⁷ Vgl. ebd., 147.

⁶⁸ Ebd., 148.

⁶⁹ Zum Schema vgl. ebd., 149f.

⁷⁰ De Man unterscheidet in seinem Schema zwischen „elementar-triebhaft[e] Motive[n]“ wie „Tätigkeitstrieb“, „Spieltrieb“, „Aufbautrieb“, „Erkenntnistrieb“, „Geltungstrieb“ und „Besitztrieb“, die den „Drang zur Arbeitsfreude“ fördern, sowie „gelegentlich fördernde[n] Motive[n]“ wie „Herdentrieb“, „Herrschaft und Unterordnungsverlangen“, „ästhetische Befriedigung“, „Erwägungen des Privatvorteils“ und des „sozialen Nutzens“. Als „Hemmungen“ bezeichnet er

rungsberichte. Er verglich deren Aussagen und erläuterte systematisch die psychologischen Probleme und sozialpolitischen Einflüsse im Berufsalltag.

Aus der Analyse der in de Mans Studie abgedruckten Erfahrungsberichte gehen folgende Erkenntnisse hervor: Ein entscheidendes Motiv der „Arbeitsfreude“ sei die Gewissheit der Arbeiter*innen darüber, dass ihr Tageswerk nicht nur als existentieller Brotverdienst angesehen würde. Wenn die Tätigkeit Eigeninitiative verlangte, sich einigermaßen abwechslungsreich gestaltete und in Relation zu außerbetrieblichen Aktivitäten stand (z. B. gewerkschaftlichem Engagement), dann konnte die Arbeit in einen größeren gesamtgesellschaftlichen Kontext gestellt und dadurch in ihrer Entbehrung relativiert werden. So formuliert es beispielsweise ein 35-jähriger angelernter Spinnweber:

„Der Spinnerberuf verlangt Initiative. Die Spinnerei ist eine rege unterschiedliche Arbeit. [...] Es gibt in der Spinnerei ein Hasten und Schuffen und ein bequemes Arbeiten Faulenzen. Bei der Bedienung meiner Maschine war ich von angenehmen Gefühlen beherrscht, weil mir die Arbeit vollständig Zeit ließ, meine politischen und gewerkschaftlichen Vorträge auszuarbeiten. Ein automatischer Blick genügte, um die 2000 Fäden zu überschauen.“⁷¹

Ein 28-jähriger gelernter Buchbinder nennt noch zwei weitere Faktoren, nämlich die „tarifliche Regelung des Wochenlohnes und der Ferien“, welche ihm ein „Gefühl der Sicherheit“ verliehen.⁷² Positiv wirkten sich außerdem die flache Betriebshierarchie und die Kollegialität unter den Mitarbeiter*innen auf seine „Arbeitsfreude“ aus: „Betriebshierarchie besteht nicht, im Gegenteil, es herrscht selbst zwischen Vorgesetzten und Kollegenschaft ein durchaus kameradschaftlicher Geist.“⁷³

Ein 40-jähriger Lokomotivfahrer betont, dass das Wissen um die Existenz der gewerkschaftlichen Organisation und die Repräsentation der Arbeiterschaft im Betriebsrat seine „Dienstfreudigkeit“ begünstigten: „Für mich als Person ließ der Gedanke, gewerkschaftlich organisiert zu sein und in den Betriebsräten eine wesentliche Stütze zu haben, jederzeit das Gefühl der Dienstfreudigkeit aufkommen“⁷⁴.

erstens „arbeitstechnische Hemmungen“, zweitens „innerbetriebliche soziale Hemmungen“ sowie „außerbetriebliche soziale Hemmungen“. Mit Blick auf die Forschungsfrage würde es an dieser Stelle zu weit führen auf die einzelnen Theorieaspekte einzugehen. Zum Schema, vgl. Man 1927, 149 f.

71 „Fall 24“, m, 35, gelernter Spinnweber. Vgl. Man 1927, 36.

72 „Fall 68“, m, 28, gelernter Buchbinder. Vgl. Man 1927, 96 f.

73 „Fall 68“, m, 28, gelernter Buchbinder. Vgl. Man 1927, 96 f.

74 „Fall 76“, m, 40, Lokomotivfahrer, gelernter Schmied, Schlosser. Vgl. Man 1927, 111.

Ein Mindestmaß an Selbstverantwortung und gewerkschaftlichem Engagement forderte auch eine 25-jährige gelernte Stenotypistin, die in einem Pressebüro als Sekretärin, Buchhalterin und Kontoristin arbeitete. „Arbeitsfreude“ empfand sie eigentlich nur, wenn sie für sich „*persönlich*“ etwas schaffen konnte, womit sie politische und gewerkschaftliche Aktivitäten meinte, die in der Regel ein unerlaubtes inoffizielles Tun bedeuteten, das „zu Hast und Gewissenskonflikten“ drängte.⁷⁵ Trotz unliebsamer Fleißarbeit empfand sie immer dort „Arbeitsfreude“, „[...] wo diese [Arbeit] eine größere geistige Anspannung erfordert, wo immer eine gewisse Aufregung herrscht [...] eine gewisse Auffassungsgabe und eine gewisse politische Beflissenheit erfordert“⁷⁶.

Eine 25-jährige gelernte Kontoristin, die als Stenotypistin in der technischen Abteilung einer städtischen Bibliothek arbeitete, nennt weitere Umstände, die ihre „Arbeitsfreude“ erhöhten: Zunächst seien es die arbeitsfreundlichen Räumlichkeiten der Bibliothek, die lichtdurchflutet und ordentlich waren und es erlaubten, den Arbeitsplatz individuell zu dekorieren. In dieser subjektiven Gefühlsbeschreibung kommt die emotionshistorische Bedeutung des Arbeitsorts als individueller Gefühlsraum zum Ausdruck, bei dem architektonische und selbstgestalterische Gefühlselemente sich günstig auf die individuelle „Arbeitsfreude“ auswirkten.⁷⁷ Weiter nennt die Kontoristin das „ausgezeichnete persönliche Verhältnis zwischen mir als ‚technischer Kraft‘ und den mir überstellten Bibliothekaren und wissenschaftlichen Fachreferenten, mit denen ich zusammenarbeiten musste. Die Anerkennung auch der nicht ‚rein geistigen‘ Arbeit und des Menschen, der sie leistet, steigerte in der Tat die Arbeitsfreude.“⁷⁸ Sie betont das soziale Gemeinschaftsgefühl innerhalb der Belegschaft, welches im Idealfall durch einen unhierarchischen Umgang und eine kommunikative Zusammenarbeit von der technischen Angestellten bis zur wissenschaftlichen Fachreferentin ein Gemeinschaftsgefühl vermittelt. Heutzutage bezeichnet das psychologische Wissensmanagement solche Fälle als „prosoziales Verhalten“ bei der Arbeit. Diese fachliche Begriffsentwicklung in der angewandten Arbeitspsychologie stützt die These der kontinuierlichen, wechselseitigen und transnationalen Wissenszirkulation über „Arbeit“ und „Glück“.⁷⁹

75 „Fall 18“, w, 25, angelernte Stenotypistin. Vgl. Man 1927, 29.

76 „Fall 18“, w, 25, angelernte Stenotypistin. Vgl. Man 1927, 29.

77 Mehr zum gefühlshistorischen Konzept der „Gefühlsräume“ vgl. u. a. Gammerl und Herr 2015.

78 „Fall 31“, w, 25, gelernte Kontoristin. Vgl. Man 1927, 50.

79 „Prosoziales Verhalten“ oder „Prosozialität“ hat im Wesentlichen drei soziale Voraussetzungen zu erfüllen: Empathie als soziale Bindung, Bereitschaft zur Perspektivenübernahme sowie ein befriedigendes Kosten-Nutzen-Verhältnis. Prosoziales Verhalten trägt zur Unterstützung anderer

Ein weiteres Element der „Arbeitsfreude“ ging über den Betriebsalltag hinaus und betraf die Selbstverwirklichung des individuellen Lebensstils der Kontoristin und das Verlangen, sich weiterzubilden und sich mit Gleichgesinnten auszutauschen.⁸⁰ Aus diesem Grund schätzte die Kontoristin die Möglichkeit, sich bei Vorträgen oder beim Lesen der Bibliotheksbücher neues Wissen anzueignen und im Kreis der Mitarbeiter*innen „Fragen der Jugendbewegung“ diskutieren zu können.⁸¹ In selbstorganisierten Lesekreisen konnte sie „das Bedürfnis nach eigener Charakterisierung gelesener Bücher“ zum Ausdruck bringen und den „Drang nach noch größerer geistiger Arbeit und Anregung, als die Arbeit selber bot“ stillen.⁸²

Eine 27-jährige „ungelernt[e]“ Zigarrenmacherin, die zahlreiche Berufswechsel durchlebt hatte, benennt, neben der Freiheit politisch in der SPD (Arbeiterjugend, Jungsozialistengruppe, Frauengruppe) und gewerkschaftlich (Fabrikarbeiterverband, KassiererIn und VerwaltungsmItglied) aktiv zu sein, einen musikästhetischen Aspekt, der ihr und ihren Kolleg*innen trotz Ermüdungerscheinungen „Arbeitsfreude“ verschaffe:

„Sehr oft, und fast immer nach der Mittagspause, verlangten die Kolleginnen Gesang im Raum, um nicht einschlafen zu müssen. In dieser Beziehung herrscht in einer Zigarrenfabrik vollständige Freiheit, und ich habe die Empfindung, daß durch den Gesang auch die Eintönigkeit und Langeweile unterdrückt worden ist, ja sogar die Produktivität gesteigert wurde.“⁸³

De Man zeigte sich vom Selbstbewusstsein und der „unbändigen Natur“ dieser jungen Frau beeindruckt.⁸⁴ Zunächst kündigte sie eine Stelle als Hausangestellte bei einem Regierungsrat in Berlin, weil man ihr das Zeitungslesen verboten hatte. Danach schlug sie einen Karrieresprung zur Meisterin in einer Filmfabrik aus, weil ihr im Gegenzug dazu die gewerkschaftliche Tätigkeit untersagt worden wäre: „Auf ihr Aussehen und Benehmen hin würde sie jede dienstbotensuchende ‚Herrschaft‘ für eine ‚Perle‘ halten: still, freundlich, zurückhaltend fast bis zur Schüchternheit, dabei zweifellos gewissenhaft und arbeitsfreudig“, so de Man.⁸⁵

Personen auf der Arbeit bei und erfolgt außerhalb des Pflichtenhefts und wird nicht materiell vergütet. Vgl. Moser 2002.

80 „Fall 31“, w, 25, gelernte Kontoristin. Vgl. Man 1927, 50.

81 „Fall 31“, w, 25, gelernte Kontoristin. Vgl. Man 1927, 50.

82 „Fall 31“, w, 25, gelernte Kontoristin. Vgl. Man 1927, 50.

83 „Fall 7“, w, 27, „ungelernte Zigarrenmacherin“. Vgl. Man 1927, 16 f.

84 Vgl. Man 1927, 17.

85 Vgl. ebd.

An diesem Beispiel lässt sich aus einer gefühls- und wissenshistorischen Perspektive aufzeigen, welche stereotypisierten Verhaltensnormen für eine weibliche Dienstbotenstelle aus Sicht des (männlichen) Psychologen als geeignet erschienen: Freundlichkeit, Zurückhaltung, Gewissenhaftigkeit und „Arbeitsfreude“ waren an geschlechterstereotype Eigenschaften geknüpft. In der Konsequenz stellten diese von gesellschaftlichen Konventionen geprägten, normativen Charaktereigenschaften *hemmende* statt fördernde Motive für die „Arbeitsfreude“ der jungen, sich emanzipierenden Frau dar. Dieser geschlechterpolitische Aspekt des „Kampf[es] um die Arbeitsfreude“, der mit den drängenden Fragen nach weiblicher Persönlichkeitsentfaltung und Berufsverwirklichung in der Weimarer Republik einherging, kam in de Mans Untersuchung nur am Rande zur Sprache. Ein Grund dafür mag das repräsentative Ungleichgewicht von nur 5 weiblichen im Gegensatz zu 72 männlichen Befragten gewesen sein. Dies wiederum gibt einen geschlechterhistorischen Einblick in das Auswahlverfahren der Gewerkschaftsverbände für die Zulassung der Hörschaft an der Akademie der Arbeit in Frankfurt a. Main.

Inwieweit die NS-Arbeitswissenschaft auf die Forderungen der jungen Frauen nach Selbstbestimmung und freier Berufswahl eingingen, wird im 13. und 14. Kapitel aufgezeigt. Exemplarisch seien hier die NS-Parteiorganisationen wie „Bund deutscher Mädel“, „NS-Arbeitsdienst“ oder die Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“⁸⁶ genannt.

Wie lässt sich das Glückswissen, welches de Man als empirische Erkenntnisse in seiner Studie präsentiert, zusammenfassen? Entscheidende „Motive“ hätten einerseits mit außerbetrieblichen Aktivitäten der Arbeiter*innen („Familienleben, die Schwänke, das Kino, der ‚Sport‘, die Erotik, das Glücksspiel, die Vereinsmeierei [...]“), andererseits mit den „innerbetrieblichen Wirkungen des Betriebskomplexes“ zu tun. Damit meint de Man insbesondere die repetitive Teilarbeit der Rationalisierung, in welcher er „die Hauptursache [der] seelische[n] Loslösung des Arbeiters von seiner Arbeit“ sieht.⁸⁷

86 Vgl. Ley 1937b.

87 Vgl. Man 1927, 116. Zu den „technischen Hemmungen“ gehören, neben schlechten technischen Betriebszuständen, eine „Einseitigkeit der Bewegung“, Verringerung der eigenen Arbeitsinitiative und Aufmerksamkeit sowie hypnotische Rhythmisierung, die zu Ermüdungserscheinungen führen. Als „innerbetriebliche soziale Hemmungen“ nennt de Man die in sozialen Arbeitsbedingungen zu verortenden ungerechten Lohnsysteme. Darunter fallen ein Arbeitsleistungszwang, eine „Überbevorteilung zugunsten des Unternehmens“, „Gefährdung der Solidarität“ unter den Arbeitenden und der „Arbeitsqualität“, „Bedrohung der Existenzsicherheit“, „Unkontrollierbarkeit der Leistungs- und Lohnhöhe“ sowie eine ausgeprägte „Betriebshierarchie“. Vgl. Man 1927, 149f. und 290f.

Als „gelegentlich fördernde Motive“ nennt de Man pejorativ einen „Herdentrieb“, worunter der Psychologe die „Geselligkeit“ und das sozialpolitische Gemeinschaftsgefühl der oft gewerkschaftlich aktiven Belegschaft im Großbetrieb versteht.⁸⁸ Die Komplementärscheinung aus „Herrschaft“ (oder „Autoritätssucht“) und einer „Freude an der Unterordnung“ können nach de Mans Einschätzung, die erneut mit kritischer Distanz zu beurteilen ist, positive Auswirkungen auf die „Arbeitsfreude“ haben.⁸⁹ Hinzu kommen Aspekte der „ästhetische[n] Befriedigung“, „rationale[r] Erwägung des Privatvorteils“ und des „sozialen Nutzens“.⁹⁰

Es stellt sich die Frage, inwiefern die Resultate der Studie zur „Arbeitsfreude“ in der Weimarer Republik repräsentativ für die Gefühlswelt *der* Arbeiterschaft waren. Nach vollständiger Sichtung der abgegebenen Berichte entschied sich de Man 1927 für eine Publikation, da „in der Öffentlichkeit genug Interesse vorhanden sein dürfte – oder *sollte*“.⁹¹ Bei den Befragten handelt es sich de Mans eigener kritischer Einschätzung zufolge um eine Selektion einer „bildungshungrige[n] Elite der jüngeren Arbeitsgeneration“, die jährlich von den Gewerkschaftsverbänden als Hörer*innen ausgewählt wurde. Die Mehrheit der Befragten war zwischen 20 und 30 Jahre alt und hatte schon einige Jahre Berufserfahrung gesammelt. Viele von ihnen waren entweder politisch und/oder gewerkschaftlich aktiv. Die Frage nach der Repräsentativität sei beim Versuch, verallgemeinernde Schlussfolgerungen ziehen zu wollen, unvermeidlich, so der Autor selbstkritisch.

Ein Blick in das Nachbarland Schweiz kann auf die kritische Frage nach der Repräsentativität einen Anhaltspunkt bieten. Wie wurde de Mans Studie in der Schweiz rezipiert und wie wurden seine arbeitspsychologischen Befunde beurteilt? Der Schweizer Max Weber (1897–1974), gewerkschaftlicher Wirtschaftspolitiker, späterer SP-Bundesrat (1951–1953) und Dozent für Volkswirtschaft und Finanzpolitik an den Universitäten Bern (1948–1951, 1956–1966) und Basel

88 Vgl. ebd., 168 f. Zum Vergleich: Bereits Münsterberg wies in seiner Grundlagenforschung zur Wirtschaftspsychologie im Kapitel zur „Gewinnung der bestmöglichen Leistungen“ neben Störfaktoren der Aufmerksamkeit, dem Problem der „Monotonie“ und „Ermüdung“ auf „[p]hysische und soziale Einflüsse auf die Leistungsfähigkeit“ hin. Vgl. Münsterberg 1919, 86–142.

89 Vgl. Man 1927, 169–172.

90 Vgl. ebd., 150, 168–176. Zu den außerbetrieblich sozial „hemmenden“ Gefühlen der „Arbeitslust“ zählen das „Gefühl der chronischen Angst und der Machtlosigkeit“, der „Existenzunsicherheit“, der „gesellschaftliche(n) Inferiorität“, was sich in sozialer Aggressivität gegenüber dem Vorgesetzten ausdrücken könne, das fehlende Identifikationsgefühl mit der eigenen Tätigkeit und dem Betrieb, und die „Geringschätzung der Arbeit“ durch den Arbeitsgeber. Vgl. Man 1927, 283 ff., 280–289.

91 Vgl. Man 1927, 3. Einige Befragungsergebnisse hatte de Man bereits in die Studie „Zur Psychologie des Sozialismus“ (1926) einfließen lassen.

(1954–1966), verfasste 1929 in der „Gewerkschaftlichen Rundschau für die Schweiz“ eine Rezension über de Mans Studie.⁹² Weber gab zwar zu Bedenken, dass die Hörer*innen womöglich sowohl vom Fragebogenschema als auch vom vermittelten Vorlesungswissen „suggestiv“ beeinflusst worden seien. Nichtsdestotrotz schätzte Weber de Mans Untersuchung als „bahnbrechende Arbeit“ ein.⁹³ Für seine Beurteilung stützte sich Weber auf seine eigene empirische Studie, die er – angeregt durch de Mans Arbeit – in einem Ferienkurs zur Psychotechnik an der Schweizerischen „Arbeiterbildungszentrale“ durchgeführt hatte. „Es ist direkt auffallend, wie weitgehend die Meinungsäußerungen unserer Ferienkursteilnehmer die Ergebnisse der Untersuchung de Mans bestätigen. Daraus darf man wohl schliessen, dass es sich in den beiden Fällen um symptomatische Äusserungen handelt“, schlussfolgert Weber.⁹⁴ Gleichzeitig räumt der Wirtschaftspolitiker ein, dass es sich bei seinen Befragten um eine noch weniger repräsentative Zahl gehandelt habe als bei de Man. Bedauerlicherweise sei de Mans Studie noch zu wenig von der wissenschaftlichen Psychologie beachtet worden. Obwohl sich die Psychotechnik mit „Arbeitsfreude“ befasse, tue sie dies noch „zu sehr bloss unter dem Gesichtspunkt der Leistungssteigerung“, so der spätere SP-Bundesrat.⁹⁵

Eine der wichtigsten Resultate aus der Umfrage war für de Man die Erkenntnis, dass die „Möglichkeit zum höchsten Glück“ darin bestehe, „für das Glück anderer zu wirken“.⁹⁶ Die „Lösung für das Problem der Arbeitsfreude“ sieht der Sozialpsychologe folglich in der Schaffung eines „neuen Arbeitsethos“ mit einer „sittlichen Pflicht“, deren „Grundlage die Idee der Arbeitspflicht als Schuld an die Gemeinschaft“ sei.⁹⁷ Im selbstgewählten, emotionspolitischen Korsett eines „sozialen Pflichtgefühls“, das wirksamer sei als die „sozialistische Ideologie des Gemeinwohls“ oder die „kirchliche Ideologie der Arbeitspflicht“, ist de Man

⁹² Vgl. Weber 1929.

⁹³ Vgl. ebd., 291.

⁹⁴ Vgl. ebd., 293.

⁹⁵ Vgl. Weber 1929, 290. Zum Stand der Arbeitswissenschaft und Psychotechnik in der Schweiz vgl. Eintrag im Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft von Prof. Dr. Jules [Julius] Suter (1882–1959), Universität Zürich, 1923 Gründer des Psychotechnischen Instituts, vgl. Suter 1930. Zur Person, vgl. <https://www.paedagogik-feiert.uzh.ch/de/personenbiographien/suterjules.html>, 13.08.2020.

⁹⁶ Vgl. Man 1927, 289.

⁹⁷ Vgl. ebd., 183.

überzeugt, wirke sich die Arbeitspflicht „in einer Schicksalsgemeinschaft aus, die alle Arbeiter ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses umfaßt.“⁹⁸

An diesem Beispiel kann die rezeptionshistorische Kontinuität von arbeitspsychologischem Glückswissen in der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“, der Betriebspropaganda der „Deutschen Arbeitsfront“ und der arbeitswissenschaftlichen Forschung bei Carl Arnhold aufgezeigt werden.

Folgender Ausschnitt aus Robert Leys Gründungsrede der Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ von 1933 zeigt, in welchem Ausmaß NS-Funktionäre wie Ley und Carl Arnhold ihre Gefühlspropaganda auf de Mans arbeitspsychologischem Glückswissen aufbauten:

„In Belgien versuchte ein Dr. de Man etwas tiefer in diese Probleme einzudringen. Er stellte die These auf, daß man in der Freizeit die Persönlichkeit heben und die Minderwertigkeitskomplexe beim Arbeiter beseitigen muß. Wir sehen hier Ideen, die auch unsere Gedanken in unserem Werk grundsätzlich beeinflussen.“⁹⁹

Zur wissenshistorischen Untersuchung einer Kontinuität von arbeitswissenschaftlichem Glückswissen ist auch die Rede Robert Leys über „De[n] deutsche[n] Mensch[en] und seine Lebensgestaltung“ aufschlussreich:

„Der Takt der Maschine muss mit dem Rhythmus des Blutes in Einklang gebracht werden. Hier lag die völlig verkehrte und falsche Auffassung unserer Wirtschaftsführer in den Nachkriegsjahren. Man glaubte, mit amerikanischen Arbeitsmethoden die unter dem Schlagwort ‚Rationalisierung‘ kalt und nüchtern die Arbeitsmethoden nach dem Takt der Maschine errechneten, als dem krassesten Ausdruck wirtschaftlicher Rentabilität, richtig zu verfahren, und man mußte dann erfahren, daß diese für die deutsche Rasse völlig unangebrachten Methoden nicht nur nicht wirtschaftlich waren, sondern im Gegenteil zum Schaden des Unternehmens ausschlugen.

Der Mensch darf nie überlastet, aber ebenso müssen er und seine Fähigkeiten voll ausgenutzt werden. Dann allein wird ihm die Arbeit zur Freude. Urlaub, Erholung, schöne Arbeitsplätze, Freizeitgestaltung, alles das dient letzten Endes nicht allein dem Arbeiter, sondern dem Unternehmer zu gleichen Maßen. Was nützt dem Unternehmer ein übermüdet und nervöser Mensch?“¹⁰⁰

98 Vgl. ebd., 182. Der Vergleich mit der Definition zur Arbeitsethik im offiziellen „Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft“ in Kap. 10.5 wird Aufschluss über die wissenshistorische Bedeutung von de Mans Arbeitsethik im Kontext der NS-Arbeitsideologie geben.

99 Ley 1935, 29. Denkanstoß zu dieser These gab Sascha Howinds Kapitel über de Man, vgl. Howind 2013, 84 ff.

100 Ley 1936a, 50 f.

An diesen Beispielen kann gezeigt werden, wie intensiv sich Ley mit dem Wissen über leistungsorientierte Rationalisierung und den arbeitspsychologischen Erkenntnissen über „Arbeitsfreude“ auseinandergesetzt hat. Transnational vergleicht er die arbeitswissenschaftlichen Studien mit den gewerkschaftlich oder staatlich betriebenen Freizeitorganisationen in Russland, Frankreich, Belgien und im Besonderen mit „Dopolavoro-Italien“¹⁰¹ und wägt deren Umsetzungserfolge im propagandistischen Abgleich mit der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ ab.

Das Paradoxe an Leys emotionspolitischer Rhetorik war, dass er das ‚alte‘ Psychowissen des rationalisierten Mensch-Maschine-Modells in dessen angeblich arbeitsideologischem *Verzicht* auf einen Anspruch *individueller* „Arbeitsfreude“ kritisierte. Zugleich instrumentalisierte er die „Arbeitsfreude“ einerseits im Interesse eines imaginierten Arbeiterkollektivs „*einer deutsche[n] Rasse*“, andererseits im wirtschaftskapitalistischen Interesse der „Unternehmer“. Leys Ziel war es, den Begriff der „Arbeitsfreude“ in Einklang mit der rassistischen NS-Arbeitsideologie und den wirtschaftskapitalistischen Interessen des totalitären NS-Regimes zu bringen. Schon 1931 hatte Hitler in einem Gespräch mit dem Gewerkschafter August Winnig auf die zukünftige Wirtschaftssynergie aus Nationalsozialismus und Kapitalismus unter Beihilfe „zweckmäßig ausgebildete[r] Wirtschaftsmethoden“ insistiert, wozu das „rassenhygienisch“ umgedeutete Wissen der arbeitswissenschaftlichen Psychotechnik zählen dürfte.¹⁰²

Ley hoffte im Rückgriff auf das arbeitspsychologische Glückswissen über eine autosuggestive Willenskraftideologie („Kraft durch Freude“) die wirtschaftspolitische und militärische Strategie der industriellen Produktionssteigerung legitimieren zu können. Welche Bedeutung der arbeitspsychologischen Gefühlspolitik im Rahmen der NS-Arbeitspsychologie zukam, wird im Dialog zwischen Adolf Hitler und Robert Ley, dem Mitbegründer der „NS-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘“ und Leiter der „Deutschen Arbeitsfront“, über die emotionspolitische Bedeutung von „Kraft durch Freude“ in Leys Rede „Der Glaube des deutschen Arbeiters verpflichtet!“ deutlich:

101 Zum transnationalen Vergleich bei Ley, vgl. Ley 1940, 28 ff.

102 „[...] Kapitalismus als historische Erscheinung [...]. [Hitler war laut Winnig der Auffassung], dass es Unsinn sei, den Kapitalismus abschaffen zu wollen, sinnvoll dagegen, das Beste für den Staat aus ihm herauszuholen und ihn dort, wo er den Anforderungen des Staates nicht genügte, durch zweckmäßig ausgebildete Wirtschaftsmethoden zu ersetzen; alsdann möge sich aus diesen Ersatzstücken einmal ein neues Wirtschaftssystem ergeben und bilden – das sei dann eine neue gewachsene Ordnung, die ihrerseits eine neue Wirtschaftsepoche einleite.“ Winnig 1946, 39.

„Kraft durch Freude‘ ist vielleicht die kürzeste Formel, auf die ich das nationalsozialistische Wollen überhaupt bringen kann. Der Führer sagte kürzlich einmal zu mir: ‚Ley, Sie haben recht, alles kommt letzten Endes aus der Freude. Wie sind Sie überhaupt auf diesen Namen gekommen? Es ist wirklich richtig: Kraft durch Freude. Wir wollen, daß unser Volk kräftig durch Freude werde, damit Deutschland ewig werde.“¹⁰³

Ley glaubte eine Handlungslegitimation aus dem empirischen Glückswissen der arbeitspsychologischen Forschung, wie jener de Mans, ableiten zu können. Dieser rhetorische Legitimationsversuch war im totalitären NS-Regime ein de facto überflüssiges diplomatisches Manöver gegenüber den ehemaligen Wähler*innen, welches auf einem demokratischen Rechtsstaatlichkeitsverständnis aus der Weimarer Republik basierte. Im „Dritten Reich“ hatte diese Rhetorik nunmehr eine rein machtpolitische Stabilisierungsfunktion, indem sie der Propagandastrategie, die Menschen emotionspolitisch an das neue Regime zu binden, diente. Wie war eine solche diskursive Kontinuität von arbeitspsychologischem Glückswissen angesichts der radikalen sozialpolitischen Umbrüche nach 1933, welche die „Gleichschaltung“ und „Arisierung“ der Betriebe, „rassenpolitische“ Verfolgungen, Massenverhaftungen und Exil mit sich brachten, zu erklären?

De Man hatte bereits 1927 argumentiert, dass sich „historisch“ gezeigt hätte, dass eine Reduktion der Arbeitszeit und eine Lohnsteigerung die „Arbeitsfreude“ nicht steigern, sondern nur ein massenpsychologisches Konsumbedürfnis mittels außerbetrieblicher Zerstreuungen geweckt hätte, welches „Arbeitsunlust“ hervorriefe:

„Die Richtung der Massenbedürfnisse auf die Lebenssphäre außerhalb der Arbeit ist, historisch gesehen, nicht die Ursache, sondern die Folge eines Verlustes an Arbeitsfreude [...]. Sie bedeutet demnach nichts anderes als eine Ablenkung des Dranges zum Glück von einem versperrten Gebiet nach einem anderen, leichter zugänglichen. [...] Das Glück, das man in der Arbeit nicht mehr fand, suchte man außerhalb.“¹⁰⁴

In Leys propagandistischer Umdeutung dieses arbeitspsychologischen Glückswissens lautete die Schlussfolgerung im Sinne der menschenverachtenden, totalitären NS-Arbeitsmoral:

„Wir Nationalsozialisten sehen das Arbeitsverhältnis, die Arbeitsmethoden, die Arbeitsbedingungen, die Arbeitsentwicklung und daraus eine ständige Leistungssteigerung, die eine natürliche Erhöhung des Einkommens der Menschen bedingt. Nicht die Hebung des

103 Ley 1939, 274.

104 Man 1927, 226 f.

Lohnniveaus der Menschen muß erreicht werden. Für uns steht der deutsche Mensch im Mittelpunkt unseres Wollens.“¹⁰⁵

Die NS-ideologische Umdeutung von de Mans arbeitspsychologischem Wissen über das angeblich nicht vorhandene Abhängigkeitsverhältnis zwischen „Arbeitsfreude“ und Lohnerhöhung lautete im nationalsozialistischen Entwurf eines „deutschen Betriebswesens“ des Arbeitswissenschaftlers Carl Arnhold, Gründer des „Deutschen Instituts für technische Arbeitsschulung“ (DINTA) (1925) und deren Leiter bis zu ihrer NS-organisatorischen „Gleichschaltung“ 1935 in die „Deutsche Arbeitsfront“, wie folgt:

„War die Zweckbestimmung betrieblicher Arbeit bisher der private Gewinn im volkswirtschaftlichen Sinne, so ist heute jegliche Arbeit vom Gemeinnutzen her zu sehen. Die Unternehmerinitiative ist damit keineswegs ausgeschaltet, sondern lediglich mit höherem Ziel sittlich begründet und in ihrer Auswirkung bestärkt.“¹⁰⁶

Die zynische Losung der NS-Sozialpolitik hieß folglich: keine Lohnerhöhung, dafür autosuggestive „Kraft durch Freude“ bei der Arbeit.

Welche wissenshistorische Kontinuität lässt sich zu de Mans Forschung über „Arbeitsfreude“ und seinem arbeitspsychologischen Konzept einer neuen Arbeitsethik, die er als eine „sittliche“ Arbeitspflicht aus „Schuld“ an der „Gemeinschaft“ definiert, zeigen?¹⁰⁷ Die pejorative und elitäre Wortwahl des Sozialisten, die seinen Denkstil kennzeichnet, erstaunt in Bezug auf sein Forschungsthema, die „Arbeitsfreude“ in „der Arbeiterschaft“. „[D]ie relative Bedürfnislosigkeit der Masse“ hätte ihn überrascht, schreibt der Sozialpsychologe blasiert.¹⁰⁸ Zu dieser Aussage ließ sich de Man am Ende seiner Ausführungen hinreißen, weil er die „Möglichkeit zum größten Glück“ im „Glück“ für andere „zu wirken“ erkannt habe.¹⁰⁹ Von einem vermeintlich gesellschaftlich höher gestellten Standpunkt eines Wissenschaftlers aus formuliert de Man seine Ansichten in einem auffallend polemisch überspitzten Sprachstil. Anhand seiner Analysen zum „Herdentrieb“ und zum „Unterordnungsbedürfnis“ zeigt sich sein moralisierendes Werturteil, das ihn zu subjektiven Aussagen verleitet. Dabei changiert der sozialistisch eingestellte Psychologe zwischen Sympathiebekundung und Ab-

105 Ley 1936a, 48.

106 Arnhold 1936, 15.

107 Vgl. Man 1927, 183.

108 Vgl. ebd., 288.

109 Vgl. ebd., 289.

grenzung gegenüber der Arbeiterschaft. Seine Ambivalenz wird an folgendem rhetorisch-provokativem Frage-Gegenfrage-Spiel deutlich:

„Oder gehen die ‚niedereren‘ Sorgen der Millionen, für die jeder Kampf ums Glück zunächst ein Kampf ums Brot ist, den ‚geistigen‘ Menschen nichts an, weil er höheres Glück kennt? Wer darf so sprechen, solange er dieses Glück der Arbeit eben diesen Millionen verdankt, ohne die er selber nur ein nacktes, frierendes, hungriges, von den gemeinsten materiellen Sorgen besseres Menschentier wäre?“¹¹⁰

Aus einer wissenschaftshistorischen Perspektive stellt sich die Frage, ob die Man mit seiner ambivalenten Haltung einen Einzelfall unter den Arbeitspsycholog*innen darstellte. Inwiefern konnte sein Gedankengut aus bildungsbürgerlicher und sozialistischer Gesinnung, die im Rückblick teilweise bedenkliche Nähe zur NS-Arbeitsideologie Robert Leys und Carl Arnholds aufwies, die arbeitswissenschaftliche Forschung zur „Arbeitsfreude“ beeinflusst haben?

Wenn man der Kritik seines marxistischen Berufskollegen Siegfried Bernfeld (1892–1953), Psychoanalytiker, Erziehungswissenschaftler und Mitbegründer der Jugendpsychologie, Glauben schenken möchte, gab es eine große Anzahl sozialistisch-bürgerlich eingestellter Arbeitspsycholog*innen.¹¹¹ Bernfeld machte zwei Strömungen innerhalb der Forschungsdisziplin aus: Die einen, welche Psychologie und Marxismus bzw. Sozialismus für ideologisch unvereinbar hielten und die anderen, „z. B. *H. de Man*“¹¹², welche vorgaben, einen sozialen Brückenschlag anzustreben. Was meinte Bernfeld damit? Die Psychologie werde mehrheitlich vom „ideologischen Standpunkt des Bürgertums“ aus betrieben.¹¹³ Folglich würde „bewußt oder unbewußt, mit oder gegen den Willen der einzelnen Forscher, im Sinne der Kapitalinteressen“ geforscht.¹¹⁴ Darin erkannte der Marxist das ideologische Dilemma der Arbeitspsychologie: Lange Zeit sei die „Arbeiterbewegung“ gegenüber der Arbeitspsychologie im Sinne Bernfelds marxistischem Klassenkampfdenken aus *ideologischen* Gründen misstrauisch gewesen. Als „neue Waffe“ gegen die „kapitalistischen Interesse[n]“ müsste sich die Arbeiterschaft jedoch in ihrer sozialistischen Bildung und im Betriebsalltag mit der Arbeitspsychologie auseinandersetzen.¹¹⁵ Zudem sollten Sozialist*innen arbeitspsychologische For-

110 Ebd., 190.

111 Zu Bernfelds Leben und Forschung vgl. u. a. Grasmeier 2019, Bernfeld 2018, Dudek 2012, Bernfeld 2010.

112 Bernfeld 1974, 142.

113 Vgl. ebd., 150.

114 Vgl. ebd., 150.

115 Vgl. ebd., 152.

schung betreiben, um gemeinsam eine sozialpolitische Veränderung herbeiführen zu können:

„[...] die Psychologie muß von Sozialisten studiert und beherrscht, ihre Forschung muß von ihnen kontrolliert, ihre Anwendung muß aufmerksam verfolgt und auf ihre Funktion im Klassenkampf geprüft werden.“¹¹⁶

Tatsächlich beobachtete Bernfeld, wie die Psychologie im Verlauf der 1920er Jahre immer mehr ins „öffentliche Leben“ rückte und nicht länger als Elfenbeindisziplin ausschließlich „Fachleuten und Studenten“ vorbehalten blieb.¹¹⁷ Das Interesse der Arbeiterschaft, besonders im Kreis der Jugend, wachse stetig an, so der Jugendforscher.¹¹⁸ Die engagierte Berichterstattung über de Mans arbeitspsychologische Studie wäre ein Indiz für das große Interesse der jungen Hörer*innen an einem „Kampf um die Arbeitsfreude“.

Das von Bernfeld diskutierte ideologische Dilemma der Arbeiterpsychologie wird bei de Man offensichtlich: Der elitäre Wortlaut, den de Man in seiner Analyse wählte, wenn er den von Bernfeld zitierten Brückenschlag in seiner Studie zur „Arbeitsfreude“ beschrieb, offenbart sein ambivalentes Gedankengut: Es gäbe noch kein „sozialpädagogisch[es]“ Mittel, um eine „psychologische Brücke“ zwischen einer „höheren, rational begründeten Erwähnung einer kleinen geistigen Elite“, wozu der Autor sich zählte, und dem „dumpfen Gefühl der Masse für durch Gewohnheit geheilte Pflicht“ zu schlagen.¹¹⁹

Mit diesem Argument hat de Man die zukünftige Schaffung einer *moralisierenden Arbeitsethik* auf der Grundlage arbeitspsychologischer Erkenntnisse vor Augen. Diese sei nur dann erfolgreich, wenn sie anstelle *intellektueller* Argumente auf einer *emotionalen* Ebene die Masse anspreche. Den Grund dafür liefert de Man in einer biologistischen Argumentation, die seine herablassende Haltung gegenüber der Arbeiterschaft und ihrer angeblich massenpsychologisch „ins Blut übergangene[n], im Affekt verwurzelte[n] triebhafte[n] Gewohnheit“ aus einer gefühlshistorischen Perspektive einmal mehr offenbart.¹²⁰

„Es geht nicht darum, neue Arbeitsfreuden zu erfinden; es genügt, die alte Arbeitsfreude aus ihren jetzigen Fesseln zu befreien und den sozialen Zielen einer neuen Führerschaft dienstbar zu machen.“¹²¹

116 Ebd., 150.

117 Ebd., 142.

118 Vgl. Ebd.

119 Vgl. Man 1927, 181.

120 Vgl. Ebd.

121 Ebd.

Welche Aufgabe sollte nach de Man bei dieser emotionspolitischen Rhetorik die „Arbeiterfreude“ in der neuen Arbeitsethik übernehmen? Was stellte sich de Man unter den „sozialen Zielen“, die in den Dienst „einer neuen Führerschaft“ gestellt werden sollten, vor?

„Um es gerade aus zu sagen: das Problem der Arbeitsfreude ist unlösbar, wenn man die sittliche Pflicht zur Arbeit für das Gemeinwohl nicht jedem anderen Arbeitsmotiv voranstellt. Ohne dieses Motiv die Arbeit zu einer reinen Freude gestalten zu wollen wäre eine Quadratur des Zirkels.“¹²²

Im Eintrag zur „Arbeitspsychologie“, den de Man in Gieses Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft 1930 publizierte, wird der Psychologe etwas konkreter: Der Arbeitspsychologe glaubt eine „sozialethische Inferiorisierung des Arbeiters“ erkannt zu haben.¹²³ Dieses Inferioritätsgefühl des Arbeitertypus, wobei de Man einen verallgemeinerten Typus des „Industriearbeiters“ konstruierte, empfände sein „Arbeiterschicksal“ für weniger erstrebenswert als das „der besitzenden Klassen, das als das glücklichere gilt“.¹²⁴ An dieses Psychowissen über eine ‚glücklichere‘ Gesellschaftsschicht knüpft der Arbeitswissenschaftler sein rassistisches Gedankengut. De Man stellt zwischen „den Negern“ und deren angeblichem „Rasseninferioritätsgefühl“ einen Vergleich mit dem „Mohr Proletarier“ an:

„Solange und sofern all dies der Fall ist [das Gefühl einer ‚sozial inferiorisierten Klasse‘ (S. 284) zugehörig zu sein] könnte man ebensogut versuchen, den Negern ihr Rasseninferioritätsgefühl zu nehmen, indem man sie mit Traktaten zu überzeugen sucht, daß sie eine helle Haut haben. Dem Mohr Proletarier jedenfalls hält die soziale Wirklichkeit Spiegel genug vor, worin er seine Farbe erkennen kann.“¹²⁵

Spätestens mit diesem Zitat wird eines deutlich: De Mans Studie als eine wissenshistorische Quelle über Glückswissen und einer *Politik* von ‚Glückskulturen‘ gelesen, ist mit Blick auf die Ambivalenz- und Kontinuitätsthese der vorliegenden Untersuchung erkenntnisreich. Denn in der bereits zitierten Rede von Robert Ley argumentiert dieser frappierend ähnlich, wenn er sagt:

„Der Mensch muß die Arbeit beherrschen. Minderwertigkeitskomplexe, die aus dem stolzen deutschen Arbeiter den knechtischen Proletarier machten, kommen auch zum Teil aus der Unzulänglichkeit des Menschen in seiner Stellung gegenüber der Arbeit. [...] Gerade der

122 Ebd., 183.

123 Vgl. Man 1930, 205.

124 Vgl. ebd. In der Studie zur „Arbeitsfreude“ vgl. u. a. Man 1927, 284 f.

125 Man 1927, 284 f.

deutsche Mensch hat ein unerhört wertvolles Gut in seiner schöpferischen Art und seiner handwerklichen Begabung, und es muß erreicht werden, daß der Begriff ‚ungelernter Arbeiter‘ tatsächlich nur den geringen Teil wirklich unintelligenter Menschen in Deutschland umfaßt.“¹²⁶

Ley verbindet das arbeitspsychologische Wissen über einen empirisch angeblich nachweisbaren „Minderwertigkeitskomplex“ mit seiner emotionspolitischen Propagandastrategie über den vermeintlichen „Durchbruch der sozialen Ehre“ beim „deutschen Arbeiter“. Dieser „Durchbruch“ manifestierte sich laut NS-Propaganda in der Einführung des rassistischen „Gesetz[es] zur Ordnung der nationalen Arbeit“ am 12. Januar 1934, das sich explizit in Abkehr vom Marxismus und dem „liberalistische[n] Staat“ vollziehe. Diese Gesellschaftssysteme „glaubten, die Gemeinschaft entbehren und das Individuum allein in den Mittelpunkt des Geschehens stellen zu können.“¹²⁷ Das übergeordnete Ziel von Leys emotionspolitischer NS-Arbeitsmoral sei, „in dem Werk ‚Kraft durch Freude‘ die Menschen dafür zu formen.“¹²⁸ Wofür? Für „das Glück des Volkes“ im Sinne der NS-Ideologie (dem „Geist“ und der „Auffassung von der Welt“), aber nicht im Sinne des Individuums:

„Nicht die Gesetze, nicht die toten Buchstaben machen das Glück des Volkes, sondern allein der Geist und die Auffassung von der Welt, die der Mensch hat, formt sein Glück und formt seinen Wohlstand und gibt ihm den Segen.“¹²⁹

Zur glücksideologischen Formung der Menschen im Betrieb diene Ley angeblich das rassistische Arbeitsgesetz der „Gleichschaltung“, das dem Nationalsozialismus als repressives „Instrument“ diene, um den „anständigen Zeitgenossen mit unerbitterlicher Schärfe zu treffen und dem anständigen Menschen die Möglichkeit zur Gemeinschaft und zum Leben zu geben und damit den nationalsozialistischen Grundsätzen ‚Gemeinschaft geht vor Eigennutz‘ und ‚Dem Verdienst die Krone‘ zum Durchbruch zu verhelfen.“¹³⁰ Der Nationalsozialismus wurde von Ley dabei rhetorisch mit den „Menschen“ im Sinne der NS-Ideologie als ein totalitäres Herrschaftssystem gleichgesetzt. An diesem Beispiel zeigt sich, wie ein individuelles Glückstreben in der totalitären NS-Arbeitsmoral einem kollektivistischen Gemeinschaftsglück ideologisch zum Opfer fiel, um den Menschen, mit

126 Ley 1936a, 50.

127 Vgl. Ley 1940a, 62.

128 Vgl. ebd., 68.

129 Ebd., 68.

130 Vgl. ebd.

den Worten de Mans, die „Dornenkrone“ eines „schmerzlich[en] Glück[s]“ aufzusetzen.¹³¹

In welcher wissenshistorischen Nähe Leys Argumentation zum arbeitspsychologischen Wissen über „Arbeitsfreude“ bei de Man lag, zeigt sich auch in Leys propagandistischer Rede über die Verschönerung des Arbeitsplatzes, wozu ihm insbesondere das neu geschaffene Amt „Schönheit der Arbeit“ dienen sollte. Abermals argumentierte Ley mit dem Schlagwort des „Minderwertigkeitsgefühl[s] des deutschen Arbeiters“, welches dem Eindruck einer „dreckigen Fabrik“ geschuldet sei.¹³² Der Arbeitertypus würde wieder ein „Gefühl der Freude“¹³³ an der Arbeit erlangen, wenn er stolz auf seine Arbeit sein könnte. Wie sollte diese „Arbeitsfreude“ laut der NS-Arbeitspsychologie geweckt werden? Das „Minderwertigkeitsgefühl“ würde sich relativieren, sobald der Arbeitertypus den „Wert“ seiner Tätigkeit in der gesellschaftlichen Anerkennung widergespiegelt sähe.¹³⁴

Carl Arnhold, Professor an der Technischen Hochschule in Dresden, versuchte, Leys Arbeitspsychologie wissenschaftlich zu untermauern, indem er die Arbeitspsychologie in den Dienst des Nationalsozialismus stellte. Dies tat der Forscher im Wissen, damit den Anspruch Münsterbergs auf wissenschaftliche Objektivität und politische Neutralität einzubüßen:

„Nichts zeichnet die Zeitwende, die wir heute durchleben, eindringlicher als die Bemühung, die der Nationalsozialismus der Wiedererweckung eines deutschen *Wertbewußtseins*, eines deutschen *Arbeitsstolzes*, widmet. Man denke nur an den Aufbruch der schaffenden Menschen am 1. Mai, wo jeder persönlich erlebt, daß er wieder um *seiner selbst willen*, um *seines Berufes und seiner Arbeit willen* geehrt und geachtet wird. Der Bergmann, der Scholler, der Weber, sie alle sollen an diesem Tage fühlen und erleben, daß sie als deutsche Menschen und Werker die Achtung genießen, die ihnen als Kämpfer im Schützengraben der Arbeit zusteht.“¹³⁵

Die Analogie zwischen Arbeitertypus und Soldatentypus treibt Arnhold propagandistisch auf die Spitze, wenn er in seinen arbeitswissenschaftlichen [!] „Erkenntnissen“ „rassenhygienisch“ argumentiert, worin das „*Wertbewußtsein*, eines deutschen *Arbeitsstolzes*“ begründet läge:

„Die Fundamente, auf denen wir all diese Arbeit aufbauen, bilden die Erkenntnisse, daß der deutsche Mensch, geworden aus seinen Vorfahren und geformt durch die Geschichte seiner

131 Vgl. Man 1927, 190.

132 Vgl. Ley 1935, 42.

133 Ebd.

134 Vgl. ebd. Zu „Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsstreben“ in der Individualpsychologie um 1927 vgl. exemplarisch Adler 1928c.

135 Arnhold 1936, 33.

Rasse, drei immer wieder hervortretende Grundwerte in seinem Blute hat: in seinem Fühlen, Denken und Handeln ist er *Soldat, Handwerker und fantastischer Mensch*.¹³⁶

Neben dem scheinbar wiedergewonnenen „Arbeitsstolz“ auf der Grundlage der totalitären „NS-Rassenideologie“, welche „Fühlen, Denken und Handeln“ des „gleichgeschalteten“ Menschen im Betrieb, der „Volksgemeinschaft“ „im kleinen“¹³⁷, verkörpere, legen Arnhold und Ley in wissenshistorischer Kontinuität zu de Man größten Wert auf die Arbeitsplatzverschönerung als einem Instrument der raumästhetischen NS-Gefühlspolitik eines Arbeitsglücks. Denn der Betrieb, so argumentiert Arnhold, sei kein „technisch-rationales Gebilde mehr, sondern eine lebendige, stark symbolhaltige, geistespolitisch geprägte Einheit, die ihren letzten Sinn im Staat hat.“¹³⁸ Die „Schönheit der Arbeit“, ob als Tätigkeit oder als synästhetisches Raumerlebnis im Kollektiv, sei ein weiterer emotionspolitischer Faktor, der die Industriebetriebe und das NS-Regime dem gemeinsamen Ziel, der *gesteigerten* Leistungsfähigkeit des Arbeitertypus durch *gesteigerte* „Arbeitsfreude“ (ohne Lohnerhöhung) näher bringen könne. Diese emotionspolitische „Betriebsgemeinschaft“¹³⁹ der *gesteigerten* „Arbeitsfreude“ sei die „Krönung“¹⁴⁰ der nationalsozialistischen Arbeitsideologie, so Arnhold in unverkennbarer wissenshistorischer Kontinuität zu de Man. Um die praktische Anwendbarkeit dieses arbeitspsychologischen Glückswissens zu demonstrieren, widmete der Bildband „Unter dem Sonnenrad. Ein Buch von Kraft durch Freude“, welcher 1938 von der „KdF“-Reichsamtsleitung herausgegeben wurde, der propagandistischen Demonstration der „Schönheit der Arbeit“ im „Dritten Reich“ ein zwanzigseitiges Kapitel inklusive Fotografien.¹⁴¹

An dieser Stelle der Argumentation angelangt, ist es entscheidend, der affirmativen NS-Gefühlspolitik mit ihren scheinbar ‚neuen‘ Erkenntnissen aus der NS-Arbeitswissenschaft den Spiegel der kritischen Geschichtswissenschaft vor Augen zu halten: Die „Schönheit der Arbeit“ im NS-Regime brachte nach 1933 mitunter die Zerschlagung und „arisierte“ „Gleichschaltung“ der Gewerkschaften, das Verbot der Betriebsräte sowie die Wiedereinführung alter patriarchaler Betriebssysteme mit sich. Die produktions- und leistungssteigernde Wirtschaftlichkeit der Industriebetriebe fand mit Hilfe psychotechnischen Wissens auf Kosten

136 Ebd., 28.

137 „Damit wird der Betrieb das Abbild und Sinnbild des nationalsozialistischen Staats im kleinen.“ Ebd., 11.

138 Vgl. Arnhold 1936, 11.

139 Ebd., 57.

140 Ebd.

141 Vgl. Busch 1938, „Schönheit der Arbeit“, 59–79.

der Belegschaft statt.¹⁴² Letzteres hatten NS-Propagandisten wie Ley den Betrieben und Arbeitswissenschaftlern der Weimarer Republik vorgeworfen. Im Sinne der rassistischen Arbeitsideologie hatten die NS-Funktionäre jedoch gemeinsam mit den Unternehmern und den NS-Arbeitspsycholog*innen die sozialpolitischen Arbeitsbedingungen in den Betrieben auf eine Weise radikalisiert, wie es in keinem Verhältnis zur psychotechnischen Forschungstätigkeit und Betriebspolitik in der Weimarer Republik steht. Trotz eindeutiger ideologischer Brüche, die zu einer „rassenhygienischen“ Radikalisierung und moralischen Entgrenzung der wissenschaftlichen Tätigkeit führten, sind nach 1933 in der arbeitswissenschaftlichen Forschung gewisse wissenshistorische Kontinuitäten von arbeitspsychologischem Glückswissen nachzuweisen, wie exemplarisch anhand de Mans Studie zur „Arbeitsfreude“ aufgezeigt wurde.

Die arbeitspsychologische Studie de Mans bildet folglich ein emotionspolitisches Wissensspektrum von den *individuellen, emanzipatorischen* (und nicht ‚bedürfnislosen‘ oder unterwerfungswilligen) Forderungen der befragten Arbeiterschaft bis zu den angeblich objektiven Schlussfolgerungen des ambivalent *rassistisch-bürgerlich-sozialistisch* argumentierenden Arbeitspsychologen über einen „neuen Arbeitsethos“ als „sittlicher Pflicht“ bzw. aufgrund „soziale[n] Pflichtgefühl[s]“ im Dienst einer *Gemeinschaft* ab.¹⁴³ Der Vergleich zu Leys Propagandareden und Arnholds arbeitswissenschaftlichen Schriften über die Bedeutung der „Arbeitsfreude“ macht deutlich, welche *ambivalente* Wissenskontinuität de Mans Studien als ein „zusammenhängende[s] Geflecht“¹⁴⁴ von „Tatsachen“¹⁴⁵ in Beziehung zu den „Denkkollektiven“¹⁴⁶ im Kontext der affirmativen NS-Gefühlspolitik erfuhr.¹⁴⁷ De Mans „Denkstil“ war selbst *ambivalent*. Aus einer biografischen Perspektive betrachtet, entspricht dies seiner *ambivalenten* Persönlichkeit, die sich in de Mans bewegter Lebensgeschichte widerspiegelt. In seiner Doppelrolle als Arbeitspsychologe und Sozialist vertrat er u. a. als Minister in den 1930er und 1940er Jahre repräsentative Ämter in der belgischen Regierung. 1940 riet er dem belgischen König Leopold II. beim Einmarsch der

142 Zu den NS-politischen und gesellschaftlichen Umstrukturierungen betreffend der arbeitswissenschaftlichen Forschung im Nationalsozialismus vgl. Raehlmann 2014, 125 f. Auch Raehlmann sieht in den NS-arbeitswissenschaftlichen Arbeitsfeldern, die sie untersuchte, namentlich Ernährungsforschung, Gasschutz und Sport, auch Kontinuität zu bisherigen und späteren Forschungen.

143 Vgl. Man 1927, 183.

144 Vgl. Fleck 2008, 286.

145 Vgl. ebd.

146 Vgl. ebd.

147 Dieser Aspekt wird in den Kapiteln 12 und 16.3 weiterführend untersucht.

deutschen Truppen zur Kooperation. Kurze Zeit darauf erhielt er ein Rede- und Publikationsverbot im „Dritten Reich“ und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund seiner Kollaboration mit dem NS-Regime von einem belgischen Gericht zu 20 Jahren Haft verurteilt.¹⁴⁸

Vor diesem Hintergrund gewinnt de Mans Studie erneut an wissens- und emotionspolitischer Brisanz: De Mans massenpsychologische Beobachtungen prognostizieren im Kapitel zum „soziale[n] Pflichtgefühl“ gesellschaftspolitische Entwicklungen, die sich um 1933 in der Weimarer Republik zum Teil bewahrheiten sollten. De Man diagnostiziert bei denjenigen, die über „Arbeitsunlust“ klagten, das fehlende Bewusstsein der eigenen Arbeitspflicht gegenüber der Gemeinschaft, was er auf die rationalisierte, rein gewinnorientierte Arbeitskultur und die überschätzte Bedeutung des marxistischen „Klassenbewußtseins“ in der Arbeiterschaft zurückführt. Spätestens seit dem Ersten Weltkrieg böten neben „kirchlichen Glaubensgemeinschaften“ vor allem „die nationalen Schicksalsgemeinschaften“ Alternativen an, um das Bedürfnis nach den zerstörten älteren „Gemeinschaftsverbindungen (Lokalpatriotismus, ländliche Nachbarschaft, organisierter Stand, Zunft usw.)“ zu kompensieren.¹⁴⁹ Die Folge sei eine „außerordentliche Steigerung des Nationalgefühls bei den Massen [sic]“¹⁵⁰. Die „Suggestionskur der Moral- und Pflichtpredigt“¹⁵¹ verspreche, „den Massen die höhere Arbeitsfreude aus Pflichterfüllung“ gegenüber der Gemeinschaft zu ermöglichen. In der Weimarer Republik werde der „Gemeinschaftsbegriff“ im Sinne der „Nationalinteresse[n]“ über die „Propaganda für die freiwillige Steigerung der Arbeitsleistung“ gespannt. De Man sieht diese Entwicklung, die er namentlich bei den *gewerkschaftlichen* Ideologien beobachtet, durchaus kritisch.¹⁵² Das propagierte „Ziel der Hebung des Nationalwohlstands“ zeuge von den „viel zu starke[n] Leidenschaften der Kriegszeit“, die kurzweilig eine autoritäre „Führerangelegenheit“ impliziere, statt eine „soziale Pflichterfüllung“ zu fordern, wie sie de Man in seiner Arbeitsethik vorschwebte.¹⁵³ Diese Form der „Verwandlung der Massenmotive bei der Arbeit“ laufe Gefahr der Arbeiterschaft eine „Dornenkrone“ eines „schmerzlich[en] Glück[s]“ aufzusetzen.¹⁵⁴ Was meint de Man damit? Wie schon Baerwald argumentiert auch de Man, dass nur der individuelle Selbstzweck

148 Zur Biografie s. früher im Kap. 10.4.

149 Vgl. Man 1927, 187.

150 Vgl. ebd.

151 Vgl. ebd., 190.

152 Der ideologiepolitische Wandel einiger Gewerkschaftsvertreter wird exemplarisch am Beispiel August Winnigs im Kapitel 11.2 aufgezeigt.

153 Vgl. Man 1927, 187 f.

154 Vgl. ebd., 190.

es erlaubt, ein „schmerzliche[s] Glück“ zu erdulden.¹⁵⁵ Abermals in beunruhigender Nähe zur NS-Rhetorik der freiwilligen „Opferbereitschaft“ zeigt sich de Mans Ambivalenz:

„Wie es eine Rangordnung der Freuden und Glückswerte gibt, so gibt es auch als massenpsychologische Wirklichkeit eine Rangordnung der Menschen, die zum Genuß dieser Werte die Veranlagerung und Kraft haben. [...] Wohl ist die Opferwollust, die aus Leiden Freude macht, das höchste Glück, das einem Menschen beschieden sein kann. Aber dazu muß er kräftig genug sein, und den Beweis dieser Kraft kann er immer nur selber erbringen, und zwar durch die selbstgewünschte Tat. Das ist eine Forderung, die man immer nur an sich selber stellen kann. Wer sie an andere stellen wollte, würde sich dem Verdacht aussetzen, daß die Leiden des anderen ihn weniger schmerzen, als wenn er sie selbst empfände.“¹⁵⁶

Wie lässt sich dieser politische Aspekt des arbeitspsychologischen Glückswissens über „Arbeitsfreude“ bei de Man vor dem Hintergrund der anwachsenden nationalsozialistischen Bewegung Ende der 1920er Jahre interpretieren? Der individuelle „Drang“ nach Arbeitsglück konnte Gefahr laufen, von einer Glückspropaganda überholt zu werden, die das „Glück“ der Einzelperson zu Gunsten eines „Glücks“ der nationalen „Schicksalsgemeinschaft“ opferte.¹⁵⁷ Gewisse Aspekte dieser Interpretation spiegeln sich auch in de Mans späteren Schriften zum „Sozialismus und Nationalfacismus“ (1931) und „Massen und Führer“ (1932) wider.¹⁵⁸ Angesichts des drastischen Zuwachs von nationalsozialistischen Wählerstimmen um 1930 beschäftigte sich der Sozialpsychologe intensiv mit der NS-Bewegung.¹⁵⁹ In Anbetracht des gravierenden Bedeutungsverlusts der sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien fragte de Man „vom Standorte des Intellektuellen“¹⁶⁰ nach den Gründen für den politischen Erfolg der nationalsozialistischen Massenbewegung. Im Sinne seiner strittigen Triebtheorie, die er bereits 1927 für die „Arbeitsfreude“ entwickelt hatte, sah der Sozialpsychologe im „Drang zu Mythos und Utopie“, im „Trieb zur Aktivierung der Masse“ sowie im „Verlangen nach Führerpersönlichkeit“ mögliche Antworten.¹⁶¹ In der Schrift „Massen und Führer“, die er als Vortrag für die Tagung des „Internationalen Verbandes für kultu-

155 Vgl. Man 1927, 189f.

156 Ebd.

157 Vgl. ebd., 187.

158 Vgl. Man 1931 und Man 1932b.

159 Die Schrift „Sozialismus und Facismus“ ging auf einen Vortrag zurück, den er bereits am 12.12.1930 „vor der Ortsgruppe Berlin des Kulturbundes“ gehalten hatte. Vgl. Man 1931, „Vorbemerkung“, o.S.

160 Vgl. Man 1931, „Vorbemerkung“, o.S.

161 Vgl. Man 1931, 48. Zum Utopiediskurs und der Ideengeschichte in der Weimarer Republik vgl. Graf 2003, vgl. Nolte 2003.

relle Zusammenarbeit“ im Oktober 1930 in Zürich verfasst und schließlich in Wien vor dem „Kulturbund“ gehalten hatte, versuchte er, die „Massenbildung und die Führerfunktion“ im Kontext der historischen Entwicklung von „Herrschaftsformen“ zu analysieren.¹⁶²

De Man entwarf 1931 jedoch „zwei Enden“ der „Geschichte“. Die Errichtung einer NS-Diktatur hielt der Sozialpsychologe nach wie vor für abwendbar; „Wie es im Manuskript vieler zeitgenössischer Romanschriftsteller vorkommen soll, bevor sie sich für das happy oder unhappy end entschieden haben.“¹⁶³ Im Unterschied zum fiktionalen Erzählen sei der Ausgang der realpolitischen Geschichte der Weimarer Republik selbstverständlich keine Frage des subjektiven, ästhetischen Geschmacks, sondern eine moralische:

„Die Kontrastierung vom happy end mit dem unhappy end hat nur den Sinn, klar zu machen, daß am Ende derartiger Betrachtungen immer eine Wahl zu stehen hat – eine Wahl nicht bloß der privaten Gesinnung, sondern ein Partei-Ergreifen, eine Entscheidung zum Handeln.“¹⁶⁴

Die moralische Frage des „Partei-Ergreifen[s]“, wie es die Wählerstimmenabgabe für eine bestimmte Partei darstelle, ist „eine Entscheidung zum Handeln“, die jede Einzelperson für sich beantworten müsse. Inwieweit de Man mit seinen janusköpfigen Zukunftsentwürfen recht haben sollte, beziehungsweise mit welchem Glückswissen die nationalsozialistische Arbeitspolitik die Erkenntnisse der arbeitswissenschaftlichen Forschungen für ihre Propagandazwecke nutzbar machen sollte, wird in den folgenden Kapiteln weiter aufgezeigt.

10.5 „Ethos der Arbeit“: Zur „Arbeitsfreude“ im „Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft“

Um den rezeptionshistorischen Stellenwert der „Arbeitsfreude“ in der Psycho-technik wissenshistorisch überprüfen zu können, lohnt sich ein erneuerter Blick in das offizielle „Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft“ von 1927. Wie wurde im selben Jahr, in dem de Mans Studien erschienen, „Arbeitsfreude“ lexikalisch

162 Vgl. Man 1932a, 3. In seinem Vorwort (Oktober 1932) schreibt de Man, dass die Zürcher Tagung zum Thema „Geist und Macht“ aus „wirtschaftlichen Gründen“ abgesagt wurde, sein Vortrag jedoch 1931 in der „Europäischen Revue“, November/Dezember-Heft erschienen sei. Vgl. Man 1932a, 4.

163 Vgl. Man 1931, 61.

164 Ebd.

definiert? Welche Ähnlichkeiten und Unterschiede lassen sich zu dem bereits untersuchten Forschungsstand und den Ratgebermeinungen erkennen und welche Bedeutung spielten dabei gesellschaftspolitische Komponenten? Im Lexikoneintrag zu „Ethos der Arbeit“ grenzte der Neukantianer Georg Mehlis (1878–1942) zunächst einen „objektiven Wert des Arbeitsprodukts“ von einem „subjektiven Wert der Arbeitsfunktion oder Arbeitstätigkeit“ ab.¹⁶⁵ Letzterer könne von „einem ethischen Wert der Arbeitspflicht“ als Pflichterfüllung und dem „hedonistischen Wert der Arbeitsfreude“ unterschieden werden.¹⁶⁶ Dieser „Wert“ entfalte seine Wirkung als „Lustgefühl“ oder „als „Gefühl der Zufriedenheit und Befriedigung“ auf den Körper der Arbeiter*innen.¹⁶⁷ Nach Mehlis besagt der „Ethos der Arbeit“, „daß mit ihr [der Arbeit] Glück und Segen für den arbeitenden Menschen zusammengeht“.¹⁶⁸

Gefühlshistorisch betrachtet war die Forderung nach „Freude“ und „Glück“, welche die tägliche Arbeit dem Individuum bescheren sollte, keine Erfindung der Psychotechniker*innen. Diese war beispielsweise im marxistischen und utilitaristischen Diskurs der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts bereits thematisiert worden. Was den Gefühlsdiskurs der Psychotechnik in den 1920er Jahre auszeichnete, war die Verknüpfung sozialpolitischer Anliegen mit Glückswissen aus empirischen Forschungsergebnissen der Arbeitspsychologie im Kontext der sich im Aufbau befindenden, demokratischen Weimarer Republik. Problematisch war die Verbindung von gesellschaftspolitischen Zukunftsvisionen zu einer „Glück“ verheißenden Arbeitsgesellschaft mit dem Objektivitätsanspruch empirischer Wissenschaftlichkeit.

Aufhorchen lässt in Mehlis Eintrag zum „Ethos der Arbeit“ folgender Passus, der die ideologische Nähe seines Konzepts zur NS-Ideologie im Sinne Robert Leys („Kraft durch Freude“ ist das Reglement, nach dem exerziert wird¹⁶⁹), erahnen lässt: „Wenn es auch Arbeit gibt, die schädlich für Seele und Körper ist, so hat sie doch im allgemeinen diese heilsame Funktion, daß sie das beste Mittel ist, um den Menschen von jener Leere und Monotonie zu befreien [...]“, versichert Mehlis den Leser*innen.¹⁷⁰ Wie argumentiert Mehlis? Indem er auf das Glückswissen eines moralphilosophischen Arbeitsethos zurückgreift:

165 Vgl. Mehlis 1927, 1703.

166 Vgl. ebd.

167 Vgl. ebd.

168 Vgl. ebd., 1704.

169 Ley 1939, 269.

170 Vgl. Mehlis 1927, 1703.

„Der Mensch, der arbeitet, weiß, daß er zu etwas da ist, daß er eine Aufgabe zu lösen hat. Er kann Sinn mit seinem Leben verbinden, indem er sein Tun als zweckvoll im Dienst der Gemeinschaft betrachtet. Das Glück der Berufstätigkeit liegt in dem Bewußtsein des sinnvollen Tuns. E. [Der Ethos] der Arbeit besagt, daß mit ihr Glück und Segen für den arbeitenden Menschen zusammengeht.“¹⁷¹

Mag die Arbeit noch so entbehrlich für die Psyche und Physis der Arbeiter*innen sein. Heilsames „Glück“ beschere sie den Ausführenden allemal, wenn sie „im Dienst der Gemeinschaft“ vollzogen würde. Damit erfülle die Arbeit einen höheren, sozialpolitischen Zweck, welcher den Schaden „für Seele und Körper“ legitimieren könne, so die moralisch fragwürdige Argumentation in Mehlis' Arbeitsethik.

Die wissenshistorische Kontinuität zum Gedankengut einer glücksideologischen Arbeitsethik lautete im arbeitspsychologischen Dienst einer „arisierten“ Gemeinschaft in Leys Rede wie folgt:

„Die Partei ist die Hüterin unserer Welt, die Partei ist die verschworene Gemeinschaft einer Auslese von Menschen, einer Minderheit, von Tapferen und Mutigen und Einsatzbereiten und Opferbereiten. Die Partei wird die Menschen, die in ihr sind, hart anfassen. Dafür gibt diese Partei auch den Menschen das hohe Glück, an diesem Bau Deutschland bauen zu dürfen. Die Partei gibt das höchste Glück, sie verlangt aber auch die größten Opfer!

Die Arbeitsfront ist die Gemeinde. In ihr wird die Weltanschauung zur Anwendung gebracht. Sie gleicht die Interessen aus, sie richtet vor allen Dingen die Gemeinschaft auf und treibt diese Gemeinschaft zur höchsten Leistung.“¹⁷²

In Kapitel „Falsche Ideale“ vertrat der bereits zitierte Arbeitspsychologe und Ratgeberautor Baerwald (Kap. 10.1) eine entgegengesetzte Auffassung und betonte dabei die „Freude am Schaffen als Selbstzweck“:

„[Dem Volksgenossen (der heutigen Gesellschaft) soll] ein *Kollektivleben* eingeräumt werden, weil man ihn um den Kern seines individuellen Lebens gebracht hat. [...] **Restlos wird man aber mit einem solchen Ersatz des Einzelich [sic] durch das Gesamlich nie auskommen.**“¹⁷³

Im Unterschied zum Glücksratgeberautor Baerwald und dem Arbeitspsychologen de Man, die selbst bei mühsamen Arbeitstätigkeiten *ausschließlich* den Selbstzweck der „Arbeitsfreude“ *für das Individuum* idealisierend betonten, sah Mehlis –

171 Ebd., 1704.

172 Ley 1939, 257 f.

173 Baerwald 1933, 222.

ähnlich wie Ley – das „Glück der Berufstätigkeit“ im Wissen um dessen Zweckmäßigkeit für die „Gemeinschaft“:

„[...] Wo aber die Ausführung der Arbeit selber das Gefühl von Freude und Glück nicht aufkommen läßt, weil die Schwere der Arbeit als gar zu große Mühe oder gar als Qual empfunden wird, wird die vollendete Arbeit umsomehr mit Lustgefühlen verbunden sein. [...] Er [der Arbeiter] kann Sinn mit seinem Leben verbinden, indem er sein Tun als zweckvoll im Dienst der Gemeinschaft betrachtet. Das Glück der Berufstätigkeit liegt in dem Bewußtsein des sinnvollen Tuns.“¹⁷⁴

Welche sozialpolitische Einstellung hatte dieser Autor und warum entschied sich die Herausgeberschaft des offiziellen „Handwörterbuchs für Arbeitswissenschaft“ gerade für ihn? Mehlis lebte 1927, als das Handbuch erschien, in Italien und war mit der Niederschrift seiner Werke „Die Idee Mussolinis und der Sinn des Faschismus“ (1928) und „Der Staat Mussolinis. Die Verwirklichung des kollektiven Gemeinschaftsgedankens“ (1929) beschäftigt.¹⁷⁵ Der neukantianische Philosoph, der zeitweilig an der Universität Freiburg i. B. gelehrt hatte, zeigte sich vom italienischen Faschismus und dessen für die Arbeiterschaft 1925 neu geschaffene nationale Freizeit- und Erholungsorganisation „Nach der Arbeit“ („Opera Nazionale Dopolavora“) beeindruckt. Er war begeistert, als nach 1933 der nationalsozialistische „Führerstaat“ für Deutschland Realität wurde, wovon seine Schriften „Freiheit und Faschismus“ (1934) und später „Führer und Volksgemeinschaft“ (1941) zeugen.¹⁷⁶

1927 definiert Mehlis das „Glück“ des „arbeitenden Menschen“ nicht aus der Sicht des Individuums, sondern im Sinne eines totalitären „Glücks“ für das „Kollektivwesen Volk und Staat“: „E. [Ethos] der Arbeit besagt, daß mit ihr Glück und Segen für den arbeitenden Menschen zusammengeht. [...] Was für den einzelnen [sic] gilt, gilt für jede Gemeinschaftsform und so auch besonders für die Kollektivwesen von Volk und Staat.“¹⁷⁷ Diese totalitäre Vereinnahmung eines Arbeitsglücks war im Sinne des Herausgebers Fritz Giese, der die Psychotechnik nach 1933 in den Dienst der angewandten NS-Arbeitspsychologie und der nationalsozialistischen „Rassenhygiene“ in den „arisierten“ Betrieben stellen sollte, wie in den Kapiteln 11–14 aufgezeigt wird.

174 Mehlis 1927, 1704.

175 Vgl. Mehlis und Mussolini 1928, vgl. Mehlis 1929.

176 Vgl. Mehlis 1934, vgl. Mehlis 1941.

177 Vgl. Mehlis 1927, 1704.

10.6 Der Streit um eine arbeitspsychologische Sozialpolitik der „Arbeitsfreude“

Die Definitionsbeispiele einer Arbeitsmoral und einer „Arbeitsfreude“ aus dem „Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft“ von 1927 sollten nun nicht den Eindruck erwecken, dass die Psychotechnik zwangsläufig als nationalsozialistische Arbeitspolitik im Kontext der NS-„Rassenhygiene“ ihre Anwendung finden musste.¹⁷⁸ Das Gegenteil war der Fall.

Bereits Münsterberg warnte vor den gesellschaftspolitischen Folgen einer übereilten Anwendung der noch jungen und wenig erprobten Psychotechnik in der Betriebspraxis: „Das psychologische Wissen kann immer nur besagen, daß, wenn wir dieses Ziel wollen, wir diesen Weg einschlagen müssen.“¹⁷⁹ Die Prämisse eines wissenschaftlichen Objektivitätsanspruchs stellte Münsterberg seiner Wissenschaftstechnik folglich voraus. Eine soziale, rechtliche oder moralische Verantwortlichkeit für die Ausübung der Psychotechnik im Betrieb wies der Psychologe von sich.¹⁸⁰ Lediglich die Wissenspraktiken, um die Ziele der Produktivitätssteigerung durch Rationalisierung zu erreichen, böten die Arbeitspsycholog*innen an, so Münsterbergs Argumentation.¹⁸¹ Daher müssten die Anwendungsziele sowie deren „praktische Bewertung“ *im Voraus* von moralischen Wertvorstellungen über den Arbeitertypus als menschliches Wesen und nicht als ausbeutbare Maschine geleitet sein. „Die Psychotechnik steht nicht im Dienste einer Partei, sondern ausschließlich im Dienste der Kultur“, behauptet Münsterberg. Angesichts der wenige Jahre später erstarkenden nationalsozialistischen Bewegung ist diese Schlussfolgerung im Nachhinein als kurzsichtig zu bewerten.¹⁸²

Die Meinung, dass die Psychotechnik sehr wohl von moralischen *und* ethischen Vorstellungen getragen und nicht ausschließlich einem wissenschaftlichen

178 S. Kap. 11 und 12.

179 Münsterberg 1920, 39.

180 Zur Veranschaulichung seiner Argumentation zog er den Fall einer Geständnisherbeiführung vor Gericht heran: „Der Psychologe mag dem Richter zeigen, durch welche psychologischen Hilfsmittel beispielsweise ein Geständnis erwirkt werden mag; aber ob es recht oder unrecht ist, ob es gesetzlich zulässig oder gesetzlich unerlaubt ist, von dem Angeklagten ohne sein Wissen und Wollen zu erzwingen, das ist eine Frage, die den Psychologen nichts angeht, und zu deren Lösung [...] auch nichts beizutragen weiß. Er weiß nur, wie das Ziel erreicht werden kann; er hat kein Recht darüber zu urteilen, welchen Wert das Ziel besitzt. Das ist nicht etwa eine Schwäche der heutigen Psychologie [...] diese Verzichtserklärung ist sämtlichen Kausalwissenschaften gemeinsam.“ Münsterberg 1920, 39 f.

181 Vgl. Münsterberg 1920, 40.

182 Vgl. Münsterberg 1919, 88.

Objektivitätsprinzip verpflichtet sei, vertrat hingegen der Psychiater Eliasberg vehement:

„Die Psychotechnik hat mit dem gesamten Wirtschaftsleben die eudämonistische Grundanschauung gemein. Sie will das Glück der Gesamtheit durch Produktivitätssteigerung erhöhen, sie will auch gleichzeitig das Glück des Produzenten steigern und zwar in der Berufstätigkeit, wie auch außerhalb derselben. Für die Psychotechnik ist der Produzent ein Mensch im vollen Sinne des Wortes, der, unbeschadet der Notwendigkeiten der Produktion, sein Anrecht auf Glück hat.“¹⁸³

In Referenz auf ein in der Antike entwickeltes eudämonistisches Weltbild sah Eliasberg in dieser Passage im Erlangen von „Glück“ das höchste Lebensziel. „Glück“ sei nicht nur den machtpolitischen und vermögenden Eliten vorbehalten, sondern „Glück“ steigere sich sowohl in der Berufstätigkeit des „Produzenten“ und wirke sich darüber hinaus auf die außerberufliche Lebensqualität aus. Eliasbergs Glückswissen lag folglich die Vorstellung einer Gesellschaftsutopie zugrunde, die auf der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnisse einer angewandten Glückspsychologie mittels Psychotechnik herbeigeführt werden könnte. Dieses utilitaristische Gedankengut knüpft wissenshistorisch an die Überlegungen des Juristen und Moralphilosophen Jeremy Benthams (1748–1832) an, der in seiner Ethik über „Das größte Glück der größten Zahl“ das Interessenverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft problematisierte.¹⁸⁴ Mit diesem utilitaristischen Argument unterschied sich der Arbeitswissenschaftler Eliasberg deutlich vom Psychologen und Ratgeberautor Baerwald. Letzterer bezeichnete gerade *nicht* „Eudämonie“, sondern das „Arbeitsglück“ als Selbstzweck im Glauben an „amor fati“ als das „höchste Glück“.¹⁸⁵

Einen zentralen Kritikpunkt an seiner eigenen Methodik sah Eliasberg in der gesellschaftspolitischen und moralischen Verantwortung, in welcher Arbeitspsycholog*innen aufgrund der politischen Wirkungsmacht ihrer Psychotechniken auf die „Gesamtkultur“¹⁸⁶ standen. Seine Überlegungen zu den „Richtungen u. Entwicklungstendenzen in der Arbeitswissenschaft. II“ schloss er mit einer selbstkritischen Problematisierung seiner eigenen empirischen Erhebungen zur betrieblichen Arbeitsmotivation:

183 Eliasberg 1926a, 80.

184 „[...] this fundamental axiom, *it is the greatest happiness of the greatest number that is the measure of right and wrong*, [...]“ Bentham 1988, 3. Zur Problematik einer sozialen Umsetzung der Psychotechnik exemplarisch bei Münsterberg vgl. Münsterberg 1920, 192f., 194–198.

185 Vgl. Baerwald 1933, 218f., 271.

186 Eliasberg 1926b, 732.

„Der entscheidende Grund, warum das Problem der Heilpädagogik der Motivationsstufen eindeutig nicht gelöst werden kann, liegt in der Natur der Motivation der Arbeit überhaupt. Wir haben gesehen, daß in dem individuellen Erlebnis der Motivation individuelle, kollektive, institutionelle Momente sich unlösbar verschlingen und daß noch zu alledem der Reflex der Gesamtkultur tritt. Daß alles theoretisch auf einen Generalnenner zu bringen wollen, ist undenkbar. Darum wird das Problem einer Heilpädagogik immer ein politisches, ein *Machtproblem* bleiben. *Der Sozialtherapeut wird nicht nur Sozialingenieur, sondern auch Politiker sein müssen.*“¹⁸⁷

Eliasberg beleuchtet in dieser Passage die emotionspolitische Komplexität der Arbeitsmotivation, mit welcher sich die arbeitswissenschaftliche Psychotechnik und deren heilpädagogische Ansätze in der Praxis konfrontiert sahen. „[I]ndividuelle, kollektive und institutionelle Momente“ sowie außerbetriebliche Einflüsse aus der „Gesamtkultur“ würden auf das Motivationserlebnis der Arbeiter*innen einwirken, so Eliasberg. Anders als de Man, der aufgrund ähnlicher empirischer Resultate seine strittige „Triebtheorie“ über den „Drang zur Arbeitsfreude“ entwarf, verzichtete Eliasberg auf eine ausführliche Theoriebildung. Den Anspruch gesellschaftspolitischer Neutralität und wissenschaftlicher Objektivität an die Psychotechnik, den Münsterberg vertrat, und die damit verbundene Hoffnung, ein wissenschaftliches Vermittlungsinstrument zwischen den Interessen der Arbeitgeber- und -nehmer*innen gefunden zu haben, sah Eliasberg zwangsläufig in einem machtpolitischen Spannungsfeld. In dessen Mitte hatte sich der „Sozialingenieur“ in seiner ‚Rolle‘ als Sozialpolitiker zu positionieren.

Wie gelangte Eliasberg zu dieser folgenschweren Erkenntnis? Eliasbergs Einschätzung beruhte unmittelbar auf seinen empirischen Beobachtungen: Die psychotechnischen Prüfstellen der Betriebe wurden oft nicht von unabhängigen Arbeitswissenschaftler*innen, sondern von psychologisch geschulten, betriebsinternen Berufsingenieur*innen ausgeübt.¹⁸⁸ Münsterbergs Forderung nach wissenschaftlicher Objektivität, „politischer“ Neutralität sowie moralischer Zielsetzung verdingen sich in der Realität in Widersprüchen, namentlich den von Eliasberg erkannten politischen Machtkonstellationen innerhalb eines Betriebs. Eignungsprüfer*innen konnten sich gegenüber der Forderung nach betrieblicher

187 Ebd. [Die Kursivsetzung wurde von der Verfasserin nachträglich ergänzt].

188 Auch die Schweizer Arbeitswissenschaftlerin Franziska Baumgarten kritisierte das betriebsinterne Verfahren und stellte dabei psychologische Aspekte in den Vordergrund: „Hervorgehoben werden muss [...] daß die Forderung der [Eignungsprüfung] hauptsächlich von Ingenieuren oder denjenigen Psychologen stammt, die fast ganz zur betriebswirtschaftlichen Arbeit übergegangen sind [S. Fußnote 1: „Auf Motive der Profitmacherei will ich gar nicht eingehen.“]. Sie sehen die Gesellschaft als einen geschlossenen Betrieb an und vergessen, daß ein Betrieb eine ganz andere psychische und wirtschaftliche Struktur darstellt.“ Vgl. Baumgarten 1931, 16 f.

Effizienz- und Produktionssteigerung kaum neutral verhalten. Aus Sicht der Unternehmensführung war dies zuweilen auch gar nicht erwünscht. So zeigt Ursula Nienhaus beispielsweise, wie die Psychotechnik im Auftrag des Telegraphendirektors O. Oliver der Deutschen Post in Berlin-Wilmersdorf zum Zweck der Rationalisierung von Arbeitsprozessen, zur finanziellen Einsparung und zum sukzessiven Stellenabbau auf die Frauenarbeit angewandt wurde. Ziel war es, den Telefonist*innen einen automatisierten Arbeitsprozess anzutrainieren, sodass sie auch bei erhöhter Leistungsabfrage keine Ermüdungs- oder Erschöpfungserrscheinungen aufweisen würden. Bei der psychotechnischen Eignungsprüfung hatten neben physischen auch *charakterliche* Eigenschaften eine Bedeutung, welche die Leistungsfähigkeit der Telefonist*innen angeblich beeinflussen würden.¹⁸⁹

10.7 Psychotechnik im Betrieb: Der Traum vom rationalisierten „Arbeitsglück“

Ungehindert dieser Vielzahl an Paradoxien, die symptomatisch für die unter der Rationalisierungsbewegung ab Mitte der 1920er Jahre zu verzeichnenden *Zunahme* an Erschöpfungsercheinungen in der Arbeiterschaft stehen dürften, genoss die Psychotechnik anfänglich großen gesellschaftlichen Zuspruch. Wie lässt sich dieses Phänomen wissenshistorisch erklären? Im Gegensatz zur autoritären Gesellschaftsordnung des Wilhelminischen Kaiserreichs mit ihren aristokratischen und militärischen Karriereprivilegien sollte dank der Psychotechnik eine neue, demokratische Ära sozialen „Glücks“ in der Weimarer Republik eingeläutet werden. Dieses spezifische Glückswissen fand bis Mitte der 1920er Jahre im politischen Spektrum von Links bis Rechts, bei Industriellen, Arbeiter*innen, Gewerkschafter*innen, Politiker*innen und der Regierung Anklang. Große Erwartungen wurden in die wissenschaftliche Dienstleistung der Psychotechnik gelegt, die nicht nur wissenschaftlich institutionalisiert, sondern auch staatlich finanziert und von der Regierungsverwaltung in Anspruch genommen wurde.¹⁹⁰

¹⁸⁹ Baumgarten gilt als Mitbegründerin der psychotechnischen „Charakterologie“, vgl. u. a. Baumgarten 1927a, vgl. Baumgarten 1933. In Kapitel 11 und 12 wird aufgezeigt, wie die Charakterologie um 1930 zunehmend die Psychotechnik prägte und in der Folge die nationalsozialistische Anwendungspraktik von Glückstechniken u. a. am Beispiel der transnationalen Carl Huter-Rezeption beeinflusste. Vgl. u. a. Wartegg 1939.

¹⁹⁰ Vgl. Patzel-Mattern 2010, 62ff. Mehr zur Anwendung der Psychotechnik im Ersten Weltkrieg und zur Etablierung in der Weimarer Republik vgl. u. a. Jaeger und Staeuble 1981.

Doch die Erfolgsgeschichte im demokratischen System der Weimarer Republik war kurzfristig. Interessenskonflikte, Misstrauensvoten, mangelnde wissenschaftliche Objektivität und Überprüfbarkeit der Auswahlverfahren, betriebsinterner Machtmissbrauch seitens der Psychotechniker*innen beziehungsweise der Unternehmen bis hin zu Partizipationsverweigerungen seitens der Gewerkschaftsvertreter*innen und Arbeiter*innen waren ab Mitte der 1920er Jahre die Folgen.¹⁹¹ Mit der Weltwirtschaftskrise 1929, den steigenden Arbeitslosenzahlen und der regierungspolitischen Radikalisierung durch die Wahlsiege der Nationalsozialisten seit 1930 erfuhren der Verwendungszweck der Psychotechnik und das ihr inhärente Glückswissen einen drastischen ideologischen Wandel.¹⁹²

10.8 Fazit

Das angewandte Glückswissen in der europaweit rezipierten industriellen Psychotechnik der 1920er Jahre kann exemplarisch für eine Politik der ‚Glückskulturen‘ stehen, die von Brüchen, Kontinuitäten und Ambivalenzen gekennzeichnet ist. So war Eliasberg bei weitem nicht der einzige, der in der neuen Psychotechnik ein utilitaristisches Glückspotential erkannte, um ein demokratisches Zusammenspiel aus sozialpolitischer und staatlicher Verantwortlichkeit, wirtschaftlicher Produktivität und „sozialer Harmonie“ zu schaffen.

Konservativen Sozialromantikern, wie dem deutsch-jüdischen Ökonomen Richard Ehrenbert (1857–1929), aber auch rechten, oftmals völkisch-nationalistischen und antisemitischen Arbeitswissenschaftlern, wie Fritz Giese oder dem Betriebssoziologen Goetz Briefs (1889–1974)¹⁹³, schwebten eine nostalgisch-verklärte Rückkehr in ein vorindustrielles Zeitalter vor, in welchem beispielsweise bei Ehrenbert eine „Werkgemeinschaft“¹⁹⁴ eine individualisierte und kapitalistische Wirtschaftlichkeit zugunsten einer wiederzugewinnenden „Arbeitsfreude“ ablösen sollte.¹⁹⁵

191 Vgl. Patzel-Mattern 2010. Zu den Gründen des Scheiterns vgl. Gründe für das Scheitern der industriellen Psychotechnik. In: Patzel-Mattern 2010, 229–252.

192 S. Kap. 11 und 12.

193 Briefs gründete 1928 das „Institut für Betriebssoziologie und soziale Betriebslehre“ an der Technischen Universität Berlin. 1934 wurde es von den Nationalsozialisten geschlossen, vgl. Hinrichs, 1981, 265f. Zu Briefs ‚sozialer Betriebspolitik‘ vgl. Rabinbach 1990a, 336f.

194 Zum Begriff der „Werkgemeinschaft“ vgl. u. a. Albrecht 1929, Vorweck und Dunkmann 1928.

195 Vgl. Rabinbach 1990a, 335.

Vor diesem Hintergrund soll im folgenden Kapitel der Wandel der Arbeitsmoral im Übergang von der Zeit der Weimarer Republik in die NS-Zeit weiterführend untersucht werden.

11 Wandel der Arbeitsmoral: Von der psychotechnischen Rationalisierungs- und Selbstoptimierungskultur der Weimarer Republik zum „rassenhygienischen“ Glückswissen im Nationalsozialismus

In diesem Kapitel wird der Wandel der Arbeitsmoral im Übergang von der psychotechnischen Rationalisierungs- und Selbstoptimierungskultur in der Weimarer Republik zur „rassenhygienischen“ Arbeitsmoral im Nationalsozialismus im Kontext einer Politik von ‚Glückskulturen‘ untersucht.

11.1 Arbeitspsychologisches Glückswissen bei Franziska Baumgarten und Fritz Giese. Ein transnationaler Vergleich

Zunächst wird der Wandel der Arbeitsmoral in einem transnationalen Vergleich exemplarisch anhand der Forschungsansätze der Schweizer Professorin Franziska Baumgarten (1889–1970) an der Universität Bern und des deutschen Psychotechnikers Fritz Giese (1890–1935) an der Technischen Hochschule Stuttgart untersucht. Die Quellenauswahl liegt in der langjährigen, transnationalen Zusammenarbeit zwischen Baumgarten und Giese begründet, welche beide zu den einflussreichsten Pionier*innen der deutschsprachigen arbeitswissenschaftlichen Psychotechnik und Charakterologie zählten.

In Anlehnung an Ludwig Flecks Erkenntnistheorie über ein *Wissensgeflecht* aus „Denkstilen“ und „Denkkollektiven“ werden im Folgenden die Wissensbestände der Arbeitspsycholog*innen und deren Einfluss auf die interdisziplinären Forschungs- und Anwendungsbereiche der Psychotechnik, „Charakterologie“¹,

1 Bei der „Charakterologie“ handelt es sich um eine psychotechnische Methode, die Ende der 1920er Jahre in der Weimarer Republik an Popularität gewann. Aufgrund der charakterologischen Analyse von „Charakteranlage“, Gefühlen wie „Mut“ oder Handlungsweisen wie „Hingabebereitschaft“ (in der NS-Arbeitswissenschaft „Opferbereitschaft“ genannt) sollte die „arbeitende Persönlichkeit“ bestimmt werden können. Vgl. Geuter 1984, 180. Aufgrund ihres autoritären und (para-)militärischen Ansatzes, der auf Entscheidungskriterien wie Ordnung und Disziplin beruhte, wurde die Charakterologie seit 1927 vor allem in der Armee zur Auswahl- und Weiterbildung von Offizieren angewendet. Vgl. Rabinbach 1990a, 335. Zur Charakterologie im Nationalsozialismus s. die folgenden Kapitel, vgl. u. a. Guski-Leinwand 2017.

Lebens- und Berufsberatung vor dem Hintergrund der nach 1933 institutionalisierten „rassenhygienischen“ NS-Arbeitspsychologie erforscht.

Fleck ging in seiner 1935 veröffentlichten Schrift „Das Problem einer Theorie des Erkennens“ davon aus, dass Wissenschaft in einem Kollektiv stattfindet, deren Mitglieder ein gemeinsames Interesse und/oder eine gemeinsame Ausbildung besaßen, woraus sich eine „gerichtete Wahrnehmung“ entwickle, welche er als „Denkstil“ bezeichnet (s. auch Kap. 9.7):

„Wir können also *Denkstil als gerichtetes Wahrnehmen, mit entsprechendem gedanklichen und sachlichen Verarbeiten des Wahrgenommenen definieren*. Ihn charakterisieren gemeinsame Merkmale der Probleme, die ein Denkkollektiv interessieren; der Urteile, die es als evident betrachtet; der Methoden, die es als Erkenntnismittel anwendet. Ihn begleitet eventuell ein technischer und literarischer Stil des Wissenssystems.“²

Die strukturelle Herausbildung von Denkkollektiven hat für die Wissenschaft zur Folge, dass „populäres Wissen“ und „fachmännisches Wissen“ zirkuliert und sich wechselseitig beeinflusst, so Fleck.³ Diese erkenntnistheoretischen Überlegungen sind für die vorliegende Untersuchung relevant. Die vorliegende wissenschaftshistorische Analyse sieht von einer strikten Trennung zwischen *populär- und wissenschaftlichem Wissen ab*. Das übergeordnete Ziel ist, über Flecks Überlegungen hinausgedacht, Gemeinsamkeiten und *Unterschiede* der *rivalisierenden* „Denkstile“ (Mannheim/Fleck) und „Denkkollektive“ (Fleck) von Wissenschaftler*innen innerhalb derselben Wissensdisziplin herauszuarbeiten. Im vorliegenden Kapitel (sowie in Kap. 14.5) soll dies am Beispiel der transnational vernetzten Arbeitspsycholog*innen Baumgarten und Giese, die *zugleich* als Ratgeberliteraturautor*innen tätig waren, im Kontext der „rassenhygienischen“ NS-Arbeitsmoral geschehen.

Als Einstieg dient im Folgenden eine kurze historische Kontextualisierung der wissenschaftshistorischen Entwicklung der arbeitspsychologischen Psychotechnik im Übergang zum Nationalsozialismus:⁴

„Ein Schweizer Berufsberater, der 1930 nach Deutschland zur Besichtigung der dortigen psychologischen Institute reiste, kam ganz entsetzt über den Geist, der schon damals unter den dortigen Psychotechnikern herrschte, zurück. Man wollte in der Schweiz seinen Berichten keinen Glauben schenken.“⁵

² Fleck 2008, 282.

³ Vgl. Fleck 2017, 148.

⁴ Zur Psychotechnik im Nationalsozialismus vgl. u. a. Geuter 1984, Raehlmann 2005, Killen 2007, Stiegler 2016, Guski-Leinwand 2017, *Aesthetic of Production in the Third Reich*. In: Rabinbach 2018, 125–152.

⁵ Baumgarten 1949, 13.

Franziska Baumgarten⁶ veröffentlichte 1949 diese Zeilen in einem Aufsatz mit dem Titel „Die deutschen Psychologen und die Zeitereignisse“. Darin beschrieb die polnisch-schweizerische Arbeitspsychologin mit jüdischem Hintergrund, wie ein „Schweizer Berufsberater“ beim Besuch eines psychologischen Instituts bereits 1930 „entsetzt“ über das nationalsozialistische Gedankengut einiger Psycholog*innen war.⁷ Zurück in der Schweiz, schenkte ihm sein Umfeld angeblich kein Gehör. Möglich, dass es Baumgartens eigene Beobachtungen waren, welche die transnational vernetzte Arbeitswissenschaftlerin im Kreis ihrer deutschen Arbeitskolleg*innen beschrieb.

Wie ist dieser Essay wissenschaftshistorisch einzuordnen? Baumgartens Anklageschrift war eine späte Abrechnung mit ihren ehemaligen Berufskolleg*innen aus der Psychotechnik und Arbeitspsychologie.⁸ Sie warf der sogenannten „Elite“, zu denen sie neben Wissenschaftler*innen auch Künstler*innen,

6 Baumgarten wurde am 16.11.1883 in Łódź geboren und starb am 01.03.1970 in Bern. Nach ihrem Studium in Philosophie und Psychologie in Krakau, Paris, Zürich, Bonn und Berlin (1905–1911), doktorierte sie 1911 in Zürich und habilitierte sich 1929 in Psychotechnik (heute: Arbeits- und Betriebspsychologie) in Bern. 1930–1954 war sie Lehrbeauftragte für Psychotechnik, anschließend Honorarprofessorin sowie von 1922–1951 leitendes Mitglied (u. a. Generalsekretärin) der Internationalen Psychotechnischen Vereinigung (seit 1955: International Association of Applied Psychology, IAAP). Zu ihren Forschungsgebieten zählen Psychotechnik, Charakterologie inkl. Eignungstestentwicklung, moral. Erziehung, Berufsethik. Hauptwerke: „Völkerpsychologie“ (1927a), „Die Berufseignungsprüfungen“ (1928), „Die Psychologie der Menschenbehandlung im Betrieb“ (1930), „Die Regulierungskräfte im Seelenleben“ (1955). Ihr Nachlass wird im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern aufbewahrt, https://ead.nb.admin.ch/html/baumgarten_A.html, 12.10.2020. B. war mit dem Kinderpsychiater Moritz Tramer (1882–1963) verheiratet. Vgl. Bloch 2018. Zu Biografie und Werk vgl. Kirschner 1994, Daub 1996, Erne 1996, Daub 2002.

7 Baumgarten zur nationalsozialistischen Sympathiebekundung einiger Psychotechniker vor 1933 auf derselben Seite: „Der Nationalsozialismus entstand. Er fand sofort viele Anhänger unter den Psychologen, besonders unter den Psychotechnikern, die sich seit dem Weltkrieg als neue Gruppe der praktischen Psychologen organisiert hatten. Es ist interessant, hier festzustellen, daß die im Rheinland tätigen Psychologen und Psychotechniker sich dieser Bewegung anschlossen, noch bevor die Partei zur Macht kam [...].“ Baumgarten 1949, 13.

8 Namentlich vor dem Ersten Weltkrieg: Max Scheler, Oswald Külpe, Wilhelm Jerusalem, Wilhelm Wundt (vgl. Baumgarten 1949, 2–11); nach dem Ersten Weltkrieg: Georg Elias Müller; im Nationalsozialismus: Felix Krueger (1874–1948), H. Wunderlich, Walter Poppelreuter (1886–1939), Mathilde Kelchner (1872–?), der „intelligente und hochgeschätzte Fritz Giese“ (vgl. Baumgarten 1949, 14), B[erthold] Petermann (1898–1941), E[rich Rudolf] Jaensch (1883–1940), A[dolf] Busemann (1887–1967), P[hilipp] Lersch (1898–1972), O[skar] Klemm (1884–1939), Walter Malmsten Schering (1883–1954), [Ludwig] F[rantz] Clauß (1892–1974), [Carl] Arnold [sic] [Arnhold] (1884–1979), „Leiter des ‚Deutschen Instituts für nationalsozialistische technische Arbeitsforschung und Schulung‘ (früher DJINTA)“ [sic], Nareiß Ach (1871–1946), [Max] Simoneit (1896–1962), Ludwig Klages (1872–1956). Vgl. Baumgarten 1949, 13–29.

Schriftsteller*innen und Politiker*innen zählte, ein folgenschweres „Versagen“ vor: Als „Richtungsgeber und Wegweiser“ wären sie aufgrund ihrer Berufe dazu prädestiniert gewesen, „in weiser Voraussicht“ die gesellschaftspolitische „Notlage“ nicht nur vorauszuzahlen, sondern auch zu verhindern. Stattdessen hätte die „Elite“ sowohl im Ersten als auch im Zweiten Weltkrieg von ihren Möglichkeiten keinen Gebrauch gemacht und „nichts unternommen, um die ungeheure Weltkatastrophe abzuwenden.“⁹ Insbesondere Psychotechniker*innen hätten ihr arbeitspsychologisches Wissen in den Dienst der militärischen Kriegsführung gestellt.¹⁰

Die Lektüre ihres Essays macht deutlich, dass Baumgarten ihre Überlegungen vor dem Hintergrund der moralischen Frage nach der Mitschuld der Psychotechniker*innen an den beiden Weltkriegen und dem Holocaust verfasst hat.¹¹ Gerade *Psycholog*innen* besäßen von Berufs wegen „Menschenkenntnis“ und damit die Fähigkeit „in der menschlichen Seele wie ‚in einem offenen Buche‘ zu lesen“ und die „verborgenen Motive menschlicher Handlung“ aufzudecken und sie im besten Falle positiv „zu beeinflussen“.¹² Am Ende ihres Aufsatzes zieht sie Bilanz und verurteilt das Versäumnis der Mehrheit ihrer deutschen Kolleg*innen, sich dem NS-Regime nicht widersetzt zu haben: „Die Psychologen, Menschen, die sich mit seelischen Ereignissen beschäftigen, haben sich in gremio nicht gegen Hitler aufgelehnt. Sie schufen keine Widerstandsbewegung.“¹³ Anders als Münsterberg vertrat Baumgarten folglich die Ansicht, dass der „Psychologie-Beruf“ eine „soziale Aufgabe“ und damit eine gesellschaftspolitische Verantwortung besäße.¹⁴

9 „Der Nationalsozialismus entstand. Er fand sofort viele Anhänger unter den Psychologen, besonders unter den Psychotechnikern.“ Vgl. Baumgarten 1949, 1.

10 Vgl. Baumgarten 1949, 13.

11 Am Ende ihres Essays zieht sie angesichts der vergangenen zwei Weltkriege und des Holocausts ihre persönliche Bilanz: „Die deutschen Psychologen erweisen sich so als die psychischen Wegbereiter des Krieges, sie gaben ihre Zustimmung zum Kriege. Wir haben diese Zustimmung bereits bei den eminenten Psychologen des ersten Weltkriegs festgestellt, und die politischen Ereignisse [...] zwischen dem ersten und dem zweiten Massenmord haben keinen Fortschritt betreffend Mentalität der deutschen Psychologen gezeigt. Es blieb der gleiche Geist der Unselbstständigkeit, der Untertänigkeit – zuerst Wilhelm II., dann Hitler gegenüber, aus Mangel an jedem reifen sozialen Gedanken. [...]“ Vgl. Baumgarten 1949, 29f.

12 Psychologen sollten nach Baumgarten die Fähigkeit besitzen, den Menschen „den richtigen Weg des Handelns nicht nur zu weisen, sondern sie auch darauf zu bringen“. Vgl. Baumgarten 1949, 2.

13 Vgl. ebd., 29f.

14 Vgl. ebd., 32.

Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen sich zwischen den Wissensbeständen Baumgartens und Gieses erkennen? Im Vergleich zu Baumgartens Gedankengut sind in den 1920er Jahren zwar auch bei Giese Anklänge an eine sozialpolitische und humanistische Reformbestrebung im Sinne der sozialdemokratischen Gewerkschaftsverbände zu entdecken, die sich im weitesten Sinne als „soziale Aufgabe“ verstehen ließen.¹⁵ So kritisierte der Herausgeber des „Handwörterbuchs der Arbeitswissenschaft“ die arbeitstechnische Rationalisierung aufgrund ihrer „Schädigungswirkungen des Wirtschaftskörpers, ihre[r] oberflächliche[n] Zielsetzung (nur wirtschaftlicher Lebenswille) und ihre[r] oft ausgesprochen unbiologische[n], ja antinaturgemäße[n] Einstellung“.¹⁶ Im Unterschied zu Baumgarten argumentierte Giese jedoch bereits 1927 auffallend *nationalistisch, rassistisch, gefühls- und psychopolitisch*, wie bereits in Kapitel 10 gezeigt wurde.

Welchen Einfluss hatte die Denkweise des Arbeitspsychologen auf seine „Philosophie der Arbeit“?¹⁷ Seine Auffassung über Sinn und Zweck der Arbeit beschrieb Giese in seinem populären Werk „Philosophie der Arbeit“ (1932). Polemisch bezeichnete er seine Schrift als „[...] streng wissenschaftlich begründet, [dennoch] unmittelbar anwendungsreif für das Leben. [...] ein Werk, geboren aus dem Geiste deutscher Philosophie“ und in Referenz an Hitlers „ausgezeichnet[e]“ Erläuterungen zur „Propaganda“ und „Massenbehandlung“ in „Mein Kampf“.¹⁸ Gieses Ausführungen zur „Arbeit“ in Abhängigkeit zu „Glück“ waren spätestens seit seiner Mitgliedschaft bei der DINTA 1928¹⁹ von einer sukzessiven ideologischen Hinwendung zum Nationalsozialismus geprägt.²⁰ Bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1935 waren seine arbeitswissenschaftlichen Schriften von esoterischen und metaphysischen Energielehren des 19. Jahrhunderts sowie einer heroisierenden Verklärung der „Arbeit“ gekennzeichnet, die soziale Fragen mehr und mehr ausblendeten.²¹

Welches Glückswissen ist Gieses Schriften im Kontext der arbeitspsychologischen Subjektivierungsdiskurse jener Zeit zu entnehmen? Zur Frage nach dem „individuelle[n] Glück“ lautet Gieses Antwort im gleichnamigen Kapitel: „Indi-

15 Vgl. Killen 2007, 66.

16 Vgl. Giese 1930, 363f. Dieses Argument wird in der Gefühlspolitik der NS-Arbeitsideologie mit Bezug auf die NS-Arbeitswissenschaft u. a. bei Giese relevant, s. dieses Kapitel w.u. und Kap. 12.

17 Vgl. Giese 1932.

18 Vgl. ebd., Titelblatt. Zu Hitler vgl. ebd., 201 u. Fußnote 405.

19 Vgl. Eghigian, Killen und Leuenberger 2007, 66.

20 Vgl. Killen 2007, 66. Vgl. Giese 1932. Zum Werk, vgl. u. a. Raehlmann 1988.

21 Vgl. Rabinbach 1990a, 337f. Mehr zu Arbeitswissenschaft und „sozialer Frage“ vgl. u. a. Rabinbach 1990a, 241–276.

viduelles Glücksempfinden ist in der schöpferischen Arbeit selbst gegeben [...].“²² Diese Aussage erinnert wissenschaftlich an die Erläuterungen des Glücksratgeberautors Baerwald sowie des Arbeitspsychologen de Man, und ähnliche Aussagen werden im folgenden Kapitel 11.2 auch beim Gewerkschafter Winnig wiederzufinden sein. Gieses Gesamtwerk dokumentiert eine arbeitspsychologische Wissenskontinuität über „Glück“, „Erfolg“, „kulturelle Werte“, „Nation“, „Arbeit“, „Gefühle“, „Körperseele“, „Frauen“ und „Gemeinschaft“ in unterschiedlichen gesellschaftlichen Anwendungsbereichen wie Tanz, Kino, Theater, Sport, Industriearbeit, Berufsberatung, politischer Führung²³, militärischem Gehorsam bis hin zur emotionspolitischen Psychologisierung eines „Lebensgefühl[s]“ als ein über die Gefühle bei der Arbeit hinaus reichendes Empfinden „der Freizeit, der Erholung, des Vergnügens, der privaten Lebensführung“.²⁴

Ein Großteil von Gieses einflussreichen Schriften sind in wissenschaftlicher Fachsprache verfasst und zeugen, unter anderem in transnationaler Zusammenarbeit mit der Schweizer Arbeitspsychologin Baumgarten, von seiner Pionierleistung als empirischer Arbeitspsychologe.²⁵ Ein nicht unwesentlicher Teil seiner kulturphilosophischen und arbeitstheoretischen Abhandlungen zum Verhältnis des Menschen zu „Arbeit“ und „Glück“ weisen einen populärwissenschaftlichen Sprachgebrauch auf, sind mit Alltagsbeispielen aus der medialen Massenkultur (Kinofilm, Tanz, Theater) angereichert und richten sich an ein breites Publikum.

Ein Beispiel für die explizite Verschränkung von arbeitspsychologischem Glückswissen, Körperpraktiken, „Kultur“ und „Arbeit“ ist Gieses Vergleich zwischen der amerikanischen und deutschen Arbeitskultur in den 1920er Jahren. Als empirisches Beispiel dient ihm die Körpertechnik der „Tiller Girls“ (Abb. 5).²⁶

22 Vgl. Giese 1931b.

23 Ein Beispiel: „Die öffentliche Persönlichkeit. Statistische Untersuchungen an geistigen Führern der Gegenwart“ auf der Grundlage Gieses „völkischer“ Charakterologie, vgl. Giese 1928a, Giese 1928b.

24 Vgl. Giese 1925a, 15; Auswahl: Giese 1925b, Giese 1926.

25 Eine Auswahl an Publikationen: Baumgarten und Giese 1930. Ein systematischer Vergleich der „Denkstile“ in Abhängigkeit zur Methodik und den Studienresultaten würde den Rahmen des Buches sprengen. Dieser wäre aber für weiterführende wissenschaftshistorische Forschungen zur Transnationalität der Psychotechnik und deren Anwendungsbereichen in der Berufsberatung im Kontext der NS-Arbeitsideologie und des liberal-demokratischen Systems der Schweiz aufschlussreich.

26 Vgl. Giese 1925. Zu Giese und „Girllkultur“ vgl. auch Killen 2007. Vgl. Fritz Giese. Psychotechnik als deutsche Aufgabe. In: Stiegler 2016, 67–86. Vgl. From Mimetic Machines to Digital Organisms. The Transformation of the Human Motor. In: Rabinbach 2018, 1–27, 18.



Abb. 5: Fritz Giese, „Girllkultur. Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl“ [am Beispiel der] „Tiller Girls (*Der Massenkörper als Vorbild*)“, 1925.

Als Ikonen der Massenkultur wurden die Revuegirls als amerikanischer Export in der Weimarer Republik und insbesondere in der Theatermetropole Berlin gefeiert.²⁷

Ein weiteres Beispiel für die populärwissenschaftliche Vermittlung von Gieses arbeitspsychologischem Glückswissen ist der Ratgeber „Körperseele. Gedanken über persönliche Gestaltung“ (1927).²⁸ Giese, in seiner Doppelrolle als Ratgeberautor und Arbeitspsychologie, wollte mit dieser populärwissenschaftlichen Publikation ein breites Publikum ansprechen, das aus „Lehrenden“, „Wissenschaftlern“ und Tanz- und „Körperkultur“-Interessierten bestünde.²⁹ Mit zahlreichen fotografischen Illustrationen versuchte Giese praktische Anweisungen für eine therapeutische „Leibeserziehung im allgemeinen und Gymnastik im be-

²⁷ Zum „Neuen Menschen“ im Kaiserreich und in der Weimarer Republik vgl. Wedemeyer 2004.

²⁸ Vgl. Giese 1927.

²⁹ Vgl. ebd., 5.

sonderen“ zu geben.³⁰ Seinen Leser*innen versprach er, eine „Glück“ verheißende Lebensführung im Einklang von „Körper“, „Seele“ und „Geist“ zu lehren.³¹

Giese war zu jener Zeit bei weitem nicht der Einzige, der über das Zusammenwirken von „Körperform, Bewegung und Charakter“³² forschte. Auch Individualpsychologen, wie deren Begründer Alfred Adler (1870 – 1938), widmeten sich dem Thema – nur setzten sie, anders als Giese, das Individuum ins Zentrum. Die Lektüre des Ratgebers macht deutlich, dass Giese keine „individuelle“ Persönlichkeitsentwicklung anstrebte, die der Autor ohnehin als etwas „ausgesprochen Antisoziale[s]“ bewertete.³³ Ein „wichtiger Grundsatz der Zweckbahnung der Körperseele“ sei die Entwicklung eines gesunden und produktiven Arbeitertypus, der ein „kollektives Bewusstsein, ein Erfühlen und Erleben der Mitwelt und der Nebenmenschen“ zu verspüren lerne.³⁴

Zwischen 1925 und 1935 bediente sich Giese vermehrt eines esoterischen Vokabulars, das von einer rassistischen, anti-intellektuellen, geschlechterstereotypisierten und anti-demokratischen Denkweise geprägt war.³⁵ Seine Abhandlungen lesen sich als eine Verschränkung aus psychotechnischem Wissen und esoterischer „Metaphysik“³⁶. Anstelle einer arbeitspsychologischen Individualtheorie³⁷ vertrat Giese, in wissenshistorischer Kontinuität zu den „völkischen Wissenschaften“, eine „rassenhygienische“ Ganzheitslehre, die von einem hegemonialen „arischen“ *Kultur*-Begriff ausging, wie es bereits in der Schrift zur „Girllkultur“ anklingt:

„Auf dem tänzerischen Feld der Girls aber ersehen wir Werte, die wir von drüben [Amerika] lernen möchten, Werte, die gerade nicht nur wirtschaftlich geartet wären. Wir erinnern uns jener straffen Eugenik und des klaren Bewußtseins einer Volksgesundheit [...]; eine Volksgesundheit um der besseren Arbeit und des höheren persönlichen Glückes willen. Wir lernen

30 Vgl. ebd., 6.

31 Vgl. ebd., 5.

32 Vgl. Adler 1930.

33 Vgl. Giese 1927, 116

34 Vgl. ebd., 116.

35 Vgl. u. a. die Kapitel „Rasse“ und „Frauenstaat und Männerstaat“ in „Girllkultur“, (Giese 1925). Zum Konzept einer Typologie eines Nationalsozialisten: „antiintellektuell, aber nicht wissenschaftsfeindlich“, vgl. Zur NS-Ideologie und zur Typologie des Nationalisten. In: Hachtmann 2012, 312–324, bes. 312ff.

36 Giese entlarvt seine Denkrichtung selber als metaphysische Arbeitstheorie, indem er die Bedeutung der „Metaphysik“ für seine Überlegungen betont: „Wir lernen aber endlich und nicht zuletzt jene Einstellung des Menschen der Tat auf übergeordnete Hintergründe, auf Metaphysik.“, Giese 1925a, 142.

37 Wie sie beispielsweise Adler vertrat, der ebenfalls mit Begriffen wie „Seele“ und „Charakter“ operierte, vgl. Adler 1928b.

an den Girls den Wert der allgemeinen Gleichförmigkeit, die Idee des gehobenen Durchschnitts gegenüber einer überbetonten Eigenbrödlerei, die den einzelnen vielleicht stärker individualisiert, als er es ertragen kann.“³⁸

Am deutlichsten tritt Gieses Kollektivgedanke einer anti-individualisierten „Volks-gesundheit“ der „besseren Arbeit“ und um des „höheren persönlichen Glückes willen“ auf der Grundlage „eugenischer“ „Werte“ eines „gehobenen Durchschnitts“ in seinem Spätwerk „Nietzsche – die Erfüllung“³⁹ (1934) hervor. (Dieser Sachverhalt wird in Kapitel 12 über C.H. Hutters Ratgeber „Schicksalsmächte des Erfolges?“ aufgezeigt.)

Mit seiner arbeitswissenschaftlichen Bestimmung der „Bildungs-ideale im Maschinenzeitalter“, die Giese 1931 u. a. in Referenz an de Mans Forschung zur „Arbeitsfreude“ erkannt zu haben glaubte, war der Arbeitspsychologe für die nationalsozialistische Arbeitsideologie im Sinne Leys und der „gleichgeschalteten“ DINTA anschlussfähig geworden.⁴⁰ Offenkundig wird dies auch in seiner Definition von „Arbeit“ in „Philosophie der Arbeit“ (1932) als ein „epochales Phänomen“, das „einer zweckhaft gerichteten Tätigkeit auf berufsbedingte **Kulturziele** durch Individuum und Gemeinschaft“ entspreche, die „auf dem Boden biologischer wie technologischer Energetik erwächst, aber teleologischen Leitlinien folgt.“⁴¹

Gieses rassistische „Arbeitsmetaphysik“, die auf einer hegemonialen Kultur- und teleologischen und totalitären Energielehre basierte, wonach Energie die Lebens- und Arbeitswelt gleichermaßen biologistisch durchfließen sollte, unterschied sich wesentlich von Baumgartens arbeitspsychologischem Ansatz.⁴² Baumgarten lehrte spätestens seit 1933 in einem demokratischen Verständnis von Rechts- und Sozialstaatlichkeit. Die Professorin war von einem humanistischen Menschenbild geleitet, obwohl sich ihre empirischen Studien formal mit demselben Forschungsgegenstand befassten wie Giese, nämlich der psychotechnischen Charakterologie und zuweilen „völkerpsychologischen“ Typologisierung⁴³ als Grundlage für eine optimale Betriebsführung und Berufsberatung. Von ihrem

³⁸ Giese 1925a, 141.

³⁹ Giese 1934.

⁴⁰ Vgl. Giese 1931a, 244, 246. Vgl. From Mimetic Machines to Digital Organisms. The Transformation of the Human Motor. In: Rabinbach 2018, 1–27, 18.

⁴¹ Vgl. Giese 1932, 24.

⁴² Zur Metaphysik der Arbeit bei Giese vgl. ebd. Vgl. Rabinbach 1990a, 338. Zum metaphysischen Ansatz in der nationalsozialistischen Psychotechnik vgl. Rabinbach 1990b, 282–288.

⁴³ Baumgarten verfasste eine „völkerpsychologische Charakterstudie“, in der sie die Frage nach der „Berufseignung der Völker“ kritisch untersuchte und sich in die problematische Nähe einer „völkischen“ Psychotechnik begab, vgl. Baumgarten 1927a.

Denkstil zeugen zahlreiche Forschungsfragen und Studienergebnisse. Sie befasste sich mit der Frage nach der rechtlichen und gesellschaftlichen Gleichstellung der berufstätigen Frau zum arbeitenden Mann oder dem Verhältnis von „Charakter und Demokratie“ in Bezug auf eine individuelle Berufsberatung. 1936 stellte sie dies beispielsweise in einem Vortrag an der Jahresversammlung des „Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins in Davos“ zur Diskussion.⁴⁴

Mit ihrer Kritik am moralischen „Versagen“ der Arbeitspsycholog*innen war Baumgarten bis in die 1980er Jahre eine der wenigen Psycholog*innen, welche die nationalsozialistische Vergangenheit ihrer Fachgeschichte selbstkritisch reflektierte und darüber publizierte.⁴⁵ Welche wissenschaftshistorische Entwicklung dazu geführt hatte, dass die Arbeitspsychologin nach dem Zweiten Weltkrieg solch deutliche Worte gegenüber ihrer Fachdisziplin fand, während sich die Mehrheit ihrer Kolleg*innen in Schweigen hüllte, wird im nächsten Kapitel aufgezeigt.

11.2 „Vom Proletariat zum Arbeitertum“: Das arbeitspsychologische Glückswissen des Gewerkschafters August Winnig und sein Bekenntnis zur NS-Arbeitsmoral um 1933

„Der Arbeiter sucht sich selber. Er sucht Antwort auf die unausgesprochene Frage: Wer bin ich? Was bedeute ich in dieser Welt? [...] Habe ich eine Aufgabe? Wie heißt sie?“⁴⁶ Fragen nach dem Lebenssinn des Arbeitertums und dessen Aufgabe für die Gesellschaft, wie sie der sozialdemokratische Gewerkschafter, Politiker und Schriftsteller August Winnig (1878–1956) in seiner Schrift „Vom Proletariat zum Arbeitertum“ 1933 stellt, wurden in der Weimarer Republik im wissenshistorischen Kontext der Arbeitspsychologie politisiert. Im Verlauf der 1920er Jahre erlangte die arbeitspsychologische Wissenschaft als theoretische und angewandte Forschungsdisziplin immer mehr Bedeutung für das private und öffentliche Leben in der Weimarer Republik.⁴⁷

⁴⁴ Vgl. u. a. Baumgarten 1931, Baumgarten 1936, Baumgarten 1939, Baumgarten 1944.

⁴⁵ Eine der ersten deutschsprachigen Forschungen über „Psychologie im Nationalsozialismus“ ist jene von Ulfried Geuter, in welcher die Frage nach „Niedergang oder Kontinuität“ diskutiert wird, vgl. Geuter 1984. Vgl. auch Graumann 1985.

⁴⁶ Winnig 1940, 10.

⁴⁷ Vgl. Bernfeld 1974, 142.

Im Rückgriff auf eine emotionspolitische Sprache über das (Wieder-)Erlangen von „Glück“ und „Berufsfreude“⁴⁸ kann anhand Winnigs Schrift exemplarisch aufgezeigt werden, wie politische Verheißungsideologien und „Utopien“⁴⁹ mit Glückswissen aus der arbeitspsychologischen Forschung über ein politisiertes Selbst verschränkt wurden, um Antworten auf die komplexen Fragen der Lebensführung in einer modernen Lebens- und Arbeitswelt zu geben.

Der Nationalsozialismus schien für viele Zeitgenoss*innen, so auch für Winnig, die lang ersehnten, ‚eindeutigen‘ Antworten auf die als Krise diagnostizierte Vielstimmigkeit von ambivalenten Glücksvorstellungen in der Weimarer Republik um 1933 zu liefern. Der sozialdemokratische Gewerkschafter Winnig vertrat die Ansicht, dass viele Wähler*innen um 1933 die Hoffnung hatten, dass eine „starke“⁵⁰ und „moralische Führung der Arbeiterbewegung“⁵¹ eine Einheit der als „zerrissen“⁵² beschriebenen Arbeiterschaft herbeiführen würde. Winnigs psychopolitische Einstellung kann exemplarisch für den arbeitspsychologischen Gesinnungswandel stehen, der viele der ehemals sozialdemokratisch eingestellten Zeitgenoss*innen um 1933 ergriffen hatte.

Mit dem Begriff der „Psychopolitik“, der vom Psychoanalytiker und Erziehungswissenschaftler Siegfried Bernfeld in seinem Aufsatz „Die Psychologie in der Arbeiterbewegung“ 1930 diskutiert wurde, kristallisierte sich das Konzept einer zunehmenden Politisierung und Psychologisierung des Selbst gegen Ende der Weimarer Republik heraus.⁵³ Bernfeld plädiert für eine „soziale Psychologie“⁵⁴, die entgegen dem Forschungstrend um 1930 nicht länger den leistungsorientierten Einzelfall und dessen „Vererbung, Anlage, Charakter und Ausdruck“⁵⁵ studieren solle. Das Aufkommen „seelischer Fehlentwicklungen“⁵⁶

48 Vgl. Winnig 1940, u. a. 159.

49 Vgl. Man 1931, 48.

50 Winnig 1940, 158.

51 Ebd., 163.

52 Ebd., 9.

53 Zum Begriff vgl. Siegfried Bernfeld 1930. „Die Psychologie in der Arbeiterbewegung“. In: Sozialistische Bildung. Monatsschrift des Reichsausschusses für sozialistische Bildungsarbeit, 7, 193–199. Für den Hinweis vgl. Jensen 2012, 39.

54 Bernfeld 1974, 146.

55 Bernfeld 1974, 148. Zu Vererbung, Ausdruck und Charakterologie forschten in der Weimarer Republik unterschiedlichste Psychologen sowohl mit jüdischem als auch antisemitischem Hintergrund, von rechts-konservativer, nationalistischer, sozialdemokratischer bis nationalsozialistischer Einstellung auf der Grundlage phänomenologischer, graphologischer, rassistischer bis metaphysischer und emphatischer Wissensbestände. Einige setzten ihre Arbeit im Nationalsozialismus unter „rassenhygienischer“ Umdeutung fort oder wurden nach ihrem Tod in der transnationalen Arbeitswissenschaft rezipiert, vgl. u. a. Adler 1928a, Surén 1934, Reich 1925,

müsse als ein gesellschaftliches „Massenproblem“⁵⁷ wahrgenommen und als solches im spezifischen gesellschaftlichen Kontext erforscht werden. Neben „seelischen Krankheiten“ aus dem Bereich der Psychopathologie („Neurosen, Gemüts- und Geisteskrankheiten“) sollten „soziale Probleme“ wie Kriminalität, Alkoholismus, Prostitution und „Verwahrlosung“, „allgemeine Nervosität“ und die „Herabsetzung der Lebensfreude und Leistungsfähigkeit“ untersucht werden.⁵⁸

Einen Hauptgrund für die „Massenerscheinung“ sieht Bernfeld (wie schon Baerwald, de Man und Giese) im kapitalistischen Gesellschaftssystem und dessen „Produktionsweise“.⁵⁹ Scharfe Kritik äußert Bernfeld folglich an der betrieblich angewandten „Arbeitspsychologie“, welche *eigens* im „Dienste der Rationalisierung“ stehe, wie schon Eliasberg bemängelte.⁶⁰ Im Unterschied zu Münsterberg⁶¹ spricht sich der sozialistische Psychoanalytiker Bernfeld explizit für die sozialpolitische Verantwortung der Arbeitspsycholog*innen gegenüber ihrem Untersuchungsgegenstand, der betrieblichen Belegschaft, aus. Sein Ziel war die Herbeiführung sozialpolitischer Reformen *aufgrund* arbeitspsychologischer Erkenntnisse.

1931, ein Jahr später, setzt die in der Schweiz lehrende Professorin Baumgarten in ihrem Aufsatz „Die soziale Seite der Psychotechnik“ mit ihrer Kritik an der psychotechnischen Arbeitspsychologie, im Sinne Bernfelds, bei dem eigentlich „intelligente[n] und hochgeschätzte[n] Fritz Giese“⁶² an und führt de Mans und Leys arbeitspsychologisches Argument des „Minderwertigkeitsgefühls“ ins Feld: Nur weil gewisse Psychotechniker (man denke an Münsterberg, de Man oder Giese) einmal entschieden hätten, dass „Minderbegabten, das hebende Gefühl,

Wartegg 1939, Alispach 1943, Alispach und Huter 1944. Baumgarten führte ihre Forschung in der Schweiz im demokratischen Verständnis eines wirtschaftlich liberalen Gesellschaftssystems weiter und rezipierte weiterhin die in NS-Deutschland als „nicht-arisches“ geltenden und daher verbotenen, verstorbenen, verfolgten oder ermordeten Psycholog*innen und Arbeitswissenschaftler*innen u.a. Adler, Stern und Lipmann. Klages hingegen publizierte, in der Schweiz lebend, zur rassistischen Charakterologie weiterhin in NS-Deutschland, vgl. Baumgarten 1927a, Klages 1936, Baumgarten 1941, Klages 1941, Baumgarten 1944.

56 Bernfeld 1974, 146.

57 Ebd., 148.

58 Vgl. ebd., 146. Zur Nervosität als einem Zeitphänomen, speziell in der Metropole Berlin, vgl. Killen 2006.

59 Vgl. Bernfeld 1974, 147.

60 Vgl. ebd., 143.

61 Vgl. Münsterberg 1919, 19.

62 Baumgarten 1949, 14.

brauchbare Mitglieder der Gesellschaft zu sein“⁶³ ausreichen müsste, um „glücklich[...]“ zu sein, könnten sie der sozialen Stigmatisierung handwerklicher und industrieller Berufe und der damit behafteten „Minderwertigkeitsgefühle“ trotzdem nicht entkommen.⁶⁴ Psychotechnische Anleitungen versprachen fälschlicherweise, laut Baumgartens Kritik, individualisierte Partizipationsmöglichkeiten in einer „Glück“ verheißenden Selbstoptimierungs- und beruflichen Rationalisierungskultur:

„Indem man also jedem Menschen – dem höchst- wie dem minderbegabten – einen seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechenden Beruf zuweist, steigert man seine Lebensfreude. Die aus zufriedenen, ihrer Nützlichkeit bewußten Mitgliedern bestehende Gesellschaft wird demnach glücklicher.“⁶⁵

Die Psychotechnik, die „Psychologie der *Auslese* und *Eignung*“, stehe in Anbetracht der negativen Studienresultate zur schlechten psychischen Verfassung der Arbeiterschaft seit der Einführung von betrieblichen Rationalisierungsprozessen noch immer „in den allerersten Anfängen“ und sei noch zu keinen „einwandfreien Ergebnissen“ gelangt, lautete Bernfelds pragmatisches Urteil nach mehr als 20 Jahren Forschung.⁶⁶

Unter „Psychopolitik“ verstand Bernfeld folglich, in Anlehnung an die „soziale Medizin“, gesundheitspolitische Maßnahmen, die auf gesetzlicher, sozialpolitischer, wohnungspolitischer und „fürsorgetechnischer“ Ebene „prophylaktisch“ und „therapeutisch“ zum Einsatz kommen sollten.⁶⁷ Bernfelds Konzept der „Psychopolitik“, einer arbeitspsychologischen *Politisierung* des „Selbst“ zugunsten sozial- und gesundheitspolitischer Reformbestrebungen, soll als historischer Kontext für die Analyse von August Winnigs Schrift „Vom Proletariat zum Arbeitertum“ dienen. Vor dem Hintergrund einer *ambivalenten* Wissenskontinuität einer „Psychopolitik“ im Übergang von der Weimarer Republik zur NS-Diktatur wird im Folgenden die Verschränkung von Psychowissen und Glückswissen in den arbeitsideologischen Schriften des Gewerkschafters Winnigs untersucht und in den Kontext der NS-Arbeitspolitik „Kraft durch Freude“, der Ideologie einer „rassenhygienischen“ NS-Arbeitsmoral und deren transnationaler Rezeption gestellt.

⁶³ Baumgarten 1931, 5.

⁶⁴ Ebd.

⁶⁵ Ebd.

⁶⁶ Vgl. Bernfeld 1974, 143.

⁶⁷ Vgl. ebd., 148. Ein anderes Konzept von Psychopolitik entwarf Johann Rudolf Kjelléns bereits 1920 in seinem „Grundriß zu einem System der Politik“, vgl. Guski-Leinwand 2017.

Als Sohn eines Totengräbers aus Blankenburg im Harz trat der gelernte Maurer August Winnig in die SPD ein und wurde zwischen 1905 und 1912 als Parteijournalist in Hamburg aktiv. Nach dem Ersten Weltkrieg war er „Reichkommissar von Ost- und Westpreußen“ in Königsberg und seit 1919 als „Oberkommissar von Ostpreußen“ in verschiedenen Regierungsämtern tätig. In Folge seiner Unterstützung des Kapp-Putsches im März 1920 wurde er von der Partei ausgeschlossen.⁶⁸ Im Verlauf der 1910er bis 1940er Jahre wandelte sich Winnig vom nationalistischen Gewerkschaftsreformer zum Nationalsozialisten und nach 1945, als Mitbegründer der CDU, zum gemäßigten konservativen Christdemokraten, dem 1955 das „Bundesverdienstkreuz“ übergeben wurde.

Winnigs Denken war sowohl von ideologepolitischen Brüchen als auch von wissenshistorischen Kontinuitäten geprägt, die sich in Ansätzen in seinem 1924 in der Dezember-Ausgabe der „Süddeutschen Monatshefte“ veröffentlichten Artikel „Der Glaube an das Proletariat“⁶⁹ andeuteten und in seiner 1930 veröffentlichten antisemitischen Schrift „Vom Proletariat zum Arbeitertum“⁷⁰ manifestierten. Winnigs Erwartungen an Hitler und dessen sogenannte „Arbeiterpartei“ fußten auf einem arbeitspsychologischen Glückswissen über die Möglichkeit einer *nationalsozialistischen* Sozialreform der „Berufsfreude“ in der umgedeuteten Arbeitsmoral einer „völkischen Schicksalsgemeinschaft“.⁷¹ Winnig beendet sein Buch mit den Worten:

„In dieser neuen Beziehung zum Staat [der eine Seite zuvor als totalitäres Regime beschrieben wurde] wird sich das Arbeitertum zum Stande bilden, in sich durch wesenseigene Werte, mit dem Gesamtvolke durch das Erlebnis der völkischen Schicksalsgemeinschaft verbunden; [...] so soll im neuen Staat der Arbeiter die Kraft erwerben, das Reich zu tragen, jenes dritte Reich, auf dessen Walten die Welt wartet. Das ist die Aufgabe, die dem Volkskanzler Adolf Hitler gestellt ist. Heil ihm!“⁷²

68 Winnig veröffentlichte zwischen 1904 und 1945 mehrere Bücher, die ein breites Spektrum von politischen Schriften bis zu sentimentaler Unterhaltungsliteratur abbilden. Eine Auswahl: „Frühbrot. Ein Buch von Heimat und Jugend“ (1904), „Die ewig grünende Tanne. 10 Geschichten“ (1927), „Das Reich als Republik“ (1928), „Der weite Weg“ (1932), „Der Arbeiter im Dritten Reich“ (1934), „Heimkehr. Erinnerungen 1928“ (1935), „Wir hüten das Feuer. Aufsätze und Reden aus zehn Jahren. 1923–1933“, „Gespräch vom Glauben“ (1937), „Europa. Gedanken eines Deutschen“ (1937), „Im Kreis verbunden“ (1938), „Wunderbare Welt“ (1938), „Rund um Hitler. Erfahrungen und Erinnerungen“ (1946). Eine Biografie über Winnig erschien bereits 1938 von Friedrich Gudehus, die im Jahr 1925 endete. Vgl. Gudehus 1938. Zu Winnig vgl. Manthey 2005, Kiesel 2017.

69 Winnig 1940, 5.

70 Vgl. ebd.

71 Ebd., 5.

72 Ebd., 170.

Im Rückblick auf die vergangenen drei Jahre hielt der ehemalige Sozialdemokrat 1933 im Nachwort zu einer späteren Neuauflage fest, dass sein Appell im März 1931 an die „christlichen Gewerkschaftsführer“ in Berlin, eine „deutsche Arbeiterbewegung“ als „nationale Führung“ ins Leben zu rufen, verhallt sei.⁷³ Mit Blick auf die Wahlergebnisse vom 30. September 1930 habe Winnig die Gewerkschaftsführer in seinem Vortrag gewarnt, wenn nicht sie die politische „Führung“ über die rund 20 Millionen Arbeiter*innen übernähmen, würde es Hitler tun.⁷⁴ Grund für den Zulauf zu den Nationalsozialisten sah Winnig 1930 in der Suche „des Arbeiter[s]“ auf Antworten, die Abbild seiner eigenen Identitätsfindung in der modernen Gesellschaft seien:

„[...] Habe ich eine Aufgabe? Wie heißt sie? Wie soll ich? Mit diesen Fragen, die in dieser Form wohl noch nie gestellt sind, die aber ungeformt in Millionen Gemütern weben, wandert der Arbeiter durch die Zeit.“⁷⁵

Diese am Anfang des Buchs angeblich authentisch aus dem Leben der Arbeiterschaft gegriffenen Lebensfragen seien auf diese Weise „noch nie gestellt“ worden und doch brodelten sie in „Millionen Gemütern“, so Winnigs suggestive Wortwahl. Die Fragen nach dem wesensbestimmenden Selbst der Arbeitenden, dem Sinn von deren Existenz, dem Zweck von deren Arbeit und wie sie zu verrichten sei, erinnern jedoch an die Fragestellungen der Arbeitspsychologen Baerwald, de Man, Bernfeld oder Eliasberg.⁷⁶ Winnig war im Verlauf seiner beruflichen Karriere als Gewerkschaftspolitiker mit verschiedenen Ansätzen der psychologischen Arbeitswissenschaft konfrontiert. Davon zeugt seine Kritik an den Rationalisierungsprozessen in kapitalistisch und sozialistisch geführten Betrieben: „Unnatur ist unsere Fabrik, die rationalisierte und die nicht rationalisierte. Sie ist Unnatur, weil sie den schöpferischen lustvollen Akt der Arbeit zerlegt und damit zerstört.“⁷⁷ Beide Organisationsformen seien laut Winnigs Berufserfahrung *unfähig* eine „neue Berufsfreude zu schaffen“.⁷⁸ Den Ursprung seines arbeitspsychologischen Wissens wies Winnig, im Unterschied zum Ratgeberautor Baerwald, nicht aus.

73 Vgl. ebd., 164 f.

74 „[...] wenn sie [die Anwesenden] sie [die große Aufgabe] jetzt nicht ergriffen, so gehe sie unwiderruflich auf die nationalsozialistische Bewegung über, die dann ihre endgültige geschichtliche Rechtfertigung erhalten würde. [...]“ Vgl. Winnig 1940, 165.

75 Ebd., 10.

76 Vgl. u. a. Eliasberg 1926b, 687.

77 Winnig 1940, 159. Zur arbeitswissenschaftlichen Forschung in der Sowjetunion vgl. u. a. die Forschungsarbeiten von Franziska Baumgarten, vgl. Baumgarten 1924.

78 Vgl. Winnig 1940, 159.

Wie lassen sich Winnigs Wortwahl und Rhetorik dennoch wissenshistorisch kontextualisieren? Vordergründig präsentierte sich Winnig als ein um die Lebensfragen der Arbeiterschaft besorgter Autor. Wer war aber sein Zielpublikum? In seinem Vorwort vom 18. August 1930 richtete sich Winnig in einem elitären Sprachduktus an die „Erzieher des deutschen Arbeiters“.⁷⁹ Namentlich wandte sich Winnig an die „deutschen Bürger“, welche im Herbst in „hoffnungsloser Aufgelöstheit in einen Wahlkampf“ zögen.⁸⁰ Welche Partei diese „deutschen Bürger“ nach der Lektüre zu wählen hatten, war eindeutig: die NSDAP. Wie lautete also Winnigs Antwort auf die Fragen von „Millionen“? Weder hätte bisher die marxistische Antwort des sozialrevolutionären „Klassenkampf[s]“ noch die „akademische“ Antwort der „Universitätsprofessoren“ und Bürgerlichen überzeugen könne, so Winnig.⁸¹ Bürgerliche forderten, aus einem elitären Stellvertretergestus heraus, das Recht des „arm[en] und bildungslos[en]“ „Arbeiters“ auf „Vollbürger[schaft]“ mit „Besitz“ und „Bildung“⁸² (eine Kritik, die auch auf den Man zutreffen dürfte). Unter dem Schlagwort „Volksbildung! Die Kunst dem Volke!“ (eine Parole, welche die NSDAP-Kulturpropaganda aufnehmen und „rasenideologisch“ für ihre Zwecke umdeuten sollte) sei ihre Antwort: Sozialreformen.⁸³ „Den Mensch an sich betrachten sie nicht“⁸⁴, resümiert Winnig pauschal.

In seiner biografischen Doppelrolle als ehemaliger Arbeiter, sozialdemokratischer Gewerkschafter und Politiker beschreibt Winnig die „Krisis unserer Gemeinschaft“, deren Ursprung er am „Problem der Berufsfreude“ festmacht.⁸⁵ Dieses beobachtete er insbesondere bei der Arbeiterschaft in Großstädten wie Berlin.⁸⁶ Die Lösung für das Problem könne nicht „im Sinne des Zeitgeists“ gefunden werden, den Winnig als „kapitalistische[] Lebens- und Wirtschaftsord-

79 Vgl. ebd., 6.

80 Ebd.

81 Vgl. ebd., 10–15.

82 Vgl. ebd., 12f. Stellvertretend verweist Winnig hier auf „Brentano“ und meint damit vermutlich Bernard von Brentano (1901–1964), einen deutschen Schriftsteller und Journalisten. Dieser stand, in Berlin lebend, Brecht, Walter Benjamin und anderen Intellektuellen der Weimarer Republik nahe und war im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller tätig. Seine anti-nationalsozialistischen Schriften wie z. B. „Der Beginn der Barbarei in Deutschland“ (1932) wurden mit der NS-Machtergreifung verboten. Seit 1933 lebte Brentano im Zürcher Exil. Seit 1949 wohnte er in Wiesbaden. Sein Nachlass wurde im Mai 2018 vom Deutschen Literaturarchiv Marbach erworben. Vgl. <https://www.dla-marbach.de/presse/presse-details/news/pm-35-2018/>, 02.03.2020.

83 In Form von „staatliche[r] Lohnpolitik“, „soziale[m] Versicherungswesen“ und „Volksbildungsbestrebungen“. Vgl. Winnig 1940, 13. Zur Frage, wie bürgerlich der Nationalsozialismus war, vgl. Frei 2018.

84 Winnig 1940, 14.

85 Ebd., 159.

86 Vgl. ebd., 158f.

nung“⁸⁷ beschreibt. Warum? Dem Kapitalismus gelänge es, laut Winnig, nicht, den „seelischen Lebensgrund des Arbeitertums“ auf Dauer zu erfüllen.⁸⁸ Das kapitalistische Glücksrezept sei ein Überschwang an Konsumangeboten und ein fortwährend auferlegter Zwang zur materiellen Besitzvermehrung, lautete Winnigs konsumkritische und antikapitalistische Argumentation. In dieser Passage zeigt sich, wie Winnig aus der Tradition der marxistischen Weltanschauung entlehnte Vorstellungen in seine konservativen, antimodernistischen Ansichten integrierte.⁸⁹ Gleichzeitig kritisierte Winnig an dieser Stelle die materiellen Anreize, die insbesondere der Fordismus den Arbeiter*innen offerierte, um ihre Produktivität zu steigern. Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, dass Winnig mit den Konzepten der amerikanischen und deutschen Arbeitswissenschaft vertraut war.

Winnigs pathetische Antwort auf das „Problem der Berufsfreude“ lautet: „Was allein letztlich wesentlich ist, ist die Gemeinschaft, sind Volkstum und Staat als willentlich geschlossene Träger eines Schicksals.“⁹⁰ Um die „Gemeinschaftskrisis“ zu überwinden und eine „neue Berufsfreude“ zu schaffen, brauche es die „Kraft durch Gemeinschaft“, die bisher fehle, argumentiert Winnig in unverkennbarer Nähe zur psychopolitischen NS-Arbeitsmoral.⁹¹

87 Ebd., 158.

88 Vgl. ebd., 158. Mehr zur „Errettung der Seele des Arbeiters“ im Verlauf des Kapitels.

89 Das Kapitel zu „Weitling und Marx“ zeigt, dass sich Winnig mit den Lehren des Marxismus und Sozialismus auseinander gesetzt hatte, vgl. Weitling und Marx. In: Winnig 1940, 49–73. Hitler hatte in „Mein Kampf“ (1925) mit ähnlichen rhetorischen Mitteln wie Winnig gegen „den Kapitalismus“ argumentiert, was Winnig wiederum aufgrund seiner Lektüre nationalsozialistischer Schriften zum Vorbild genommen haben könnte. Dass Winnig „Mein Kampf“ gelesen hatte und als Journalist vom Redakteur der rechts-konservativen „Süddeutschen Monatshefte“ in München, Nikolaus Coßmann, aufgefordert worden war, eine Rezension zu schreiben, darüber berichtet Winnig in seinem als Abbitte verfassten autobiografischen Rückblick „Rund um Hitler. Aus zwanzig Jahren – Erfahrungen und Erinnerungen“ (1946) in reuigen Worten: „Aber Hitlers Buch fand in [Nikolaus] Coßmann einen beredten Anwalt, der mir außerdem zu bedenken gab, was es politisch bedeuten könnte, wenn Hitler und ich auf diesem Wege zusammenkämen. Dem zuliebe begann ich das Buch zu lesen. Es war die erste Ausgabe, und da ich die spätern nicht kenne, weiß ich nicht, was etwa anders an ihnen ist.“ Vgl. Winnig 1946, 15. Angeblich „völlig enttäuscht“ von den führungslosen Gedanken des von ihm später bejubelten „Führers“, die ihn an „Versammlungsplakate an einen Wanderzirkus“ erinnerten, ließ er von der Lektüre ab. Vgl. Winnig 1946, 16. „Die Hitlerei betrachtete ich fortan mit geringschätziger Ablehnung“, schrieb Winnig im Rückblick auf das Jahr 1925. Vgl. Winnig 1946, 17. Welchen ideologischen Gesinnungswandel er spätestens innert zwei Jahren durchleben und in seiner Schrift „Vom Proletariat zum Arbeitertum“ präsentieren sollte, wurde bereits aufgezeigt. Wie eng Winnig mit den zukünftig höchsten NSDAP-Funktionären inklusive Hitler bereits in der Weimarer Republik in Kontakt stand, belegt seine eigene Autobiografie. Vgl. u. a. Kapitel „Versuchungen“ In: Winnig 1946, 34–42.

90 Winnig 1940, 159.

91 Vgl. ebd.

Als wissenshistorischer Vergleich sei an dieser Stelle exemplarisch auf Hans Dauer, den Herausgeber der Reden Robert Leys, hingewiesen. Um den Leser*innen der Propagandaschrift „Deutschland ist schöner geworden“ das scheinbar „unermüdliche Ringen und Mühen“ Leys um die „Betreuung“ und „Hebung der gesamten Lebensgestaltung [...] des arbeitenden Menschen“ zu demonstrieren, zitierte der Herausgeber dessen Rede „Der deutsche Mensch und seine Lebensgestaltung“:

„Unser soziales Wollen‘ bezieht sich nicht auf einen Teil im Leben des werktätigen Menschen, sondern die neue Sozialordnung umfaßt die *gesamten Bedürfnisse des Menschen im Lebenskampf*. Wir erkennen den Kampf als naturgegeben und auch als notwendig an. Wir lieben den Kampf, weil wir in ihm den Sinn des Lebens sehen. [...] Die Gemeinschaft, das Volk und sein Staat haben die Menschen für diesen Kampf vorzubereiten, ihn zu stählen und ihm das Gefühl zu geben, daß er nie allein dem Schicksal gegenübersteht.“⁹²

Als Kern dieser propagandistischen Gefühlspolitik beschwört Ley 1935, ähnlich wie Winnig, einen „Gemeinschaftsgedanken“ aus „Volk“ und „Staat“, der den „Lebenskampf“ im geteilten „Gefühl“ meistern könne, „nie allein dem Schicksal“ gegenüberstehen zu müssen.⁹³ Dies sei ein zentrales Ziel der nationalsozialistischen „Sozialpolitik“: „[...] immer nur das Wohl der Gesamtheit sehen und eine Sozialpolitik auf lange Sicht machen“.⁹⁴

Winnigs Antwort auf das „Problem der Arbeitsfreude“ war 1930 offenkundig an eine Leserschaft von jungen, politisch noch unentschlossenen Wähler*innen (Industriearbeiter*innen, Beamt*innen und Angestellten) gerichtet.⁹⁵ 1933, drei Jahre später, sieht Winnig die Weichen „im Geiste des neuen Zeitalters“⁹⁶ gestellt: „Der Sieg der nationalsozialistischen Bewegung ist mit der Kraft dieser Jugend unseres Volkstums errungen. Durch diesen Sieg hat der Arbeiter die große Führung ergriffen. Adolf Hitler ist hier Symbol [...], Heil ihm!“⁹⁷

Mit Begriffen wie „Heil“, „Kraft“, „Gemeinschaft“, „Wille“ und „Sehnsucht zur Erfüllung“, die an Joachimsons Satire auf rechts-politische Ratgeberstereotype erinnern, entwirft Winnig das Ideal eines jungen Arbeiter*innenkollektivs. Dieses unterscheidet sich vom auf „Lohn- und Versorgungsstreben verengte[n]

⁹² Ley 1936a, 47.

⁹³ Vgl. Ley 1936a, 47.

⁹⁴ Vgl. Dauer 1936, 5.

⁹⁵ Schon auf der ersten Seite wird deutlich, dass sich Winnig an potentielle NSDAP-Wähler*innen richtet, wenn er schreibt: „Wo der Arbeiter heute als Wähler steht, steht er aus eigener Entschließung.“ Vgl. Winnig 1940, 9.

⁹⁶ Ebd., 168.

⁹⁷ Vgl. ebd., 168, 170.

Mensch[en]“ und gehöre „blutgeschichtlich“ *einer* „Volksschicht“ an.⁹⁸ Wie ihr „Führer“ „geschichtsbildende Kraft“ besäße, so auch die heilsbringende „Schicksalsgemeinschaft“, so Winnigs biologistische und „rassenhygienische“ Argumentation.⁹⁹ Vor dem Hintergrund seines psychopolitischen Gedankenguts erschließt sich auch Winnigs Titelwahl „Vom Proletariat zum Arbeitertum“: Winnig schwebt die arbeitspsychologische Emanzipation des als anonyme „Masse“¹⁰⁰ stereotypisierten „Proletariats“ zu einem „rassisch“ definierten, „deutschen Arbeitertum“ als „Schicksalsgemeinschaft“ vor. An dessen Spitze stehe ihr „Führer“, Adolf Hitler, als Leitbild der neuen heilsbringenden Arbeitskultur der „Berufsfreude“.¹⁰¹

Es stellt sich die Frage, inwieweit Winnigs politische Ideologie von der heilsbringenden „Schicksalsgemeinschaft“ und der darin wiederzufindenden „Berufsfreude“ eines „deutschen Arbeitertums“ im In- und Ausland rezipiert wurde. Der Politikwissenschaftler Frederick F. Blachly nahm 1930 in der „American Political Science Review“ eine kritische Haltung gegenüber Winnigs „social philosophy“¹⁰² ein. Blachly hatte sich im bereits 1928 publizierten Buch „The Government and Administration of Germany“¹⁰³ mit der deutschen Staatsgeschichte auseinandergesetzt, bevor er 1930 Winnigs Publikation „Das Reich als Republik, 1918 – 1928“¹⁰⁴ rezensierte. In Anlehnung an die nationalsozialistische „Blut-und-Boden“-Ideologie versuche Winnig darzulegen, „[b]lood and earth are the destiny of peoples“.¹⁰⁵ Er beschreibe eine Einzigartigkeit der „deutschen“ Kultur und bedauere den Verlust einer „starken Führung“, eines „cultural and spiritual leaders“.¹⁰⁶ Blachly zeigte sich vom „outburst of impassioned rhetoric“, die nicht über eine rassenideologische Weltanschauung hinwegtäuschen könne, wenig beeindruckt.¹⁰⁷ Winnigs Argumentation sei „inconsistent, illogical, and colored throughout by personal bias“.¹⁰⁸ Das Buch sei „interesting“, schließt Blachly seine Betrachtung, aber könne nur jene erreichen, die seine utopischen Ideen ohnehin schon teilten – eine Aussage, die an Mannheims Fähigkeit zur

98 Vgl. ebd., 168.

99 Vgl. ebd., 168.

100 Vgl. ebd., 144.

101 Vgl. Winnig 1940, 168.

102 Blachly 1930, 769 f.

103 Blachly und Oatman. 1928.

104 Winnig 1929.

105 Winnig, 1929, zit. nach Blachly 1930, 770.

106 Vgl. Blachly 1930, 771.

107 Vgl. ebd.

108 Vgl. ebd.

Ideologiekritik erinnert.¹⁰⁹ Fleck wiederum unterscheidet in seiner Erkenntnistheorie über unterschiedliche „Denkkollektive“ zwischen „esoterischen“ Kreisen von Spezialforscher*innen und „allgemeinen Fachmännern“, die „intra-kollektiven“ „Denkverkehr“ betrieben.¹¹⁰ Die graduell sich ausbreitenden „exoterischen“ Kreise von „gebildeten Dilettanten“ kommunizierten, verhandelten, verwarfen oder fixierten nach Fleck „interkollektiv“ Wissen in der breiten Öffentlichkeit.¹¹¹ Winnig wäre ein Beispiel dafür. Der Politikwissenschaftler Blachly wiederum ahnte nicht, welche wissenshistorische Wirkungsmacht die „eugenische“ „Blut- und Boden“-Propaganda Winnigs vielleicht gerade aufgrund des „simple, clear and vivid“¹¹² Sprachstils und im Rückgriff auf einen kollektivistischen Erfahrungshintergrund über eine verlorene „Berufsfreude“ in einer imaginierten Gemeinschaft einer „deutschen“ Arbeiterschaft entfalten würde. Diesen wissenshistorischen Erfahrungshintergrund (oder „Denkstil“) teilte der Politikwissenschaftler nicht.

„Blut und Boden sind die heiligen Begriffe der nationalsozialistischen Weltanschauung“¹¹³, lautet Leys erster Satz zur Definition von „Arbeit“ und „Kultur“ im Kontext der hegemonialen und expansionspolitischen „NS-Rassenideologie“. Diese kommt Winnigs Argumentation zwar nahe, übertrifft diese jedoch in ihrer „rassenideologischen“ Rhetorik und implizierten militärischen Vision einer „völkischen“ Expansionspolitik:

„Die Gesetze der Rasse und des Raumes sind allein bestimmend für das Wachsen und Sein eines Volkes. [...] Die Arbeit der einzelnen Menschen ist das Produkt aus Instinkt und Verstand, Boden und Raum [...] Schöpferischer Instinkt, Disziplin des Verstandes, Erkenntnis der ewigen Gesetze sind zusammengefaßt die Arbeit und damit die Kultur eines Volkes.“¹¹⁴

Winnigs psychopolitische Wandlungsbiografie eines Gewerkschafters wurde mit zunehmender Besorgnis auch von den sozialistischen und kommunistischen Arbeiterverbänden und Gewerkschaften beobachtet. Der in Wilna geborene Funktionär der „Kommunistischen Internationale“ und KPD-Mitglied F[ritz] David (1897–1936) publizierte 1933 im internationalen Arbeiter-Verlag das Buch „Ist die NSDAP eine sozialistische Partei?“¹¹⁵. Darin rezipierte er den „ehemaligen

109 „The ideas are such as will be received with applause by those who already hold them.“ Ebd.

110 Vgl. Fleck 2017, 146 ff.

111 Vgl. ebd.

112 Blachly 1930, 771.

113 Vgl. Ley 1940b, 3. Zum Arbeitsbegriff bei Hitler vgl. u. a. Wildt 2014b.

114 Ley 1940b.

115 David 1933.

Führer des Baugewerksbundes und jetzt Theoretiker des NSBO¹¹⁶. David kommt zum Schluss, dass Winnigs arbeitspsychologischer Wandel parallel zur Entwicklung des Gewerkschaftsreformismus seit 1900 zu lesen sei und eng mit seiner bejahenden Haltung zum Staat und zum wirtschaftlichen Kapitalismus zusammenhänge. David wirft Winnig vor, dass er „den Arbeiter“ für seine ideologischen Ziele instrumentalisieren. „Die arbeitertümliche Politik muss den deutschen Menschen zu Opfer für die Gesamtheit erziehen“, so Winnig in einem Artikel von 1931 in der Zeitschrift „Arbeitertum“.¹¹⁷ Die noch um 1905 als „Harmonieduselei“¹¹⁸ geltende Interessenbekundung zwischen Unternehmensführung und Arbeiterschaft, die gegen die „Grundlehren des wissenschaftlichen Sozialismus, gegen den Klassenkampf, gegen den Geist der Arbeiterbewegung“¹¹⁹ verstießen (man erinnere sich an Münsterbergs Beschreibung der „arbeitsfreudig[en]“ Arbeiterschaft), sei, laut David, seit 1910 zum Kern von Winnigs Arbeitsideologie eines deutschen Wirtschaftsimperiums geworden. Winnigs Kritik am Marxismus und dessen Ringen um ein proletarisches Erziehungsprogramm, in welchem „der Arbeiter grundsätzlich Prolet bleibt und nie den Zugang zu höherem Menschtum findet“¹²⁰, solle davon ablenken, dass „der Arbeiter“ im Dienst der „Gemeinschaft“ für die agrarwirtschaftlichen und großindustriellen Betriebe auch im Nationalsozialismus ausgebeutet werden werde. Ergänzend müsste hinzugefügt werden, dass Winnigs oben zitierte Forderung nach Opferbereitschaft „für die Gesamtheit“ eine eindeutig militärische Instrumentalisierung des „deutschen Arbeitertums“ als Kriegssoldaten implizierte.

David's marxistische und polemisch geführte Auseinandersetzung über den wissenshistorischen Bedeutungswandel der Arbeitsmoral des Arbeitertypus bei Winnig zeigt auf, wie dessen arbeitspsychologische Glückspropaganda von *kritischen* Zeitzeugen durchschaut werden konnte. Winnigs Appell an die „Berufsfreude“, eine wieder zu erweckende Glücksempfindung im Berufsalltag, die zentraler Bestandteil der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ werden würde,

116 Ebd., 84. NSBO war 1931 als „Nationalsozialistische Betriebsstellenorganisation“ gegründet worden.

117 Winnig, August. 1931. [o.T.]. In: „Arbeitertum. Blätter für Theorie und Praxis der nationalsozialistischen Betriebsorganisation. Amtliches Organ der Deutschen Arbeitsfront einschließlich NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude“, Folge 17/18, 01.11.1931, S. 9f., zit. nach David 1933, 41. Die Zeitschrift erschien von 1931 bis 1945.

118 David 1933, 85.

119 Ebd., 85f.

120 Winnig, August. 1932. Der Weg zur nationalen Arbeiterbewegung. In: Was wir vom Nationalsozialismus erwarten. 20 Antworten. Hg. v. Albrecht Erich Günther, Heilbronn, 15, zit. nach David 1933, 42.

stehe in erster Linie im Interesse der Unternehmensführung, so David.¹²¹ Die „klassenharmonischen Theorien“, welche in den Gewerkschaftslehrbüchern und in den Mitgliederversammlungen propagiert würden und die „Lebensinteressen“ des „deutschen Arbeitertums“ betonten, würden die Arbeiterschaft für die „Demagogie des Nationalsozialismus empfänglich“ machen, so Davids warnende Schlussworte.¹²²

Der gesinnungspolitische Wandel des einstigen sozialdemokratischen Gewerkschafters blieb auch von der NSDAP nicht unbemerkt. Im Herbst 1931 wurde Winnig aufgefordert, vor den Teilnehmenden des neugegründeten „Führerkurses der nationalsozialistischen Betriebszellenobleute“ seine Ansichten in insgesamt sieben Vorträgen über „Arbeiter und Nation“ darzulegen.¹²³ Das Lösungswort auf die Fragen „der Arbeiter“ sei, laut Winnig, der Staat als „Gesinnungsgemeinschaft“, in der es weder eine „Oberschicht“ noch im marxistischen Sinne ein „Proletariat“ gäbe, sondern nur ein „organisches Gesamtleben“ eines „Volk[es]“.¹²⁴

Wie lässt sich abschließend Winnigs Wandel der Arbeitsmoral über „Arbeitertum“, „Berufsfreude“ und ideologische Heilserwartung im historischen Kontext um das Jahr 1933 verorten? Die Herausforderungen einer modernen Lebensgestaltung, rasante Entwicklungen in Technologie und Wissenschaft, das Aufbrechen tradierter Geschlechtervorstellungen und der fortschreitende Säkularisierungsprozess waren Entwicklungen, welche junge Arbeiter*innen, Beamt*innen, Landwirt*innen, Großindustrielle, Banker*innen, Intellektuelle und Kunstschaffende in Berlin, Wien oder Zürich vor und nach 1933 beschäftigten. Winnigs Appell an die Jugend der (Berliner) Großstadt kann mit den Stereotypen aus Joachimsons Kabarettrevue, Kibis, Marie, Lis und Lohrenz, und mit der vom Wissenssoziologen Mannheim untersuchten „Generation“ in Beziehung gebracht werden. Im selben Zeitraum, in welchem der Bühnenautor Joachimson seine Gesellschaftssatire und Mannheim seine Schrift „Ideologie und Utopie“ verfasste, beschrieb Winnig aus seinem nationalsozialistischen Weltbild heraus eine ebenfalls als krisenhaft gedeutete Vielstimmigkeit von wirtschaftlichen, individuellen und politischen Glücksversprechen, welche den jungen Arbeiter*innen ein Gefühl von Orientierungslosigkeit vermittele. Diese jungen Menschen, sofern sie „arisch“ waren, bildeten das Zielpublikum von Winnigs psychopolitischer und antisemitischer Propagandaschrift.

121 David 1933, 40 ff.

122 Vgl. ebd., 88. Zu massenpsychologischen Mechanismen einer affirmativen Gefühlspolitik s. Kap. 13, 15, 16.

123 Winnig 1940, 167.

124 Vgl. ebd., 169.

Wie ist Winnigs Bekenntnis zur „rassenhygienischen“ NS-Arbeitsmoral mit Blick auf die Aufbaujahre des NS-Regimes nach 1933 historisch zu kontextualisieren? Die seit 1933 als „Mission“ und „Sendung“ propagierte „nationalsozialistische Kultur“¹²⁵ versprach Anleitungen für eine nationalsozialistische Lebensführung in Wissens- und Gefühlsräumen, in welchen sich die nach 1933 „gleichgeschaltete“ Bevölkerung aktiv beteiligen und entfalten sollte. Als „arisierte Volksgemeinschaft“ sollten Menschen „Glück“ in Abkehr von kapitalistischen Glücksversprechen finden. Stattdessen versprachen psychopolitische Gemeinschaftsaktivitäten integrativ-kollektivistische Antworten auf die vorgängige Vielstimmigkeit von exklusiv-individualisierten Wissensbeständen. So die arbeitspsychologische Theorie der „Gleichschaltung“. Mit Parolen wie „Kraft durch Freude“ oder „Sieg Heil“ wurden jedoch komplexe moralische Fragen zur Lebensführung der Arbeiterschaft mit radikalen kriegspropagandistischen Antworten durch die „NS-Rassenideologie“ einer vermeintlichen „Schicksalsgemeinschaft“ untermauert. Exemplarisch zeigt sich dies in Leys Rede „Arbeit und Soldat – sie haben eine gemeinsame Ehre“, die er im August 1935 bei einem Besuch der Marinewerft in Rüstringen-Wilhelmshaven im Rahmen des Kreistages der NSDAP vor angeblich 15.000 „Volksgenossen“ gehalten hatte:

„Die Menschen wollen das Glück, die Zufriedenheit; die Schönheit dieses Lebens. [...] Es ist nicht wahr, daß das Glück der Menschheit und des Volkes nur aus einem satten Magen gespeist wird. Wir wissen es alle, daß die Satten nicht glücklich sind [...]. Nein, nein, das Glück hängt nicht davon ab, ob es uns gelingt, alle Sorgen zu bannen, ob es uns gelingt, das Paradies für die Menschheit zu erobern, ob es uns gelingt, das Volk wunschlos zu machen, alle Forderungen des Volkes zu erfüllen; nein, davon hängt das Glück nicht ab, sondern das Glück hängt davon ab, ob es gelingt zu kämpfen, ob wir die Kraft haben für diesen Kampf, und ob wir das Schicksal und die Sorgen meistern.“¹²⁶

Das „Glück“ der Menschen hänge davon ab, ob sie genügend „Kraft“ hätten, um den „Kampf“ mit dem Schicksal zu „meistern“. Was zunächst entfernt an Baerwalds Glücksratgeberlehrsätze in Referenz an Nietzsches Begriff der „amor fati“ erinnert, radikalisierte sich durch die Vorstellung eines schicksalhaften Lebenskampfes bei Ley um einen weiteren wissenshistorischen Gedankengang. Der Nationalsozialist entlehnte den Begriff den marxistischen Sozialreformideen vom „Klassen-“ und „Arbeitskampf“ und instrumentalisierte ihn für seine Kriegspropaganda „Kraft durch Freude“. Wie vollzog sich dieser rhetorische Brückenschlag? Ley pries in seiner Rede die „gemeinsame Ehre“ des Soldaten- und Arbeitertypus wirtschaftlich und militärisch für „Deutschland“ zu kämpfen: „Der

¹²⁵ Anregung zu diesen Überlegungen vgl. Föllmer 2016.

¹²⁶ Ley 1936b, 19, 21.

Nationalsozialismus, das neue Deutschland ist eine Kampfgemeinschaft auf Leben und Tod, das ist Deutschland.“¹²⁷ Was lag der „gemeinsamen Ehre“ des Arbeitersoldaten zugrunde? Erneut sind es affirmative Gefühle von „Glück“, welche die Basis seiner Kriegspropaganda bilden: Im „Glück“ für „Deutschland“ kämpfen und sterben zu dürfen. Dieses „Glück“ schöpfe sich, laut Leys affirmativer Gefühlspolitik, aus dem „soldatischen Empfinden“ aus „Treue“, „Ehre“, „Charakter“, „Anstand“, „Mut“, „Tapferkeit“, „Verantwortung“ und „Kameradschaft“:

„Wir Nationalsozialisten werden bis zum letzten Mann kämpfen für diese Ehre und diesen Glauben, bis Deutschland davon durchpulst ist und uns keine Macht der Welt mehr etwas anhaben kann. Deutschland und sein Führer Adolf Hitler ‚Sieg-Heil!‘“¹²⁸

Diese „gleichgeschaltete“, totalitäre Einheitslehre eines soldatischen „Glücks“, wie sie in der „rassenideologischen“ NS-Arbeitsmoral zugespitzt werden würde, hatte zur Konsequenz, dass die Gewaltmechanismen des NS-Regimes all jene aus ihrem System ausschloss, verfolgte und zu vernichten beabsichtigte, die als „nicht arisch“ galten. Das Ausmaß des Gewaltregimes, das im Holocaust gipfelte, bahnte sich längst in der exemplarischen Rede Leys von 1935 an. Hitler, von der „gleichgeschalteten“ Presse und seinen Anhänger*innen als „Erneuerer“ gefeiert, wurde zur Projektionsfläche für den Wandel der Arbeitsmoral im rassistischen NS-Arbeiterparteiprogramm, welches er im Kult um seine Person in seiner Doppelrolle als charismatischer „Führer“, als quasireligiöser Heilsbringer und zugleich „erste[r] Arbeiter des Volkes“¹²⁹ massenwirksam zu verkörpern wusste.¹³⁰

Es stellt sich abschließend die Frage, wie das Ausland auf diesen Wandel der Arbeitsmoral einer „Kraft-durch-Freude“-Propaganda in den Anfangsjahren reagierte. Will man Ley Glauben schenken, berichteten einige ausländische Pressestimmen mit großem Interesse über die neue Freizeitorganisation und deren emotions- und psychopolitische Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“. Als Beispiel sei hier der Schweizer Dichter und Dramatiker Jakob Schaffner (1875–1944) genannt.¹³¹ Schaffner schien die Gefühlspolitik einer nationalsozialistischen ‚Glückskultur‘ nicht zu durchschauen. Vielmehr wünschte er sich für die Schweiz eine ebenso „neue freie, tatsächliche Volksgemeinschaft aller Klassen mit allen Klassen, die Unmittelbarkeit des arbeitenden Menschen“: „Ich predige nicht den

¹²⁷ Vgl. ebd., 23.

¹²⁸ Ebd., 27.

¹²⁹ Kindermann 1942, 6.

¹³⁰ S. insb. Kap. 16.4.

¹³¹ Zu Schaffner vgl. Siegrist 1995, Caluori 2005a. Zur Schaffners Dramatik, vgl. Stern 2000, 195–204.

deutschen Nationalsozialismus [...]“¹³² aber Schaffner hoffte auf „die neue schweizerische Volksgemeinschaft“ nach deutschem Vorbild.¹³³ Begeistert berichtete er in der Schweizer Zeitschrift „Nationale Hefte“ im Oktober 1935 von seiner „KdF“-Schiffahrt nach Norwegen mit dem Dampfer „Der Deutsche“:

„[...] die Erfüllung eines selbstverständlichen Anspruchs an Lebensfreude und an die Güter des Daseins ebenso [...]. Und so wird die Volksgemeinschaft vollständig. [...] Wo hat sich überhaupt Volk vorher erleben können? Es ist nicht anders: hier wächst etwas Neues und es wächst nicht aus Worten, sondern aus Gefühl, aus Traum, aus – Freude. Sie gewinnen wirklich neue ‚Kraft durch Freude‘, das ist eine geniale Erfindung.“¹³⁴

Die massenmediale Glücksratgeberliteratur zählte ebenfalls zu dieser nationalsozialistischen Arbeitskultur der rassistischen „Freude“ und des selbstoptimierten „Glücks“. Diese Literaturgattung profitierte von den in den 1920er Jahren bereits etablierten Diskursen über rationalisierte Lebensführung und leistungsorientierte Selbstoptimierung sowie den arbeitswissenschaftlichen Erkenntnissen über ein Arbeitsglück, so die These der Untersuchung. Wie empfänglich gewisse Zeitgenoss*innen für das rassistische Glücksversprechen einer selbstoptimierenden Lebensführung im NS-Regime waren, zeigt im transnationalen Vergleich das Beispiel Schaffners Deutung der nationalsozialistischen Lebensführung:

„In einem Staat, der nach dem politischen Bekenntnis der großen Führer in Deutschland ausgestaltet ist, wird es nie wieder einem kleinen, begabten, armen Kerl so gehen, wie es mir gegangen ist, er wird nicht so herumgestoßen und sich selbst überlassen werden sowie seinem guten Glück, ob er dabei vor die Hunde geht oder durchkommt, sondern ihn wird die Volksgemeinschaft nehmen und führen, entfalten und einsetzen auf die großen Ziele, und dabei werden sie beide ihr Glück und ihren Lebensreichtum finden: die entfaltete Persönlichkeit und der Gesamtstaat, dem seine reife Kraft und Leidenschaft zugute kommt.“¹³⁵

Die wissenshistorische Analyse von Ratgebern, verstanden als populärwissenschaftliche Massenmedien einer Politik von transnationalen ‚Glückskulturen‘, soll es im folgenden Kapitel 12 ermöglichen, aus einer vergleichenden Perspektive deren Wandel, Ambivalenzen und Kontinuitäten aufzuzeigen.

132 Schaffner 1936a, 167.

133 Vgl. Schaffner 1936a, 167 f. In diesem Sinne lautete auch Schaffners Widmung: „Der kommenden neuen schweizerischen Volksgemeinschaft in Liebe und unverbrüchlichem Glauben!“ Schaffner 1936b, 5.

134 Jakob Schaffner. In: Nationale Hefte, Oktober-Ausgabe 1935, zit. nach Ley, 1936c, 82. Vgl. Schaffner 1936a.

135 Schaffner 1936b, 11.

12 NS-Ratgeberliteratur: Anleitungen zum „rassenhygienischen“ Erfolgstypus zwischen arbeitspsychologischem und metaphysischem Glückswissen

12.1 „Schicksalsmächte des Erfolges?\": Autosuggestive Selbsterziehung zum „Erfolgstyp“ im Glücksratgeber von C.H. Huter

„Schicksalsmächte des Erfolges?“ – „Gehören Sie zu einem Erfolgstyp?“¹ Diese suggestiven Fragen wirft das Titelblatt (Abb. 6) des Erfolgs- und Glücksratgebers „Schicksalsmächte des Erfolges?“ des Astrologen und Esoterikers Carl Heinrich Huter (1898–1974) auf. Die Antwort darauf lautet: Das „Glück“ der Einzelperson hänge von der „Gegenseitigkeit der Leistungen, der Handlungen und der Taten ab“, so C.H. Huter.² Im Kapitel zur „Persönlichkeitskultur“ bringt der Autor dieses Abhängigkeitsverhältnis auf den Punkt: Um das „Ich zu stärken“ sollte der „Willensmoment“ nicht von „egoistische[m] Streben[...]“ bestimmt sein. Eine „hohe Persönlichkeit“ könne nur der „**höchste Diener seiner Gemeinschaft**“ sein.³ Das individuelle Arbeitsglück stehe, laut C.H. Huter, in Abhängigkeit zum Dienst an der Gemeinschaft.

Welche Wissensbestände rezipierte C.H. Huter zur Beantwortung der Fragen über „Glück“, „Erfolg“ und „Lebensführung“ und wie wurden diese im Kontext der psychopolitischen NS-Arbeitsmoral umgedeutet? Welche wissenshistorischen Referenzpunkte lassen sich aus den Ratgeberpraktiken erschließen und welche Erkenntnisse können für die Analyse einer transnationalen Politik der ‚Glückskulturen‘ gewonnen werden? Diese Fragen werden im vorliegenden Kapitel zu beantworten versucht. Doch zunächst: Wer war der Autor dieses Ratgebers?

Der Ratgeberautor war der Sohn des berühmten Physiognomikers Carl Huter (1861–1912).⁴ Physiognomik nach Huter sei, laut Fritz Aerni⁵, die „Deutung des

1 Titelblatt, vgl. Huter 1940 und Abb. 6.

2 Vgl. Huter 1940, 8.

3 Vgl. ebd., 14.

4 Carl Huter (1861–1912) wurde 1861 in Heinde bei Hildesheim in Niedersachsen geboren und starb 1912 in Dresden. Nach dem Abschluss seiner Lehre als Dekorations- und Porträtmaler in Hildesheim zog es ihn nach Berlin, Leipzig und Dresden. Dort bildete er sich als Autodidakt interdisziplinär in Kunstgeschichte, Philosophie, Kulturanthropologie, Medizin, Naturwissenschaften und Psychologie weiter. An einem schweren, als unheilbar diagnostizierten Halsleiden

Erscheinungsbildes, der Physiognomie eines Menschen.“⁶ Das psycho-physiognomische Analysemodell aus Huters Hauptwerk „Menschenkenntnis“⁷ (1904–1906) erhebt den *wissenschaftlichen* Anspruch, aus dem individuellen, physischen, sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungsbild eines Menschen auf das *Wesen*, das heißt, auf 1. die Formen individuell wirkender psycho-physiologischer „Kräfte“, 2. auf den „Charakter“ und 3. auf die „seelischen Eigenarten“ schließen zu können.⁸ Nach dem Tod seines Vaters verdiente C.H. Huter mit dem Vertrieb der Huterschens Lehrbücher und seinen eigenen Schriften ein Vermögen.⁹ Am 1. Mai 1933 trat der Esoteriker der NSDAP bei.¹⁰

Der Ratgeberautor C.H. Huter kann exemplarisch für die transnationale Rezeption, Transformation und Umdeutung von arbeitspsychologischem Glückswissen von der Zeit des Wilhelminischen Kaiserreichs über die Weimarer Republik bis in die NS-Zeit stehen. C.H. Huters enge Verbindung zum NS-Regime wird bei

erkrankt, wandte er sich auf der Suche nach einer Selbsttherapie den physiognomischen Lehren zu. Im Laufe seiner Forschungstätigkeit weitete er die Lehransätze auf der Grundlage der damaligen psychologischen Erkenntnisse zur sogenannten Psycho-Physiognomik aus. Vgl. Aerni 2017.

⁵ Dem aktuellen Forschungsstand zufolge existieren kaum wissenschaftshistorische Auseinandersetzungen mit Carl Huters Lehren. Aus diesem Grund müssen die Literaturverweise zu C. Huters Leben und Werk, die sich im Wesentlichen auf die Publikationen des Carl-Huter-Instituts beziehen, kritisch reflektiert werden. Zur Kritik an der Psycho-Physiognomie und deren aktueller Rezeption im Personalmanagement von Betrieben vgl. Kanning 2002, Kanning 2007, Kanning 2010. Eine Publikationsauswahl des Huter-Instituts: Fleischhacker 1983, Aerni 2012b, Aerni 2017, Huter 2020.

⁶ Vgl. Aerni 2001, 17.

⁷ Vgl. Huter 2020. Zum Zeitpunkt der Niederschrift dieses Buches ist die Neuauflage noch nicht erschienen. Verweise auf das Werk „Menschenkenntnis“ beziehen sich aufgrund der Rezeptionsdebatte der Huterschens Lehre betreffend rassistischer Inhalte auf einen Vergleich der Publikationen des gleichnamigen Werks im Huter-Verlag, 4. Aufl. von 1991, vgl. Huter 1991, und der Ausgabe des Kalos-Verlags von 1992, hg.v. Fritz Aerni, vgl. Huter 1992.

⁸ Zur Rezension von C. Huters und C.H. Huters Schriften im Nationalsozialismus bis zu deren Verbot 1937 bzw. 1941, vgl. Aerni 2012a. Aufschlussreich sind darin die beschriebenen „Anbieterungsversuche“ des C. Huter-Verlegers Amadeus Kupfer (1879–1952) mittels „rassenhygienischer“ Publikationen in der Schweizer Zeitschrift „Der Menschenkenner und die neue Zeit nach Carl Huters Psycho-Physiognomik“ zwischen 1932 und 1934 an das NS-Regime. Vgl. u. a. Aerni 2012a, 626–636.

⁹ Zu den Schriften C.H. Huters vgl. u. a. Huter 1927.

¹⁰ Vgl. Korrespondenz mit Fritz Aerni, Huter-Institut, Zürich, 02.10.2019. Vgl. Aerni 2012a, 654. Zum ideologischen Streit zwischen C.H. Huter in Dresden/Stuttgart, der Verlagsfamilie Kupfer in Arlesheim b. Basel und den unterschiedlichen Verlegern in Zürich (z. B. Walter Alispach, Kalios-Verlag) über die verlegerischen Aktivitäten der verschiedenen Huter-Bewegungen während der NS-Zeit, über NS-Sympathien einzelner Schweizer Huter-Anhänger*innen und Deutungshoheiten der Huterschens Lehre während und nach der NS-Zeit, vgl. Aerni 2012a, 556 f.

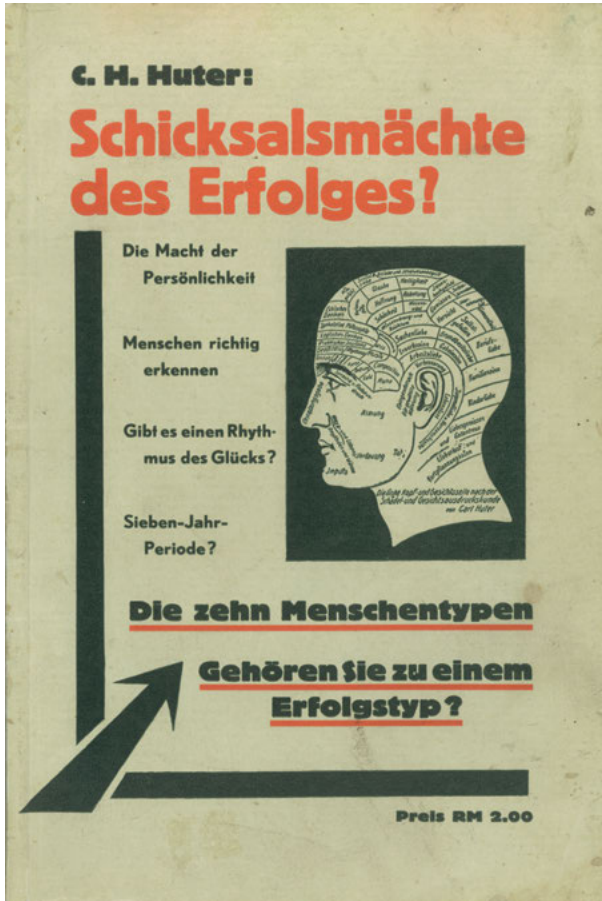


Abb. 6: NS-Ratgeber von C.H. Huter „Schicksalsmächte des Erfolges?“, 1940

der wissenshistorischen Analyse seines Ratgebers offenkundig. Die „Grundsätze der NSV.-Arbeit“, welche auf mehreren Seiten des Ratgebers abgedruckt wurden, lassen eine Zusammenarbeit zwischen dem C.H. Huter Verlag und der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV)“ vermuten.¹¹

¹¹ Ein Beispiel: „Grundsatz der NSV.-Arbeit: Jeder einzelne Volksgenosse muß Mitkämpfer sein, stark und opferbereit“. Vgl. Huter 1940, 42.

Der Autor griff in seinem Ratgeber auf Wissensbestände der Psycho-Physiognomik-Lehre seines Vaters, der arbeitswissenschaftlichen Psychotechnik¹² sowie der „völkischen“ Arbeitsmetaphysik zurück und deutete diese als praktische Anleitungen für eine erfolgreiche und „glückliche“ Lebensführung im Kontext der „rassenhygienischen“ NS-Arbeitsmoral und Kriegspropaganda um. Wie ging er dabei vor?

Den „Sinn des Lebens“ sah C.H. Huter in der teleologischen „Höherentwicklung der Kultur“, die von einem energetischen „Kampf“ und einer menschlichen „Schaffenskraft“ geprägt sei.¹³ Von dieser wissenshistorischen Prämisse ausgehend, verortet sich der Glücksratgeber innerhalb unterschiedlicher esoterischer und post-nietzschanischer „Willenskraft“-Diskurse, ähnlich Gieses arbeitspsychologischer Kulturphilosophie und energetischer „Arbeitsmetaphysik“ (s. Kap. 11.1, 12.3).

Anders als in Baerwalds Nietzsche-Interpretation der „amor fati“ besäße der Mensch nach C.H. Huter einen Handlungsspielraum als „Mitwirkend[er] auf der Lebensbühne“.¹⁴ Dieser ‚Theater‘-Metapher liegt eine *leistungsorientierte, selbsterzieherische* und *autosuggestive* Prämisse zugrunde. Ähnlich einer Schauspieler*in, die auf der Bühne keine Autonomie besäße, sondern in Abhängigkeit zur Regieanweisung und Dramaturgie ihre Rolle bestmöglich ausführte, müssten die Leser*innen den vom Ratgeberautor C.H. Huter normativ festgelegten Spielregeln folgen, um „Glück“ und Erfolg zu erlangen:

„Die Geheimnisse erfolgreicher Menschen liegt [sic] nicht allein in dem persönlichen Glück, sondern vielmehr in der Erkenntnis der genannten Erfolgsgesetze, die in verschiedenen Lebenslagen auswertbar sind. Richtige Nutzbarmachung unserer Persönlichkeit muß einen Aufstieg im Leben bewirken.“¹⁵

Nur dem Menschen sei Erfolg sicher, der „eine sinnvolle Lebensplanung schafft und die eigene Persönlichkeit durch Selbsterziehung und Willensschulung wachsen läßt“, lautet Huters Erfolgsgesetz.¹⁶ Dieses Beispiel aus der NS-Zeit zeigt: Auch in C.H. Huters Glücksratgeber von 1940 bildet sich die Zirkulation von Wissen über eine leistungsorientierte „Selbsterziehung“ und autosuggestive

¹² Huter zitiert beispielsweise einen Aufsatz aus dem Sammelband „Psychotechnik. Angewandte Psychologie“, der 1935 vom Arbeitspsychologen Hanns Spreng herausgegeben und im Max Niehaus Verlag in Zürich und Leipzig publiziert wurde. Vgl. Huter 1940, 46. Vgl. Spreng 1935.

¹³ Vgl. Huter 1940, 1.

¹⁴ Vgl. ebd., 1.

¹⁵ Ebd., 4.

¹⁶ Vgl. ebd., 1.

„Willensschulung“ aus der Wilhelminischen Ratgeberliteratur und der Weimarer Republik in den zentralen Begriffen der praktischen Anleitung ab.

Als höchstes Ziel des menschlichen Lebens definiert C.H. Huter das Erreichen der „Wunschbahn des Lebenserfolges“, so sein zentraler Lehrsatz.¹⁷ Was versteht C.H. Huter unter „Lebenserfolg“?

„[...] in der Hauptsache [geht es] um die Entwicklung einer leistungsfähigen Persönlichkeit, die befähigt ist, materielle und ideelle Werte zu schaffen, um diese wiederum für die Gemeinschaft einzusetzen. Denn allein dies sichert einen dauernden Erfolg, der von einer regenreichen Grundlage gekrönt ist.“¹⁸

Wie schon in Gieses Ratgeber über eine „eugenische“ Wissenskultur einer energetischen und biologistischen „Körperseelenmeisterung“ wird auch bei C.H. Huter die „Entwicklung einer leistungsfähigen Persönlichkeit“ und die Schaffung „materieller und ideeller Werte“ in den arbeits- und kulturideologisch überhöhten Dienst der Gemeinschaft (oder mit Ley der „Volksgemeinschaft“) gestellt. Ein individuelles Streben nach autonomer Selbstverwirklichung wird der Einzelperson im Sinne der NS-Arbeitsideologie und dessen Gesellschaftsutopie einer imaginierten Einheit aus Staat und „Volksgemeinschaft“ abgesprochen.¹⁹

Wie lauten die praktischen Anleitungen an die Leserschaft, um diese *kulturelle* Ausgestaltung eines „Lebenserfolgs“ für die „Gemeinschaft“²⁰ erreichen zu können? Als erste Voraussetzung zum „Lebenserfolg“ führt C.H. Huter eine „gute Erbmasse“ an und argumentiert „eugenisch“: „Die Erbmasse ist ein wichtiger Faktor der Charakter- und Leistungsgrundlage“.²¹ Wer nun keine „gute Erbmasse“ besäße, hätte dank des Ratgebers andere Möglichkeiten, die „Schicksalsmächte des Erfolgs“ zu beeinflussen. Wie? Im Wissensspielraum der „NS-Rassenideologie“, die einen „rassenreinen“ Ariertypus propagierte und zugleich eine selbsterzieherische „Erhöhung und Veredelung“²² jedes „Volksgenossen“ im Rahmen der nationalsozialistischen Lebensführung in Aussicht stellte, lautet die Antwort des Glücksratgeberautors im Rückgriff auf das psycho-physiognomische Wissen seines Vaters: Wer mittels „Erziehung und Selbsterziehung eine Persönlichkeit“ herausbilde und sich entsprechend der individuellen Veranlagung beispielsweise

17 Vgl. ebd., 1.

18 Ebd., 1.

19 Zur Arbeitsideologie im Nationalsozialismus und dem Verhältnis zwischen Subjekt und „Volksgemeinschaft“ vgl. u. a. Wildt 2014b, Wildt 2018, „Arbeit macht frei“ Zugehörigkeit, Ausgrenzung, Vernichtung durch Arbeit im Nationalsozialismus. In: Wildt 2019, 199 – 222.

20 Vgl. Huter 1940, 1.

21 Vgl. ebd., 1.

22 Hartnacke 1934, 4.

im Gebiet der Künste, Technik oder Wissenschaft weiterentwickle, könne sich der Erfolgsmöglichkeiten sicher sein.²³ Die Wissensüberlieferung der psycho-physiognomischen Methodik der „Menschkenntnis“ seines Vaters floss in die Anleitung der leistungsorientierten Optimierungspraktik des NSDAP-Mitglieds C.H. Huter ein und wurde entsprechend der NS-Arbeitsmoral umgedeutet. Auf welche Weise? „Autopädagogik“, eine „Willensschulung“ zur „Persönlichkeitskultur“, nennt der Ratgeberautor seine neu entwickelte Methodik zur „Selbsterziehung“, die ihr Wissen, nebst der Huterschen Lehre, aus der „angewandten Psychologie“ beziehe.²⁴ Ziel der autosuggestiven „Autopädagogik“ sei es, die in sich verborgenen „Talente zu wecken“, um einen „höheren Grad an Persönlichkeitskultur und Leistungsvermögen zu entwickeln, [...] um so ein Höchstmaß von Leistung, Erfolg und Lebensglück zu erreichen.“²⁵

Der folgende Ratschlag zum Erlangen eines „innere[n] Glück[s]“ in Abhängigkeit zu einer leistungsorientierten Lebensführung aus dem Kapitel zur „Persönlichkeitskultur“ liest sich wie eine arbeitspsychologische und psychopolitische Synthese aus Baerwald, de Man, Giese, Arnhold und Ley:

„Je stärker wir in unserem Beruf, unserer Rangstellung usw. sind, umso mehr [sic] haben wir die Pflichten höheren Einsatzes für die Gemeinschaft zu erfüllen. In den erfüllten Pflichten beruht auch letzten Endes unser inneres Glück, und diese stärken uns auch immer von neuem für unsere Unternehmungen und für den Weg des persönlichen Aufstieges. Wahre Persönlichkeitskultur heißt also, Selbstvertrauen gewinnen auf die Pläne und Dinge, die wir vorhaben.“²⁶

Es mag erstaunen, dass C.H. Huter *zunächst* ein individuell ausgerichtetes, „inneres Glück“ als Voraussetzung für den persönlichen Aufstieg als Teil einer exklusiv-individualisierten Persönlichkeitskultur beschreibt. In seiner Anweisung muss jedoch zwischen einer *individuellen* Berufs- und Lebensplanung, wie sie beispielsweise von Baumgarten vertreten wurde (s. Kap. 14.5), und dem hier beschriebenen leistungsorientierten Aufstieg zu einem charakterologisch-stereotypisierten „Erfolgstyp“²⁷ unterschieden werden. Was versteht C.H. Huter konkret unter einem „Erfolgstyp“? Wie konnten die Leser*innen erfahren, ob sie ein solcher werden könnten?

²³ Vgl. Huter 1940, 1.

²⁴ Vgl. ebd., 2.

²⁵ Vgl. ebd., 56.

²⁶ Ebd., 14.

²⁷ Vgl. ebd., 17.

Im Kapitel „Die zehn Menschentypen. Zu welchem Erfolgstyp gehören Sie?“ verknüpft C.H. Huter die „Naturell- oder Konstitutionslehre Carl Huters“ mit den „psychisch-technischen Methoden“ aus der „heutige[n] Berufs- und Begabungsforschung.“²⁸ Das Ziel der „Erfolgs-Psychologie“ sei es, individuelle Fähigkeiten des Ratsuchenden festzustellen, „um daraus Schlüsse auf sein berufliches Vorwärtskommen“ zu ziehen.²⁹ Der „Erfolgstyp“ sei, laut C.H. Huter, „die Einheit verschiedener Eigenschaften und Fähigkeiten auf bestimmte berufliche und kulturelle Auswertungsmöglichkeiten im Leben“, womit der Autor für die „rasenhygienische“ Arbeitskultur sowie die leistungsorientierte Dienstbereitschaft an der „Volksgemeinschaft“ anschlussfähig wurde.³⁰

Zur Aufschlüsselung seiner Prämissen erläutert C.H. Huter die „zehn Menschentypen“: Den „Bewegungs-Typ“, den „Wirtschafts-(Ernährungs-)Typ“, den „Empfindungs-Typ“, das „Disharmonische Naturell“, das „Harmonische Naturell“, den „Bewegungs-Empfindungs-Typ“, den „Ernährungs-Empfindungs-Typ“, den „Bewegungs-Ernährungs-Typ“, das „Ideale-Geniale-Naturell“ sowie den „Verbrecher-Typ“. Besonders erfolgsversprechend scheint C.H. Huter die Kombination des „Bewegungs-Ernährungs-Typ[s]“ zu sein:

„Der Gesichtsausdruck zeigt mehr harte, markante Formen, welche auf Energie und sportliche Anlage, große Körperkraft, deuten. Es sind Muskel- und Tatmenschen mit zugleich wirtschaftlichen Anlagen. Solche Menschen sind impulsiv, rücksichtslos in der Durchführung ihrer Ideen und Pläne, von außerordentlicher Energie, Zähigkeit. Starker Eigenwille, Selbstbewusstsein, Ich-betontes Streben, Organisationsgabe und die Neigung, zu leiten oder zu herrschen. Vorwiegend choleres Temperament, begeisterungsfähig, gesellig, umsichtig, prüfend. Solche Menschen verstehen sich trotz ihrer äußeren Härte anzupassen, suchen aber leitende Positionen zu erlangen, weil sie infolge ihrer großen Energie fähig sind, industrielle und wirtschaftliche Organisationen zu leiten [...] und durch den starken Kraftausdruck andere Menschen zu erhöhter Einsatzbereitschaft anzufeuern. Das Ich-betonte Streben bezieht sich mehr auf das Erringen leitender Positionen, weniger darauf, einseitig große Güter zu erwerben [...]. Solche Menschen eignen sich für handwerkliche Berufe, als Sportlehrer, Berufssoldat, im Polizeidienst, ferner als Ingenieur und Industrieller. Wo ein solcher Mensch die Zügel in der Hand hält, wird derselbe straff, aber gerecht sein. Die Durchführungskraft ist bedeutend, die Ausdauer des Willens außerordentlich. [...]“³¹

Anhand einer Abbildung (Abb. 7) aus dem „Huter-Archiv“ glaubt C.H. Huter, mittels seiner psycho-physiognomischen Analyse das „Naturell“ des Erfolgstypus veranschaulichen zu können: „Der folgende Männerkopf zeigt diese Naturell-

²⁸ Vgl. ebd., 27.

²⁹ Vgl. ebd.

³⁰ Vgl. ebd.

³¹ Huter 1940, 30f.

veranlagerung [sic] der harten muskulösen [sic] Gesichtsform, vortretendes Kinn, realer Blick. [...] Ein Mensch, der kraftvoll alles durchführt und rasch an das Ziel gelangt.“³²

Im ersten Moment liest sich diese Beschreibung eines „Bewegungs-Ernährungs-Typ[s]“ wie das Ideal eines geschlechterstereotypisierten „Ariers“. C.H. Huters Argument für ein „Ich-betontes Streben“ widerspricht der totalitären NS-Ideologie der Einheit aus Volk und Staat. In dieser Ambiguität seines Subjektivierungsdiskurses über den Erfolgstypus mag ein Grund für das zeitnahe Verbot von C.H. Huters Schriften gelegen haben, die zudem offenkundig *esoterische* Wissensbestände verbreiteten. Seit 1933 wurden okkultistische, esoterische und selbst „völkisch“-„ariosophische“ Gemeinschaften neben Freimaurern, „Zeugen Jehovas“ und anderen religiösen Gruppierungen im Sinne der NS-ideologischen „Gleichschaltung“ als staatsfeindliche Sekten angesehen und standen durch den „Sicherheitsdienst“ der „Schutzstaffel (SS)“ unter Beobachtung. Im Juli 1937 wurden alle sogenannten „Sekten“ verboten.³³ Gleichzeitig wurden die esoteri-



Abb. 7: C.H. Huters „Bewegungs-Ernährungs-Typ“, 1940

³² Vgl. ebd.

³³ Vgl. Treitel 2004, 220 – 224. Vgl. Aerni 2012a.

schen Interessen von NS-Elitefunktionären wie Rudolf Heß (1894–1987) und „Reichsführer SS“ (1929–1945) Heinrich Himmler (1900–1945) toleriert. Den Einfluss „völkisch“-okkulten Wissens auf die NS-Ideologie bewertet Nicholas Goodrick-Clarke als „marginal“.³⁴ Dennoch zeigt sich eine esoterische Wissenskontinuität in nationalsozialistisch ausgerichteten Glücksratgebern über einen „arischen“³⁵ Erfolgstypus, welche mit „völkischem“ und arbeitsmetaphysischem Wissen operierten und einen rassistisch konzipierten „Erfolgstyp“ entwarfen, wie das Beispiel C.H. Hutters zeigt. Dessen esoterische Schriften konnten bis zu seiner Verhaftung 1941 verlegt werden.³⁶

Wie lässt sich C.H. Hutters Definition eines „Erfolgstyp[s]“³⁷ wissenschaftlich im Kontext der von ihm zitierten arbeitspsychologischen „Erfolgs-Psychologie“³⁸ im Übergang zum Nationalsozialismus verorten? Die Erkennung und Förderung von sogenannten Erfolgs- und Leistungstypen, wie sie unter anderem von Walther Moede (1888–1958), Giese und Baumgarten in ihren arbeitspsychologischen „Charakter-“ und „Eignungsprüfungen“³⁹ entwickelt wurden, war bereits in der Weimarer Republik eine zentrale Aufgabe der psychotechnischen Betriebsopti-

34 Vgl. Goodrick-Clarke 2012a, 175.

35 Mehr zur Ariosophie, vgl. Goodrick-Clarke 2012b.

36 „Alle von meinem Vater, Carl Huter, und von mir verfaßten Werke wurden von der Gestapo vernichtet. Am 12. Juli 1941 wurde ich von der Gestapo in Dresden verhaftet und zuerst in ein Konzentrationslager Oberleutendorf bei Reichenberg in Böhmen und bald darauf in das berühmte Vernichtungslager Sachsenhausen bei Oranienburg/Berlin überführt. [...] Wir politischen Häftlinge erhielten ein rotes Dreieck mit einer Nummer darauf. [...] Nach der Entlassung aus dem KZ-Lager Oranienburg am 15. Januar 1942 traf ich, völlig abgemagert, in Dresden ein. Die bald darauf fällige militärische Musterung ergab einen linksseitigen Lungeninfarkt, weshalb ich a.v. geschrieben und nicht zur Wehrmacht eingezogen wurde.“ C.H. Huter 1962, 142–145.

37 Zum Erfolgstypus in der Ratgeberliteratur der Weimarer Republik vgl. Peeters 2017a, Peeters und Gruner 2018. DFG-Projekt „Poetik des Erfolgs. Institutionen und narrative Dimensionen von Erfolgsratgebern (1900–1933)“, Mitarbeiter: Horst Gruner und Dr. Wim Peeters, Institut für Neuere deutsche Literatur- und Medienwissenschaft, FernUniversität Hagen. Projektbeschreibung, https://www.fernuni-hagen.de/literatur/medienaesthetik/forschung/dfg_projekt.shtml, 15.10.2020. Projektpublikationen vgl. Peeters 2015, Aschauer, Gruner und Gutmann 2015, Niehaus und Peeters 2014, Peeters 2017b, Peeters (2021).

38 Huter 1940, 4.

39 Moede war in der Weimarer Republik Vorstand des psychotechnischen Instituts der Technischen Hochschule“ in Berlin und Berater der „Deutschen Staatlichen Eisenbahnen“ gewesen und hatte nach 1924 das Amt als Vorstand des „Instituts für Wirtschaftspsychologie“ an der Handelshochschule in Berlin inne, vgl. Rabinbach 1990a, 422, Fußnote 34. Zu Moede vgl. Rabinbach 1990a, 332, vgl. Institut für industrielle Psychotechnik und Arbeitstechnik (1933–1945). In: Spur 2008, 323–409.

mierung und Berufsberatung gewesen.⁴⁰ Zudem waren sie als Teil der neusachlichen Rationalisierungsdiskurse ein wichtiger Wissensbestand vieler Glücks- und Erfolgsratgeber, wie es exemplarisch Gustav Grossmanns Ratgeber „Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher und beruflicher Erfolge“ (1927) zeigt.⁴¹

Im Kontext von C.H. Hutters Rezeption der arbeitspsychologischen „Erfolgs-Psychologie“ stellt sich die Frage, was nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten mit den psychotechnischen Einrichtungen in den Betrieben und den universitären Forschungsstellen zur arbeitswissenschaftlichen Psychologie geschehen war. Im Rahmen der militärischen Aufrüstung von Hitlers „Wehrmacht“ bis zum Kriegsausbruch 1939 wurde die Eignungs- und Persönlichkeitsdiagnostik einer der bedeutendsten Arbeitsbereiche für Psycholog*innen im „Dritten Reich“.⁴² Selbst die Psychoanalyse wurde unter der Leitung von Matthias Göring in das „Deutsche Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie“ integriert und staatlich gefördert. Ähnlich Gieses „Arbeitsmetaphysik“ und „Körperseelemeisterung“ war in der universitären Lehre nach einer NS-ideologischen Anpassung eine „ganzheits- und gestaltungspsychologische“ Tradition vorherrschend.⁴³

Maik Tändler und Uffa Jensen halten in der Einleitung zu ihrem Sammelband fest, dass „psychologisches Wissen“ für die nationalsozialistische Ideologie „peripher“ blieb, weil ihr Kernelement ein biologischer Rassismus ist.⁴⁴

„Die nationalsozialistische Rassenpolitik zielte in erster Linie auf die Züchtung und Vernichtung von Körpern und die Eroberung von Räumen, weniger auf das psychologische Mikromanagement individueller Lebensführung, wie es für die Psychologisierung in liberalen, aber auch in manchen sozialistischen Gesellschaftssystemen charakteristisch war und ist.“⁴⁵

In den folgenden Kapiteln soll der Versuch unternommen werden, den *peripheren* Status von psychologischem Wissen in der NS-Arbeitsideologie zu hinterfragen, indem das „psychologische Mikromanagement individueller Lebensführung“

⁴⁰ Eine Auswahl: Vgl. Baumgarten 1927b, Baumgarten 1930, Baumgarten 1941, Baumgarten 1942, Baumgarten-Tramer 1945, Giese 1927, Giese 1928a, Giese 1928b, Moede 1930a, Moede 1930b, Giese 1931a, Giese 1934.

⁴¹ Vgl. Grossmann 1927. Ferner vgl. Kleiner und Suter 2015.

⁴² Vgl. Tändler und Jensen 2012, 27, Killen 2007, 68.

⁴³ Mehr zur Ganzheits- und Gestalttheorie der angewandten Psychologie im Nationalsozialismus vgl. Prinz 1985, Métraux 1985, 245 – 248, Rabinbach 1990b, 282 – 8, Gessner 2019.

⁴⁴ Vgl. Tändler und Jensen 2012, 28.

⁴⁵ Ebd.

exemplarisch anhand der Untersuchung von Glückswissen in der NS-Arbeitspsychologie und der massenmedialen Ratgeberliteratur als ein Teil einer *wisshistorischen Alltagskultur* in den Blick genommen wird. Dabei wird die These aufgestellt, dass es nach 1933 – trotz radikaler ideologischer Brüche – auch wisshistorische Kontinuitäten in der arbeitspsychologischen Psychotechnikforschung in Bezug auf eine spezifisch *affirmative Gefühlspolitik* gab: Ein „Arbeitsfreude“ generierendes Kultur- und Selbstbewusstsein (Münsterberg/de Man) wurde „rassenhygienisch“ zur *Kultur* einer „Arbeitsfreude“ im Dienst der „Volksgemeinschaft“ (Ley) umgedeutet. Daran anschließend stellt sich die Frage: Welche Bedeutung kam der arbeitspsychologischen Forschung zum „arischen“ Erfolgstypus im Kontext der „rassenhygienischen“ NS-Arbeitswissenschaft zu?

12.2 Arbeitspsychologische Forschung zum „arischen“ Erfolgstypus im Nationalsozialismus

Die Förderung von charakterologischen „Leistungstypen“ im Betrieb erhielt im Nationalsozialismus im Rahmen der autoritären „Führungsideologie“⁴⁶ eine neue Bedeutung. Zahlreiche arbeitspsychologische Forschungen dokumentieren eine „rassenhygienische“ Leistungsauslese bzw. „Menschenauslese“.⁴⁷ Exemplarisch seien hier die „völkischen“ Forschungsarbeiten von Erich Grassl, „Die Willensschwäche. Gleichzeitig ein Beitrag zur Theorie des Willens, der Willensentwicklung und Willenserziehung“ (1937), Ehrig Wartegg, „Gestaltung und Charakter. Ausdruckdeutung zeichnerischer Gestaltung und Entwurf einer charakterologischen Typologie“ (1939) sowie Heinz Remplein, „Beiträge zur Typologie und Symptomatologie der Arbeitskurve“ (1942), zu nennen.⁴⁸

Das „arische“ Leistungsprinzip galt, im Sinne der totalitären NS-Arbeitsmoral, auch für Wissenschaftler*innen, welche zur Arbeitspsychologie forschten, wie das folgende Beispiel zeigt. Im Juni 1933 publizierten die Arbeitspsychologen Walther Moede (1888–1958), „Reichsbahnrat“ und Psychotechniker Richard Couvé sowie der Oberingenieur und Psychotechniker K[arl] A[ugust] Tramm den „Aufruf der Gesellschaft für Psychotechnik“ in der Fachzeitschrift „Industrielle

⁴⁶ Vgl. Briefs 1934, 117 f.

⁴⁷ Zur ‚völkischen Leistungsgemeinschaft‘ im Nationalsozialismus, vgl. Konkurrenz und Kooperation – Die wissenschaftliche Landschaft während des ‚Dritten Reichs‘. In: Hachtmann 2012, 301–311. Vgl. Lohn und Leistung: Leistungsbezogene Lohnsysteme und Arbeiterbewerungsverfahren. In: Hachtmann 1989, 161–223, insb. 161 ff.

⁴⁸ Vgl. Grassl 1937, Wartegg 1939, Remplein 1942.

Psychotechnik“.⁴⁹ Die Psychotechniker*innen sollten es unter dem NS-propagandistischen Schlagwort „Gemeinnutz vor Eigennutz“ als eine „Pflicht zur Mitarbeit am Staat empfinden“, der „gleichgeschalteten“ Gesellschaft per 1. August 1933 beizutreten.⁵⁰

Bereits der erste „Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie“, der vom 16. bis 19. Oktober 1933 in Leipzig stattfand, machte in der Eröffnungsrede des Sächsischen „Ministers für Volksbildung“, Dr. Wilhelm Hartnacke (1878–1952), die zukünftige Zusammenarbeit der arbeitspsychologischen Forschung im totalitären „Dienst“ des „Führer[s] Adolf Hitler“⁵¹ und der „Volksgemeinschaft“ deutlich:

„Was fordert und fördert der neue Staat als Wissenschaftsbetrieb, und was lehnt er ab? Die Wissenschaft ist in die Ganzheit unseres Seins einbezogen, und sie darf sich an keiner Stelle mit dem Wohle des Ganzheitsstaates stoßen oder gar feindlich berühren. Wissenschaft, die sich den Interessen des Ganzheitsstaates entgegenstellt, ist als volksfeindlich abzulehnen. [...] Das Wissen, das er [der neue Staat] zu pflegen und zu fördern sucht, muß der Erhöhung und Veredelung des inneren Seins dienen, es muß letztlich irgendwie bezogen sein auf Volk und Staat und Volk und Staat dienen.“⁵²

Das NS-Regime verlange, laut Hartnacke, eine „gleichgeschaltete“ Wissenschaft, die eine NS-ideologisch konforme Wissensproduktion garantiere und keine wissenschaftliche Diskursivität und „volksfeindlich[es]“ Gedankengut toleriere. Welche Forschungsfelder prioritär zu behandeln seien und welche Bedeutung die Psychologie in diesem „gleichgeschalteten“ Wissenschaftsszenario hatte, wird im folgenden Ausschnitt der Rede deutlich:

„Am höchsten steht, was bezogen ist auf Bestandessicherung und Hebung des Volkes, auf Sicherung seines Daseins und Erhaltung des naturgegebenen Rassenerbgutes und der besten geistigen Form [...] volksbiologisches Denken muß als Erziehungsziel durchgeführt werden [...] Daher kommt Wissenschaft im Dienste der Erbgutpflege vor Bildungspflege. [...] Die Psychologie als Wissenschaft von den Vorgängen im Innenleben ist die Wissenschaft, die an die allertiefsten Fragen des persönlichen und vor allem des völkischen Seins rührt, an die

49 Zu Moede vgl. Spur 2008. Eine Werkauswahl: Vgl. Moede 1920a, Moede 1930a, Einleitung zu „Psychologie der Masse“ von Gustav Le Bon (5., dt. Aufl. 1932), vgl. Le Bon 1932, Moede 1935, Moede 1943. Zu Couvé vgl. Couvé 1925, Couvé 1934. Zu Tramm vgl. Tramm 1921, Tramm und Heesemann 1935.

50 Vgl. Moede und Couvé 1933.

51 Vgl. Hartnacke 1934, 5.

52 Ebd., 4.

Fragen nach den Möglichkeiten und Mitteln der Formung des geistigen Menschen. Können wir den Menschen nach Belieben formen, wie wir ihn brauchen für Volk und Staat?“⁵³

Hartnacke verknüpfte sein „volksbiologisches Denken“ mit dem leistungsorientierten Auftrag an die Psychologie, „Mittel“ zur „Formung“ der menschlichen Psyche zu erarbeiten und damit als „Dienerin und Führerin“ von „Erziehungsfragen“ von der „NS-Rassenideologie“ instrumentalisiert zu werden.⁵⁴ Die erarbeiteten psychologischen Methoden sollten *ausschließlich* im Interesse des totalitären Einheitsstaates aus „Volk und Staat“ entstehen. So lautete die Botschaft an die anwesenden Wissenschaftler*innen im Saal, die sich fortan dem „rassenhygienischen“ Forschungsinteresse zur utopischen „Erbgutsicherung“ widmen sollten oder, alternativ, zu Staatsfeinden wurden:

„Daß das Wahre an Erbgutsicherung sich verbinde mit den wertvollsten psychologischen Erkenntnissen für die Volkserziehung, das ist mein Wunsch für die deutsche Zukunft.“⁵⁵

Hartnacke definierte den Sinn und Zweck der zukünftigen psychologischen Forschung als „Dienst“ am „Führer *Adolf Hitler, diese[m] große[n] Psychologen*“.⁵⁶

Vergleichbar mit den nationalsozialistischen Ratgeberautor*innen appellierte der Redner (ähnlich den Worten C.H. Hutters) an die selbstdisziplinarische „Willensschulung“ und „Selbsterziehung“ seiner Hörer*innen. Totalitären „Pflicht- und Opfersinn und Liebe“ forderte der Ministerpräsident von den ‚Menschenkenner*innen‘, um die rassistische Utopie eines „*Erbgutes zu edlem Menschentum*“ und „segenvolle[m] Wirken im neuen Staate und für das deutsche Volk“ erforschen und lehren zu können: „In diesem Sinne *Sieg Heil* dem neuen deutschen Willen zu Leben und Wirken in Arbeit, Zucht und Ehre.“⁵⁷

Wie wurde dieser Appell an die Psycholog*innen im Kontext der nationalsozialistischen Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ – in der Vorstellung des „neuen

53 Ebd.

54 Vgl. ebd., 5.

55 Ebd., 5.

56 Vgl. Hartnacke 1934, 5.

57 Ganze Passage: „Möge diese erste Tagung der deutschen Psychologen im neuen Reiche unseres Führers *Adolf Hitler, dieses großen Psychologen aus innerer Schau heraus*, einen *Grundstein und Ausgangspunkt* bilden zu segenvollem Wirken im neuen Staate und für das deutsche Volk. Denn ihm, seinem ewigen Leben, dienen wir alle. Es wird leben, wenn es sich ständig aus seinem besten Blute und Erbgute erneuert und wenn Wissenschaft und Bildung und Volkserziehung mit *Pflicht- und Opfersinn und Liebe* daran arbeiten, daß die *geprägte Form des Erbgutes zu edlem Menschentum in Volksgemeinschaft sich entwickelt*. In diesem Sinne *Sieg Heil* dem neuen deutschen Willen zu Leben und Wirken in Arbeit, Zucht und Ehre.“ Hartnacke 1934, 5.

deutschen Wille[ns] zu Leben und Wirken in Arbeit, Zucht und Ehre“ – mit Blick auf C.H. Hutters Konzept eines charakterologischen Erfolgstypus in der Arbeitswissenschaft umgesetzt? Zur wissenshistorischen Kontextualisierung dienen exemplarische Beispiele stark rezensierter Arbeitspsycholog*innen, Arbeitsmetaphysiker*innen und Betriebssoziolog*innen wie Goetz Briefs, Ludwig Klages und Walter Malmsten Schering.

Der Wirtschaftssoziologe Goetz Briefs (1889–1974) beobachtete seit der nationalsozialistischen „Gleichschaltung“ eine „militärische Führungsideologie“ in den Betrieben. Diese ‚neue‘ Arbeitsideologie stand dem Verfasser von Schriften wie „Untergang des Abendlandes. Christentum und Sozialismus: Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler“ (1920) zufolge in wissenshistorischer Kontinuität zum „[m]ilitärisch-[d]isziplinäre[n]“ Führungsstil der Preußischen Armee.⁵⁸ In der „neue[n] gesellschaftliche[n] Vorformung des Betriebs“ sah Briefs eine Vorschau der bevorstehenden gesellschaftlichen Entwicklungen des sich im Aufbau befindenden totalitären NS-Regimes, wie sie schon vom „völkisch“-nationalistischen Publizisten Arthur Moeller van den Bruck (1876–1925) in „Der Preußische Stil“ (1912) aufgegriffen worden war.⁵⁹

Beim metaphysischen Charakterologen und Graphologen Ludwig Klages (1872–1956) oder beim Psychologen und Soziologen Walter Malmsten Schering (1883–1954) kam eine biologistische und (para-)militärische „Führerqualität“ als „vital-ethische Einheit“ zur Sprache, die sich angeblich reibungslos von einer NS-„rassenmoralischen“ Betriebsführung der „deutschen Arbeiter“ auf die Führung der „Wehrmachtssoldaten“ weiterdenken ließ: „In der Sinnggebung liegt die Wurzel des Erfolgs des charaktervollen Menschen, seine Überzeugungskraft und damit seine Führerqualität [...]. Der Charakter liegt daher in dem, was im Kampfe sich bewährt, was also nicht bloß kampffähig ist, sondern auch den Kampf aufnimmt.“⁶⁰

Auch der Arbeitspsychologe und Ratgeberautor Giese folgte dem Ruf der „Psychotechnischen Gesellschaft“. In seiner mehr „kulturphilosophischen“⁶¹ als arbeitswissenschaftlichen Schrift „Nietzsche – Die Erfüllung“ (1934), propagierte Giese die ‚neue‘, „arische“ „Körperkultur“. Eine Einheit aus „Körper“, „Geist“ und „Seele“ sieht Giese im *männlichen* Ariertypus versinnbildlicht. Mit dem Zitat aus Nietzsches „Zarathustra“: „Könnt Ihr einen Gott schaffen? So schweigt mir doch von allen Göttern. Wohl aber könntet Ihr den Übermenschen schaffen“, glaubt

⁵⁸ Vgl. Briefs 1934, 122f.

⁵⁹ Vgl. Ebd. Vgl. Moeller van den Bruck 1916.

⁶⁰ Schering 1937, 106f. Zur Charakterologie und Graphologie bei Klages vgl. Klages 1936, Klages 1941. Ferner vgl. Giese 1934.

⁶¹ Giese 1934, 191.

Giese, den Beweis für die wissenshistorische Kontinuität zu Hitlers Nietzsche-Rezeption erbringen zu können.⁶² Als Beispiel für die „Übermensch“-Rezeption Hitlers dienen Giese außerdem Passagen aus „Mein Kampf“ sowie dessen Rede am „Deutschen Turnfest“ 1933. Die nationalistischen Erziehungskonzepte des Sportpädagogen Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) hätten Hitler als personifiziertes Vorbild für einen „arischen“ und leistungsorientierten Menschentyp gedient.⁶³ „Der Zarathustra-Übermensch wird Symbol für den erstrebenswerten Typ“, so Giese.⁶⁴

Was in den kommenden Jahren vom Nationalsozialismus zu erwarten sei, skizziert Giese in der Folge mit Hilfe von „eugenischen“ und „rassenhygienischen“ Konzepten. Sein Literaturverzeichnis liest sich wie ein ‚Who is Who‘ der antisemitischen „Rassenideologen“ und „Kulturphilosophen“ jener Zeit. Giese nimmt beispielweise Bezug auf Ludwig Klages’ „Der Geist der Widersacher der Seele“ (1929), Martin Heideggers „Was ist Metaphysik?“ (1930), Ernst Günther Gründels „Jahre der Überwindung“ (1934), Alfred Rosenbergs „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ (1933), Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes, Bd. 2“ (1922), Moeller van den Brucks „Das Dritte Reich“ (1931) sowie „Das ewige Reich, Bd. 2“ (1934) und Alfred Baeumlers „Männerbund und Wissenschaft“ (1934). Er scheut sich auch nicht, das Sonderheft der „Nationalsozialistischen Monatshefte“ (1934) zum Thema „Zarathustra“ zur ideologischen Unterstreichung seiner „Übermensch“-Rezeption zu zitieren.⁶⁵

Anhand der Lektüre von „Nietzsche – Die Erfüllung“ wird der ideologische Wandel Gieses deutlich.⁶⁶ Dieser Wandel vollzog sich seit spätestens den 1920er Jahren, ausgehend von Gieses Rezeption einer amerikanischen Körperkultur als eine kulturnationalistische ‚Glückskultur‘ begriffen. Giese konstruierte für Deutschland einen körperpolitischen Entwicklungsprozess: von einem weiblich stereotypisierten Amazonentypus *als kriegerischem Massenkörper* bis hin zur „rassenhygienischen“ Körperkultur eines „nordischen Menschen“. In seinem Konstrukt einer patriarchalen Gesellschaftsordnung entwarf der Arbeitspsycho-

62 Vgl. ebd., 57.

63 Vgl. Giese 1934, 56f. Zur wissenshistorischen Bedeutung des Sports im Nationalismus vgl. Czech 1994, Williams 2007, Bahro 2013, Becker und Schäfer 2016, insb. Timpe 2016, Hachtmann 2016. Mehr zur Turnerbewegung s. Kap. 16.5.

64 Vgl. Giese 1934, 57.

65 Von Giese zitierte Ausgaben: Klages 1929, Heidegger 1930, Gründel 1934, Rosenberg 1933, Spengler 1922, Bruck 1931, Moeller van den Bruck 1934, Baeumler 1934, Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei 1934.

66 Vgl. Killen 2007, 69.

loge an der Spitze den männlichen „Arier“ bzw. den nationalsozialistischen Führungstypus als leistungsorientierten „Erfolgstyp“.⁶⁷ Diese Analogie zwischen einem anzustrebenden charakterologischen Führungstypus und einem leistungsorientierten Erfolgstypus zirkulierte als wissenspraktische Anleitung auch in der Ratgeberliteratur mit Blick auf einen NS-Arbeitersoldatentypus, wie im nächsten Kapitel 12.3 aufgezeigt wird. Gefragt wird: Welche praktischen Anwendungsbereiche fand das arbeitspsychologische Glückswissen betreffend einem leistungsorientierten Erfolgstypus im Kontext des Zweiten Weltkriegs?

12.3 „Der Weg ins Glück“: Vom leistungsorientierten Führungstypus zum „opferbereiten“ Arbeitersoldaten im Zweiten Weltkrieg

Der Ratgeber „Der Weg ins Glück. Durch Selbstbemeisterung zur Lebensmeisterschaft“ (1941) von Will Rinne zeigt exemplarisch, wie Wissen der arbeitspsychologischen Charakterologie über einen angeblichen Erfolgstypus für das Selbstmanagement einer individuellen Lebensführung *im Alltag* und zugleich in der *militärischen* „Kriegsführung“ eines „Wehrmachtssoldaten“ nutzbar gemacht werden konnte. Das Psychowissen über einen charakterologischen Führungstypus diente dem Autor nicht nur zur Erfolgsanleitung für eine „glückliche“ Lebensführung und berufliche Karriereplanung, sondern auch *übergangslos* für die zielgerichtete *militärische* Laufbahn eines „opferbereiten“ Kriegssoldaten (wie dies auch die nationalsozialistische „Führungslehre“ von Hans Bernhard Brause dokumentiert).⁶⁸ Wie dieser Wissenstransfer erfolgte, zeigt die folgende Analyse.

Der Ratgeberautor und Verlagsdirektor von Schriften wie „Unsterbliches Volk“⁶⁹ (1938) riet seinen Leser*innen in nicht weniger als 16 Leitsätzen, wie ihnen (ähnlich dem Ansatz C.H. Hutters) der Weg von der „Selbstbemeisterung zur Lebensmeisterschaft“ gelingen könnte: „Erkenne dich“, „Fasse Mut“, „Sei froh“, „Lerne sehen“, „Lausche“, „Schweige“, „Vergeude keine Kraft“, „Sage nein“, „Liebe die Wahrheit“, „Lerne atmen“, „Entspanne dich“, „Nutze jede Geisteskraft“, „Pflege dein Gedächtnis“, „Sei selbständig“, „Konzentriere dich“ und

⁶⁷ Zur dichotomen Darstellung von Geschlechterstereotypen und Körperkultur im Nationalsozialismus vgl. Wildmann 1998, Diehl 2006, Schmidtke 2007, Frietsch und Herkommer 2009, Frevert 2010, Beck u. a. 2016.

⁶⁸ Vgl. „Die Kunst der Führung“, Brause 1937. Vgl. auch Brause 1940.

⁶⁹ Rinne 1938.

„Wolle“.⁷⁰ „Leb mit der Welt in Frieden – Schon winkt die Burg – Am Ziel“. So lauteten die drei pseudo-pazifistischen Schlusskapitel seines Ratgebers.

Rinne postuliert ein „geistige[s] Glück der Erkenntnis“ mithilfe unterschiedlicher Anleitungen zu einer zielgerichteten Lebensführung entsprechend den eigenen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften und ergänzt diese mit „Körpergymnastik“, Atemübungen, Konzentrationsübungen, Ernährungsberatung und sozialen Verhaltensregeln. Was verstand der Autor unter einem „geistige[n] Glück der Erkenntnis“? Dieses „Glück“ läge in der „Erkenntnis“, dass „Selbstveredelung durch das beseelte Glück der Dienstbereitschaft und des Dienens zum durchstrahlten Glück [...]“ hindurchdringen könne.⁷¹

In einem autoritären Ton tadelt Rinne zu Beginn des Ratgebers seine Leser*innen für ihre charakterlichen, psychischen wie auch physischen Unzulänglichkeiten und kündigt seinem Leserpublikum eine heilsbringende Botschaft in Form einer autosuggestiven Selbstdisziplinierungspraktik an: „Du zweifelst? Du kannst das nicht? *Du kannst es, und du wirst dein Ziel erreichen.* Ich zeige dir den Weg, mit deiner Kraft dich selber zu meistern.“⁷² Als roter Faden zieht sich in Rinnes Leitsätzen die Idee einer autosuggestiven „Selbsterziehung“ zum „Helden“, in Referenz an die griechischen Heldenepen, durch.⁷³ Der stereotypisierte männliche Heros aus der griechischen Mythologie erfährt bei Rinne, unter Ausblendung antiker *Heroinnen*, eine einseitige, geschlechterspezifische Umdeutung. Im Zweiten Weltkrieg sollte das „rassenhygienische“, ideologisch überhöhte Ziel der „Selbstzucht“-Praktik die „Selbstveredelung“ in der Soldaten- und „Führer“-Werdung verkörpern.

Die *Machtgewinnung* über die Mitmenschen war nach Rinne, wie schon bei C.H. Huter, eine zentrale Eigenschaft des anzustrebenden Führungstypus. Dies zeigt sich im Kapitel zur Konzentrationsübung in der Tradition der antiken (männlichen) Philosophen und rhetorisch begabten Juristen und Politiker: „Wenn du diese Selbstzucht der Gedanken durch die Kraft der Konzentration gewonnen hast, dann bist du deiner Umwelt überlegen. Du wirkst dich als Macht aus, zwingst in deinen Bann und siegst.“⁷⁴ Dieser scheinbar lineare Entwicklungsprozess von der individualpsychologischen Wirkungsmacht des leistungsorientierten Erfolgstypus *im (Berufs-)alltag* zur massenpsychologischen Wirkungsmacht des charakterologischen Führungstypus *im Krieg* war eine Wissenskontinuität, die aus der arbeitspsychologischen Forschung zur „Men-

⁷⁰ Vgl. Rinne 1941, 2.

⁷¹ Vgl. ebd., 48.

⁷² Vgl. ebd., 4.

⁷³ Vgl. ebd. Zur Rezeption der Antike im Nationalsozialismus vgl. Chapoutot 2014.

⁷⁴ Rinne 1941, 37.

schonführung“ und den Ratgeberpraktiken der Weimarer Republik in die NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ transferiert wurde. Dies wurde bereits bei Giese und C.H. Huter gezeigt. Als Beispiel für einen Ratgeber, der diese Wissenspraktiken bereits 1931 verband, sei Adolf Friedrichs Schrift „Über Menschenführung. Der wahre Führer wirkt nicht durch krampfhaftige Willensanstrengung, sondern durch kraftvolles Ausstrahlen der Persönlichkeit“ genannt.⁷⁵

Im Kapitel „Sei froh“ verschränkt Rinne die NS-Arbeitsideologie „Kraft durch Freude“ mit den arbeitspsychologischen Metaphern von „Rhythmus“ und „Arbeit“, wie gesehen bei Gieses Untersuchung der „Girllkultur“. Rinne beschreibt dieses Gefühlserlebnis aus der wissenshistorischen Tradition esoterischer Energie- und post-nietzscheanischer „Willenskraft“-Lehren heraus in Form eines Versprechens auf ein musikästhetisch vergleichbares, körperpolitisches Glückserlebnis:

„Das Leben ist Mannigfaltigkeit und Fülle, in seinem Schwung und seiner Kraft, in seinem unbändigen Rhythmus und seiner jauchzenden Freude [...] *Und an jedem neuen Tag sprich beim Erwachen: ‚Ich werde heute froh sein!‘ Sag’s zeh-, sag’s zwanzigmal mit der Inbrunst eines Gebets und mit dem Wissen der Erfüllung. [...]* Damit transportierst du dein Leben aus trübem Moll in strahlendes Dur.“⁷⁶

In den Schlusskapiteln relativiert der Ratgeberautor Rinne, wie schon Baerwald und C.H. Huter, die menschliche „Glücksmöglichkeit“⁷⁷: „*Doch dieses geistige Glück der Selbsterziehung, der Selbstverantwortung und der Selbstveredelung ist nicht unser Glück.*“⁷⁸ Wessen „Glück“ sei es dann? Die Antwort sollte, angesichts der Analysebeispiele zur Politik der ‚Glückskulturen‘, nicht länger überraschen: „*Das beseelte Glück der Kameradschaft, das beseelte Glück der Dienstbereitschaft und des Dieners ist jedes Opfers wert.*“⁷⁹ Die Arbeit an der eigenen „Persönlichkeit“ sei zentral, um das „Glück der Dienstbereitschaft“ zu erlangen, wie schon bei C.H. Huter gesehen. Mit dieser Polemik einer autosuggestiven und selbstdisziplinaren Persönlichkeitsschulung, mit Verzicht auf individuelles „Glück“ und ein langes, friedvolles Leben fernab des Krieges, glaubte der Ratgeberautor Rinne die vorherigen Leitsätze legitimieren zu können.

Im Schlusskapitel ergänzt er seine Ratschläge mit der moralischen Frage nach einem ‚guten‘ Leben. Indem Rinne die Tugendhaftigkeit eines Menschen hervor-

75 Für diesen Hinweis danke ich Wim Peeters.

76 Rinne 1941, 7f.

77 Vgl. ebd., 41.

78 Vgl. ebd., 43.

79 Vgl. ebd., 45.

hebt, die er in der ‚Rolle‘ des ‚Helfer[s]‘ und ‚Führer[s]‘ anderer ‚Volksgenossen‘ definiert, glaubte er, die ‚rassenmoralische‘ ‚Opferbereitschaft‘ für die ‚Volksgemeinschaft‘ im aktuellen Kriegsgeschehen rechtfertigen zu können. Diese ‚Ritterpflicht‘ als ‚höchste[...] Stufe des Glücks‘ preist Rinne in überschwänglichen, romantizistischen Naturmetaphern, welche die gegenwärtige Kriegskatastrophe symbolistisch verklärten.⁸⁰

Anhand Rinnes Ratgeber ließ sich exemplarisch aufzeigen, wie arbeitspsychologische und esoterische Wissensdiskurse über ‚Wille‘ und ‚Kraft‘ zur ‚Selbstveredelung‘ im Nationalsozialismus einen Wandel erfuhren. Als kollektives ‚Glück‘ ‚der Dienstbereitschaft‘⁸¹ an der ‚Volksgemeinschaft‘ wurden diese Wissensbestände für den deutschen Arbeitertypus seit den Aufbaujahren 1933–1939 ‚rassenideologisch‘ umgedeutet. In der Kriegspropaganda des Zweiten Weltkriegs wurde ein kollektivistisches ‚Glück der Dienstbereitschaft‘ für den Soldatentypus als ‚opferbereite‘ Durchhalteparole zur militärstrategischen und selbstdisziplinarischen ‚Selbstbemeisterung‘ instrumentalisiert.

Abschließend seien als Beispiel für einen praktischen Anwendungsbereich der ‚Führungs-Psychologie‘ die Abhandlungen zur ‚Wehrpsychologie‘ genannt, die vom ‚Psychologischen Laboratorium des Reichskriegsministeriums‘ in Berlin herausgegeben wurden.⁸² Im Vorwort des Sammelbandes erläutern Oberregierungsrat und Leiter der ‚Wehrpsychologie‘ Max Simoneit (1896–1962)⁸³ und Oberst Hans von Voß (1875–1966), 1939–1942 Leiter des Laboratoriums, das Anwendungsfeld der ‚Wehrpsychologie‘, indem sie den theoretischen und methodischen Wissenstransfer aus der Arbeitspsychologie offenlegen:

„Der Aufbau der Wehrmacht hat auch erneuten Aufschwung der Wehrmachtpsychologie gebracht. [...] Soziologische Psychologie der soldatischen Arbeit und der Arbeitsmittel, charakterologische Psychologie der Menschengruppe, Psychologie der Ausbildung und Erziehung, Psychologie der Propaganda und Völkerpsychologie, Psychologie des Kampfes und der Kriegsführung gehören als Einzeldisziplinen zum System der Wehrmachtpsychologie.“⁸⁴

Die anschließende Verteidigung der empirischen *Evidenz* der psychotechnischen ‚Wehrpsychologie‘ im Vergleich zur gescheiterten psychotechnischen Arbeits-

⁸⁰ Vgl. ebd., 46. Zur Rezeption der deutschen Romantik im Nationalsozialismus vgl. Klausnitzer 1999.

⁸¹ Vgl. ebd., 48.

⁸² Vgl. Psychologisches Laboratorium des Reichskriegsministeriums Berlin 1936. Zur ‚Wehrmachtpsychologie‘ vgl. Flik 1989, Wolfradt, Billmann-Mahecha und Stock 2017.

⁸³ Zu seinen Werken vgl. u. a. Simoneit 1933, Simoneit 1943.

⁸⁴ Voß und Simoneit 1936, 3 [Werbebrochure zur Publikation].

psychologie in den Betrieben der Weimarer Republik ist von wissenshistorischer Relevanz.⁸⁵ Ähnlich ihren Vorgänger*innen sahen sich auch die Wehrmachtpsycholog*innen zunehmend in einem wissenschaftlichen Legitimationsstreit, den sie schlussendlich verloren. 1942 wurde die „Wehrmachtpsychologie“, die sich vor allem auf die psychotechnische Auswahl, Beratung und das Training von Offizieren konzentrierte, offiziell aufgelöst.⁸⁶

12.4 Fazit

Das interdisziplinäre Glückswissen der Arbeitspsychologie, Betriebssoziologie, Charakterologie und metaphysischen Physiognomik über einen charakterologischen Erfolgstypus aus der Zeit der Weimarer Republik erfuhr im Übergang zum totalitären NS-Regime eine arbeitspsychologische Umdeutung. Das nationalsozialistische, autoritäre und rassistische „Führerprinzip“⁸⁷ kannte unterschiedliche Anwendungsbereiche. In den verschiedenen NS-Parteioorganisationen reichte dies von der Bestimmung geeigneter „Gauleiter“, „Bund-deutscher-Mädel“-Führerinnen oder „Hitler-Jugend“-Führer bis hin zur Ernennung von Funktionären der „Waffen-SS“ und Offizieren der „Wehrmacht“.⁸⁸ Der Jurist Hans Bernhard Brause (1908 – 1977) verfasste beispielsweise 1940 „Die Führungsordnung des deutschen Volkes. Grundlagen einer Führungslehre“ für die „arischen“ „Volksgenossen“⁸⁹.

Im folgenden Kapitel 13 soll aus einer geschlechterhistorischen Perspektive der arbeitspsychologische Anwendungsbereich eines stereotypisierten Erfolgstypus anhand der autobiografischen Erfahrungsberichte junger Menschen aus dem „NS-Arbeitsdienst“ untersucht werden.

⁸⁵ Ebd.

⁸⁶ Vgl. Flik 1989.

⁸⁷ Zum Begriff vgl. u. a. Kershaw 1998.

⁸⁸ Zur Doppelrolle des Soldaten und „Volksgenossen“ vgl. Frevert 2001. Zu Frauen im NS-Regime vgl. Frevert 1989, Steinbacher 2007, Kramer 2011.

⁸⁹ Vgl. Brause 1940. Vgl. auch Brause 1937.

13 „Hurra wir zwingen das Glück“: Autobiografische Erlebnisberichte junger Erwachsener aus dem „NS-Arbeitsdienst“

Um möglichst vielfältige Subjektivierungsdiskurse zur Analyse einer Politik der ‚Glückskulturen‘ untersuchen zu können, ist es wichtig, neben hegemonialen Diskursen (*top down*) auch Einzelstimmen von Zeitzeug*innen (*bottom up*) aus dem nationalsozialistischen Alltagsleben zu Wort kommen zu lassen. Aus diesem Grund werden im vorliegenden Kapitel exemplarisch die autobiografischen Erlebnisberichte von Lisa Tasche und Gustav Faber aus dem freiwilligen „NS-Arbeitsdienst“ untersucht.¹ Die Analyse kann aufzeigen, wie Autor*innen von autobiografischen Erlebnisberichten im Rahmen der NS-Arbeitspolitik emotionspolitische Erziehungsaufgaben übernahmen. Ähnlich den Glücksratgeberautor*innen deuteten die jungen Autor*innen die individuelle und leistungsorientierte Selbstoptimierungskultur der Weimarer Republik im Sinne der „rassenhygienischen“ Arbeitsmoral um und entwarfen das Ideal einer Politik der nationalsozialistischen ‚Glückskulturen‘. Begriffe wie „Glück“, „Freude“, „Kraft“, „Wille“, „Leistung“, „Arbeit“, „Ehre“, „Vertrauen“, „Opfer“, „Dienst“ und „sittliche[r] Ernst“² wurden zu Schlagwörtern ihrer subjektiven Beschreibungen der nationalsozialistischen Lebensführung. Die Autobiograf*innen bewarben das Leben im „NS-Arbeitsdienstlager“ als einen emotionspolitischen Erlebnisraum, in welchem individuelle Selbsterziehungspraktiken die Entfaltung einer „Kraft durch Freude“ bewirken könnten. Sie versprachen zudem ihrer Leserschaft, bzw. den „Kameradinnen“ und „Werksoldaten“³, soziale Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der „Volksgemeinschaft“, wie es sie in der kapitalistisch-bürgerlich dominierten Weltanschauung der Weimarer Republik niemals gegeben hätte.⁴ Die jungen Autor*innen richteten sich folglich in erster Linie an ein gleichaltriges Zielpublikum von 16- bis 25-Jährigen, die am Anfang ihrer beruflichen Laufbahn standen. Von ihrer *freiwilligen* Partizipation hing in den ersten Aufbaujahren die längerfristige Legitimation und Stabilisierung der „NS-Volksgemeinschaft“ ab. Sie verkörperten (wortwörtlich) die Zukunft der „rassenreinen“ NS-Gesellschafts-utopie, sofern sich die jungen Menschen *autosuggestiv* von der moralischen Rechtschaffenheit der NS-Arbeitsmoral *selbst* überzeugten.

1 Vgl. Tasche 1935, vgl. Faber 1934.

2 Vgl. Faber 1934, [Klappentext].

3 Ebd., 143.

4 Mehr zur Frage „Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus?“ vgl. Frei 2018.

Für den freiwilligen Einsatz im „NS-Arbeitsdienst“ warben die jungen Autor*innen nicht vorrangig mit einer aggressiv-repressiven oder antisemitischen Propagandastrategie. Ihre Erlebnisberichte beschreiben in erster Linie *affirmative Gefühle*. Zentrales Element ihrer Berichte ist die individuelle Wahrnehmung ihrer psychisch und physisch wahrgenommenen *Glückserfahrungen im „NS-Arbeitsdienst“*. Diese Glücksgefühle glaubten Tasche und Faber während der Ausübung von Hof- und Heimarbeit oder bei Bau- und Handwerksarbeiten als sinnstiftendes *Gemeinschaftserlebnis* verspürt zu haben. Die angeblich authentisch aus dem Leben der jungen Erwachsenen gegriffenen Erfahrungen sollten die Leserschaft von der *Wahrhaftigkeit ihrer Gefühle* und der *moralischen Rechtschaffenheit ihres Handelns* überzeugen.

Was war der emotionspolitische Zweck ihrer Berichte? Das übergeordnete Ziel dieser Publikationen war eine *emotionspolitische Mobilisierung*. In wissenshistorischer Kontinuität zur Ratgeberpraktik musste die ideologisch noch unentschlossene Leserschaft von der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ restlos überzeugt werden. *Selbstdisziplinarische* Handlungsweisen und *autosuggestive* Willenspraktiken, die von den Autobiograf*innen ausführlich beschrieben wurden, sollten die ideologisch überhöhten *Glückspraktiken* für die Leser*innen nachvollziehbar machen und sie zur Nachahmung anregen. Passend lautete der Titel des Erlebnisromans von Lisa Tasche „Hurra wir zwingen das Glück“.

Die folgende Untersuchung will in einem Vergleich die unterschiedlichen Geschlechterperspektiven der Autor*innen auf den jeweils weiblichen oder männlichen Einsatz im freiwilligen „NS-Arbeitsdienst“ analysieren. Dabei sollen Gemeinsamkeiten und Unterschiede ihrer emotionspolitischen Erfahrungen im vom NS-Regime geschlechterstereotypisierten „NS-Arbeitsdienst“ herausgearbeitet werden. Die übergeordnete Frage lautet: Mit welchem arbeitspsychologischen Glückswissen, welchen sprachlichen Mitteln, Metaphern, Semantiken, Erfahrungen, Begegnungen und Gefühlsbeschreibungen versuchten die jungen Autor*innen, die Leserschaft von ihren Glückserlebnissen im „NS-Arbeitsdienst“ zu überzeugen?

Für eine kritische Quellenanalyse von autobiografischen Erlebnisberichten aus der NS-Zeit muss zunächst der historische Entstehungskontext dieser Publikationen berücksichtigt werden. Gefragt wird, unter welchen *rechtlichen, ökonomischen* und *publizistischen* Rahmenbedingungen die Erlebnisromane 1934 und 1935 veröffentlicht wurden.

13.1 Der „Verlag für Kulturpolitik“ und die NS-Literaturpolitik einer „volkschaften Dichtung“

Seit 1933 waren der deutsche Buchhandel und das Verlagswesen „gleichgeschaltet“. Der Erlass der „Reichskulturkammergesetze“ im Herbst 1933 hatte für die Kultur- und Wirtschaftsbetriebe weitreichende Folgen. Rund 100 Verlage wurden allein 1933 verboten, „arisiert“ oder geschlossen. Jüdische Unternehmer*innen oder Verlagshäuser, die Literatur mit religiösen, sozialistischen oder allgemein „staatsfeindlichen“ Inhalten vertrieben, wurden zur Schließung oder Emigration gezwungen.⁵

Die Erlebnisberichte von Lisa Tasche und Gustav Faber sind 1934 und 1935 im Berliner „Verlag für Kulturpolitik“ erschienen. Dieser Verlag unterstand zu diesem Zeitpunkt laut Handelsregisterakte Nr. 57699 *offiziell* nicht der NSDAP, obschon der Verlagsname darauf schließen lassen könnte.⁶ Der „Verlag für Kulturpolitik“ war am 18. Dezember 1928 als GmbH vom Geschäftsführer Karl Friedrich Nowak (1882–1932), einem österreichischen Schriftsteller und Journalisten, gegründet worden. Der Verlag hatte sich auf die Veröffentlichung der Memoiren von Militäranghörigen und politischen Machthabern spezialisiert.⁷ Nach seinem Tod am 17. Dezember 1932 übernahm seine Frau, Thea Nowak, eine Verlegerin und Übersetzerin, die Geschäftsleitung. Seit Dezember 1933 war der Theaterintendant Willy Stuhlfeld (1879–?) der Geschäftsführer des „Verlags für Kulturpolitik“.⁸ Nach einigen Wechseln in der Geschäftsleitung kaufte Otto Schaffer, „Mitglied der Reichsschrifttumskammer und der Reichskulturkammer“, dem damaligen Geschäftsführer Karl Robert Leopold Hoese das Verlagshaus inklusive aller „Verlagsrechte[...], Buchwerte[...]" und Inventarien für 85.000.– RM ab. Zu diesem Zeitpunkt umfasste das Verlagsprogramm neben der „Herausgabe von Romanen (Unterhaltungslektüre)" auch Biografien historischer Persönlichkeiten. Der Buchvertrieb wurde über die Firma Fleischer in Leipzig und Neumann/Bentzel in Berlin abgewickelt. Der Umsatz betrug 1938 über 100.000.– RM.⁹ Mit Blick auf die

5 Vgl. Saur 2013, 7. Mehr zur NS-Literaturpolitik und Literatur im Nationalsozialismus vgl. Wulf 1983, Paucker 1984, Kamenetsky 1986, Ketelsen 1994, Hartung 2001, Graeb-Könneker 2001, Tavernaro 2004, Barbian 1995, Barbian 2008, Barbian 2013.

6 Vgl. A Rep. 342–02 Amtsgericht Charlottenburg – Handelsregister, Nr. 57699, Verlag für Kulturpolitik GmbH, 1928–1939, Landesarchiv Berlin.

7 Nowaks Publikationen vgl. u. a. Nowak 1926.

8 Vgl. A Rep. 342–02 Amtsgericht Charlottenburg – Handelsregister, Nr. 57699, Verlag für Kulturpolitik G.m.b.H., 1928–1939, Landesarchiv Berlin. Zu Nowak vgl. Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung 1976. Vgl. Stuhlfeld 1940.

9 Vgl. Schreiben an das Amtsgericht Charlottenburg betrifft: „Verlag für Kulturpolitik Otto Schaffer (Uebernahme des Verlages für Kulturpolitik G.m.b.H.), Berlin, 12.05.1939, unterzeichnet

im Katalog der „Deutschen Nationalbibliothek“ aufgeführten Veröffentlichungen führte Schaffer den Verlag in thematischer Nähe zu Karl Friedrich Nowaks publizistischem Konzept weiter.

Angesichts dieser Kontinuität des Verlagsprogramms seit 1928 stellt sich die Frage, welche machtpolitischen Mechanismen die NSDAP auf die deutsche Verlagslandschaft ausübte. Alle Verlage wurden strengstens kontrolliert. Viele Publikationen erhielten weder Veröffentlichungsgenehmigungen noch Papierzulieferungen. Wurden 1932 noch über 32.000 Titel publiziert, sank die Zahl 1934 auf 24.000 Neuerscheinungen. Der „Verlag für Kulturpolitik“ gehörte zu der großen Zahl an Verlagen (z. B. R. Piper Verlag, Metzler Verlag, Kohlhammer Verlag), die sich mehr oder weniger der „Gleichschaltung“ anpasste, indem sie 30–50% „Naziliteratur“ neben 50–70% für das Regime unproblematische Literatur veröffentlichte.¹⁰

Seit 1934 publizierte die „Zeitschrift für Leihbüchereien“ als ideologisches Lenkungsinstrument die von Goebbels' „Reichsschrifttumskammer“ zusammengestellte „Grundliste für die Leihbüchereien“.¹¹ Auf dieser Grundlage sollten die „Säuberungen“ der Buchbestände der Bibliotheken erfolgen und Ankäufe auf die propagandistische Infiltration der Leserschaft ausgerichtet werden. 1936 erschien die „Erste Grundliste für den deutschen Leihbuchhandel“, die fortan jährlich bis 1943 in der Zeitschrift „Das Buch ein Schwert des Geistes“ erschien.¹² Die Zeitschrift betonte neben Theater, Film und Rundfunk die kulturpolitische Bedeutung der *Literatur* zur Unterhaltung, Zerstreung und Erbauung der *Moral* der kriegsmüden Soldaten an der Front und der kriegsgebeutelten Bevölkerung an der „Heimatfront“.¹³

Im Rahmen der NS-Literaturpolitik wurde eine nationalsozialistische Belletristik gefördert. Besonderen Wert legte die NS-Literaturtheorie auf die sogenannte „Volksliteratur“, wie sie der Verleger und „Leiter des Lektorats der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums“ Hellmuth Langenbucher (1905–1980) (NSDAP-Mitglied seit 1929) wirkungsmächtig in seinem rassistischen und antisemitischen Kanon „Volkshafte Dichtung der Zeit“ (1933) entwarf.¹⁴ „Deutsche“ Schriftsteller sollten im Nationalsozialismus aus einer „völkischen“

„i.A. Grasshoff“, A Rep. 342–01 Amtsgericht Charlottenburg – Handelsregister, Nr. 44718, Verlag für Kulturpolitik Otto Schaffer, 1939–1941, Landesarchiv Berlin.

¹⁰ Vgl. Saur 2013, 8–15.

¹¹ Vgl. Adam 2010, 33.

¹² Vgl. Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, Abteilung Schrifttum 1940.

¹³ Vgl. Adam 2010, 28f.

¹⁴ Vgl. Langenbucher 1933. Zur Förderung der „volkschaften Dichtung“ vgl. Barbian 2015b, 197–204.

Weltanschauung das „wirkliche[...] deutsche[...] Schicksal[...]“ sowie das „Schicksal ihres Volkes“, „des deutschen Lebens und deutschen Wesens“ literarisch darstellen.¹⁵ Der NS-Literaturpolitik zufolge sollten die „Volksgenossen“ eigenhändig den Schreibstift ergreifen und ihre Eindrücke und Erlebnisse in Romanen und Dramen aus einer nationalsozialistischen „Weltanschauung“ heraus beschreiben. Einige Protagonisten, wie der Erfolgsautor Hans Zöberlein (1895–1964), die während der Weimarer Republik erfolglos gewesen waren, konnten sich nach der „arisierten“ „Gleichschaltung“ zu Publizisten mausern.¹⁶ Eine Folge der autodidaktischen NS-Literaturpolitik waren Abstriche in der literarischen Qualität. Mit Blick auf die von Christian Adam zusammengestellte Bestsellerliste 1933–1945 wird deutlich, dass bei der Leserschaft eine zu aggressiv auftretende „rasenideologische“ „Blut-und-Boden“-Literatur viel weniger Anklang fand, als es sich Goebbels von seiner NS-Literaturpolitik erhofft hatte.¹⁷

Mit dieser kurzen historischen Kontextualisierung des Verlagswesens im Nationalsozialismus und der NS-Literaturpolitik einer „völkischen Dichtung“ stellt sich die Frage, welchem Genre die Erlebnisberichte von Lisa Tasche und Gustav Faber zuzuordnen sind. Um diese Frage beantworten zu können, wird, unter Berücksichtigung der oben zitierten Fragestellungen und Thesen, eine vergleichende Inhaltsanalyse der Erlebnisberichte vorgenommen.

13.2 „Hurra wir zwingen das Glück“: Lisa Tasches Erlebnisse im „weiblichen Arbeitsdienst“

Lisa Tasches Erlebnisroman „Hurra wir zwingen das Glück. Erlebnisse – Gestalten – Bilder aus dem weiblichen Arbeitsdienst“ schildert ihre autobiografischen Erfahrungen im „NS-Arbeitsdienst“ während eines Jahres, zwischen Herbst 1933 und 1934 (Abb. 8).¹⁸ Die Autorin entschied sich für den *Erlebnisroman*, der „persönliches Erleben verarbeitet und objektiviert“,¹⁹ als literarische Textgattung. In der „Erzählform“ der dritten Person lässt die Autobiografin ihre Erlebnisse einerseits aus der „Figurenrede“ als „direkte“ oder „indirekte Rede“, als „innere[n] Monolog“ oder als „erlebte Rede“ in Form eines „Gedankenberichts“ aus der „Innensicht“ der Hauptfigur schildern.²⁰ Andererseits werden die Ereignisse von

¹⁵ Vgl. Langenbucher 1933, 10 f.

¹⁶ Vgl. Adam 2010, 50.

¹⁷ Vgl. Adam 2010, 49 f. Zur „Blut-und-Boden“-Literatur vgl. Adam 2010, 271–292.

¹⁸ Vgl. Tasche 1935.

¹⁹ Vgl. Art. Erlebnisroman 2017.

²⁰ Vgl. Nünning 2013, 188.

einer „auktorialen Erzählerin“ wiedergegeben. Ihre „Erzählperspektive“ deckt sich mit dem Erfahrungshorizont der Hauptfigur. Die Narration nimmt keine Sprünge in der Erzählzeit, weder Wechsel in der Erzählperspektive noch Rückblenden vor. Die „Erzählsituation“²¹ ist insgesamt distanziert und überblickt von einer „Außensicht“ die psychologische Entwicklung der Hauptfigur. Auf diese Weise werden, mit Ausnahme vereinzelter Vorausdeutungen, kaum dramaturgische Spannungsbögen aufgebaut. Die auktoriale Erzählerin beschreibt, kommentiert und reflektiert lediglich die Ereignisse, Gefühle und wirkungsästhetischen Wahrnehmungen der Hauptfigur und einzelner Nebenfiguren. Auf diese Weise führt sie die Leserschaft durch die relativ vorhersehbare „Handlung“.²²

Im Klappentext bewirbt der Verlag den Erlebnisroman schwärmerisch mit den Worten:

„Lisa Tasche, die junge Verfasserin dieses Buches, berichtet über den weiblichen Arbeitsdienst. Mit packender Ursprünglichkeit und psychologischer Feinheit bringt sie gerade dem vorurteilvollen Leser die erzieherische Notwendigkeit des deutschen nationalsozialistischen Frauen-Arbeitsdienstes nahe. Die Verfasserin sagt: Nicht die Vollendung, sondern der Anfang zu der Vollendung braucht die Begeisterung. Diese Begeisterung wird jeder empfinden, der das Buch gelesen hat, das Buch ‚Nationalsozialistischer Tat‘.“²³

Aus diesem Klappentext lässt sich die vom Verlag erhoffte emotionspolitische Wirkungsmacht erschließen. Der Verlag betont, dass die junge Autorin ein psychopolitisches Feingefühl besäße, mit dem sie der Leserschaft ihre Erlebnisse authentisch vermitteln könne. Darüber hinaus erfülle die Autorin den unterschwellig an sie gerichteten Auftrag, selbst Skeptiker*innen, die es noch zu überzeugen galt, die „erzieherische Notwendigkeit des deutschen nationalsozialistischen Frauen-Arbeitsdienstes“ vor Augen zu führen.²⁴ Der Verlag stellt den Erlebnisroman in eine unmittelbare Beziehung zur „rassenhygienischen“ Erziehungsideologie des NS-Regimes. Die Autobiografin wird vom Verlag, in Referenz an die totalitäre NS-Einheitsstaatideologie, in einer *Doppelrolle* aus opferbereiter Dienerin und erzieherischer Führerin ihrer Mitmenschen *instrumentalisiert*. Gleichzeitig ist Lisa Tasche die *Autorin* des ideologischen Erlebnisromans. Als *freiwillige Arbeitskraft* im „NS-Arbeitsdienst“ beteiligt sich die junge Frau *eigenhändig* am Aufbau des NS-Regimes.

Als *Autobiografin* nimmt sie eine *autonome Funktion* in der propagandistischen Verbreitung der NS-Arbeitsideologie wahr. Zudem bietet sich die *Privat-*

²¹ Vgl. Wolf 2013, 186.

²² Zur Erzähltheorie vgl. Nünning 2013.

²³ Tasche 1935, Klappentext.

²⁴ Vgl. ebd.



Abb. 8: Lisa Tasche, „Hurra wir zwingen das Glück. Erlebnisse – Gestalten – Bilder aus dem weiblichen Arbeitsdienst“, 1935

person Lisa Tasche mit der Veröffentlichung ihres fotografischen Profilbilds als „rassenstereotypisierte“ *Werbeträgerin* für den Einsatz im „weiblichen Arbeitsdienst“ an (Abb. 9). Darüber hinaus dient die Illustration der Autobiografie zur Authentifizierung der Autorenschaft des Erlebnisberichts gegenüber der Leserschaft.

An Lisa Tasche zeigt sich exemplarisch, welche Bedeutung und Funktion junge Frauen in ihrer Doppelrolle als staatsideologische Dienerinnen *und* Führerinnen in der nationalsozialistischen Aufbauphase *freiwillig* ergriffen hatten. Dieser Befund steht entgegen der längst überholten Forschungsmeinung, Frauen



Abb. 9: Lisa Tasche, „Hurra wir zwingen das Glück. Erlebnisse – Gestalten – Bilder aus dem weiblichen Arbeitsdienst“, [Buchrückseite], 1935

hätten im NS-Regime aufgrund der patriarchal-hierarchisch strukturierten Gesellschaftsordnung als „rassenhygienische“ Mütter eine *lediglich marginale* Bedeutung besessen.²⁵ Lisa Tasche war folglich kein Opfer des NS-Regimes, sondern

²⁵ Vgl. Frauen. In: Wildt 2008, 98–101, 98f. Zum Forschungsstand ‚Frauen im Nationalsozialismus‘ vgl. u. a. Frevert 1989, Owings 1993, Nienhaus 1995, Kundrus 1995, Heinsohn 1997, Manns 1997, Fontaine 2003, Kompisch 2008, Kompisch 2008, Krauss 2008, Frietsch und Herkommer 2009, Kramer 2011, Kramer 2014.

eine aus ihrer *individuellen, leistungsorientierten, selbstdisziplinarischen* und *autosuggestiven Motivation heraus handelnde Akteurin*. In der selbstgewählten ‚Rolle‘ einer jungen „Volksgenossin“ entsprach Tasche dem geschlechterstereotypisierten NS-Frauentypus. Bereits im Herbst 1933 richtete sie bereitwillig ihre Lebensführung nach der Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ aus. Die „Volksgenossin“ suchte und fand ihre Aufgabe im ‚neuen‘ Gesellschaftssystem (wie so viele junge Arbeitslose jener Zeit) in der *Errichtung* und *Stabilisierung* des NS-Regimes im „NS-Arbeitsdienst“ als vorläufige Alternative zur beruflichen Vollbeschäftigung.

Tasches ideologische Doppelrolle als *exklusiv-individuelle* und *integrativ-kollektivistische* Fürsprecherin eines nationalsozialistischen Glückswissens zeigt im Vergleich zur arbeitspsychologischen Forschung und zu den Anleitungen zur „rassenhygienischen“ und leistungsorientierten Lebensführung in der NS-Ratgeberliteratur eine *ambivalente Kontinuität* einer affirmativen Gefühlspolitik für junge Arbeitslose und Stellensuchende.²⁶

Tasches autobiografische Romanfigur heißt Christine Wendel. Sie entspricht der NS-idealtypischen Erscheinung einer „Arierin“: „Christine ist ein großes, blondes, kräftiges Mädels mit zwei blauen blanken Augen, die wie Kieselsteine blitzen.“²⁷ Im Herbst 1933 fährt Christine in großer Vorfreude mit dem Zug aus ihrer Heimat in Lindau am Bodensee in das ihr unbekannte „Potsdam bei Berlin“.²⁸ Dort soll die 23-jährige Frau für 13 Wochen ihren Dienst verrichten. Vom nationalsozialistischen Gemeinschaftserlebnis ergriffen, beantragt Christine eine Verlängerung und bleibt insgesamt ein Jahr im „NS-Arbeitsdienst“.²⁹

Welche emotionspolitischen Strategien und Mechanismen scheinen Christine von der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ überzeugen zu können? Die junge Frau ist fasziniert vom emotionspolitischen „Band“, das sich ideologisch immer enger um die einzelnen „Kameradinnen“ lege, je länger sie in dieser von der Außenwelt abgeschirmten, totalitären „Gemeinschaft“ lebten: „[...] ein Band, das durch das ganze Volk laufen wird, um die Idee des Nationalsozialismus weiterzutragen.“³⁰ Insbesondere im „Arbeitsdienstlager“ auf dem *Land* nähmen sich die

²⁶ Auch bei Faber ist zu lesen: „...Arbeitslos. –“ sprach der gelernte Tischler und Arbeitskamerad im Erlebnisroman von Faber, „Das waren wir schließlich ja alle, bevor wir hier wieder Arbeit fanden [...]“. Vgl. Faber 1934, 52.

²⁷ Vgl. Tasche 1935, 7.

²⁸ Zur authentischen Beglaubigung des autobiografischen Berichts druckte der Verlag unter Namensänderung auf „Christine Wendel“ den offiziellen „Zulassungs-Bescheid“ ab. Vgl. Tasche 1935, 184.

²⁹ Vgl. ebd., 184.

³⁰ Ebd., 184.

„Kameradinnen“ nicht nur rascher als eine „Gemeinschaft“ *wahr*, sondern *erlebten* und *fühlten* diese *intensiver* als in der ablenkungsreichen Stadtnähe zu Potsdam.³¹ Tasches sozialromantizistische Utopie einer matriarchalen Gesellschaftsordnung im Nationalsozialismus zeugt von der ambivalent (anti-)modernistischen Einstellung der Autorin gegenüber dem scheinbar ursprünglichen und moralisch ‚unverdorbenen‘ Landleben unter künstlich erzeugten vormodernen Bedingungen.³²

Wenn man Christines Bericht Glauben schenken möchte, erlebte die 23-jährige Frau während des „weiblichen Arbeitsdiensts“ die beste Zeit ihres Lebens. Das „literarische Motiv“³³ des Erlebnisromans ist die emotionspolitische Arbeitsmoral der NS-Propaganda „Kraft durch Freude“: Die wie beiläufig platzierten Beschreibungen, Kommentare und Reflexionen der auktorialen Erzählerin sollen bei den Leser*innen den Eindruck erwecken, dass der „Arbeitsdienst“ als eine harmonische, da „rassenhygienisch“ homogene, „glückliche“ Arbeitsgemeinschaft realisiert werden konnte (wie es sich Ehrenbert, Briefs und Giese in ihren sozialromantizistischen, rassistischen Vorstellungen über eine vormoderne „Werkgemeinschaft“³⁴ wohl erträumt hätten).

Sei es auf Äckern oder Feldern, in Handwerksstuben oder auf Bauernhöfen; die Erzählerin wird nicht müde, die jungen Frauen zu beschreiben, wie sie – von der überhöhten NS-Arbeitsmoral beflügelt – ihre Arbeit als singendes Kollektiv verrichten:

„Wenn Christine dieses gesunde Land, die Begeisterung dieser jungen Gemeinschaft sieht, die sich im Singen immer wieder zusammenschließt, bis sich eine einfache Kameradschaft gebildet hat, stellt sie fest, daß jeder den Arbeitsdienst selbst erleben muß, um ihn zu verstehen. Wird die Zeit des Arbeitsdiensts für die Mädels vorüber sein, kommen sie als gesunde Menschen in die Stadt zurück, treten damit aus voller Überzeugung in den unkündbaren Vertrag des nationalsozialistischen Staates.“³⁵

Die autobiografische Erzählung über Christine Weigels Werdegang im „weiblichen Arbeitsdienst“ liest sich wie eine Analogie zu den Anleitungen im Ratgeber „Der Weg ins Glück. Durch Selbstbemeisterung zur Lebensmeisterung“ von Will Rinne.³⁶ Selbst eintönigste Arbeiten werde angeblich „glücklich“ singend verrichtet.

31 Vgl. ebd., 183.

32 Zur Rezeption der deutschen Romantik im Nationalsozialismus vgl. Klausnitzer 1999.

33 Vgl. Lubkoll 2013, 542.

34 Zum Begriff vgl. u. a. Albrecht 1929. S. auch Kap. 12.

35 Tasche 1935, 172.

36 Vgl. Rinne 1941.

Um ihre erlebte Begeisterung in Worte zu fassen, verwendet die Erzählerin *emotives* (Gefühlswörter) wie „lachende, junge, frohe Gesichter“³⁷ oder die Metapher der niemals untergehenden, strahlenden „Sonne“ in Referenz zum Hakenkreuz, dem indogermanischen Sonnen- und Glückssymbol.³⁸ Die Gefühlswelt der „Kameradin“ Lucie wird exemplarisch wie folgt beschrieben:

„Lucie hat ein Gedicht gemacht. Oh welch Freude! Sie glüht innerlich, ist lauterer [sic] Stolz. [sic] – aber noch ein anderes Ereignis hat Lucie so seltsam froh gemacht. Sie ist vor vierzehn Tagen zur Gruppenführerin befördert worden. [...] Durch ihre Beförderung durch ihren schon lang gefaßten Plan ein Gedicht zu machen – dann das Gelingen des Gedichtes, eben durch all dies ist in Lucie etwas Sonniges wach geworden, das ihrem früheren Leben fremd war. Das Leben – das Leben – denkt Lucie. [...] Ja, dieses Leben! Mehr kann sie heute nicht sagen. Es genügt auch. Lucie braucht keine Worte. Läßt die Freude tief, tief in sich sinken, hält sie im Verborgenen fest, Wochen hindurch. Dann strömt sie ihr Glück erregt atmend wieder aus. Wochen hindurch. [sic] Als Überraschung hat sie es [das Gedicht] noch schnell mit der Melodie eines Marsches ausgestattet. Jetzt singen vier Mädels am Fenster, singen, singen... [sic] Rauschender Beifall, ohne Ende. ‚So‘, sagt sie, hat das strahlende Gesicht von der Welt. In diesem so liegt Lucies Zukunft im Lager beschlossen. Noch etwas hat Lucie erlebt. [...] Man sieht einen jungen hübschen Burschen jeden Mittwoch um acht Uhr unter einer Laterne gegenüber dem Lager stehen. [Ein paar Monate später] ‚Bin längst verheiratet, mit – na, weißt ja.‘ Sie lacht glücklich.“³⁹

Auf mehreren Ebenen entfaltet sich in dieser Erzählung die wirkungsmächtige Illusion einer affirmativen Gefühlspolitik: Auf der Ebene einer *individuellen* Selbstverwirklichung als „volkschafte“ Dichterin, leistungsorientierte „Gruppenführerin“ sowie „rassenhygienische“ Freundin und Ehefrau gelingt Lucie, nach dem nationalsozialistischen Selbstoptimierungsprinzip, ein sozialer Aufstieg (um den Christine sie sehr beneidet). Auf der Ebene einer *gemeinschaftsfördernden* Zusammengehörigkeitserfahrung leitet Lucie in der individuell-leistungsorientierten und zugleich gemeinschaftsstiftenden-paramilitärischen Doppelrolle als Liedermacherin und „Gruppenführerin“ ihre „Kameradinnen“ zur Gesangsaufführung an und erntet dafür Beifall und einen noch größeren Reputationsgewinn.

Das Prinzip der „rassistischen Leistungsgesellschaft“⁴⁰, als ein Erfahrungsraum von praktiziertem „Glück“, wird im „NS-Arbeitslager“ wiederholt beschrieben. *Individuelles* „Glück“ wird als *praktizierbares* „Glück“ in der Gemeinschaft in einer emotionspolitischen Wechselwirkung zum leistungsorientierten Dienst erwirkt: Einerseits auf einer *kollektiv* erfahrbaren Ebene, andererseits auf einer in-

37 Tasche 1935, 27.

38 Vgl. ebd., 276. „Sonnen“-Metapher bei Faber, vgl. Faber 1934, 91, 286.

39 Tasche 1935, 66–69.

40 Vgl. Süß 2018, 110.

dividuellen Ebene durch den sozialen Aufstieg als selbstdisziplinarisches „Glück“ der „Selbstbemeisterung“.

Tasches Erlebnisroman kann aus einer literaturhistorischen Perspektive in die Wissenskontinuität eines Erziehungsromans gestellt werden.⁴¹ Der Erziehungsroman (als Bildungsroman der Aufklärung) war in der Regel eine literarische Darstellung psychologischer Prozesse einer Hauptfigur, die im Widerstreit mit sich und ihrer Umwelt steht.⁴² Den Literaturtheorien der Aufklärung zufolge wurde anhand der Hauptfigur versucht, neben einer „einsehbaren Ordnung der Natur, die Forderung nach einer allzeit kritischen Selbständigkeit der Vernunft [...], die Möglichkeit einer progressiven Vervollkommnung des Einzelnen wie der Gesellschaft“ abzubilden.⁴³ Die Forderung der Aufklärung nach Kritikfähigkeit und einer „Selbständigkeit der Vernunft“ wird bei Tasche letztlich *nicht* eingelöst. Ihr Entwurf einer „rassenmoralischen“ Lebensführung entspringt *keinem* humanistischen Menschenbild und keiner bürgerlichen Emanzipationsbestrebung nach einem moralisch ‚guten‘ Handeln im Sinne Kants. Doch die literaturtheoretischen Ansprüche der deutschen Aufklärung, die Leser*innen durch den literarischen „Empfindungsreichtum“⁴⁴ emotional zu ergreifen und dadurch den Menschen zu einer allumfassenden Bildung und „progressiven Vervollkommnung des Einzelnen wie der Gesellschaft“⁴⁵ zu führen, war der NS-Literaturpolitik nicht fremd.⁴⁶ Die Literaturtheorien der deutschen Aufklärung verfolgten in ihrem wissenshistorischen Denkstil einer „literarischen Anthropologie“⁴⁷ ein übergeordnetes Ziel:

„Wie das aufgeklärte Lebensideal im Ganzen, so steht auch die Wahrnehmung der Funktion von Literatur ganz im Zeichen der ‚Vervollkommnung‘ des Menschen und des Erreichens größtmöglicher Glückseligkeit.“⁴⁸

41 Als ein prominentes Beispiel für einen Erziehungsroman gilt Jean-Jacques Rousseaus „Emil oder Über die Erziehung“ („Emil, ou, De l'éducation“) von 1762.

42 Zur Literatur der Aufklärung vgl. Matuschek 2015.

43 Vgl. Jacob 2013, 39.

44 Ebd., 40.

45 Vgl. ebd., 39.

46 Vgl. ebd., 41. Schiller nannte es die „ästhetische Erziehung des Menschen“ (1759). Zur NS-Theaterpolitik s. Kap. 15. Zu den Erziehungskonzepten der deutschen Aufklärung vgl. Kenklies 2015. Zur Rezeption „deutscher Klassiker“ im Nationalsozialismus vgl. u. a. Albert 1994a.

47 Der wissenshistorische Ansatz einer „literarischen Anthropologie“ zeichnete sich bereits in Johann Gottfried von Herders (1744–1803) Fragment „Über die neuere deutsche Literatur“ (1766–1767) ab und wurde später in Sulzers „Allgemeine Theorie der schönen Künste“ (1771–1774), insbesondere in den Passagen zu „Ausdruck“, „Empfindung“ und „Nachahmung“ weiter ausgeführt. Vgl. Herder 1767. Vgl. Sulzer 1994. Vgl. Jacob 2013, 40.

48 Jacob 2013, 40.

Wie unterschied sich Tasches literarische Glücksdarstellung von jener in den Literaturtheorien der Aufklärung? Der von Tasche beschriebene „Weg ins Glück“⁴⁹ ist ein *ideologischer* Weg, der ein angeblich gefühlshistorisch und anthropologisch konstruiertes „eugenisches“ „Rassegefühl“ einer vernunftorientierten Ideologiekritik voranstellt. Mit den moralischen Lehrsätzen der philosophischen Aufklärung, wie sie Gotthold Ephraim Lessing (1728–1781) in seiner Trauerspieltheorie zur Diskussion stellte, übernehme die Literatur der Aufklärung den diskursiven Wissenstransfer zwischen „theoretischer Einsicht und praktischem Handeln“, so der Literaturwissenschaftler Jacob.⁵⁰ Der nationalsozialistische Erlebnisroman Tasches ist ein Beispiel, wie diese literarische Prämisse einer aufklärerischen Wissenspraktik im machtpolitischen Kontext der nationalsozialistischen Literaturpolitik *umgedeutet* wurde. Die Ziele der Erziehungspraktik der Aufklärung mit einer „natürlichen‘ Sprache [...] ‚sinnliche Vorstellungen‘ der Literatur“ zu kreieren, die „eine ‚anschauliche‘ bzw. lebendige‘ Erkenntnis des Allgemeinen im Besonderen [...]“ erbrächten und „den praktischen Willen in besonderer Weise zur Tugend“ anreizten, wurden übernommen und ideologisch verfremdet.⁵¹ Beschreibungen einer „Empfindsamkeit“, wie sie die Literaturwissenschaft historisch für die europäische Aufklärung in den Jahren von 1740 bis 1790 verortet,⁵² findet man in Tasches nationalsozialistischem Erlebnisroman in ambivalenter Form wieder, wie das folgende Beispiel zeigt:

„Christine beobachtet unablässig das Handeln und Denken ihrer Kameradinnen, mit einer Überlegenheit, die sich, unangenehm bemerkt auf die Mädels überträgt. Sie bekommen Hemmungen, sobald Christine erscheint, selbst wenn sie manchmal ausgelassen wie ein Kind ist. Christine staunt über die natürlich-geistige Formung im Arbeitsdienst, grübelt über alles nach, sieht die Entwicklung einer Gemeinschaft ganz allmählich vorwärts gehen, verißt aber durch das Beobachten und Nachdenken, selbst Schritt zu halten. Fühlt sich oft vergessen – allein.“⁵³

Die literarische Darstellung von Christines Empfindungen⁵⁴ weist aufgrund ihrer charakterologisch ‚natürlichen‘ Autorität auf ihre Karriere als weiblicher Führungstypus im NS-Regime hin. Wie die dramaturgische Erzählstruktur Christines

49 Vgl. Rinne 1941.

50 Vgl. Jacob 2013, 41. Mehr zu Lessing s. Kap. 15.

51 Vgl. Jacob 2013, 41.

52 Zur Rezeption „deutscher Klassiker“ im Nationalsozialismus vgl. u. a. Albert 1994a. S. auch Kap. 15 zur NS-Theaterpolitik.

53 Tasche 1935, 45.

54 Zur „Empfindsamkeit“ in der Aufklärung vgl. Sauder 2015.

Weg ins „Glück“ konstruiert, lässt sich an der psychologischen Entwicklung der autobiografischen Romanfigur aufzeigen.

Zu Beginn des Romans gehört Christine selber noch zu den Ideologieskeptiker*innen. Bald nach der Ankunft wird sie in eine „große, komische Kittelschütz“ gesteckt und man bindet „ihr kurz und bündig ein Kopftuch um“. ⁵⁵ Nach dieser visuellen Transformation zwecks Entindividualisierung zeigt ihr Grete, die „Führerin“, das „Arbeitsdienstlager“. Wochenlang fühlt Christine „nur in manchen Augenblicken instinktiv, daß sie dieser Idee mit ihrer ganzen Begeisterung verfällt. Auch weiß sie noch nicht, ob sie alles bejahen oder verneinen soll.“ ⁵⁶ Christines Aufgabe im Lager besteht zunächst darin, unter strenger Aufsicht und Kontrolle stundenlange Streifarbeiten an Wirtshausstühlen zu verrichten. Nach einer Weile kommen Christine Zweifel. Sie hatte sich die „Arbeitsdienst“-Zeit anders erträumt: „[D]ie Eintönigkeit, Mauern, die leeren, unwohnlichen Räume“ wirken auf die junge Frau „dumpf“ und „schwer.“ ⁵⁷ Sowohl ihre „Tatkraft“ als auch ihr „Wille“ sind auf dem Tiefpunkt angelangt.

An dieser Stelle im Roman erhalten die Leser*innen ihre erste Lektion in der autosuggestiven und leistungsorientierten Selbsterziehungspraktik: Christine wisse zu diesem Zeitpunkt noch nicht, was „Kameradschaft“ und „Gemeinschaft“ sei, „daß zur Verwirklichung brennender Wünsche äußerster Wille gehört, der Wille zur Tat“. ⁵⁸ Folglich lautet die Losung der auktorialen Erzählerin: „Traum ist Wunsch zum Ziel – Wunsch läßt Wille und Tat entstehen.“ ⁵⁹ Christine durchläuft in wissenshistorischer Kontinuität zur arbeitspsychologischen Ratgeberpraktik einen kontinuierlichen Umerziehungsprozess, der im Rahmen der NS-Gefühlspropaganda auf die Leser*innen (selbst-)erzieherisch einwirken sollte.

Die Erzählerin lässt die Leser*innen an Christines emotionspolitischem Erkenntnisprozess als innerem Monolog unmittelbar teilhaben. Christine hadert mit sich, mit ihren Vorurteilen gegenüber den anderen, hat „Heimweh“ ⁶⁰, fühlt sich einsam und zugleich ausgestellt in Anwesenheit dieser „fremden Menschen“. ⁶¹ Ihr kommt ein erlösender Gedanke: „Gemeinschaftsmensch“ zu sein bedeute „Disziplin“ und die „Bereitschaft“, dazugehören zu wollen. „Enttäuschungen *sind* da. Jeder erlebt sie, muß sie erleben, um die Tiefen einer Gemeinschaft zu fühlen“, so schlussfolgert Christine im Sinne der leistungsorientierten NS-Selbsterziehungs-

⁵⁵ Vgl. Tasche 1935, 19.

⁵⁶ Vgl. ebd., 41.

⁵⁷ Vgl. ebd., 22.

⁵⁸ Vgl. ebd., 22.

⁵⁹ Vgl. ebd.

⁶⁰ Vgl. ebd., 27.

⁶¹ Vgl. ebd., 24.

praktik.⁶² Tasches psychopolitische Erkenntnis über ein sich im geteilten Erfahrungsschatz herausbildendes Gemeinschaftsgefühl erinnert an Mannheims wissenssoziologische Theorie über „Ideologie und Utopie“ (1929). Wie bereits gezeigt, erachtete der Wissenssoziologe gemeinschaftsstiftende Erfahrungen als ein wesentliches Element für die Ideologiebildung einer Gesellschaftsutopie.⁶³

Nach paramilitärischen Drillsporeinheiten und Marschübungen hört Christine ihren ersten NS-ideologischen Vortrag eines „Doktor Burg“ zum Thema „*Was ist Glaube?*“. Die Propagandaantwort lautet: „Rassenbewußtsein ist Empfindung – wer sie nicht hat, dem muß sie geweckt werden, denn jeder arische Mensch trägt Rassegefühl in sich, wenn auch oft nur als ungeschürten Funken“.⁶⁴ Antiklerikal und geschlechterstereotypisiert versucht Burg, die Hörer*innen davon zu überzeugen, dass „Rasse“ weder eine Ideologie noch eine Frage des Glaubens sei, wie es Religionen fälschlicherweise lehrten. „Rasse“ sei eine „Empfindung“, die in jeder „Volksgenossin“ geweckt werden könne.⁶⁵ Dieser antiklerikale Erweckungsgedanke einer „rassenhygienischen“ Gefühlspolitik entfaltet in den nächsten Tagen in Christine eine emotionspolitische Wirkungsmacht. Ein erstes ideologisch auslösendes Gefühlsmoment wird Christines Beobachtung des kollektiven Gesangs der „Kameradinnen“, die am Morgen „froh an die Arbeit marschieren“.⁶⁶

13.3 Gemeinschaftsgesang als arbeitspsychologische Körperpraktik einer kollektiven Glückserfahrung

Das musikästhetisch wahrnehmbare Glückserlebnis dringt tief in Christines Psyche ein und weckt in ihr die Sehnsucht nach Zugehörigkeit:

„Dieses Singen ist unbeschreiblich, aufleuchtend hell, es ruft, drängt zu der Verbundenheit einer Gemeinschaft. Nimmt ihr [Christine] plötzlich alle Fremdheit.“⁶⁷

Der *Gemeinschaftsgesang* wird bei Tasche als zentrales musikästhetisches Instrument eingesetzt, um eine wirkungsmächtige Illusion eines psychopolitischen Erfahrungsraums zu schaffen, wie folgendes Beispiel zeigt.

⁶² Vgl. ebd., 24

⁶³ Vgl. Mannheim 2015.

⁶⁴ Vgl. Tasche 1935, 32.

⁶⁵ Vgl. ebd., 32f.

⁶⁶ Vgl. ebd., 40.

⁶⁷ Ebd., 40.

Zur offiziellen Einweihungsfeier des „Arbeitsdienstlagers“ wird ein Saal „mit Hakenkreuzfahnen festlich geschmückt“.⁶⁸ Eine Rednerin propagiert die Ziele und „Ideen des deutschen Frauenarbeitsdiensts“ und appelliert an die „Pflicht als Frau [...] Liebe, Wärme, Güte und Verständnis zu schaffen“.⁶⁹ Die Parole des „Arbeitsdienstes: ‚Arbeit für dein Volk adelt dich selbst‘“ leitet zu einem Lied des „weiblichen Arbeitsdiensts“ über:

„[...] Ein widrig Geschick,
Wir kämpfen und wir siegen,
Erzwingen unser Glück.
Schließt die Reihn,
Schlaget ein –
Kamerad,
Hier meine Hand,
Ich für dich, du für mich
Und fürs deutsche Vaterland.“⁷⁰

Das musikpädagogische Wissen um ein kollektives Glücksempfinden beim gemeinsam praktizierten Singen wird von der emotionspolitischen NS-Erziehungspolitik instrumentalisiert. Wolfgang Stumme, Herausgeber der „Schriften zur Musikerziehung“, erläutert in seinem „Ratgeber“ mit dem Titel „Was der Führer der Einheit vom Singen wissen muß“ (1940)⁷¹, wie sich die kollektive Körperpraktik ideologisch nutzbar machen ließe. Das Ziel der kollektiven Gesangspraktik formulierte Hitler im Vorwort von „Unser Liederbuch“ (1939), auf das sich Stumme bezieht:

„[D]ie Lieder unseres Volkes [...] werden mit Inbrunst gesungen, denn in ihnen lebt die Hoffnung und die Sehnsucht aller Deutschen. Denn Welch schönere Hymne für ein Volk kann es geben als jene, die ein Bekenntnis ist, sein Heil und sein Glück in seinem Volke zu suchen und sein Volk über alles zu stellen, was es auf dieser Erde gibt.“⁷²

In totalitärer Analogie zur „volkskundlichen *Dichtung*“⁷³ bei Langenbucher beschwört Stumme den nationalsozialistischen Kulturwert des „deutschen“ Volkslieds. Die jungen Menschen sollten von den als oberflächlich empfundenen „Schlagern“ *weg* und *hin* zu „ernsthafte[n]“ Volksliedern geführt werden. Die

⁶⁸ Vgl. ebd., 102.

⁶⁹ Vgl. ebd., 102.

⁷⁰ Ebd., 103.

⁷¹ Stumme 1940, 6.

⁷² Adolf Hitler, Vorwort aus „Unser Liederbuch“, zit. nach Stumme 1940, 21.

⁷³ Vgl. Langenbucher 1933.

Volkslieder hätten einen Jahrhunderte überdauernden Kulturwert. Das Singen dieser Lieder könne folglich eine *emotionale Bindung* zu diesem Kulturgut erwecken. Emotionspolitisch argumentiert, gewannen die Singenden dadurch „Lebenskraft“ und, wie Hitler meinte, „Heil“ und „Glück“.

Stumme entwarf zahlreiche Richtlinien, nach denen sich die „Formationsführerinnen“ als „Erzieherinnen“ der NS-Musikpädagogik zu verhalten hätten. Die charakterologische Persönlichkeit des „Formationsführers“ war dabei entscheidend für den emotionspolitischen Erfolg der Gesangspraktik. An „Heimabenden“, auf dem „Marsch“, auf „Fahrt[en]“ und im „Lager“ sei für die „Führerpersönlichkeit“⁷⁴ ausschlaggebend, dass sie eine „größt mögliche Lebendigkeit“ ausstrahle. Auf diese Weise könne es der „Führerin“ massenpsychologisch gelingen, eine emotionale Bindung *zu sich* zu entwickeln und dadurch eine Mehrheit unter den Sänger*innen *für sich* zu gewinnen. Darüber hinaus könne die „Führerin“ über dieses kollektive Verbundenheitsgefühl hinaus auch ein Gefühl der „Gemeinschaft“ unter den Sänger*innen erwecken. Die emotionspolitische Begründung des NS-Musikpädagogen lautete paramilitärisch:

„Singen ist der schönste Ausdruck unserer Lebensfreude, hier im Gleichklang der Schritte einer Lebensfreude einer marschierenden Kameradschaft. Beim Singen gibt es keine verzerrten, sondern nur frohe und heitere Gesichter [...]. Unser Singen steckt voll Freudigkeit, ist aber zuchtvoll, straff und gesund dabei. Beim Singen herrscht deshalb Disziplin wie bei den Ordnungsübungen.“⁷⁵

Stumme ist von der emotionspolitischen Wirkungsmacht des „Gemeinschafts-singen[s]“ überzeugt. Deshalb fordert er von den „Führerinnen“ einen möglichst passenden Liedtext anzustimmen: Verrichte der „Trupp“⁷⁶ kräftezehrende Arbeiten, so solle man ein Lied wählen, worin die „Kraft durch Freude“ am Arbeiten besungen würde, um deren wirkungsmächtige Illusion in der „Gemeinschaft“ zu erzeugen. Darüber hinaus sollten die Lieder *auswendig* vorgetragen werden, sodass im Sinne der NS-Gefühlspolitik nicht „mit dem Kopf“, sondern mit dem „Herzen“ gesungen würde.⁷⁷ „Das Begreifen und Erfassen des Liedinhalts bis in seine Tiefen hinein und der geschlossen-mannschaftliche und stimmlich-gesungene Klang der singenden Formation“ seien das Ziel.⁷⁸ Der Inhalt des Liedtextes, die gesungenen Worte sollten im musikalischen Verbund aus Rhythmus und

74 Stumme 1940, 6.

75 Ebd., 8f.

76 Faber 1934, 51.

77 Vgl. Stumme 1940, 7.

78 Vgl. ebd., 8.

Melodie ein synästhetisches „Gemeinschaftserlebnis“ eines kollektiven „Glücks“ erwecken und erziehungsideologisch verinnerlicht werden.⁷⁹

13.4 „Mädels, Selbsterziehung, das will der Arbeitsdienst!“: „Gemeinschaftserfahrung“ eines erzwungenen „Glücks“

Beim „weiblichen Arbeitsdienst“ handelte es sich, neben der Verrichtung von Haus- und Hofarbeiten, in erster Linie um ein emotionspolitisches Erziehungslager. Einer kritischen Leserschaft wird dies bereits nach den ersten Seiten von Tasches Erlebnisroman bewusst. In der Realität entsprach dieses Erziehungskonzept sowohl der musikpädagogischen NS-Gefühlspolitik eines Wolfgang Stumme als auch der „rassenhygienischen“ Erziehungsideologie der Inspektorin der „BDM-Führerinnenschulen“ Hella Schümann. Sie betont in ihrem Aufsatz „Unsere Schulen. Stätten der Besinnung und der Kraft“ die emotionspolitische Bedeutung der NS-Organisationen und sieht, ergänzend zur nationalsozialistischen „Wissensvermittlung“⁸⁰ in den Schulen, den „Bund deutscher Mädels“ als psychopolitischen Erlebnisort an. Hier sollte die Ideologie der „Volksgemeinschaft“ *praktiziert* und dadurch *erleb- und erfahrbar* gemacht werden:

„Während die Schule, die der Staat geschaffen hat, Wissensvermittlung ist, soll bei uns das Hauptgewicht liegen auf dem Erleben der Volksgemeinschaft und dem Wissen um unser Ziel: *der klaren Haltung auf allen Lebensgebieten*. Es ist einerlei, in welchem Teile Deutschlands unsere Schulen liegen, ob in Nord, Süd, Ost oder West, sie alle sind aus dem gleichen Geist heraus geschaffen worden, aus dem Willen zur Formung und Führung der heranwachsenden Mädchengeneration. [...] Der Wille zur Lebensbejahung, zum Einsatz für Volk und Reich, zum ständigen Bereitsein soll so tief hineingetragen werden in unsere Mädels, daß er ihnen ureigenes Gut wird.“⁸¹

„Reichsfrauenführerin“ Gertrud Scholtz-Klink (1902–1999), die 1934 „Reichsleiterin“ des „Deutschen Frauenarbeitsdiensts“ wurde, besuchte die jungen Frauen in Tasches Erlebnisroman persönlich. Diese „Erzieherinnen“ vermittelten den jungen Frauen an den sogenannten „Heimabenden“ die geschlechterstereotypisierte Bedeutung und „rassenhygienische“ Aufgabe der „deutschen Frau“ in der NS-Geburtenpolitik und dem von ihr geforderten „Willen zur Lebensbejahung

⁷⁹ Vgl. ebd., 8.

⁸⁰ Schümann 1935, 22.

⁸¹ Ebd.

zum Einsatz für Volk und Reich“, wie es bei Schümann in post-nietzscheanischer Rezeption heißt.⁸²

Das folgende Beispiel zeigt, wie die NS-Erziehungspropaganda im Wesentlichen an das arbeitsideologische Glückswissen einer leistungsorientierten und emotionspolitischen Selbsterziehungspraktik jeder einzelnen „Volksgenossin“ appellierte: Nachdem Christine neun Wochen im „Arbeitsdienstlager“ verbracht hatte, fällt nicht nur ihr, sondern auch der Lagerleiterin, „Fräulein Eickmann“, eine schleichende Ermangelung der anfänglichen „Begeisterung“ am „Arbeitsdienst“ unter den Dienstleistenden auf. Aus diesem Grund sieht sich Eickmann eines Abends gezwungen, einen eindringlichen Vortrag über die NS-ideologische „Gemeinschaftsfrage“ zu halten. Nicht zuletzt im Wissen um das baldige Ausscheiden einiger Dienstleistenden gibt sie den „Volksgenossinnen“ emotionspolitische Anweisungen, wie sie (vergleichbar mit C.H. Huters Ratgeber) durch eine selbstdisziplinarische „Selbsterkenntnis“⁸³, „Willenschulung zur Persönlichkeitskultur“⁸⁴ und „richtige Menschenbeurteilungskunst“⁸⁵ ihr „Glück“, im Sinne der „NS-Rassenmoral“, *erzwingen* müssten:

„Meine Aufgabe, mein Bestreben ist es, eine starke Gemeinschaft zu bilden. Ich habe aus vielen kleinen Beobachtungen gesehen, daß ihr euch über die Gemeinschaft noch nicht ganz klar seid. Darum habe ich euch heute Abend zusammengetrommelt. Denn schon in einigen Wochen werden die ersten Mädels den Arbeitsdienst wieder verlassen. Wozu sind wir hier im Arbeitsdienst? Weil wir den Ausgleich zwischen den Intellektuellen, den einfachen Menschen schaffen wollen und werden. Das Eine kann ohne das Andere nicht bestehen. Unter den Millionen sind nur sehr wenige Intellektuelle, um etwas wirklich Produktives im Sinne der Volksgemeinschaft hervorzubringen. Darum wollen wir uns mit dem Intellekt nicht befassen. Ihr dürft natürlich nicht moralische Wertungen durch verstandesmäßige Überlegung zu gewinnen versuchen, sondern erstrebenswert soll für euch die geistige Natürlichkeit bleiben. Das sind die Fragen, die euch unbewußt zersplittert haben. Jeder will im Recht sein [...] vergißt, daß hier im Arbeitsdienst die Gemeinschaftsfrage im Vordergrund steht. [...] Einmal müßt ihr's doch begreifen!“

Fräulein Eickmann spricht scharf, energisch, unterstreicht mit der geballten Faust jedes Wort. ‚Gemeinschaft – ist erste Forderung des Staates, Pflicht, Zweck der Jugend.‘ Die Mädchen horchen auf, straffen sich. [...]

‚Eure Begeisterung zum Arbeitsdienst kann sich nur halten, wenn ihr bewusst alle Seiten seht – euch nicht durch die Schwäche [...] beeinflussen laßt. [...] Das sind die Grundlagen zur Tatkraft einer freudigen Arbeit.‘ [...]

Fräulein Eickmann überlegt jedes Wort. Denkt daran, daß auch Sechzehn-, Siebzehnjährige unten den Mädeln sind. [...]

⁸² Vgl. ebd. 1935, 22.

⁸³ Huter 1940, 4.

⁸⁴ Ebd., 2, 56.

⁸⁵ Ebd., 4.

„Mädels, Selbsterziehung, das will der Arbeitsdienst! Dazu gehört in erster Linie die Klarheit des Selbsterkennens, das vorurteilslose gesunde starke Urteil über sich und andere – vor allen Dingen das Vertrauen. Der Gedanke der Selbsterziehung kann euch nicht früh genug nahegelegt werden, alles beginnt in dem Augenblick, in dem ihr euer erstes tiefes seelisches Erlebnis fühlt, zwischen Wollen, Können hin- und hergerissen werdet. [...] wenn ihr eurer Werte, Schwächen, Stärken bewußt seid. Da beginnt der Kampf um die sittliche Selbstbehauptung – es geht um Sein oder Nichtsein!

Das Gefühl des Opfers, das Opfer der eigenen Selbstaufgabe zum Wohle des Ganzen, die frohe Bereitwilligkeit, das freudige Offensein allen Dingen gegenüber, verbunden mit einem gesunden Selbstgefühl, das sich im natürlichen Lebenskampf offenbart, muß eine Selbstverständlichkeit werden. [...]

Das Wort *Jugend* verkörpert Freiheit – Mut – Kraft – Schönheit – Freude – Leid [...] Durch das Gefühl erlebt ihr – Erleben *ist* Leben – das Leben lehrt euch, Vernunft zu brauchen, die harmonische Bindung von echtem Gefühl und wahrer Vernunft muß euch zum Gemeinschaftsmenschen stempeln. [...]

Diese Erkenntnis richtet euren Blick nach Innen – zum Quell eures Seins. Jugend ist Optimismus, ist freudiger Entschluß, das Leben zu gewinnen; ist Blut, Mut, siegreicher Glaube. Nicht die Vollendung – der *Anfang* zu der Vollendung braucht eure Begeisterung! – Gute Nacht!“⁸⁶

In diesem propagandistischen Erziehungsvortrag macht Eickmann den jungen Frauen klar, dass der *Erfolg* der nationalsozialistischen Gesellschaftsutopie in der *Eigenverantwortung* der jungen Menschen läge. Exemplarisch steht dafür ihre Parole: „Mädels, Selbsterziehung, das will der Arbeitsdienst!“⁸⁷ Ihre autosuggestive Selbsterziehung sei die Grundlage für den massenpsychologischen Mobilisationsprozess zum Aufbau, zur Stabilisation und zum Erhalt des NS-Regimes. (Aus heutiger Sicht drängt sich die Frage auf: *Was wäre geschehen, wenn sich die jungen Erwachsenen dem Dienst dieser affirmativ propagierten Gefühlspolitik einer „rassenhygienischen“ Körperkultur verweigert hätten?*)

Wie reagierte Christine auf die „rassenhygienischen“ Vortragsreihen? Ein Anflug emotionaler Überforderung überrollt die 23-Jährige: „Christine weint in ihre Decke hinein. Die Welt ist ihr so groß geworden, daß sie es nicht mehr fassen, daß sie es niemandem sagen kann.“⁸⁸ Die totalitäre Anweisung an die Jugend, eine nationalsozialistische Selbsterziehungskultur zur emotionspolitischen Lebensführung zu erheben, wirkt auf Christine überwältigend. Insbesondere die Rhetorik der ihr übertragenen *Verantwortung* für das *Gelingen* der Gesellschaftsutopie löst in Christine den von Schümann beschriebenen, emotionspolitischen Schlüsselmoment aus:

⁸⁶ Tasche 1935, 86 – 90.

⁸⁷ Vgl. ebd., 88.

⁸⁸ Vgl. ebd., 91.

„[...] alles beginnt in dem Augenblick, in dem ihr euer erstes tiefes seelisches Erlebnis fühlt, zwischen Wollen, Können hin- und hergerissen werdet. Wenn ihr vorwärts drängt, verwirrt stillesteht [sic], euch zum ersten Male selber erlebt, wenn ihr euch eurer Werte, Schwächen, Stärken bewußt seid.“⁸⁹

Nach diesem einschneidenden emotionspolitischen Erweckungsmoment geht Christine Tag für Tag ein Stück mehr in der „gleichgeschalteten“ ‚Rolle‘ der entindividualisierten „Volksgenossin“ auf. Immer seltener äußert sie Kritik an der ideologischen Doktrin über das von den jungen Frauen geforderte „Rassenbewusstsein“ oder an der individuell aufzubringenden Selbstdisziplin zur leistungsorientierten Perfektionierung der ‚Rolle‘ und Aufgabe einer „deutschen Frau“.⁹⁰ Eine „arische“ Lebensführung, erklärte Dr. Burg in seinem Vortrag an einem „Heimabend“, gehe über das Erscheinungsbild hinsichtlich Kleidung (laut Burg *machten ‚Kleider‘ keine ‚Leute‘*), Körperkonstitution und Benehmen hinaus und schließe ein ideologisches Denken und „rassenmoralisches“ Handeln sowie „arische“ Charaktereigenschaften mit ein:

„Die Frau ist Trägerin, unbewußte Erzieherin eines gesunden Volkes. Darum kann der normale Mensch nie verstehen, warum die Frau das Rührende ihrer Mütterlichkeit durch Eitelkeit, häßliche Verjüngung verwischen will. Übertriebene Äußerlichkeit ist der deutschen Frau so wenig eigen – wird ihr auf die Dauer nie eigen sein. Die Frau besitzt noch nicht Format durch Kleidung – das mag sich auch der Mann gesagt sein lassen – Stil muß der Mensch bewahren, in allen seinen Handlungen – das zeichnet ihn als Rassenmenschen aus! Und – jeder muß sich selbst mit diesen Fragen befassen, muß selbst denken, nicht andere für sich denken lassen. Rasse ist Empfindung!!! Wach werden Mädels! In sich selber wach werden! Der Stolz eines deutschen Mädels muß sich rühren! Wir, das deutsche Volk, können durch Lösung dieser Fragen, eine große Nation gründen.“⁹¹

Die von ihr geforderte „rassenhygienische“ Lebensführung löst am Ende des *Selbsterziehungsromans* in Christine kein Unbehagen mehr am Totalitären dieser affirmativen Gefühlspolitik aus. Der emotionspolitische Weckruf „Wach werden Mädels!“ hatte in seiner wissenshistorisch paradoxen Forderung nach selbständigem Denken die Unterdrückung selbstreflektiver Subjektivität zugunsten der totalitären NS-Ideologie zur Folge.

Wie selbst die *physische* Transformation der jungen Frauen aufgrund ihrer geschlechterspezifischen Aufgaben im „Arbeitsdienst“ bei der Elterngeneration emotionspolitisch aufgenommen werden konnte, zeigt exemplarisch der Brief-

⁸⁹ Ebd., 88.

⁹⁰ Vgl. u. a. Scholtz-Klink 1936.

⁹¹ Tasche 1935, 33.

kontakt zwischen Elisabeth Gebensleben-von Alten und ihrer Tochter Irmgard Brester-Gebensleben aus Braunschweig am 17. Juli 1934, etwa zur selben Zeit, als Lisa Tasche ihren „Arbeitsdienst“ verrichtete:

„[...] Heute nachmittag [sic] war Uschi ein paar Stunden da; es war ihr freier Nachmittag. [...] Die Mädels müssen im Arbeitsdienst mächtig ran. Uschi hatte ja auch zunächst trotz reichlicher Verpflegung abgenommen; aber jetzt ist wohl schon ein Stillstand eingetreten [...]. Sie hat richtig braunrot gebrannte Arme, besonders vom vielen Waschen und Trocknen im Freien. Die Mädels waschen die ganze Wäsche aus dem Jungenslager. Uschi hat schon 14 Tage lang, jeden Tag, Waschdienst gehabt, von morgens 5 Uhr bis nachmittags 4 Uhr 14 Tage lang jeden Tag waschen. Jetzt ist Uschi für sechs Wochen lang verantwortliche Leiterin der Küche geworden. Heute hatte sie hundert Stück Grießschnitten gebacken. Da wird wirklich Arbeiten gelernt! Aber hübsch ist die Kameradschaft unter den Mädels; Uschi hatte so viele fröhliche Bildchen mitgebracht, die im Lager aufgenommen waren. [...]“⁹²

Die bewundernden Worte über die Leistung von Ursula Meyer (1912–1996)⁹³ und der Stolz über ihren Aufstieg zur „Leiterin“ überdeckten Gebensleben-von Altens Sorge um „Uschis“ Gewichtsverlust und ihren gravierenden Sonnenbrand. Entscheidend für Gebensleben-von Altens Empfindungen bei ihrer Berichterstattung sind die visuellen Zeugnisse in Form von „fröhlichen Bildchen“, die Uschi verschickte. Diese Propagandaaufnahmen, die im Auftrag des „NS-Arbeitsdiensts“ von Fotografen zahlreich hergestellt wurden, illustrieren die *massenpsychologisch* wirkungsmächtige Illusion der nationalsozialistischen Gefühlskultur „Kraft durch Freude“ für die Angehörigen und Bekannten zu Hause.

Die Familie Gebensleben⁹⁴ gehörte zu jenem Teil der deutschen Bevölkerung, welche die Machtergreifung Hitlers begeistert begrüßte und darin eine Chance für individuelle Aufstiegsmöglichkeiten und gesellschaftlichen Prestigegewinn innerhalb des bürgerlichen Milieus im Nationalsozialismus erhofften:

„Wir stehen heute noch ganz unter dem Erleben des gestrigen Tages. Immecken, war das ein Tag! Was wir erlebt haben, kann man gar nicht beschreiben. Ein solcher Jubeltag einer Nation kommt wohl ganz selten vor in der Geschichte eines Volkes; ein Tag nationaler Begeisterung, solch aufjauchzender Freude; es ist der Tag, der all das Beste und Heiligste, was im Volke steckt und das in engen Fesseln gelegt war für viele Jahre, nun frei werden ließ und das nun hinausströmt in unbegrenztem Jubel aus tiefster Dankbarkeit. [...] Eben hörte ich die lange Rede Hitlers in der *heutigen* Reichstagssitzung. Immo, ist das ein Mann! Die ganze

⁹² Elisabeth Gebensleben-von Alten an ihre Tochter Irmgard Brester-Gebensleben, Braunschweig, 19.07.1934. In: Kalshoven 1995, 237.

⁹³ Zu Ursula Meyer, vgl. Kalshoven 1995, 488.

⁹⁴ Vgl. Süß 2018, 109f.

Welt, die über die sogenannte Weltwirtschaftskrise klagt, täte gut, auf diesen Mann, der so überragend ist, zu hören!“⁹⁵

Als Anhänger der „Deutschen Christen“, eine Bewegung, die 1931 unter Mitwirkung der NSDAP entstanden war, orientierte sich die Familie Gebensleben am „Führerprinzip“ und der NS-Ideologie mit dem Ziel, eine vereinte evangelische Nationalkirche zu schaffen.⁹⁶ Im rassistischen Glauben an Hitler als ihren ideologischen „Führer“ und an ein „völkisches“ „Deutschtum“ empfanden sie in den Massenkundgebungen um den „Führer“ einen kollektiv erfahrbaren Erlebnisraum in gefühlshistorischer Kontinuität zur christlichen Religiosität, Glaubensgemeinschaft und einer messianischen Heilsbotschaft. Im Gedankengut der „rassenideologischen“ „Gleichschaltung“ verhaftet, befürwortete Frau Gebensleben-von Alten die antisemitischen Verfolgungen der Jüd*innen in einer emotionspolitischen Mischung aus „Freude“ und einem von moralischen Gewissensbissen getragenen, heuchlerischen „Mitgefühl“.⁹⁷ Dabei drückte sie *ihre tiefe Bewunderung* für die „Kraft und Überlegung“ aus, die das NS-Regime bei den Gewaltexzessen gegenüber ihren jüdischen Mitbürger*innen an den Tag lege:

„Es gehört schon unendlich Kraft und Überlegung seitens der nationalen Regierung dazu, wenn sie das Trümmerfeld wieder aufbauen will, das ihr die Sozialdemokratie überlassen hat; zunächst ist in Deutschland großes Reinemachen. [...] Es wird vor keinem Halt gemacht [...]. Die Zeit, in der wir jetzt leben, wird wohl erst von der Nachwelt gerecht beurteilt werden. Es ist Weltgeschichte, die wir erleben. Aber die Weltgeschichte geht über das Schicksal des einzelnen hinweg, und das macht diese Zeit, die so erhaben und rein ist in ihrem *Ziel*, so schwer neben der *Freude*, das Mitgefühl mit dem *Einzelschicksal*. Das gilt auch für das Schicksal der Juden, ändert aber nichts an der Beurteilung der Judenfrage als solche. Die Judenfrage ist ebenso eine Weltfrage, wie der Kommunismus, und wenn Hitler damit fertigwerden will, [...], und das Ziel erreicht ist, wird Deutschland vielleicht noch einmal beneidet werden. Die SA-Leute haben vor der Tür des Herrn M. [...] dem Boykott-Tag des Judentums gestanden. [...]“⁹⁸

Die emotionspolitische Mobilisierungswirkung, die einen der Söhne Gebensleben-von Altens ergriff, als er sich dafür entschied, der SA beizutreten, zeigt sich auch an der psychopolitischen Entwicklung der autobiografischen Romanfigur Christine.

⁹⁵ Elisabeth Gebensleben-von Alten an Irmgard Brester-Gebensleben, Braunschweig, 22.03.1933. In: Kalshoven 1995, 182–185.

⁹⁶ Zu den „Deutschen Christen“, bezogen auf die Familie Gebensleben, vgl. Kalshoven 1995, 195.

⁹⁷ Vgl. Elisabeth Gebensleben-von Alten an Irmgard Brester-Gebensleben, Braunschweig, 06.04.1933. In: Kalshoven 1995, 189.

⁹⁸ Ebd.

Christines ideologische Unterwanderung basierte in erster Linie auf der leistungsorientierten Arbeitsideologie „Kraft durch Freude“, die arbeitspsychologisch auf der „völkischen“ „Leistungsauslese“ basierte.⁹⁹ Walter Moede, Lehrstuhlinhaber an der Technischen Hochschule in Berlin, formulierte das Ziel der „Eignungsprüfung“ anlässlich des 25. Jubiläumsjahrs des „Instituts für Industrielle Psychotechnik und Arbeitstechnik“ wie folgt:

„Die *Eignung* eines Menschen soll als Inbegriff der in der Person vorhandenen Vorbedingungen für ihren erfolgreichen Einsatz in Arbeit und Beruf verstanden werden. Die Eignungsuntersuchungen psychologischer Art, die sich auf Anlage und Befähigung, auf Wesensart und Charakter, insbesondere auf Leistung und Artung des Arbeits- und Berufsträgers beziehen [...].“¹⁰⁰

Dieser totalitäre Anspruch der „Eignungsprüfung“ eines „Volksgenossen“ hing nicht allein von der „Personalpsychotechnik“¹⁰¹ ab, sondern stehe im Nationalsozialismus in einem machtpolitischen Abhängigkeitsverhältnis zu „Wirtschaft und Staat“.¹⁰² Zur „Eignungsprüfung“ setzte die „Personalpsychotechnik“ ähnliche Methoden ein, wie sie von den „Volksgenossen“ in ihrer autosuggestiven „Selbsterziehung“ verlangt wurden. Von einem rassistischen und „typologischen Denken“ geleitet, werden auf der Grundlage von „Gesinnung und Charakter“ sowie „Ausdrucksprinzip, Ausdruckslehre, Ausdrucksproben“ „Berufs- und Leistungstypen“ evaluiert, um das individuelle „Leistungs- und Verhaltensprinzip“ einer Einzelperson prognostizieren zu können, wie bei der Psycho-Physiognomie C.H. Hutters gesehen.¹⁰³ Die „Ermittlung der Werte und Triebfedern für Zielsetzung in Beruf und Leben“ war auch das Ziel der nationalsozialistischen Psychotechnik.¹⁰⁴ Die psychotechnische Methodik, um das „Lebens- und Arbeitsschicksal“ eines Menschen zu bestimmen, basierte auf keiner einheitlichen „Untersuchungsmethodik“.¹⁰⁵ Als „lebenspraktische Psychologie“ basierte sie lediglich auf der „Erkenntnis der geistig-seelisch-charakterlichen Struktur des

99 Vgl. Lohn und Leistung: Leistungsbezogene Lohnsysteme und Arbeiterbewertungsverfahren. In: Hachtmann 1989, 161–223, 161f.

100 Eignungsprüfung, ihr Standort in Wissenschaft und Gemeinschaft, In: Moede 1943, 1–6, 1.

101 Vorwort. In: Moede 1943, V–VI, VI.

102 Vgl. Eignungsprüfung, ihr Standort in Wissenschaft und Gemeinschaft. In: Moede 1943, 1–6, 1.

103 Vgl. Vom typologischen Denken; Ausdrucksprinzip, Ausdruckslehre, Ausdrucksproben; Leistungs- und Verhaltensprinzip. In: Moede 1943, 74–90, 157–179, 123–156.

104 Vgl. Eignungsprüfung, ihr Standort in Wissenschaft und Gemeinschaft. In: Moede 1943, 1–6, 2.

105 Vgl. ebd., 2ff.

Berufs als auch des Menschen“.¹⁰⁶ Ihr „Wahrheitsgehalt“ könne „ausschließlich und allein durch Erfahrungsbeweise erhärtet“ werden.¹⁰⁷ Diese „Eignungsbegutachtung nach dem Leistungs-Verhaltensprinzip“¹⁰⁸ wurde im Rahmen des nationalsozialistischen Selbsterziehungskonzepts von der „deutschen Jugend“ explizit verlangt.

Nach einem Jahr im „Arbeitsdienst“ scheint der emotionspolitische und charakterologische Transformationsprozess mit Hilfe individuell *und* kollektiv ausgeübter Glückspraktiken für Christine abgeschlossen zu sein: Motiviert durch ihre leistungsorientierte Eigeninitiative, einen „höheren Grad an Persönlichkeitskultur und Leistungsvermögen zu entwickeln, [...] um so ein Höchstmaß an Leistung, Erfolg und Lebensglück zu erreichen“¹⁰⁹, übte sich Christine im Sinne von C.H. Huters Ratgeber in autosuggestiver Selbstdisziplinierung im Rahmen einer gemeinschaftsstiftenden Persönlichkeitskultur im „NS-Arbeitsdienst“.

Schümann beschrieb diesen emotionspolitischen *Prozess* der leistungsorientierten „Selbsterziehung“ anhand des Tagesablaufs in einem „Lager“ der weiblichen NS-Organisationen:

„Geistige Zentren sollen unsere Schulen sein, die unseren Mädeln Rüstzeug geben, die nie Gegensatz sein sollen zu den Schulen des Staates, sondern nur Ergänzung. Jeder Tag in unseren Schulen ist ein *Ring* um die *Gestaltung und Formung der nationalsozialistischen Gedanken*. Das Lied am Morgen, das Hissen der Fahne, das Wort sind Erlebnis, sie geben Richtung für den Tag. Schulung und Sport lösen einander ab. Sprechchor-, Laien-, Stegreifspiel sowie Werkarbeit sind Ausdruck unseres kulturellen Schaffens. Den Abschluss des Tages bildet der Heimabend, der Besinnung sein soll, der zeigt, daß der Tag uns ein Stück weitergebracht hat im Ringen um nationalsozialistische Erkenntnis.“¹¹⁰

Das „Ring^{en} um nationalsozialistische Erkenntnis“ ist für Christine nach einem Jahr emotionspolitischer Erfahrung im „Arbeitsdienst“ beendet. Gegen die langen Arbeitsstunden rührt sich in ihr kein *Widerwille* mehr. Auch scheint sie weder Überdruß an den repetitiven und bildungsfernen Arbeitsabläufen noch Müdigkeitserscheinungen aufgrund der körperlich fordernden Arbeit zu verspüren. Stattdessen lässt sie die Leser*innen wissen, dass die „Volksgenossin“ wortwörtlich „*Kraft durch Freude*“ an der Arbeit schöpfe. Überzeugt vom ideologisch überhöhten Sinn ihrer Arbeit, den sie im Dienst an der „Volksgemeinschaft“

¹⁰⁶ Vgl. ebd., 3.

¹⁰⁷ Vgl. ebd.

¹⁰⁸ Vgl. Wurzelformel der Eignungsbegutachtung nach dem Leistungs-Verhaltensprinzip. In: Moede 1943, 180–196.

¹⁰⁹ Vgl. Huter 1940, 56.

¹¹⁰ Schümann 1935, 23.

verrichte, bestärke es ihre Willenskraft und Begeisterung zur „nationalsozialistischen Tat“.¹¹¹

Eine *zentrale* Bedeutung kam in Tasches emotionspolitischen Schilderungen dem lang ersehnten und dank ideologischer Bekehrung erlebbaren *Gemeinschaftsgefühl* zu. Besonders am Vorabend von Christines Abreise wird dies nochmals deutlich. Ein letztes Mal versammelt sich die Frauengruppe, in Anwesenheit von Scholz-Klink, im Kreis und singt vor gehisster Fahne ein Lied über das gemeinsam erzwungene „Glück“:

„Frau Scholz-Klink kam. Ehe sie fortfuhr, haben wir einen Kreis um unsere Fahne geschlossen, uns die Hände gegeben – für mich noch einmal, zum letztenmal [sic]. Schwer ist es, hier fortzumüssen. Das habe ich gefühlt, als wir gemeinsam das Lied sangen:

Wir Mädels sind es müde,
Beiseite nur zu stehn,
Wir wolln mit festen Fäusten
Die Räder vorwärtsdrehn [sic],
Nie soll uns unterkriegen
Ein widrig Geschick,
Wir kämpfen und wir siegen,
erzwingen unser Glück!¹¹²

Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen sich zu Fabers Erfahrungsbericht im freiwilligen „Arbeitsdienst“ für junge Männer aufzeigen?

13.5 „Schippe, Hacke, Hoi!“ Gustav Fabers Erlebnisse aus dem „freiwilligen Arbeitsdienst“

Fabers Erfahrungsbericht „Schippe, Hacke, Hoi“ erschien 1934 und diente vermutlich als Vorbild für Tasches Erlebnisroman. Dafür sprechen die vom Verlag ähnlich gewählten Titelunterschriften „Erlebnisse, Gestalten, Bilder aus dem freiwilligen Arbeitsdienst“.

Der „Verlag für Kulturpolitik“ bewarb auch Fabers Erlebnisroman mit überschwänglichen Worten:

„Zum ersten Male wird hier die Welt des Arbeitslagerlebens nicht trocken theoretisch erfaßt, sondern erzählerisch lebendig geschildert. Volksecht und unverbildet ist die Schreibweise, von sittlichem Ernst und zugleich von überquellender Heiterkeit durchweht, immer von echter Kameradschaftlichkeit zeugend die packende Schilderung; interessant und voller

¹¹¹ Vgl. Tasche 1935, Klappentext.

¹¹² Ebd., 281f.



Abb. 10: Gustav Faber, „Schippe, Hacke, Hoi! Erlebnisse, Gestalten, Bilder aus dem freiwilligen Arbeitsdienst“, 1934

Humor die reiche Bebilderung aus der gleichen Hand des Verfassers, eines jungen Studenten und Arbeitsgenossen. Es ist eine neue Welt, die hier dem Leser in erstaunlicher Ursprünglichkeit entgegentritt und ihn in ihr Dasein reißt. Das Buch wird damit zum maßgeblichen Zeugnis des nationalen und sozialen Empfindens und Denkens einer neuen Jugend, die unsere Zukunft tragen wird.“¹¹³

¹¹³ Faber 1934, [Klappentext].

Freimütig betont der Verlag den Kontext, in welchem der Erlebnisroman eine emotionspolitische Propagandawirkung entfalten sollte. Der Erlebnisroman bilde im Kontext der „völkischen Dichtung“ („[v]olksecht und unverbildet“) die vermeintliche Realisierung der „rassenhygienischen“ NS-Arbeitsideologie und Lebensführung ab. Faber schildere „lebendig“ und mit „überquellender Heiterkeit“ die emotionspolitische Einheit zweier in der Weimarer Republik angeblich noch getrennter Welten: der „proletarischen“ und „bürgerlichen“ Jugend, die als „Werksoldaten“¹¹⁴ im „freiwilligen“ Einsatz des „NS-Arbeitsdiensts“ endlich vereint würden.

Wer war der Autor dieses autobiografischen Romans (Abb. 11)? Im Gegensatz zu Tasche, deren biografische Lebensdaten ungewiss sind, ist von Gustav Fabers Biografie einiges bekannt. Faber (1912–1993) wurde in Badenweiler geboren. Neben seiner journalistischen Tätigkeit war er vermutlich auch in der Nachkriegszeit bis in die 1990er Jahre ein erfolgreicher Sachbuchautor und Reiseführer.¹¹⁵ Zum Zeitpunkt der Niederschrift seines Erlebnisromans war Faber, wie seine Hauptfigur Paul, Student. Er studierte Geschichte und Germanistik und schloss seine universitäre Ausbildung mit einer Promotion ab.¹¹⁶

Paul, die Hauptfigur in Fabers Erlebnisroman, nimmt sich während der Semesterferien eine Auszeit und meldet sich beim „freiwilligen Arbeitsdienst“. Er fährt mit dem Zug nach Herrenstadt in ein „Arbeitsdienstlager“ in der Grenzregion zu Polen, das (wie in Christines Fall) erst kürzlich errichtet worden war.¹¹⁷ Nach drei Monaten, am 11. Oktober 1933, endet die offizielle Dienstpflicht für Studenten.¹¹⁸ Am Abschiedsabend lässt sich Julius Offenkopp, ein Student der Nationalökonomie und Politik, zu einer emotionspolitischen Rede hinreißen:

„...der Student der Bibliothekswelt, der Student der Lackschuhe und des Tennisschlägers, der Heidelberger Student ist gestorben! ... *Es lebt* der Student der SA., und er kämpft mit euch!“¹¹⁹

Die emotionspolitische Reaktion der Studenten auf die machtpolitische Auferstehungssemantik des ‚neugeborenen‘ SA-Manns als ‚König‘, in Anlehnung an die Heroldsformel *Le roi est mort, vivre le roi*, fällt eindeutig gegen das bisherige Leben als Universitätsstudent und für das zukunftsorientierte eines „SA-Kämpfers“ aus:

114 Ebd., 143.

115 Vgl. u. a. Faber 1991.

116 Gemäß Eintrag im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek, <https://portal.dnb.de/opac.htm?method=simpleSearch&cqlMode=true&reset=true&referrerPosition=0&referrerResultId=per%3D%22Faber%2C+gustav%22%26any&query=idn%3D131425293>, 12.10.2020.

117 Vgl. Faber 1934, 309.

118 Vgl. ebd., 287.

119 Ebd., 288



Abb. 11: Gustav Faber, „Schippe, Hacke, Hoi! Erlebnisse, Gestalten, Bilder aus dem freiwilligen Arbeitsdienst“, [Buchrückseite], 1934

„So vermag er es, die Kameraden zu einem Beifallsturm zu bewegen, der alle früheren Dankesbezeugungen übertrifft.“¹²⁰ Während einige der „Kameraden“ dennoch zur Universität zurückkehren, fährt Paul nach Berlin, wo er sich der SA anschließt. Als Beweggrund für seine Entscheidung nennt Paul eine geschlechterstereotypisierte, „harte, männliche Erkenntnis!“:

¹²⁰ Ebd., 288.

„Als anderer Mensch kehre ich zurück. Eine Aufgabe rüttelt auf! Man gehört seinem Volk, *dann* sich selbst! Das Vaterland ruft! Der Kampf geht weiter. Was wäre der Arbeitsdienst, wenn er im Leben *Episode* bliebe? Drum denn! Ich kenne meinen Weg! Den will ich weitergehen. Hin zur SA.! Ein neues Leben in Berlin!“¹²¹

Wie ein Schauspieler, der die Bühne für den nächsten Akt betrete, wolle Paul sich der nächsten „Episode“ seines Lebens zuwenden.¹²² Der Ausgang des nationalsozialistischen ‚Dramas‘ und die ‚Rolle‘, die er darin spiele, sei für Paul bereits vom NS-Regime vorherbestimmt und nicht länger in seiner Entscheidungsgewalt: „Es kommt mir nicht vor, als verlasse ich ein Schauspiel mitten in seiner Handlung oder bei seinem Höhepunkt, sondern während seines letzten Auftritts.“¹²³

An den Erzählsträngen über Offenkopps und Pauls NS-ideologische Radikalisierung läßt sich ein *wesentlicher Unterschied* zwischen der weiblichen und männlichen Erzählsituation der beiden autobiografischen Erlebnisromane Tasches und Fabers aufzeigen: Paul ist sich bereits beim Antritt des „NS-Arbeitsdiensts“ seiner ideologischen Gesinnung sicher und erlebt im „Arbeitsdienst“ eine *emotionspolitische Radikalisierung*. Das von der Partei geforderte Gemeinschaftsgefühl muss Paul nicht erst selbstkritisch ergründen, wie es bei Christine der Fall war. Paul *verspürt* angeblich augenblicklich ein ideologisches Zusammengehörigkeitsgefühl, als er auf einen seiner neuen „Kameraden“ trifft:

„Wir geben uns die Hände, der lange Blonde und ich. Er ist der erste Arbeitsgenosse, den ich treffe. [...] wir [kennen] uns schon näher, als man es nach den paar Worten annehmen sollte. In uns beiden lebt dieselbe Erwartung. Derselben Zukunft fahren wir entgegen. Gemeinsames Schicksal bindet.“¹²⁴

Wie erklärt sich Paul seine emotionspolitische *Intuition*? Er glaubt, dieselbe ideologische Gesinnung im Gegenüber zu *fühlen*. Dieses *Gefühl* der ideologischen und rassistischen Gemeinschaft schließe ein „unsichtbares Band“¹²⁵ der Verbundenheit um sie herum, womit sich Faber derselben Metapher bedient wie Tasche, um das gemeinschaftsstiftende Zusammengehörigkeitsgefühl zu beschreiben.

Im Vergleich fallen weitere Metaphern auf, die beide Autor*innen mit demselben Sinngehalt verwenden. Ein einschlägiges Beispiel ist die „Sonne“, die als Sinnbild „der Größe und der Ehre über Deutschland glüht“ und das Schicksal

121 Ebd., 317 f.

122 Vgl. ebd., 309.

123 Ebd., 309.

124 Ebd., 33.

125 Vgl. ebd., 71.

„Deutschlands [...] und das jener tausend anderer letzte Erfüllung“ symbolisierte.¹²⁶ Die Verwendung derselben Sprachbilder ist ein Indiz dafür, dass dieser emotionspolitisch konnotierte Sprachgebrauch in der Propaganda des „NS-Arbeitsdiensts“ *geschlechterübergreifend* geltend gemacht wurde. Auch die Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ verwendete in ihrem Bildband „Unter dem Sonnenrad. Ein Buch von Kraft durch Freude“ die „Sonnen“-Metapher als Symbol ihrer affirmativen Gefühlspolitik.¹²⁷

Ein weiterer *Unterschied* zu Tasche zeigt sich in Pauls klarer Vorstellung von seiner zukünftigen nationalsozialistischen Lebensführung. Sein Werdegang mit „Führeranspruch, gebunden an Leistung“, wie es Will Decker programmatisch in seiner Schrift „Die politische Aufgabe des Arbeitsdienstes“ (1935) definiert, schien für Paul innerhalb des NS-Gesellschaftssystems vorherbestimmt.¹²⁸ Decker erläutert das Prinzip des „Führertums“ im „Arbeitsdienst“, in Referenz an Hitlers Konzept eines „Führer[s] [...], der als Politiker und als Mensch seine ganze Person in den Dienst der Idee stellte“, wie folgt:

„In der Person des Reichsarbeitsführers ist der Typ verkörpert, den er fordert als Erziehungsergebnis des Arbeitsdienstes, jener neue deutsche Menschentyp des ‚Arbeitsmannes‘, der für das zukünftige deutsche Leben ein ebenso fester Begriff werden soll wie es für den Engländer der ‚gentleman‘ ist. Dieser Typ geht auf drei Wurzeln zurück: Arbeitertum, Bauerntum, Soldatentum. Diese drei Wurzeln unseres völkischen Lebens ergeben den neuen Menschentyp, wenn ihr Wachstum bestimmt wird von den drei Gesetzen, die der Reichsarbeitsführer wiederum nicht nur für den Arbeitsdienst als Lehre aufgestellt, sondern in seinem eigenen Leben und in der Gestaltung des Arbeitsdienstes selbst gelebt hat: Treue, Gehorsam, Kameradschaft.“¹²⁹

Anders als der von Decker entworfene Antagonist eines elitär-bürgerlichen und intellektuellen Studenten¹³⁰, betonte der Student Paul die kameradschaftliche Verbrüderung der Gesellschaftsschichten im utopischen Konzept der „Volksgemeinschaft“. Jene Studenten, die sich in der gemeinsamen Arbeit mit „den deutschen Arbeitern“ ihre Hände in den Stollen nicht schmutzig machen wollten, sondern ausschließlich als „Erzieher“ Befehle erteilten, verachtete Paul zutiefst. „Der Arbeitsdienst ist Ehrendienst!“, erklärt Paul während der Zugfahrt einem

¹²⁶ Vgl. ebd., 91, 286, vgl. Tasche 1935, 276.

¹²⁷ Vgl. Busch 1938.

¹²⁸ Vgl. Decker 1935, 11.

¹²⁹ Ebd., 12.

¹³⁰ Zur Stereotypisierung des den „Arbeitsdienst“ verweigernden „bürgerlichen“ Studenten im Vergleich zur vorbildhaften Einstellung des „strebsamen Malergesellen“ bei Decker vgl. Decker 1935, 8 ff.

Mathematikstudenten im 6. Semester. Für diesen wurde die „studentische Dienstpflicht“ zu spät eingeführt. Er denkt jedoch nicht im Traum daran, dem „freiwilligen Arbeitsdienst“ beizutreten.¹³¹

Der folgende Dialog deckt die ideologische Diskrepanz zwischen den beiden Studenten auf. In der Diskussion wird die ambivalente Kontinuität jenes arbeitspsychologischen Glückswissens offensichtlich, welches eine wissenshistorische Transformation vom leistungsorientierten Erfolgstypus der Weimarer Republik zum nationalsozialistischen Erfolgstypus als rassistischem Führungstypus durchlief:

„[Der Mathematikstudent:] ‚Was heißt hier [innere] Pflicht? Da gibt es genug junge Leute, die auf der Straße stehen, die nichts zu tun haben: Für *diese* ist der Arbeitsdienst [...]. Durch die Freiwilligkeit eines einzelnen wird Deutschland bestimmt nicht saniert.‘

‚Das glaube ich auch. Aber wenn wir alle zusammenstehen, alle zusammenhalten; wir Studenten *und* Arbeiter, die *ganze* Jugend...‘

‚Arbeiter? Arbeiter? Was gehen mich die Arbeiter an? Jeder besorge sein *eigenes* Haus! Wir sind zunächst *Studenten!* Unser Arbeitsdienst ist auf der Universität!‘

‚Aber *wofür* arbeiten Sie denn auf der Universität? Für ihr eigenes Wohl? Als Selbstzweck? Oder für Ihr Volk? Das war immer ein Fehler des Akademikers, daß er den Anschluß an die Gedanken- und Gefühlswelt des arbeitenden Volkes versäumte. Wen ich nicht kenne und schätze, mit dem kann ich auch nicht zusammenarbeiten! Nur aus Tat und Verzicht wachsen Führer! [...] Wir haben uns diese Position zu *erkämpfen*. [...]‘

[...] ‚Das klingt alles schön und richtig. Doch als Student habe ich zunächst die Pflicht, mich auszubilden. Meinen Eltern, die mir meine Laufbahn ermöglichen, muß ich mich durch *Erfolg* dankbar erweisen.‘

‚Recht so! Aber *zunächst* stehen Sie zur Rechenschaft vor Ihrem Volk! [...] Das lebensferne Bücherwissen ist *wertlos*, wenn es nicht durch Einfühlung und Einfügung in die Geschehnisse des tatsächlichen Lebens Sinn und Berechtigung erhält!‘¹³²

Aufschlussreich an diesem Dialog ist, dass sich die Studenten nicht in erster Linie über die antisemitische „Gleichschaltung“ der „Volksgemeinschaft“ streiten (diese kommt gar nicht zur Sprache), sondern über die Frage nach den gesellschaftlichen „Verteilungs- und Machtfragen“¹³³ in der nationalsozialistischen Gesellschaftsordnung: „Man gehört seinem Volk, *dann* sich selbst“, lautet Pauls Devise.¹³⁴ Pauls Rhetorik des inneren Pflichtbewusstseins einer nationalsozialistischen Sozialpolitik bestimmt im Interesse des Autors, beziehungsweise der

¹³¹ Vgl. Faber 1934, 25f.

¹³² Ebd., 25f.

¹³³ Vgl. Süß 2018, 111.

¹³⁴ Vgl. Faber 1934, 317.

selbstdisziplinarischen NS-Arbeitsmoral, den Ausgang der Argumentation.¹³⁵ Und doch scheint Paul eines nicht zu merken: Die Betonung der leistungsorientierten Selbstoptimierungskultur als nationalsozialistische Körperpraktik einer „Auslese“ wurde aus der Arbeitspsychologie der Weimarer Republik in den Kontext der NS-Arbeitspolitik *transferiert*. In arbeitspsychologischer Wissenskontinuität zur psychotechnischen „Menschenauslese“ heißt es auch bei Decker: „So gingen wir an die Arbeit der Führerauslese und Führererziehung die für alle Zeiten an entscheidender [sic] Stelle in der Reihe unserer Aufgaben stehen wird.“¹³⁶ Der leistungsorientierte Erfolgstypus, wie er in den arbeitspsychologischen Studien und Ratgebern charakterologisiert und im Nationalsozialismus „rassenideologisch“ als Ariertypus überhöht wurde, entspricht exakt Pauls „[v]olksechte[r]“¹³⁷ „Selbstbetrachtung“¹³⁸ auf seinem (Selbst-)erziehungsweg ins nationalsozialistische „Glück“.¹³⁹ Der wissenshistorische Unterschied ist jedoch, dass sich der Student Paul *explizit* gegen den Habitus eines angeblich bürgerlich-kapitalistischen Elitarismus (Stichwort: leistungsorientierter „Auslese“) zur Wehr setzt – eine Polemik, die aus heutiger Sicht erschreckend zeitgenössische Züge trägt. Vermutlich war Paul vom NS-Regime bereits darüber informiert worden, dass der gesellschaftliche Überlegenheitsduktus der Bürgerlichen nach der „Gleichschaltung“ aus Sicht eines SA-Funktionärs aufgrund seiner totalitären Machtposition gegenüber *jedem* „Volksgenossen“ obsolet würde.

Am Beispiel des Studenten Offenkopp wird den Leser*innen im Rahmen des nationalsozialistischen Erziehungskonzepts exemplarisch aufgezeigt, wie sich eine charakterologische Transformation eines stereotypisierten Berliner „Stadtmensch[en]“ durch die selbstdisziplinarische und leistungsorientierte Erfahrung in der „NS-Arbeitsgemeinschaft“ vollzöge. Bei ihrer ersten Begegnung wurde Offenkopp von Paul abschätzig als „Stadtmensch“ charakterisiert: „[...] in keinerlei natürlicher Beziehung zur Erde und zum Gebirge, wenngleich man ihn noch lange nicht jenem Asphalt beordnen kann, der sich in fader Äußerlichkeit, in nichtiger Form und Mode erschöpft.“¹⁴⁰ Dieser charakterologisch als „begabt und praktisch veranlagt [...], [l]eicht ironisch“ beschriebene Student erlangte im Zuge seiner ideologischen Radikalisierung eine „Führerrolle“ im „Arbeitsdienstlager“.

135 Bei Decker heißt es pathetisch: „Die heldische Sachlichkeit einer neuen Zeit sammelte jene Männer, die in einer verschworenen Gemeinschaft zu verwirklichen begannen, was der Führer dem deutschen Volke schenkte: nationalen Sozialismus“. Vgl. Decker 1935, 23.

136 Vgl. Decker 1935, 16.

137 Faber 1934, [Klappentext].

138 Langenbucher 1933, 21f.

139 Vgl. Rinne 1941.

140 Vgl. Faber 1934, 95.

Offenkopp wird die begehrte „Schulungsleitung“ anvertraut, welche die Gestaltung der Nachmittagsvorträge, die abendlichen „Arbeitsgemeinschaften“ sowie die „Freizeitgestaltung“ umfasst:

„Sofort zieht er begabte Kameraden für das bedeutungsvolle Arbeitsgebiet als Mitarbeiter bei. Die Freizeitgestaltung übernimmt Kamerad Jaschek. Jaschek teilt diese wiederum ein in: Lesestunde, Singstunde, kurzschriftliche Übungen, Spielabend. – Die Nachmittagsvorträge behält sich zunächst Offenkopp vor. Im Lager ist er von nun an ‚Der Mann‘.“¹⁴¹

Wie zeichnet sich Fabers Erzählstil im Vergleich zu Tasches aus? Faber und Tasche verwenden ähnliche Erzähltechniken, um die Leserschaft von ihren Glückserlebnissen im „NS-Arbeitsdienst“ zu überzeugen. Faber schreibt jedoch nicht als auktorialer Erzähler, sondern in der Erzählform eines Ich-Erzählers. Die Erfahrungen des erlebenden und narrativen Ichs überlagern sich, sodass der Erzähler selbst zum Objekt der Narration wird. Auf diese Weise erzeugt der Autobiograf eine noch subjektivere Erzählsituation als es bei Tasche der Fall ist. Die Gedanken und Empfindungen der Hauptfigur werden unmittelbar wiedergegeben. Der Ich-Erzähler bei Faber führt seine Hauptfigur, anders als Tasche, zu Beginn des Erlebnisromans nicht ein. Nur beiläufig erfahren die Leser*innen in der Mitte der Erzählung aufgrund eines Zurufs, dass der Protagonist und Ich-Erzähler Paul heißt.¹⁴² Die begrenzte Erzähltechnik hat zur Folge, dass sowohl bei Faber als auch bei Tasche ein Mangel an dramaturgischen Spannungsbögen festzustellen ist. Im Unterschied zu Faber gelingt es Tasche jedoch, mit ihrer auktorialen Erzählerstimme eine distanziertere Erzählsituation zu kreieren und dadurch eine zusätzliche Reflexionsebene zur Verbreitung der NS-Propaganda einzubauen.

Welche emotionspolitischen Strategien und Mechanismen wendet Faber an, um die Wirkungsmacht einer affirmativen Gefühlspolitik literarisch darzustellen?

Die „Verhaltenslehre der kalten persona“, wie sie vom Kulturwissenschaftler Helmut Lethen für die Literatur der „Neuen Sachlichkeit“ beschrieben wurde, geht von einem gefühlskalten Menschentypus aus, der sich aus einer „sozialen Desorientierung“ und einem demütigenden Schamgefühl aufgrund der Niederlage im Ersten Weltkrieg entwickelt habe: „Sechs Millionen demobilisierte Deutsche müssen in zivilen Institutionen aufgefangen, 2,7 Millionen Kriegsinvalide versorgt werden.“¹⁴³ In Analogie zum arbeitspsychologischen und leistungsorientierten „Motor-Mensch“-Modell trügen die neusachlichen Romanfiguren der

141 Ebd., 146.

142 Vgl. ebd., 166.

143 Lethen 2014, 7.

Nachkriegszeit „Masken“, unter denen sie als eine Art emotionspolitischem Schutzmechanismus ihre authentischen Gefühle und insbesondere ihre wahren „Charaktere“ gegenüber der als feindlich wahrgenommen Außenwelt verbergen.¹⁴⁴ Dieser emotionspolitische „Habitus der Kälte“, der nach Helmuth Plessner (1892–1985) mit einem Verlust eines echten Gemeinschaftsgefühls und nach Elias Canetti (1905–1994) mit einer Flucht in die „Verhaltensform in der Masse“¹⁴⁵ einherginge, hätte sich als „Selbstinszenierung eines Lebensstils“¹⁴⁶ bis in die Zeit des Nationalsozialismus ausgewirkt, so Lethen.¹⁴⁷ Als Gegensatz zur „kalten persona“ galt für Lethen die sogenannte „Kreatur“: „Mit ihr wird der Anspruch auf eine selbstbestimmte Lebensführung aufgegeben.“¹⁴⁸

Entgegen Lethens These ist der emotionspolitische Habitus der *nationalsozialistischen* Hauptfiguren Paul und Christine *ambivalent*. Neben erkennbaren Eigenschaften einer „kalten persona“, zu denen auch ein „Zug ins Heroische“¹⁴⁹ zählt, sind ihre Wortwahl und Empfindungen gerade nach außen *affirmativ-emotional*. Die literarische Darstellung Fabers kreiere, laut dem „Verlag für Kulturpolitik“, eine emotionale Spannbreite zwischen „sittlichem Ernst“ und „überquellender Heiterkeit“, die das nationalsozialistische „Empfinden und Denken [...]“ der „neuen Jugend“ im Sinne der NS-Literaturpolitik pointiert darstelle.¹⁵⁰ Aus diesem Grund wurden gegen „die Herausgabe dieser Schrift“ seitens der NSDAP auch „keine Bedenken erhoben“, wie es der „Vorsitzende der Parteiämlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS-Schrifttums“ am 3. August 1934 beglaubigte.¹⁵¹

Es wäre jedoch weit verfehlt von einem emotionspolitischen Habitus der Demaskierung als einem Teil einer nationalsozialistischen Glückspraktik zu sprechen. Dafür war die selbstdisziplinarische Gefühlspolitik der arbeitsideologischen „Kraft-durch-Freude“-Dogmatik zu restriktiv, wie es das Beispiel Christines zeigt. Wollte man den Gedankengang Lethens weiterführen, so ließe sich der nationalsozialistische Habitus der Aktivist*innen als eine affirmative „Persönlichkeitskultur“ (C.H. Huter) im „NS-Arbeitsdienst“ beschreiben. Die porträtierten

144 „Das neusachliche Jahrzehnt erstaunt mit Bildern, die den Menschen als Bewegungsmaschine, seine Gefühle als motorische Gebaren und die Charaktere als Masken wahrnehmen.“ Lethen 2014, 10.

145 Lethen 2014, 38.

146 Ebd., 12.

147 Vgl. ebd., 7–12.

148 Ebd., 12.

149 Lethen 2014, 35.

150 Vgl. Faber 1934, [Klappentext].

151 Vgl. ebd., [2].

Frauen waren Träger*innen einer emotionspolitisch ambivalenten „Maske“ eines „glücklichen“ „Ernsts“¹⁵². *Masken* trugen sie allemal, wie Christines Psychogramm zeigt. Trotzdem wollte die Autobiografin am Ende des Erlebnisromans die Leserschaft eines Besseren belehren, indem sie die emotionspolitische Einheit aus *Erleben* und *Fühlen* betonte.

Die Hauptfiguren Christine und Paul als willenslose „Kreaturen“ zu bezeichnen, die ihre „selbstbestimmte Lebensführung aufgegeben“¹⁵³ hätten, würde einer Absolution gleichkommen. Es würde die jungen Hauptfiguren und zugleich ihre Autobiograf*innen von der moralischen Verantwortlichkeit ihres Handelns freisprechen, was angesichts der *individuellen* emotionspolitischen *Selbsterziehungspraktik* nicht zutrifft.

Das folgende Beispiel soll die ambivalente Männlichkeitsdarstellung in Fabers nationalsozialistischem Erlebnisroman veranschaulichen. Dabei geht die Untersuchung von der These aus, dass durch die literarische Darstellung – insbesondere *affirmativer Gefühlserlebnisse* – ein höherer Grad an emotionspolitischer Identifikationsmöglichkeit für die Leserschaft geschaffen wurde, als es eine einseitig polemische „Blut-und-Boden“-Literatur erreichte.¹⁵⁴

Zu Beginn des Romans beschreibt der Ich-Erzähler die vor seinem Zugfenster vorbeiziehende Landschaft. Die in Paul aufsteigenden rührseligen Empfindungen angesichts der Wiesen und Täler erinnern an Heimat- und Landromane, die sentimentale Empfindungen beschreiben. Gefühlsbetont sind ebenfalls Pauls Schilderungen seiner patriotischen Liebe zum männlich konnotierten Vaterland, welche die Fahrt durch die „deutsche“ Landschaft in ihm auslöst. Paramilitärische Gedankengänge über Soldatentum und NS-ideologisch konnotierte Gefühle von Arbeitswillen und Kampfeslust überwältigen Paul, wenn er, nahe der polnischen Grenze, in militärische Expansionsfantasien verfällt. Gegenüber „Deutschland“, als weiblich konnotierter Heimat, hegt der junge Mann wiederum zärtliche Gefühle wie zu einer Geliebten. Zudem spürt er ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit, wenn er an sein Heimatland denkt. Faber wählt eine metaphorische Sprachweise, die an das „rassenhygienische“ Idealbild einer umsorgenden, „deutschen Mutter“ erinnert (s. Kap. 14).¹⁵⁵

Neben seinen Empfindungen sind Pauls Erlebnisse und Erfahrungen in einer ambivalent gefühlsbetonten Sprache verfasst. Da wäre Pauls scharfe Rhetorik zu nennen, die in ihrem polemischen Absolutheitsanspruch einer nationalsozialis-

152 Vgl. ebd., [Klappentext].

153 Lethen 2014, 12.

154 Diese Wirkungsrezeption zeigte bereits Adam in seiner Untersuchung exemplarisch auf. Vgl. Adam 2010.

155 Vgl. Faber 1934, 15–33. Zur NS-Rezeption der deutschen Romantik vgl. Klausnitzer 1999.

tischen Weltanschauung keinen Spielraum für ambivalente Diskursivität zulässt. Stattdessen diskreditiert er diese bei seinen studentischen „Kameraden“ als bürgerliche Schwäche und Verminderung der Lebensfreude. So urteilt er über den Mathematiker, den „liberalen Freistudent[en]“, der einer „vergangenen Zeit“ angehöre: „Frei: Ohne Gesinnung, ohne Lebensanschauung, ohne Pflichten und Verpflichtungen und daher auch ohne Kraft, Freude und Einsatz!“¹⁵⁶

Diese ambivalenten Gefühlseindrücke, die der nationalsozialistische Männlichkeitstypus der „Prüfungskommission zum Schutze des NS-Schrifttums“ zufolge durchaus empfinden durfte, werden in Hitlers Rede an die „Hitler Jugend“ auf dem „Reichsparteitag“ 1935 problematisiert. Mit dem Titel „Dafür seid ihr verantwortlich!“ stellt er den Wandel der Gefühlspolitik der Jugend in einen geschlechterpolitischen und rassistischen Kontext. Hitler mahnt seine Hörer*innen von „über 45 000 Vertreter[n]“ eindringlich, sich vom Männerbild der Weimarer Republik zu trennen und sich selbst zu einem „*neuen Menschen*“ zu erziehen. Wie diese „*neuen Menschen*“ lernen sollten, emotionspolitisch zu *empfinden*, um entsprechend der nationalsozialistischen Lebensführung zu *handeln*, schildert Hitler im paramilitärischen Erziehungston:

„[...] Heute, da sehen wir mit Freude nicht mehr den bier- und trinkfesten, sondern den wetterfesten jungen Mann, den harten jungen Mann. Denn nicht darauf kommt es an, wieviel Glas Bier er zu trinken vermag, sondern darauf, wieviel Schläge er aushalten, nicht darauf, wieviel Nächte er durchzubummeln vermag, sondern wieviele Kilometer er marschieren kann. Wir sehen heute nicht mehr im damaligen Bierspießer das Ideal des deutschen Volkes, sondern in Männern und Mädchen, die kerngesund sind, die straff sind. [...] *Wir müssen einen neuen Menschen erziehen*, auf daß unser Volk nicht an den Degenerationserscheinungen der Zeit zugrunde geht. [...]“¹⁵⁷

Hitlers Ideal eines „Werksoldaten“¹⁵⁸ war kein „bier- und trinkfeste[r] Bursche“, wie es sie angeblich nur zur Zeit der Weimarer Republik gegeben hätte. Hitler brauchte junge Männer, die sich mit Hilfe emotionspolitischer Selbstdisziplinierungspraktiken auf einen baldigen Kriegseinsatz vorbereiten. Derselbe Anspruch autosuggestiver Selbstdisziplinierung galt auch für junge *Frauen*, die Hitler in seiner Rede infantilisierend als „Mädchen“ bezeichnete. In seiner Erziehungsanleitung zur „Rassenmoral“ umschrieb Hitler den (para-)militärisch-selbsterzieherischen Befehl an die Jugend wie folgt:

156 Vgl. Faber 1934, 28.

157 Hitler 1935, 7.

158 Faber 1934, 143.

„[...] Wir sind eine Gefolgschaft, aber wie das Wort schon sagt, Gefolgschaft heißt folgen, heißt Gefolgschaft leisten. Unser ganzes Volk müssen wir erziehen, daß immer, wenn irgendwo einer bestimmt ist, zu befehlen, die anderen ihre Bestimmung anerkennen, ihm zu gehorchen, weil schon in der nächsten Stunde vielleicht sie selbst befehlen müssen, und es genau so nur dann können, wenn andere wieder Gehorsam üben. Es ist der Ausdruck eines autoritären Staates, bei dem jeder Stolz ist, gehorchen zu dürfen, weil er weiß: ich werde wenn ich befehlen muß, genau so Gehorsam finden. [...] *wir sind ein Volk das von klein auf lernt, diszipliniert zu sein.*“¹⁵⁹

Hitler entwirft in seiner Rede eine Erziehungspolitik der Gehorsamkeit und des Führungswillens, wie sie auch Rinne in den Leitsätzen seines Glücksratgebers für eine nationalsozialistische Lebensführung vorgab. Die autobiografische Romanfigur Paul folgte diesem Apell. Er war ein Prototyp dieser ambivalenten Doppelrolle aus opferbarem Diener für Hitler *und* einem Führungstypus, der wiederum Anderen als Vorbild diente. Diese ideologische Doppelrolle nahm Paul für die Leser*innen ein, um sie in einer autosuggestiven Wiedererkennung zu *emotionalisieren* und zur Nachahmung zu *mobilisieren*.¹⁶⁰

Die totalitäre Handlungs- und Gefühlsspirale, welche in Gewalt, Massenmord, Angst und Terror münden sollte, durchdrang im Nationalsozialismus sowohl die Wissenschaft, Ratgeberliteratur, Körperkultur, Erziehung, Bildung, Künste als auch die Berufs- und Partnerwahl.¹⁶¹ Dabei besaßen angeleitete *Gefühlspraktiken* eine entscheidende Bedeutung. Der autoritären Forderung Hitlers sollten sämtliche „Volksgenossen“ in ihrem *individuellen* Selbstdisziplinierungsprozess aus einem inneren, „rassenmoralischen“ Pflicht- und Ehrgefühl heraus Folge leisten.

Fabers Erlebnisroman illustriert diese Politik einer nationalsozialistischen Gefühlskultur eindrücklich. Die bei Faber beschriebenen *affirmativen* Gefühlsausbrüche prägen maßgebend die Handlungsweisen *des Protagonisten* sowie die *seiner „Kameraden“*. Denken, Handeln und Fühlen verschmelzen im Sinne der nationalsozialistischen Gefühlspolitik zu einer totalitären Lebensführung. Exemplarisch dafür steht Pauls eschatologisch anmutendes Glücksgefühl, als „Werk-soldat“ im „Arbeitsdienst“ aktiv werden zu können: „Willensfreudig! Willensfrei!“¹⁶² bezeichnet er diesen emotionspolitischen Willensakt, der aus heutiger Sicht lakonische Züge trägt. Entsprechend lautet Deckers emotionspolitisches

¹⁵⁹ Hitler 1935, 8.

¹⁶⁰ Mehr zur wissenshistorischen Rezeption von Theatertheorien im Nationalsozialismus s. Kap. 15.

¹⁶¹ Zur Partnerwahl als Teil der „rassenhygienischen“ Gefühlskultur im Nationalsozialismus s. Kap. 14.

¹⁶² Vgl. Faber 1934, 20.

Selbsterziehungskonzept zur „Heranbildung des Führernachwuchses im Arbeitslager“ zwei Jahre später:

„Wir gehen heute – nach vollzogenem Aufbau der Organisation – von dem Grundsatz aus, daß jeder Führer des Arbeitdienstes aus der Front hervorgehen muß, aus der Gemeinschaft und der praktischen Arbeit im Lager aufsteigen muß zu dem Platz, den auszufüllen er befähigt und berufen ist. Nur wenn in ihm selbst das nationalsozialistische Erlebnis der Arbeits- und Lebenskameradschaft im Lager wirksam geworden ist, wird er es denen, deren Führer er sein will, richtig vermitteln können.“¹⁶³

Zu Pauls „nationalsozialistische[m] Erlebnis der Arbeits- und Lebenskameradschaft im Lager“ zählt auch sein dynamischer Tatendrang, aus rassistischem Ehrgefühl und „Stolz“ heraus den „Arbeitsdienst“ zu leisten. Paul schöpfte „Kraft durch Freude“ an der nationalsozialistischen Tat. Leistungsorientiert wie Paul sich gab, trug sein „Wille“ zum paramilitärischen Handeln bei. Dabei empfand er sich „rassenideologisch“ als Teil einer wiedervereinten „Volksgemeinschaft“:

„Wo liegt nun eigentlich der Unterschied zwischen diesen Schlesiern, Pommern, Märkern und mir, dem Süddeutschen! Ich finde ihn nicht! Nicht *mehr!* Die heutige Zeit kennt *einen* Willen, *einen* Ernst, *eine* Freude. Wir alle finden uns in Kameradschaft und Gefolgschaft, in den *gleichen* Zielen und im Stolze, Deutscher und von demselben Blute zu sein!“¹⁶⁴

Offenkopp formuliert es in einer Rede „Von der Arbeit und der Berufsehre. Von Berufsfreude und Berufsstolz“ wie folgt:

„Ihr alle seid Teile einer Gemeinschaft: Einer Familie, einer Gemeinde, eines Volkes. *Unsere* Gemeinschaft im Arbeitsdienst ist eine soldatische. Eure Tugenden sind die des Soldaten: Zucht, Verantwortungsgefühl, Schweigen, Gehorsam, Zähigkeit, Verzicht, Ordnung und Unterordnung unter *einen* Willen. Arbeit ist nicht Zwang. Arbeit ist sinnvolle Aufgabe. Ich weiß, daß ihr diese Aufgabe fühlt. Euer Gefühl ist Begeisterung, und Begeisterung braucht keinen Zwang! [...] Der Sieg ist unser! Habt diesen Sieg als festes Ziel im Auge, dann wird der Erfolg euer sein! Die Gewissheit tragen wir in unseren Herzen: Es muß aufwärts gehen! Wir stehen in der Zeit freudigen Erwachens! Wir gehen einen sicheren Weg. Ein gottgesandter Führer führt Deutschland. Uns geht ein Führer voran! Wir folgen dem Führer! Was er auch befiehlt! Kameraden! [...]“¹⁶⁵

Die Semantik der Kameradschaft und Gefolgschaft im „Arbeitsdienstlager“ war ein Sinnbild für die „gleichgeschaltete Volksgemeinschaft“. Dieser Semantik lag

163 Decker 1935, 16.

164 Faber 1934, 22.

165 Ebd., 144 f.

der emotionspolitische Appell zugrunde, „dem Führer“ in den sicheren Tod des Zweiten Weltkriegs zu folgen.

Die *handlungsanweisenden affirmativen Gefühlsbeschreibungen* bei Faber und Tasche verfolgten unterschwellig dasselbe *ideologische Erziehungsziel*: Diese Gefühlspraktiken sollten dem Leser suggerieren, dass sie einem moralisch integren und rechtschaffenen Charakter und Menschentyp entsprungen seien, der nach bestem Wissen und Gewissen handle.

Die Bedeutung der „Rassenmoral“ zur Legitimation der nationalsozialistischen Lebensführung erläuterte Hitler in der oben zitierten Rede wie folgt:

„[...] Wenn wir so dem deutschen Volke den Lebensweg zeichnen und festlegen, dann wird, glaub ich, auch in anderen Völkern das Verständnis für eine so anständige Gesinnung allmöglich kommen und wachsen, und man wird uns vielleicht da und dort aus diesem inneren Verständnis heraus brüderlich die Hand reichen. Nie aber wollen wir vergessen, daß Freundschaft nur der Starke verdient, und der Starke gewährt. Und so wollen wir uns denn stark machen, das ist unsere Losung! Und daß dieser Wunsch in Erfüllung geht, *dafür seid ihr mir verantwortlich. Ihr seid die Zukunft der Nation, die Zukunft des Deutschen Reiches!*“¹⁶⁶

Hitler überträgt den Jugendlichen rhetorisch die *Verantwortung* für das Schicksal einer *ganzen Nation*. Ihr „Lebensweg“ mündete zynischerweise nicht im „Glück“, sondern im Zweiten Weltkrieg.

13.6 Glückserlebnisse im „Arbeitsdienst“: Eine „volkshafte Dichtung“

Vor diesem wissenshistorischen Hintergrund sind Taschen und Fabers autobiografische Schilderungen ihrer Glückspraktiken weder originell noch von literarischer Qualität. Das brauchten sie im Rahmen der „volkshaften Dichtung“ nach Langenbucher auch gar nicht zu sein. Dieser forderte eine „deutsche Dichtung“, die aus dem „heldischen Lebensgrunde“ der Autor*innen entspringen müsse.¹⁶⁷ Wie kam Langenbucher zu dieser rassistisch heroisierenden Literaturtheorie, in der er die Beziehung zwischen „Dichtung“ und „Volk“ als eine nationalsozialistische Literaturkultur deutete?¹⁶⁸ Dies geschah einerseits mit Bezug auf Erwin Guido Kolbenheyers (1878–1962) Rede „Lebenswert und Lebenswirkung der

¹⁶⁶ Hitler 1935, 8.

¹⁶⁷ Vgl. Langenbucher 1933, 21.

¹⁶⁸ Mehr zur NS-Literaturpolitik und NS-Literaturtheorie vgl. Barbian 2010, vgl. Gehler 2010, 23–33.

Dichtkunst in einem Volke“ (1932)¹⁶⁹, die 1933 im Sammelband „Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart“ vom Theaterwissenschaftler Heinz Kindermann (1894–1985) herausgegeben wurde.¹⁷⁰ Andererseits verwies Langenbucher auf den Begriff des „Volkes“ bei Wilhelm Stapel (1882–1954) in „Volkstümliche Erziehung“ (1917).¹⁷¹ Aus diesen Referenzen leitete Langenbucher folgende Definition für die „Volkshaftigkeit“ und „deutsche Dichtung“ ab:

„[...] *volkshaft* [darf] nur die Dichtung genannt werden [...] die *blutmäßig* aus dem wirklichen Lebensgrunde eines Volkes herauswache und deren Schöpfer mit Millionen anderen *ein* Glied sei in der von uns *Volk* genannten Menschen- und Schicksalsgemeinschaft. [...] deutsch sei nur *der* Dichter, der unseres Blutes und Mitträger unseres Schicksals sei, und deutsch sei nur *die* Dichtung, aus der wir Stimmen unseres Blutes und die Sprache unseres Schicksals hören.“¹⁷²

Zu den Aufgaben eines solchen „deutschen“ „Dichters“, der „*blutmäßig*“ seinem „Volk“ angehören müsste, gehörten:

„[...] den heldischen Grundzug im Wesen des deutschen Volkes zu erspüren, künstlerisch zu veranschaulichen und dem Volk zu lebendigem Bewusstsein zu bringen. Wir wollen es nie vergessen, der heldische Gedanke ist der große Machtgedanke der deutschen Geschichte, wobei Macht [...] lediglich in Selbstbetrachtung, Selbstreue und Selbsterfüllung [...], schon geweckten und noch ungeweckten in uns ruhenden Lebenskräfte bedeutet, also im tiefsten Sinn nicht Herrschaft über andere, sondern über uns selbst als einzelne Deutsche und uns selbst als Volk oder anders gewendet: *Herrschaft über unser einzelnes und unser gemeinsames Schicksal*.“¹⁷³

Die „Volkshaftigkeit“ in der nationalsozialistischen „Dichtung“ sei die Darstellung ihrer vermeintlichen „Schicksalserfülltheit“.¹⁷⁴ Wenn man Langenbuchers Gedankengang folgen will, dann war die „deutsche Dichtung“ eine literarische Darstellung der Herrschaft über die „Schicksalsmächte des Erfolges“, wie es der Leitsatz des Glücksratgebers von C.H. Huter proklamierte.

Inwiefern lassen sich Langenbuchers Kriterien einer rassistischen „Dichtung“ auf Fabers Erlebnisroman anwenden? Wie stand es bei Faber um die „Volkshaftigkeit“ und die Darstellung des „heldischen Gedanken[s]“ einer „völkischen“

169 Vgl. Kolbenheyer 1932.

170 Vgl. Kolbenheyer 1933a. Mehr zur NS-Theaterpolitik und NS-Theatertheorie s. Kap. 15 u. 16.

171 Langenbucher verwies auf die 3. Aufl. von 1928, vgl. Stapel 1928, 28. Vgl. Langenbucher 1933, 19, Fussnote 2.

172 Langenbucher 1933, 20 f.

173 Ebd., 21 f.

174 Vgl. ebd., 22.

„Schicksalserfülltheit“? Faber entwarf in seinem autobiografischen Erlebnisroman stereotypisierte Handlungsmuster einer nationalsozialistischen Lebensführung. Diese sollten der Leserschaft die „Schicksalserfülltheit“ einer rassistisch-biologistisch *gelebten*, emotional-körperlich *erfahrbaren* ‚Glückskultur‘ vorspielen. Faber machte keinen Hehl daraus, dass er der NS-Ideologie vollkommen hörig war und „des deutschen Dichters Sendung“¹⁷⁵, im opferbereiten Dienst an der „Volksgemeinschaft“ zu wirken, als ehrenvoll genug ansah, um dabei „Glück“ zu empfinden, wie es Ley verlangte.¹⁷⁶ Dieses vaterländische Ehrgefühl stellte der Autor gleich an den Anfang seines Romans, indem er ein Zitat Oberst Konstantin Hierls (1875–1955), Staatssekretär im „Reichsarbeitsministeriums“ und späterer „Reichsarbeitsführer“, anführte: „Jeder uneigennützigte Dienst am Volk ist Ehrendienst“.¹⁷⁷

13.7 Visualisiertes „Glück“: Die propagandistische Bildsprache der Erlebnisromane

Neben den Narrativen der Erlebnisromane lassen sich auch die *Bildsprachen* der beiden Erlebnisromane vergleichen. Sowohl auf *ikonografischer* als auch *ikonologischer Analyseebene* sind die Bucheinbände und abgebildeten Zeichnungen der Erlebnisromane aufschlussreich. Das Buchcover von Fabers Erlebnisroman (Abb. 10) zeigt im Vordergrund einen „glücklich“ strahlenden jungen Mann mit blonden Haaren und nacktem, muskulösem Oberkörper, der die Romanfigur Paul porträtiert. Mit der rechten Hand grüßt er fröhlich die Betrachter*innen, während er mit der linken Hand einen Spaten hält. Im Hintergrund arbeitet eine anonyme Masse von jungen Männern, welche dasselbe Erscheinungsbild wie Paul abgeben. Gemeinsam symbolisieren sie die visuelle Entindividualisierung der leistungsorientierten Einheit der „Volksgenossen“ im „Arbeitsdienst“. Die Sicherstellung einer unmissverständlichen Bildsprache, welche die propagandistische Bildbotschaft transportierte, war im Interesse des Verlags und der NS-Literaturpolitik. Faber stellte die Buchillustrationen mit Tusche her.

In Tasches Erlebnisroman sind sowohl Buchcover (Abb. 8) als auch Zeichnungen von Heinz Gerster, einem professionellen Illustrator, geschaffen, der auch in der Nachkriegszeit seine Arbeiten veröffentlichen konnte.¹⁷⁸ Seine Zeichnungen illustrieren, mit Hilfe einer reduzierten Strich- und Linienzeichnungstechnik, die

175 Vgl. ebd., 20, Fussnote 3.

176 Vgl. Ley 1939, 257 f.

177 Vgl. Faber 1934, [7].

178 Vgl. Bach 1955.

Heim- und Hofarbeit im „Arbeitsdienstlager“. Gerster zeichnet ‚glücklich‘ wirkende Frauen, strahlend und singend, in der Küche beim Kartoffelschälen oder beim Schweinefüttern. Im Verbund mit unterschiedlichen Abbildungen vom Unterhaltungs- und Abendprogramm, beim gemeinsamen Singen, Laientheaterspiel, Tanz und Musizieren propagiert der Zeichner ein stilisiertes Alltagsbild im Sinn des nationalsozialistischen Ideals der „Deutschen Kunst“.¹⁷⁹ Der Standpunkt des Zeichners ist ein verklärter Blick auf das wegen seiner natürlichen Einfachheit scheinbar ‚glückliche‘ Landleben. Das Buchcover (Abb. 8) zeigt exemplarisch eine ‚übergücklich‘ wirkende Christine beim „Arbeitsdienst“. Die propagandistische Bildwirkung sollte womöglich bei der Leserschaft des Erlebnisromans die Sehnsucht nach gemeinschaftsstiftender Zugehörigkeit zum „Arbeitsdienst“ erwecken und sie zur Teilnahme mobilisieren.

Mit welchen sprachlichen Mitteln setzt sich die nationalsozialistische Bildästhetik in Tasches Beschreibungen weiter fort? Die Abbildungen sind illustrative Ergänzungen zur Erzählung von Christines Empfindungen und Erlebnissen. Tasche verwendet passagenweise einen symbolistisch überhöhten Sprachstil, der in seiner Metaphorik an christliche Paradiesvorstellungen oder an die biedermeierlichen „Idyll“-Beschreibungen des ‚kleinen Glücks im Winkel‘ erinnert, jedoch mangels Ironie und literarischen Erzählvermögens nicht dieselbe Ausdruckskraft entwickelt. Diese wissenshistorische Rückbesinnung, insbesondere an die literarische Biedermeier Zeit (1815–1848), war ebenfalls ein ästhetisches Theoriekonzept der NS-Literaturpolitik. Je stärker die Aufrüstungspolitik und die Kriegsszenarien des Zweiten Weltkriegs an die Zivilbevölkerung heranrückten, umso wichtiger erschien es der Kulturpropaganda, sich in der Literatur, Kunst, Musik und im Theater auf die angeblich unverwüstbare harmonische Welt des „Dritten Reiches“ und deren ruhiges, friedvolles und „glückliches“ Landleben zurückzubesinnen.

Welche emotionspolitische Aufgabe übernehmen die Abbildungen in den Erlebnisromanen? Die Illustrationen fangen die in Worte gefassten Eindrücke und Gefühlszustände, beispielsweise bei Christines Ankunft am Einsatzort, ein. Sie dienen zur visuellen Verdoppelung der emotionspolitischen Botschaft der Autor*innen, indem sie den „emotives“ (Gefühlswörtern) ikonografischen und ikonologischen Ausdruck verleihen: „Dort ist ein Fleckchen Erde, das in seiner Unberührtheit noch den Reiz des 16. Jahrhunderts trägt, nicht übertüncht von grauer

179 Die „Deutsche Kunst“ wurde in Abgrenzung zur „entarteten Kunst“ der expressionistischen Moderne von der NS-Kulturpolitik propagiert. Formal schuf sie jedoch keinen ‚neuen‘ Kunststil. Mehr zur Kunst im NS-Regime vgl. u. a. Zuschlag 1995, Benz, Eckel und Nachama 2015.

Zivilisation: ein Fleckchen Erde – schön wie die leuchtende Sonne, hell wie der Quell, der lustig klingend vom Berge springt.“¹⁸⁰

13.8 Fazit

Abschließend stellt sich die Frage, wie erfolgreich die Gefühlspolitik solcher Erlebnisromane war? Konnte sich die Begeisterung für den „Arbeitsdienst“ auf das junge Zielpublikum übertragen? Eine *pragmatische* Antwort auf diese Frage wird mit Blick auf den „weiblichen Arbeitsdienst“ und dessen arbeitspolitischen Kontext im NS-Regime gegeben.

Im Herbst 1933, als Lisa Tasche ihren „Arbeitsdienst“ antrat, geschah dieser Einsatz noch auf *freiwilliger* Basis. Sie stellte ein Gesuch und hoffte auf baldige Antwort von der entsprechenden Dienststelle. Per 21. Februar 1938 wurde jedoch ein „Pflichtjahr“ für junge Frauen eingeführt. Dies betraf all jene arbeitssuchenden Frauen, die im Sinn hatten, entweder in der Textil-, Bekleidungs-, Tabakindustrie oder als kaufmännische Angestellte oder Bürohilfskraft eine Stelle zu finden oder die bereits in diesem Bereich tätig waren.¹⁸¹ Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde der bisher freiwillig geleistete „NS-Arbeitsdienst“ für junge, ledige Frauen zwischen 17 und 25 Jahren, „die nicht voll berufstätig sind, nicht in beruflicher oder schulischer Ausbildung stehen und nicht als mithelfende Familienangehörige oder in der Landwirtschaft dringend benötigt werden“ *zur Pflicht*.¹⁸² Das propagandistische Ziel dieser „Hochschule nationalsozialistischer Erziehung“¹⁸³ war es, junge Frauen als Hausgehilfinnen in der Land- und Hauswirtschaft einzusetzen, um „vorindustrielle Sozialbeziehungen innerhalb eines industriellen Systems zu rekonstruieren“¹⁸⁴. Hinter diesem ökonomisch ineffizienten Konzept stand die arbeitsideologische Absicht, die „Volksgenossinnen“ mittels gezielter Einübung und Schulung von Ritualen und Verhaltensnormen des „Deutschen Frauenarbeitsdiensts“ lückenlos in die „Volksgemeinschaft“ einzugliedern.¹⁸⁵ Die Frage, ob sich viele Freiwillige für den „Arbeitsdienst“ aufgrund der Lektüre der autobiografischen Erlebnisromane rekrutieren ließen, wird spä-

180 Vgl. Tasche 1935, 11.

181 Vgl. Bajohr 1980, 349.

182 §2 der VO über die Durchführung der „Reichsarbeitsdienstpflicht“ vom 04.09.1939 (RGBl. I, S.1693) zit. nach Bajohr 1980, 351.

183 Vgl. Hierl, Konstantin. 1941. *Ausgewählte Schriften und Reden*, Bd. 2. München: Eher, 249 zit. nach Bajohr 1980, 340.

184 Vgl. Bajohr 1980, 341.

185 Vgl. ebd., 342.

testens mit der gesetzlichen Regelung obsolet. Dennoch waren die autobiografischen Erlebnisromane propagandistische Werbeträger für den „Arbeitsdienst“. Mit ihren emotionspolitischen Darstellungen einer praktizierten Selbsterziehung zur nationalsozialistischen Lebensführung sind sie mit den Anleitungen von Glücksratgebern durchaus vergleichbar und stellen folglich ein weiteres Phänomen einer affirmativen Gefühlspolitik dar.

Ein Hinweis für die langjährige Verbreitung von Tasches Erlebnisroman ist die Widmung im Exemplar, welches für die vorliegende Analyse verwendet wurde: „Der Siegerin im Wettbewerb beim Betriebssport. 24.8.41 Gertrud [Tutzmeier?]. Gewidmet von der Papierfabrik Scheufelen“¹⁸⁶.

Beim Vergleich der beiden Erlebnisromane ist der Quellenwert zur Analyse einer Politik der ‚Glückskulturen‘ ersichtlich. Die Autobiograf*innen stellen in den Aufbaujahren des NS-Regimes existentielle Fragen zur nationalsozialistischen Lebensführung: Wie soll eine NS-ideologische „Gemeinschaft“ gebildet werden? Wer gehört emotionspolitisch und „rassenideologisch“ dazu und wer ist davon ausgeschlossen? Wie lässt sich die soziale Kluft zwischen Intellektuellen und Arbeiter*innen schließen? *Wer* soll welche Aufgabe im totalitären Gesellschaftssystem übernehmen? Zu welchem Zeitpunkt ist jemand „Führerin“, wann ist jemand „Dienerin“ und ab wann Opfer? Worin besteht der Unterschied zwischen glauben, denken, fühlen, wollen und handeln? Soll die „Rassenmoral“ die christliche Moral ersetzen? Wie kann das ideologische Gemeinschaftsgefühl gestärkt werden? Wie kann *ich* „Kraft durch Freude“ *schöpfen*? Wie können *wir* das „Glück“ *erzwingen*?

In den Erzählungen werden die emotionspolitischen Entwicklungen der Haupt- und Nebenfiguren in Gesprächen zwischen den „Kameradinnen“ *bottom up* subtil verhandelt oder in Vorträgen *top down* dogmatisch gelehrt. Intellektualität und Intellektuelle, als ein bürgerlicher Habitus und Typus, werden gemäß der NS-Dichtungstheorie als „snobbistische[...] oder brutal-ironische[...] ‚Gesellschafts‘-Darstellungen“ verpönt.¹⁸⁷ Im Gegensatz dazu wird *Fühlen* zur emotionspolitischen Prämisse erhoben: das „Rassengefühl“ könne intellektuell nicht erfasst werden, so Dr. Burg, sondern die „Volksgenossinnen“ müssten daran *glauben*, indem sie es *fühlten*.

Diese emotionspolitische Ideologie macht zu Beginn der Erzählungen vor allem den weiblichen Arbeitsdiensttätigen und einigen männlichen Studenten zu

186 Die Papierfabrik Scheufelen in Lenningen wurde 1855 gegründet und existierte bis April 2018. Die Scheufelen GmbH wurde per Februar 2019 insolvent und wird als „Silphie Paper GmbH“ weitergeführt, <http://silphiepaper.com/>, 02.11.2020.

187 Vgl. Nachwort des Herausgebers. In: Kindermann 1933, 265 – 283, 283.

schaffen. Von dem Moment an, in welchem sie durch autosuggestive „Selbsterkenntnis“¹⁸⁸, wie es C.H. Huter nennt, ihre persönlichen Fähigkeiten zum Erlangen der Position als „Führerinnen“ *erkennen* und die ‚Rolle‘ der „Dienerinnen“ abstreifen, blühen sie auf und werden zu den größten Ideolog*innen des Arbeitsdienstlagers. Sie werden für den Dienst der propagandistischen Freizeitgestaltung eingesetzt und treten als ideologische Redner*innen auf. Leistungsorientiert entwickeln sich die jungen Menschen zu „Erzieherinnen“ gemäß der arbeitsideologischen NS-Doppelrolle.¹⁸⁹

Die Erlebnisromane zeichnen ein emotionspolitisches Psychogramm der „Volksgemeinschaft“ im Mikrokosmos der „Arbeitsdienstlager“. Gebetsmühlenartig werden die ideologischen Glaubenssätze für die Leserschaft wiederholt, als würden sie durch ihre Repetition an Evidenzwert gewinnen. Überwachung, Bestrafung und Förderung als erzieherisch-disziplinarische Maßnahmen gehen nicht nur von den Lagerleiter*innen aus. *Alle* beobachten *einander*. Die Protagonist*innen nutzen psychotechnische Methoden der „Erfolgs-Psychologie“¹⁹⁰ zur leistungsorientierten „Menschenbeurteilungskunst“¹⁹¹, im Sinne C.H. Huters, indem sie nach charakterologischen und psycho-physiognomischen Merkmalen Ausschau halten.

Das Ziel dieser sozial- und emotionspolitischen Überwachungspraktik ist, das Gegenüber rascher durchschauen zu können, damit dessen Handeln antizipiert und gegebenenfalls unterbunden werden kann, um die kollektive „Leistungs-Steigerung“¹⁹² nicht zu gefährden. Während der arbeitspsychologischen Observierungsprozesse misstrauen sich die Arbeitsdienstverrichtenden *selbst* am meisten. Denn sie wissen um die Fragilität ihrer ideologischen Gesinnung, wie sich bei Christine zeigt. Sie wissen, dass es unmöglich ist, den geforderten „Willen“, die „Kraft“ und die „Freude“ zur Erzwingung eines totalitären „Glücks“ aufzubringen. Die körperlichen Entbehrungen und repetitiven Arbeiten sind hart und kräftezehrend. Aus diesem Grund sehen sie in ihrem Gegenüber ständig potentielle Verräter*innen und Schwächlinge, die nicht dieselbe aufopfernde „Willenskraft“ aufbringen können, wie sie es sich täglich im Selbsterziehungsprozess einer autosuggestiven Glückspraktik abverlangen.

Die Ambivalenz der nationalsozialistischen Politik einer arbeitspsychologischen Gefühlskultur wird selbst in den von der Partei kontrollierten Erlebnisromanen offensichtlich. Die Autor*innen dokumentieren in ihren Erzählungen ei-

188 Vgl. Huter 1940, 4.

189 Vgl. Decker 1935.

190 Vgl. Huter 1940, 4.

191 Vgl. ebd.

192 Vgl. ebd.

nerseits die hegemonialen Propagandadiskurse. Andererseits stellen sie die zum Teil subtil ablaufenden psychopolitischen Entwicklungsprozesse und massenpsychologischen Mechanismen einer schleichenden ideologischen Unterwanderung dar.

In welchem Zusammenhang trifft man bei der Lektüre auf literarische Darstellungen von Glückswissen? „Glück“ wird in der arbeitsideologischen Gefühlspolitik als anzustrebendes Endziel der nationalsozialistischen Gesellschaftsutopie propagiert. Auf dem Weg dahin entwickle sich „Glück“ bei der Arbeit im kollektiven Handeln und im rassistischen Gemeinschaftsgefühl. Dabei haben ästhetische Elemente, wie der Gemeinschaftsbesang, in welchem die einzelnen Sänger*innen zum kollektivistischen Gesangkörper biologisch verschmelzen, eine zentrale Bedeutung. Privates „Glück“ in Form von Liebesglück tritt in flüchtigen Begegnungen mit dem anderen Geschlecht auf und wurde als Teil der „rassenhygienischen“ Partnerwahl und Geburtenpolitik gefördert, wie in Kapitel 14 gezeigt wird. Von „Glück“ und „Freude“ berichten die Autobiograf*innen häufig. Sie beschreiben dieses Gefühlswissen mit Hilfe von „emotives“ (z. B. strahlende Augen und Gesichter bei der Arbeit, in der Freizeit, beim Singen und Tanzen oder beim rhythmischen Arbeiten auf der Baustelle). Faber spricht auch von denjenigen, die angeblich kein „Glück“ fühlen, wie zum Beispiel die liberal denkenden Studierenden, welche nur an den Selbstzweck ihrer akademischen Karriere denken und an ihrem Egoismus scheitern. Das „Glück“ der „Volksgemeinschaft“ wird folglich von beiden Autor*innen als die Erfüllung ihrer autosuggestiven Träume gepriesen.

Nach der Lektüre bleiben jedoch Zweifel an der Wahrhaftigkeit der beschriebenen Gefühle. Beide Autor*innen beschreiben, neben ihren ideologischen Bekenntnissen zum Nationalsozialismus, die eigenen oder fremden Zweifel und Unsicherheiten über das Leben im neuen „rassenhygienischen“ Gesellschaftssystem. Darüber hinaus werden Tötlichkeiten, Bestrafungen, Gerüchte von Verhaftungen und Misshandlungen, Kollektivstrafen, mangelhafte Ernährung, Krankheiten und ein Todesfall aufgrund körperlicher Erschöpfung, eine „Bücherverbrennung“ und Rebellion dokumentiert. Selbstredend werden diese Erlebnisse im Rahmen der NS-Arbeitsmoral von den Autor*innen Tasche und Faber gerechtfertigt bzw. als staatsfeindliches Verhalten diskreditiert. Dennoch stehen die Ereignisse für die Leserschaft im unmittelbaren Kontext zur NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“. Angesichts der subjektivistischen und psychologisierenden Sprachstile der Autor*innen decken sie aus heutiger Sicht die Ambivalenz der Politik einer *maskierten* ‚Glückskultur‘ im ‚Arbeitsdienst‘ auf.

Die unterschiedlichen Geschlechterperspektiven, aus denen die Autor*innen Tasche und Faber ihre autobiografischen Erlebnisberichte verfasst haben, geben nicht zuletzt Einblick in die Geschlechterstereotypisierung im Nationalsozialismus, die zur „rassenhygienischen“ Gefühlskultur im folgenden Kapitel 14 überleitet.

14 „Kinder bringen Glück“: Lebens- und Paarberatung in NS-Deutschland und in der Schweiz

„Kinder bringen Glück“¹ lautet ein zentraler Lehrsatz im Eheratgeber „Ein Leben zu Zweien“ des Autors Walther von Hollander von 1940.² Doch das „Glück, Kinder zu haben“³, sei nicht selbstverständlich:

„Wer sich einbildet, man könne in der Lotterie mit geringem Einsatz das ganz große Glück gewinnen, der kann auch glauben, daß man ohne Einsatz hübsche, gesunde, prächtig gedeihende Kinder bekommen kann, an deren mühelosem Aufwachsen und herrlichem Gedeihen man Tag für Tag seine Freude hat.“⁴

Wie begründet Hollander sein Ratgeberwissen? Kinder zu bekommen, komme der „Schönheit der kinderreichen Frau“ in vielerlei Hinsicht zugute:

„Eine Frau, die ein Kind verantwortlich empfängt, trägt, gebiert und nährt [...], wird abgesehen von allen seelischen Bereicherungen, rein körperlich schöner, gesunder und leistungsfähiger. [...] Fast alle Drüsen haben sich gekräftigt, sind infolge der Anstrengungen auf das Höchstmaß ihrer Leistungsfähigkeit gekommen, wenn die Frau die neun Monate bis zur Geburt und die – mindestens – neun Monate des Stillens hinter sich gebracht hat. Da sie außerdem durch das Kind aus dem sonstigen Leben ferngehalten wird, in ein Leben besonderer natürlicher Rhythmen hineingeführt, findet gleichzeitig eine seelische und geistige Kräftigung und Verselbständigung statt, so daß sie schließlich frischer, jünger, schöner und leistungsfähiger aus der Kampfzone zurückkehrt. Dieser Prozess erweitert sich [...], daß viele Frauen beim zweiten, dritten oder vierten Kind erst ihre wahre Schönheit entfalten.“⁵

Hollander entwirft in seinem Ratgeber eine *weibliche Körperpolitik* als eine *leistungsorientierte* Körperpraktik, der eine *affirmative Gefühlspolitik* zugrunde liegt. In wissenshistorischer Analogie zum arbeitspsychologischen „Mensch-Maschine“⁶-Modell sieht Hollander den Frauenkörper pervertiert als rationalisierbare *Maschine*, welche durch das Gebären von Kindern das „Höchstmaß ihrer Leis-

1 Hollander 1940a.

2 Vgl. ebd.

3 Ebd.

4 Ebd., 226.

5 Hollander 1940b, 232f.

6 Vgl. From Mimetic Machines to Digital Organisms. The Transformation of the Human Motor. In: Rabinbach 2018, 1–27, 18.

tungsfähigkeit“ erreiche. „Das Glück, Kinder zu haben“⁷ steht bei Hollander zudem in einer militärstrategischen Analogie zur „Kampfzone“, aus welcher die stereotypisierte „Frau als Gebälerin“⁸ nach Ablauf der Schwangerschafts-, Geburts- und Stillzeit als „Führerin“⁹ „frischer, jünger, schöner und leistungsfähiger“¹⁰ hervortrete.

Hollanders *biologistisches, metaphysisches* und zugleich *psychotechnisches* Ratgeberwissen über eine leistungsorientierte Körperpolitik eines kinderreichen „Mutterglücks“¹¹ sowie sein körperpolitischer Rat an seine Leser*innen, „hübsche, gesunde, prächtig gedeihende Kinder“ zu gebären, muss vor dem Hintergrund der „rassenhygienischen“ NS-Geburtenpolitik untersucht werden.

Ausgehend von Hollanders Ratschlägen an Ehepaare zum Erlangen eines „rassenhygienischen“ „Mutterglücks“ sollen in einem transnationalen Vergleich pädagogischer, psychologischer, medizinischer und „rassenhygienischer“ Lebens-, Frauen-, Paar-, Ehe-, Mutterschafts- und Elternratgeber folgende Forschungsfragen beantwortet werden: 1. Welche gesellschaftliche Bedeutung wurde einem „Mutterglück“ nach 1933 im Vergleich zur Weimarer Republik¹² und zur BRD¹³ zugeschrieben?¹⁴ 2. Welche stereotypisierten Vor- und Gegenbilder eines Frauenideals wurden im Wissenskontext eines „Mutterglücks“ entworfen? 3. Welche Bedeutung besaß ein individuelles „Glück“ einer Frau als „Mutter“¹⁵ im

7 Hollander 1940b, 230.

8 Ebd., 233.

9 Ebd.

10 Ebd., 232.

11 Groß 1942, 62, 64.

12 Als exemplarische Auswahl für die vergleichende Analyse dienen folgende Ratgeber aus der Weimarer Zeit: Peters 1920a, Peters 1920b, Keyserling 1925, Kaupe und Küster 1928, Ankenbrand 1932. Aus Platzgründen kann nicht auf jede Ausgabe einzeln eingegangen werden. Zur Forschung über die Ratgeberliteratur der Weimarer Republik vgl. u. a. Kleiner und Suter 2015, Senne und Hesse 2019.

13 Als exemplarische Auswahl für die vergleichende Analyse dienen folgende Ratgeber aus der BRD: Günther 1951, Hollander 1955, Hollander 1961.

14 Zur Geschichte der Erziehungs- und Elternratgeber in der Weimarer Republik vgl. Brunner 2008, Volk 2017. Zu Elternratgebern und den darin entworfenen Mutterbildern in der NS-Zeit vgl. Zur Ratgeberliteratur in der NS-Zeit. In: Höffer-Mehlmer 2003, 182–210, Schmid 2008.

15 Ein Beispiel für einen nationalsozialistischen Ratgeber für *Väter* ist der streckenweise durchaus ironisch verfasste Ratgeber „Der Vater und sein erstes Kind“ von Ernst Heimeran aus dem Jahr 1938, der 1941 in 45.000 Exemplaren erschien und noch 1956 in 21. Auflage veröffentlicht wurde. Vgl. Heimeran, Ernst. 1942. *Der Vater und sein erstes Kind*, 7. Aufl., 36.–45. Tsd., München: Heimeran. Eine weiterführende Untersuchung zum „deutschen Vater“ mit Blick auf die geschlechtergeschichtliche Konstruktion eines ‚Männlichkeitsdiskurses‘ in der NS-Ratgeberliteratur wäre sicher aufschlussreich. Es hätte den Rahmen dieser Untersuchung jedoch gesprengt.

NS-Regime? Und 4. welche biografischen Lebensgeschichten, Semantiken, Metaphern, Lebensräume, Geschlechterstereotypen, Objekte und Handlungspraktiken wurden in den Ratgeberanleitungen zum Erlangen eines „Mutterglücks“ genannt?

Zur geschlechterspezifischen Analyse des Glückswissens in den Diskursen über weibliche Sexualität¹⁶, Partnerwahl, Berufstätigkeit und Mutterschaft soll in einem transnationalen Vergleich mit der Schweiz¹⁷ erforscht werden, inwiefern sich Wandel, Ambivalenzen und Kontinuitäten über ein „Mutterglück“ zwischen 1933 und 1945 nachweisen lassen.¹⁸

Das Ziel der Analyse ist es, den Wandel vom leistungsorientierten Erfolgstypus der Selbststrationalisierungsdiskurse zum „rassenhygienischen“ Führungstypus am Beispiel der Ratgeberliteratur für die „deutsche Frau“¹⁹ aus einer geschlechterspezifischen Perspektive zu untersuchen. Ein „Mutterglück“ in Form eines „rassenhygienischen“ *Kinderreichtums* wurde für die „deutsche Frau“ in den Lebens-, Beziehungs-, Ehe- und Mutterschaftsratgebern als eine selbstdisziplinarische und autosuggestive *Leistungskultur* und zugleich auf der Grundlage einer nationalsozialistischen „Rassenmoral“ als „Glück“ verheißende Lebensführung propagiert. Die Untersuchung will aufzeigen, dass das von der NS-Erziehungspolitik geforderte „Mutterglück“ in einem engen Zusammenhang mit den „rassenhygienischen“ Moralvorstellungen der leistungsorientierten NS-Arbeitspolitik „Kraft durch Freude“ stand. Am Beispiel der massenmedialen Ratgeberliteratur in NS-Deutschland²⁰ kann veranschaulicht werden, wie emotionspolitische Wissenskonzepte von „Liebe“, „Ehe“, „Glück“, „Treue“, „Pflichten“, „Opferbereitschaft“, „arischer“ Lebensführung und „völkischer“ „Verantwortung“ als „rassenhygienische“ Körperpraktiken einer „arischen“ Lebensführung der „deutschen“ Frau, Mutter und Erzieherin zentral verhandelt wurden.

16 Zur Geschichte des Sexualitätsdiskurses in der Ratgeberliteratur vgl. Bänziger u. a. 2010.

17 Als exemplarische Auswahl für die vergleichende Analyse dienen folgende Ratgeber aus der Schweiz: Pautsch 1925, Arbeitsgemeinschaft der Neutralen Auskunfts- und Beratungsstelle für Frauen 1934, Wyler 1935, Guggenbühl 1936, Känel 1936, Baumgarten 1943, Haenni-Wyss 1945. Aus Platzgründen kann nicht auf jede Ausgabe einzeln eingegangen werden.

18 Zur Ratgeberliteratur in der Schweiz, 1945–1970, vgl. Mühlestein 2009.

19 Zum Begriff vgl. u. a. Diehl 1933. Zur „Verpflichtung und Aufgabe der Frau im nationalsozialistischen Staat“ vgl. u. a. Scholtz-Klink 1936.

20 Als exemplarische Auswahl für die vergleichende Analyse dienen folgende Ratgeber aus NS-Deutschland: Schilfarth 1934, Graaz 1935, Hollander 1938, Haarer 1939, Elster 1939a, Elster 1939b, Rott 1939, Hollander 1940b, Hollander 1945. Aus Platzgründen kann nicht auf jede Ausgabe einzeln eingegangen werden.

14.1 Der Glücksratgeber für die „deutsche Frau“: Eine „rassenhygienische“ NS-Geburtenpolitik

Was verstand die Ratgeberliteratur unter dem wissenshistorischen Begriff der „deutschen Frau“ und welche Bedeutung und Aufgabe hatte diese in der „Volksgemeinschaft“ zu übernehmen? Guida Diehl (1868–1961)²¹ beschreibt die „deutsche Frau“ in ihrem Ratgeber „Die deutsche Frau und der Nationalsozialismus“ (1933) als neuen Menschentypus, jedoch im hegemonialen Abgleich zum Vorbildcharakter des „deutsche[n] Mann[es]“:

„Genau so wie wir Frauen ein heldisches, charaktervolles Mannestum in unserem Volke forderten, wie es uns beschämte und niederdrückte, als dasselbe schwand und das öffentliche Leben von ganz anderen Männern gestaltet wurde, wie es uns beglückt, wenn heldisches Sein wieder durchbricht, – genau so will der deutsche Mann an dem Frauentum seiner Nation einen Durchbruch zu seinem wahren Wesen erleben. Er will es verehren können in seiner Herzenskraft, seiner Reinheit und seiner Mutterwürde. Die deutsche Seele ersehnt ein Frauentum, das wirklich ‚zu edler Tat begeistert‘, für das es sich lohnt, zu kämpfen und zu sterben.“²²

Vom Standpunkt des männlichen „Volksgenossen“ zeichne sich die „deutsche Frau“ durch „Herzenskraft“, „Reinheit“ und „Mutterwürde“ aus. Diese Eigenschaft würden den Mann wiederum emotionspolitisch „zu edler Tat begeistern“, wie es auch in der NS-Nationalhymne, dem „Lied der Deutschen“, als kollektivistische Gefühlspolitik besungen wurde.²³

²¹ Zur Biografie vgl. Lange 1998.

²² Diehl 1933, 5.

²³ Diese Zeile ist eine Referenz an die erste Strophe des „Deutschlandliedes“ oder auch „Das Lied der Deutschen“ genannt, welche während des Nationalsozialismus vor dem „Horst-Wessel-Lied“ gesungen wurde. 1841 wurde der Liedtext von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798–1874) verfasst. Die Musik stammt von Franz Josef Haydn (1732–1809). 1949 verzichtete das deutsche Grundgesetz auf die Festschreibung einer Nationalhymne, zumal Zeilen wie „Deutschland, Deutschland über alles“ nach dem Zweiten Weltkrieg unaufführbar waren. (Vgl. u. a. Escher 2017, 11) Seit 1991 gilt die dritte Strophe des „Deutschlandliedes“ als deutsche Nationalhymne. Für eine Wissensgeschichte über „Glück“ ist die aktuelle Fassung besonders aufschlussreich, da sie die Politik einer deutschen ‚Glückskultur‘ als explizite Gefühlspolitik eines nationalen, prosperierenden „Glücks“ besingt und die wissenshistorische Kontinuität dieser Wissenspraktik bis in die Gegenwart der demokratischen Bundesrepublik Deutschland einmal mehr unter Beweis stellt: „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland! Danach lasst uns alle streben, brüderlich mit Herz und Hand! Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand: Blüh im Glanze dieses Glückes, blühe, deutsches Vaterland!“ Vgl. Die Nationalhymne der Bundesrepublik Deutschland, <https://www.bundesregierung.de/breg-de/suche/die-nationalhymne-der-bundesrepublik-deutschland-461412>, 12.09.2020.

Was war ein zentrales Merkmal des sozialen Wandels der „deutschen Frau“ im Nationalsozialismus? Laut Diehl zeichne sich das „*Hinaustreten der Frau in die Mitarbeit an den öffentlichen Aufgaben und am gesamten Volksleben*“ aus.²⁴ Der „Kampf um die Frauenseele“ sei als „Frauenfrage für den Nationalsozialismus von größter Bedeutung“, so Diehl.²⁵ Die Gründung des „Kampfbund[s] für deutsche Frauenkultur“ sollte 1933 auf die Reformierung der inneren Lebensführung abzielen. Im ambivalent metaphysischen und neonietzscheanischen Kontext einer Willenskraftlehre entwirft Diehl das Konzept einer energetischen „Kraft“ des „neue[n] deutsche[n] Frauenwille[ns]“ in Analogie zum „kämpfenden Manneswillen“, der alle Frauen als „Volksgenossinnen“ vereine und gesellschaftsübergreifend in eine „gesunde[...], kraftvolle[...] deutsche[...] Zukunft“ führen solle.²⁶ Die „deutsche Frau“ hatte jedoch im Selbstverständnis der NS-Geburtenpolitik *einen zentralen, „rassenhygienischen“ Auftrag* zu erfüllen, der mit der vordergründig propagierten *Gleichstellung* der Geschlechter in der „Volksgemeinschaft“ *nicht vereinbar* war: „Der Familie, dem Volk, der Rasse Kinder zu schenken.“²⁷

Mit pathetischen Worten betont auch die Ärztin und Ratgeberautorin Johanna Haarer (1900 – 1988) in ihrem Frauenratgeber „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ den Entindividualisierungsprozess der „werdenden Mutter“ im „völkergeschichtlich“ überhöhten Kontext des staatlich verordneten Auftrags einer „rassenhygienischen“ Geburtenpolitik:

„Kein Ereignis im Leben der Frau entreißt sie aber auch so sehr ihrem Einzelschicksal und ordnet sie ein in das große Geschehen des Völkerlebens wie dieser Gang an die Front der Mütter unseres Volkes, die den Strom des Lebens, Blut und Erde unzähliger Ahnen, die Güter des Volkstums und der Heimat, die Schätze der Sprache, Sitte und Kultur weitertragen und auferstehen lässt in einem neuen Geschlecht.“²⁸

In wissenshistorischer Kontinuität wurde Haarers Ratgeber auch noch nach 1945, unter Bereinigung des nationalsozialistischen Vokabulars, mit dem Titel „Die Mutter und ihr erstes Kind“ aufgelegt. Allein dieser Ratgeber erreichte seit seiner Ersterscheinung im Jahr 1934 eine Gesamtauflage von 1.2 Millionen Exemplaren.²⁹

Die Leser*innen sollten Haarers Vorstellung von einer „rassenhygienischen“ Gefühlskultur mit Hilfe einer selbsterzieherischen Körperpraktik Folge leisten.

²⁴ Vgl. Diehl, 1933, 4.

²⁵ Vgl. ebd., 6.

²⁶ Vgl. ebd.

²⁷ Ebd., 9.

²⁸ Haarer 1939, 5.

²⁹ Zu Haarers Ratgeber vgl. Chamberlain 2016. Zur Biografie, vgl. <https://www.univie.ac.at/bio-grafiA/daten/text/bio/haarer.htm>, 19.09.2020.

Diese selbsterzieherische Anweisung war kein Einzelfall, sondern wurde in der Ratgeberliteratur massenmedial verbreitet. Die folgenden Analysen sollen diese These weiterführend unter Beweis stellen.

14.2 „Mutterglück“: Eine transnationale Ikone einer weiblichen Körperpolitik

Bereits im März 1934 wurde den Besucher*innen der Ausstellung „Erbgesund – Erbkrank“ an der Invalidenstraße 138 in Berlin die „rassenhygienische“ Geburtenpolitik und ein damit angeblich im Zusammenhang stehendes „Mutterglück“ vor Augen geführt.³⁰ Die Ausstellung „Erbgesund – Erbkrank“ fand im Kontext des Gesetzeserlasses „zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ statt, der rechtlich seit dem 1. Januar 1934 in Kraft getreten war.³¹

Der „Rassenhygieniker“ und NS-Ministerialbeamte Gottfried Frey (1871–1952) erläutert, ausgehend von der Ausstellung „Erbgesund – Erbkrank“, die propagandistische Bedeutung von großangelegten Ausstellungen als „Hilfsmittel zur Aufklärung“ der Bevölkerung in seiner Schrift „Hygienische Erziehung im Volksgesundheitsdienst“ von 1934:

„Seit der Machtübernahme legte die nationalsozialistische Regierung besonderen Wert auf Ausstellungen, die die *Sonderart deutschen Wesens* und *deutsche volksgesundheitliche Forderungen* betonen. So eröffnete im Jahre 1933 das Messeamt der Stadt Berlin mit dem Deutschen Hygienemuseum die Ausstellung ‚Die Frau‘ mit der Einleitungsgruppe ‚*Volk ohne Jugend: Volk ohne Zukunft*‘. Die feierliche Ansprache des Ministers für Volksaufklärung und Propaganda kennzeichnete die außerordentliche Bedeutung, die die nationale Regierung dieser Frage beimißt.“³²

Zur Illustration der menschenverachtenden NS-Gesellschaftsutopie, die auf der wissenshistorischen Kontinuität der „Internationalen Hygieneausstellung“ von 1930 und 1931 aufbaute, wurden den Besucher*innen der Ausstellung „Erbgesund – Erbkrank“ zahlreiche Propagandafotografien präsentiert.

Die nationalsozialistische Moralvorstellung eines kinderreichen „Mutterglücks“, wie dies die gleichnamige Fotografie im Zentrum der abgebildeten

³⁰ Vgl. Frey 1934, 69.

³¹ „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses. Vom 14. Juli 1933. RGBl, Nr. 86, 25. Juli 1933, S. 529–351 (Inkraft: 1. Januar 1934), ALEX Historische Rechts- und Gesetzestexte Online, Österreichische Nationalbibliothek, <http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?apm=0&aid=dra&datum=19330004&seite=00000529&zoom=2>, 04.09.2020.

³² Frey 1934, 68 f.

Ausstellungswand illustriert (Abb. 12), setzte die NS-Familienpolitik im Sinne der geschlechterstereotypisierten, „rassenmoralischen“ Lebensführung *bedingungslos* voraus.³³ Ein „rassenhygienisches“ „Mutterglück“ manifestiere sich in einem „erbgutgesunden“ Kindersegen, so lautete eine zentrale „volksaufklärerische“ Botschaft der Ausstellung. Dieses „rassenhygienische“ „Mutterglück“ wurde als Vorbildfunktion einer weiblich-stereotypisierten Körperpraktik propagiert und in den emotionspolitischen Kontext der Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ einer nationalsozialistischen Gefühlskultur gestellt.³⁴



Abb. 12: [Besucher*innen betrachten fotografiertes „Mutterglück“], NS-Ausstellung „Erbgesund-Erbkrank“, Berlin, 1934

³³ Vgl. Groß 1942, 62, 64.

³⁴ Eine weitere Ausstellung zum Thema „Deutsches Volk – Deutsche Arbeit“ wurde im April 1934 „[...] als Beispiel eines ungebrochenen Lebenswillens der Nation“ organisiert. Dort wurde den Besucher*innen die „Entstehung des deutschen Volkes, seine *Rassenkunde und -Hygiene*, das Reich der Deutschen (Römisches Reich deutscher Nation, Reich Bismarcks, das Dritte Reich), die Arbeitsbeschaffung für alle und die Leistung der deutschen Arbeit“ im Sinne der NS-Arbeitsideologie präsentiert. Vgl. Frey 1934, 69.

Der Frage nach einer „rassenhygienischen“ NS-Geburtenpolitik wurde im NS-Regime „größte Bedeutung“ zugemessen.³⁵ Dabei unterschied die NS-Geburtenpolitik „rassenhygienisch“ zwischen einem „erbgesunden“ und einem „erbkranken“ Nachwuchs. Die gleichnamige Ausstellung sollte jedem „Volksgenossen vor Augen“ führen, „welche Gefahren die Erbkrankheiten für unser Volkstum bedeuten und welche Gründe zu dem ‚Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses‘ Anlaß gaben.“³⁶ Das „volksaufklärerische“ und leistungsorientierte Selbsterziehungskonzept „Erbgesund – Erbkrank“ stand im Kontext einer Reihe weiterer Ausstellungen zur „NS-Rassenhygiene“.³⁷

Um den Wirkungskreis der Propagandaausstellungen nicht nur auf das großstädtische Publikum zu beschränken, waren diese Veranstaltungen als „Wanderausstellungen“ konzipiert worden: „Da sie [die Wanderausstellungen] das Volk aufsuchen, wo es ansässig ist, besitzen sie unter Umständen einen noch umfassenderen Einfluß als die nur in den Großstädten ausführbaren Hygieneausstellungen der geschilderten Art“, lautete die propagandistische Begründung.³⁸ Zudem wurden die Ausstellungsmaterialien an Schulen verteilt. Dabei griff das Propagandaministerium zwecks museumspädagogischer Wissensvermittlung auch auf Ausstellungsunterlagen aus der Zeit der Weimarer Republik zurück:

„So wurde aus der Sonderschau der Reichsregierung ‚Die Entwicklung des deutschen Gesundheitswesens‘ auf der Dresdener Internationalen Hygieneausstellung 1930 und 1931 die Abteilungen: [...] Fürsorge für Mutter und Kind, Fürsorge für psychisch Abnorme [...] weiten Kreisen der Bevölkerung, insbesondere auch Lehrern und Schülern zugänglich gemacht.“³⁹

Zwei Jahre später, 1936, erfuhren die Besucher*innen der Ausstellung „Kommunismus ohne Maske“ von den katastrophalen Zuständen in der UdSSR, die angeblich in keinem Verhältnis zu den Errungenschaften der NS-Familien- und „Rassenpolitik“ stünden.⁴⁰

Das Propagandaplakat „Mutterglück“ (Abb. 13) visualisierte auch in dieser Ausstellung die nationalsozialistische Politik einer affirmativen Gefühlskultur

35 Vgl. Frey 1934, 68f.

36 Ebd., 69.

37 In Berlin wurde beispielsweise im Bezirksamt Tiergarten eine Ausstellung zur „Familienforschung, Vererbungslehre, Erbgesundheitslehre und Rassenfragen“ gezeigt. Vgl. Frey 1934.

38 Vgl. Frey 1934.

39 Ebd.

40 Die Ausstellung basierte auf der gleichnamigen Propagandaschrift, die Goebbels 1936 bereits in 11. Auflage publizierte und seine Rede auf dem „Reichsparteitag“ von 1935 beinhaltete. Vgl. Goebbels 1936.



Abb. 13: „Mutterglück“: „Dieses Bild sagt alles, so geht es bei uns der deutschen Mutter. Dem Führer haben wir es zu danken, dass in Deutschland Glück und Zufriedenheit herrscht!“, [Originaler Fototext], NS-Propagandaexposition „Kommunismus ohne Maske“, Berlin, 1936

„der deutschen Mutter“⁴¹. Dazu wurde die ikonologische Bildbotschaft der collagierten Fotografie mit einem entsprechend emotionspolitischen Propagandatext unterlegt:

„Dieses Bild sagt alles, so geht es bei uns der deutschen Mutter. Dem Führer haben wir es zu danken, dass in Deutschland Glück und Zufriedenheit herrscht!“⁴²

Bezeichnend für die emotionspolitische Ikonografie eines „Mutterglücks“ dürfte die Darstellung der stereotypisierten „deutschen Mutter“ mit ihren zwei *Söhnen*

⁴¹ Originaler Fototextausschnitt von Abb. 13, vgl. Abbildungsverzeichnis.

⁴² Originaler Fototext von Abb. 13, vgl. Abbildungsverzeichnis.

sein. Diese Darstellung entfaltete in der landesweiten Wanderausstellung eine fotoästhetisch *konstruierte* und geschlechterstereotypisierte Wirkungsmacht auf die rezeptive Wahrnehmung der Ausstellungsbesucher*innen, wie sie auch in ikonografischen Variationen in Zeitschriften, Ratgebern oder in der Fachliteratur zirkulierte. Die Ikonografie eines „Mutterglücks“ als Teil einer Wissenskultur über „Glück“ war und ist bis heute dynamischen Umdeutungsprozessen unterworfen. Die nationalsozialistische Ikone der „deutschen“ Frau war diejenige einer „Frau als Gebälerin“⁴³ einer Generation „*neue[r] Menschen*“⁴⁴, wie sie Hitler bezeichnete. Entsprechend *zukunftsorientiert* blickt die Dreierkonstellation des „deutschen“ „Mutterglücks“ auf ein in der Ferne liegendes Ziel. Ihre Augen fixieren das vom NS-Regime verheißungsvoll in Aussicht gestellte Versprechen einer „rasenhygienischen“ Glücksgemeinschaft.

Der Vergleich zur Schweizer Familienpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ ist hier aufschlussreich (s. auch Kap. 14.5). Das „Mutterglück“ der „Schweizerfrau“ wird fotografisch im Frauenratgeber „Die Schweizerfrau als Mutter und Erzieherin“ (1942) von EVP-Nationalrat Hans Hoppeler (1879 – 1945)⁴⁵ mit *einer Tochter* im Arm illustriert (Abb. 14). Dabei blicken sich Mutter und Tochter strahlend in die Augen.

Eine weitere Abbildung des „schweizerischen“ „Mutterglück[s]“ (Abb. 15) im selben Ratgeber zeigt in einer Farbzeichnung die kleinbürgerliche Wohnstube einer Mutter mit ihren zwei Kindern: Die schweizerische Erziehungspolitik einer „Schweizerfrau als Mutter und als Erzieherin“ wird im Titel des Ratgebers bereits programmatisch angekündigt. Gemäß einem *bildungsbürgerlichen* Erziehungsideal eines „schweizerischen“ „Mutterglücks“ betrachtet die Mutter in Abb. 15 gemeinsam mit ihrer Tochter *bildungsbewusst* ein Buch, während der kleine Bruder im Sinne der *christlichen* Erziehungsmoral der „geistigen Landesverteidigung“ *traditionsverhaftet* mit Bauklötzchen eine Kirche errichtet.⁴⁶ Entsprechend dem geschlechterstereotypisierten Frauenbild der „geistigen Landesverteidigung“ wird hier eine *nichtberufstätige, christliche* „Schweizerfrau“ illustriert.

Die Bildunterschrift dieses häuslichen „Mutterglücks“ lautet entsprechend konservativ:

⁴³ Hollander 1940b, 233.

⁴⁴ Hitler 1935, 7.

⁴⁵ Hoppeler war Mitglied der Evangelischen Volkspartei der Schweiz (EVP) und vom 01.12.1919 bis 03.12.1939 als Nationalrat tätig, <https://www.parlament.ch/de/biografie/hans-hoppeler/2354>, 19.08.2020.

⁴⁶ Vgl. Hoppeler 1942, [3].



Abb. 14: „Mutterglück“, Schweizer Frauenratgeber „Die Schweizerfrau als Mutter und Erzieherin“ von EVP Nationalrat Hans Hoppeler, 1943

„Mag’s dich, o *Glanz der Welt*, verdrießen,
Ich will mein Mutterglück genießen!“⁴⁷

Im transnationalen Vergleich zwischen einem illustrierten „schweizerischen“ und „deutschen“ „Mutterglück“ fallen neben thematischen Gemeinsamkeiten auch Unterschiede auf. So weist im Fotoporträt eines „deutschen“ „Mutterglücks“

47 Ebd.



Abb. 15: „Mag's dich, o Glanz der Welt, verdrießen / Ich will mein Mutterglück genießen!“ Schweizer Frauenratgeber „Die Schweizerfrau als Mutter und Erzieherin“ von EVP-Nationalrat Hans Hoppeler, 1943

(Abb. 13) der jüngere Sohn mit seiner linken Hand auf eine „glückliche“ *Zukunft* im „rassenhygienischen“ Dienst an der totalitären „Volksgemeinschaft“ hin. Beim „schweizerischen“ „Mutterglück“ liegt der Fokus auf dem *gegenwartsbezogenen* „Mutterglück“ als eine subjektorientierte, wechselseitig *affirmative* Gefühlsbeziehung zwischen Mutter und Kind.

Die „opferfreudige Liebe“, welche der Autor in seiner Doppelrolle als Ratgeber und langjähriger EVP-Nationalrat 1942 von der „Schweizerfrau“ in einem paramilitärischen Tonfall einfordert, ist in einem ambivalent *humanistischen* und *christlich-moralisierenden* Kontext der „geistigen Landesverteidigung“ verortet.

Trotz der durchaus repressiv anmutenden Anweisung zur „hohen Pflicht“ eines „schweizerischen“ „Mutterglücks“ und einer „opferfreudigen Liebe“ stehen diese emotionspolitischen Forderungen in einer geschlechterpolitischen Diskrepanz zum „rassenhygienischen“ „Mutterglück“ der NS-Geburtenpolitik:

„Schweizerfrau, in diesen ernsten Tagen erkenne deine hohe Pflicht! Stehe fest zu deiner Heimat und hilf ihr das Gut der Freiheit erhalten. Hilf aber vor allem ihr erhalten die Grundlage der Gerechtigkeit, der opferfreudigen Liebe und des unerschütterlichen Gottesglaubens. Denn ohne dieses Fundament sind wir verloren. Schweizerfrau, im Ringen um die äußere und innere Verteidigung der Heimat beziehe auch du deinen Posten. Sei deinem Kinde, deinem Lande *Mutter* und *Erzieherin*.“⁴⁸

Die transnationale Analogie eines „Mutterglücks“ liegt folglich einer emotionspolitischen Semantik der „Opferbereitschaft“ als Dienst an „deinem Kinde, deinem Lande [als] *Mutter* und *Erzieherin*“ zugrunde, die im Fall der Schweiz als eine aus *patriotischer*, „opferfreudiger Liebe“ entsprungene Gefühlskultur der „geistigen Landesverteidigung“ begriffen wird. Im Kriegsfall forderte sowohl die Rhetorik des „deutschen“ als auch des „schweizerischen“ „Mutterglücks“ eine aus militärstrategischer Sicht *existentielle* „Opferbereitschaft“ von der Bevölkerung. Die NS-Gesellschaftsutopie nahm im Namen des NS-Regimes eine bedingungslose „Opferbereitschaft“ für „den Führer“ in Anspruch, wohingegen Hoppellers Segensspruch in den letzten Zeilen des Ratgebers „Christus“ galt:

„Er, der vom Schöpfer als höchster Erzieher dem Menschengeschlecht geschenkt ist, segne die Arbeit aller Mütter und Erzieherinnen unseres Schweizerlandes, und segne auch den Dienst, den unser Buch an ihnen ausrichten möchte.“⁴⁹

Hoppeler bewertet die Lektüre des Ratgeberbuchs und die Ausübung von dessen Anleitungen als *autosuggestiven Dienst* am „Schweizerland [...]“, der folglich als Wissenspraktik einer *exklusiv christlichen* Gefühlskultur im Sinne der patriotischen Gefühlspolitik der „geistigen Landesverteidigung“ verstanden werden sollte.

Im Vergleich zur NS-Ratgeberliteratur lässt sich diese These exemplarisch veranschaulichen. Im Ratgeber „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ (1939) der Ärztin Johanna Haarer weist die Autorin im Kapitel „Die Erziehung des Kindes“ in einem ersten Schritt darauf hin, dass der Mutter die Kindererziehung schon allein aus „rassenhygienischen“ Gründen obliege: „Sie steht dem Kinde durch stärkste blutmäßige Bindung am nächsten und ist deshalb seine ihm vor-

⁴⁸ Ebd., 571.

⁴⁹ Ebd.

bestimmte Erzieherin. Sie muss immer danach trachten, die Führung zu halten [...]“⁵⁰ Voraussetzung für „die beste Erzieherin“ seien ihre selbstdisziplinarischen „Charaktereigenschaften und Fähigkeiten“ als Führungstypus, die ihr erst durch die emotionspolitische Erfahrung des Kindererziehens „Glück und Lebensbefriedigung“ brächten:

„Nur eine pflichtbewusste, charakterfeste Frau mit gesundem Menschenverstand, die Sinn hat für Ordnung, Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit und Sauberkeit wird ihr Kind richtig erziehen können. [...] Dabei ahnen sie [die kinderlosen Frauen] nicht, welch eine Fülle von Glück und Lebensbefriedigung ihnen verlorengeht, wie sie das Aufziehen gesunder Kinder mit sich bringt.“⁵¹

Als typologisches Gegenbild eines charakterologisch begründeten „Mutterglücks“ entwirft Haarer die der „NS-Rassenideologie“ zuwider handelnden „kinderlosen Frauen“, die angeblich weder dieses „Glück“ noch dieselbe „Lebensbefriedigung“ erfahren könnten.

In einem zweiten Schritt belehrt Haarer ihre Leser*innen, dass eine „deutsche Mutter“ bei aller liebevollen Fürsorge gewisse autoritäre Erziehungsregeln berücksichtigen müsse: Sie sollte nicht „Psychologie“ an die Stelle von Erziehung“ setzen, wie es im subjektbezogenen „Jahrhundert des Kindes“ gehandhabt wurde.⁵² Damit spielt Haarer auf die Entwicklung der Heil- und Schulpädagogik im 19. Jahrhundert an, die exemplarisch der Schweizer Schulreformer Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827) vertrat und welche in der Kinder- und Erziehungspsychologie der Weimarer Zeit weiterentwickelt wurde.⁵³ Haarers Kritik an der individualisierten Kinderpsychologie lautet:

„Damals bildete sich jener Typus von Eltern und Erziehern heraus, der über dem Beobachten und Erforschen der kindlichen Seelenregungen, also der ‚Psychologie‘, die eigentliche ‚Erziehung‘ völlig vergaß und das Kind in Wirklichkeit führerlos heranwachsen ließ, oder aber, ins Gegenteil sich lehrend, aus einem Übermaß an ‚Psychologisieren‘ heraus das Kind so unablässig gängete, daß eine unbefangene und geradlinige seelische Entwicklung von vornherein unmöglich gemacht wurde. Diese ‚schwierigen und komplizierten Kinder‘ wurden dann aufs neue Gegenstand des unermüdlichen, ‚psychologischen Interesses‘ ihrer Eltern.“⁵⁴

50 Haarer 1939, 264.

51 Ebd.

52 Vgl. ebd.

53 Vgl. ebd., 264 f.

54 Ebd., 264.

Ein Übermaß an psychologischem Interesse seitens der Eltern an ihrem Kind und die zuweilen daraus resultierende Führungslosigkeit diskreditierte Haarer in wissenschaftlicher Nähe zum Antiintellektualitätsdiskurs der auf rassistischer „Natürlichkeit“⁵⁵ basierenden „NS-Rassenmoral“. Der nationalsozialistische Muttertypus wurde von Haarer als ein autoritärer Erziehungstyp konzipiert. Die „deutsche Mutter“ sollte zwar mit ihrem Kind „Sprechen“, aber „keine Nachgiebigkeit“ zeigen und ihm nicht „zu viel Bedauern“ und „zu viel Beachtung“ schenken. Zu große Aufmerksamkeit würde aus dem Nachwuchs einen „kleinen Komödianten“ machen, woraus sich „bleibende Charaktermängel“ entwickelten, argumentiert die Ärztin in Wissenskontinuität zur arbeitspsychologischen Charakterologie.⁵⁶

Das oberste Ziel der Erziehung sei es, dass sich das Kind so früh wie möglich, in die „Volksgemeinschaft“ einfüge, sodass es die „hohe[n] Erwartungen“, welche das NS-Regime an „die Jugend“ habe, erfüllen könne:

„Vorüber sind die Zeiten, wo es erstes und oberstes Ziel aller Erziehung und Aufzucht war, nur die Eigenpersönlichkeit im Kind und Menschen zu vervollkommen und zu fördern. Eins ist heute vor allem not, nämlich[,] daß jeder junge Staatsbürger und Deutsche zum nützlichen Gliede der Volksgemeinschaft werde, daß er neben der höchstmöglichen Entwicklung all seiner guten Anlagen und Fähigkeiten lerne, sich einzuordnen in eine Gemeinschaft und um ihretwillen eigene Wünsche und eigene Bestrebungen zurückzustellen. Die erste Gemeinschaft, in die das Kind lernen muß sich einzuordnen, ist die der Geschwister. Von ihr gehen unermessliche und unersetzliche erzieherische Werte aus. Hier wird erstmals die Forderung erhoben, auf etwas zu verzichten zugunsten anderer, und den Eigennutz zu unterdrücken zum Wohle der Brüder und Schwestern.“⁵⁷

Die Gesellschaftsutopie eines harmonischen „Mutterglücks“, das auf der Erziehungsmoral einer Ambivalenz aus Verzicht und Verwirklichung der Eigenpersönlichkeit und Wünsche basierte, sollte vom hohen Preis ablenken, welchen die Wissenspraktik der NS-Familienpolitik im Kriegsfall für das nationalsozialistische „Glück“ und die Zufriedenheit von den „deutschen“ Kindern, Müttern und Vätern fordern würde.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der „deutschen Mutter“ die Anweisung gemäß der NS-Erziehungsmoral gegeben wurde, die „Erzieherin“ ihrer Kinder zu sein, wie es zur selben Zeit von der „schweizerischen“ Mutter von

55 „Wir müssen wieder heimfinden zur Natürlichkeit, zur Reinheit und Wahrheit [...]“, schreibt die Ratgeberautorin Schilfarth 1934 bezüglich einer nationalsozialistischen „Moral“. Vgl. Schilfarth 1934, 121.

56 Vgl. Haarer 1939, 265 f.

57 Ebd., 266.

staatlicher Seite im Sinne der „geistigen Landesverteidigung“ gefordert wurde. Doch der *zusätzliche* pädagogisch-propagandistische Einfluss der unterschiedlichen NS-Erziehungsanstalten („BDM“, „HJ“, „Arbeitsdienst“, „Kraft durch Freude“, „SS“ etc.), welche die Kinder im Laufe ihrer totalitären, selbsterzieherischen Lebensführung durchlaufen würden, sollte nicht unterschätzt werden. Das Familienbild eines „Muttermilch“, wie es die „rassenhygienische“ Ausstellung „Erbgesund – Erbkrank“ propagierte, war in erster Linie jenes der *gebärfreudigen* „deutschen Mutter“ im „rassenhygienischen“ Dienst an der „Volksgemeinschaft“. Entsprechend lauten die letzten Zeilen von Haarers Ratgeber: „Die Mutter aber ist es, in deren Händen die glückliche Lösung aller ersten kleinen und großen Schwierigkeiten liegt. Sie hat ihr Kind unterm Herzen getragen, sie hat es geboren und genährt, sie muß es mit sanfter, aber fester Hand hineinführen ins Leben.“⁵⁸ Danach übernimmt das NS-Regime die *autosuggestive* und *emotionspolitische* (Selbst-)Erziehungsarbeit.

Spätestens 1942 legte die Propagandamaschinerie die „rassenhygienische“ Bedeutung und Funktion der NS-Geburtenpolitik als eine körperpolitische und militärstrategische Gefühlskultur offen. Das „Hauptkulturamt in der Reichspropagandaleitung der NSDAP“ gab unter dem Titel „Ich kämpfe. Die Pflichten des Parteigenossen“ einen „Sonderdruck zur Erinnerung an die Aufnahme in die NSDAP“ heraus. Darin liest der „Volksgenosse“ folgende Anleitung, die dem Ratgeber „Gattenwahl. Zu ehelichem Glück und erblicher Ertüchtigung“ des „Rassenforschers“ Hans F. K. Günthers (1891–1968) oder dem oben zitierten Eheratgeber Hollanders, „Ein Leben zu Zweien“, hätte entspringen können:

„[...] Eine erbgesunde, große Familie ist höchstes Glück. Frühzeitig erwählt der Parteigenosse seine Frau nach den Grundsätzen nationalsozialistischer Rassenauslese. Hohe Kinderzahl ist ihm höchstes Glück. [...]“⁵⁹

Vergleichbar erläutert Prof. Dr. Walter Groß (1904–1945), Leiter des „Rassenpolitischen Amtes“ der NSDAP, im Artikel zur „Nationalsozialistische[n] Lebensführung“⁶⁰ die NS-Geburtenpolitik als NS-moralisches „Bewußtsein“ und „völkische“ Pflicht einer „rassenhygienischen“ Gefühlskultur:

„Familie und Kinder aber sind zugleich die einzige Sicherung des ewigen Lebens der Nation und darum eine Forderung der völkischen Zukunft an jeden Menschen der Gegenwart. [...] In den lebensfrohen kinderreichen Familien der nationalsozialistischen Nation findet die Verschmelzung persönlichen Lebens mit dem Dienst an der Gemeinschaft ihren überzeu-

⁵⁸ Ebd., 268.

⁵⁹ Hauptkulturamt in der Reichspropagandaleitung der NSDAP 1942, 95.

⁶⁰ Groß 1942.

gendsten Ausdruck. [...] Niemals aber kann von echtem Nationalsozialismus in Haltung und Gestaltung des Lebens die Rede sein, wo nicht der Wunsch nach der eigenen Familie und der großen Zahl eigener Kinder und das Bewußtsein von Glück und Pflicht zugleich vorhanden sind, die im Kinderreichtum des Volkes liegen.“⁶¹

In derselben Propagandaschrift verleiht Goebbels seinen Worten gefühls- und arbeitspolitischen Nachdruck, indem er den „rassenhygienischen“ „Kindersegen“ als „vornehmste[n] und höchste[n] Beruf einer Frau den Beruf als Frau und Mutter“ preist.⁶² Mit dem Dilemma der berufstätigen Frau im Kontext eines kinderreichen „Mutterglücks“ beschäftigt sich das folgende Kapitel 14.3.

14.3 Kinderreiches „Mutterglück“: Das Dilemma der berufstätigen Frau

„Unsere Aufgabe heißt Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit.“⁶³ Mit diesem Zitat Hitlers beginnt der Ratgeber „Tagwerk und Feierabend. Gedanken zur Lebensführung der berufstätigen Frau“ von Else Schilfarth aus dem Jahr 1934.⁶⁴ 1929 hatte die promovierte Psychologin noch ein Buch über die „*Psychologie* der berufstätigen Frau“ verfasst.⁶⁵ 1934 schickt sie Hitlers affirmative NS-Arbeitsmoral der Lektüre ihres Ratgebers über die „Lebensführung der berufstätigen Frau“ voraus.⁶⁶

Vor dem Hintergrund von Leys arbeitsmoralischem Grundsatz „Kraft durch Freude“ können Schilfarths Ratgeberanleitungen als *autosuggestive* Glückspraktiken in geschlechterspezifischer Wissenskontinuität zur *leistungsorientierten* Arbeitspsychologie und Selbstoptimierungskultur der Weimarer Republik begriffen werden. Dies wird die folgende Analyse zeigen.

Bereits im ersten Kapitel „Beruf als Schicksal“ kommt die Ratgeberautorin der emotionspolitischen Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ nach, indem sie mit einem Goethe-Zitat einsteigt: „*Arbeit nur, die Freude kommt von selbst*“⁶⁷. Diese autosuggestive Anweisung habe bereits Goethe einem Besucher erwidert, als sich

61 Ebd., 62, 64.

62 „Kindersegen – das ist die Anwartschaft eines Volkes auf die Ewigkeit, deshalb ist und bleibt der vornehmste und höchste Beruf einer Frau der Beruf als Frau und Mutter“. Goebbels, zit. nach Hauptkulturamt in der Reichspropagandaleitung der NSDAP 1942, [61].

63 Hitler zit. nach Schilfarth 1934, [6].

64 Vgl. Schilfarth 1934.

65 Vgl. Schilfarth 1929 [Kursivsetzung von der Autorin ergänzt].

66 Vgl. Schilfarth 1934, [6].

67 Vgl. ebd., 7.

dieser über seine unliebsame Arbeit beklagt habe.⁶⁸ In der Wissenskontinuität über ein leistungsorientiertes Arbeitsglück im Dienst an der „Volksgemeinschaft“ leitet die Ratgeberautorin ihre Leser*innen, in Anlehnung an Goethes Bildungsroman, zum „*Meisterleben*“⁶⁹ an. Als Praktik der nationalsozialistischen Selbstoptimierung rät sie zu einer Willensschulung und einer Technik der charakterologischen „Menschenkenntnis“, wie es auch andere Ratgeberautor*innen taten.⁷⁰ Schilfarth ergänzt diese Praktiken zur „rassenhygienischen“ Selbstoptimierung durch ein nach „Feierabend“ zu gestaltendes Freizeitprogramm, das neben einer selbstdisziplinarischen Körperkultur auch Kunst, Fortbildung, Urlaub, Geselligkeit, Liebe und Freundschaft miteinschließt.⁷¹

Welchen Rat zum Erlangen eines nationalsozialistischen „*Meisterleben[s]*“⁷² gibt die Autorin einer berufstätigen Frau und welches arbeitspsychologische Glückswissen liegt dieser angeleiteten Lebensführung zugrunde? Die Ratgeberautorin hält anfangs fest: „Das große Glück“ habe „die Berufstätigkeit der Frau gebracht“.⁷³ Die *zentrale* Botschaft jedoch, welche der „rassenhygienische“ Frauenratgeber der *berufstätigen* Frau final mitteilt, ist ernüchternd: „Die Krönung der Liebesehnsucht“ sei „Gatte, Kind und Herd [...]“.⁷⁴ Schilfarth entwirft in ihrem Ratgeber eine nationalsozialistische Lebensführung als weibliche Gefühlskultur eines „rassenideologisch“ überhöhten „Glücks“. Im ersten Moment eröffnet sie einen individuellen Entfaltungs- und Gestaltungsraum für die berufstätige Frau, um ihn im nächsten Moment wieder zu negieren. Ihre paradoxe Begründung dafür lautet:

„[...] das fehlte mancher Haustochter und Hausfrau von einst: die leidenschaftliche Anteilnahme an allen Lebens- und Zeitfragen, wie sie nur die Mitarbeit in der Volksgemeinschaft und die Verantwortung für die eigene Lebensführung bringen kann.“⁷⁵

Die Frauen sollten zeitlebens nicht in die „Männerarbeit einfallen und Männerwerk nachahmen. Es wird uns nie gelingen!“⁷⁶ Stattdessen interpretiert die Ratgeberautorin „Werk und Meisterschaft“⁷⁷ der „berufstätigen“ Frau als eine Ge-

68 Vgl. ebd., 7.

69 Ebd., 128.

70 Wie gesehen in Kap. 11–13.

71 „II. Feierabend“, vgl. Schilfarth 1934, 71–128.

72 Ebd., 128.

73 Vgl. ebd., 123.

74 Vgl. ebd., 120.

75 Ebd., 123f.

76 Vgl. ebd., 127.

77 Ebd.

fühlspolitik einer „liebende[n], frauliche[n], mütterliche[n]“ „Frau“.⁷⁸ Ihre Lebensaufgabe bestünde darin, *ihre Mitmenschen* mit „Liebe“, „Arbeitsfreude und Lebenskraft“ zu erfüllen.⁷⁹ Wie? Im „Dienen und Fördern“ ihrer „beglückt[en]“ *Kinder*, ihres *Ehemannes* und ihrer *Mitmenschen* im NS-arbeitsmoralischen Dienst an der „Volksgemeinschaft“.⁸⁰

„Frauen, deren Leben Liebe und Freundschaft ist, strahlen auf ihren Lebenskreis ein Licht und eine Wärme aus, die den trübsten Tag vergolden. Sie sind wie ein schöner Sommermorgen: heiter, klar und frisch.“⁸¹

„Wer würde nicht beglückt in ihrem Scheine wandeln?“, fragt die Ratgeberautorin ihr Leserpublikum rhetorisch.⁸² Als eine „Herrschaft über die Herzen und über die Seele“ versucht Schilfarth die angeblich emotionspolitische Machtstruktur, welche der nationalsozialistischen Lebensführung einer „Frau“ inhärent sein sollte, zu bewerben.⁸³

Einer kritischen Leserin kämen nach der Lektüre des Ratgebers vielleicht Zweifel: „Oder ist es kein Glück andern Menschen Freude zu geben und eine Freude zu sein?“⁸⁴ Die Ratgeberautorin antwortet mit einer emotionspolitischen Gegenfrage suggestiv: „Möchten Sie nicht diese Frau werden? Steht sie nicht in höherem Glanze, als Rang und Spitzenleistung ihn [sic] geben kann?“⁸⁵ Eine Antwort auf die Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie bleibt jeder Frau letztlich (bis heute) selber überlassen.

14.4 „Glückliche Ehe“ dank „Eugenik“? Eine „Technik der Eheführung“ – nach 1945

Das Wissen um ein „rassenhygienisches“ „Muttermglück“ trat nicht erst mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Jahr 1933 in Erscheinung. (Populär-)wissenschaftliche Körperdiskurse um eine „eugenische“ Geburtenpolitik, die nicht nur „glückliche“ Kinder, sondern „Glück und Freude für den Einzelnen, die

78 Vgl. ebd., 122.

79 Vgl. ebd., 124.

80 Vgl. ebd.

81 Ebd.

82 Vgl. ebd., 124.

83 Vgl. ebd., 127.

84 Vgl. Schilfarth 1934, 122.

85 Vgl. ebd.

Familie und die Gesamtheit“⁸⁶ brächte, zirkulierten bereits in der Weimarer Republik und wurden in ambivalenter Kontinuität in die NS-Geburtenpolitik transformiert.⁸⁷ Exemplarisch dafür kann der „Lebensborn“-Ratgeber von Karl Klotz „Die neue Rasse. Ein Wegweiser zu Höherentwicklung, Glück und Freude, für den Einzelnen, die Familie und Gesamtheit“ von 1928 stehen.⁸⁸ Die „Lebensborn“-Bewegung wurde als Verein von der SS getragen und fand im Nationalsozialismus einen körperpolitischen Experimentierraum für „rassenhygienische“ Anwendungspraktiken.⁸⁹

Das körperpolitische Wissen um ein „rassenhygienisches“ „Muttermglück“ *verschwand* auch *nicht* mit dem Ende der NS-Diktatur, wie man annehmen könnte. Dies zeigt exemplarisch die folgende Analyse der Ausgaben von Hollanders Ratgeber „Ein Leben zu Zweien. Ein Ehebuch, Betrachtungen und Geschichte“. Hollanders Eheratgeber erschien 1940 und wurde 1955 und 1961 neu aufgelegt.⁹⁰ Die vergleichende Analyse der drei Ausgaben lässt neben inhaltlichen *Brüchen* insbesondere in Bezug auf das Glückswissen einer „rassenhygienischen“ NS-Geburtenpraktik auch *Kontinuitäten* erkennen.

Im neu hinzugefügten „Vorwort“ der Auflage von 1955 erwähnt Hollander erstaunlicherweise im Kapitel „Was sich änderte“ nicht als Erstes *den rechtsstaatlichen Umbruch der demokratischen Familienpolitik* in der BRD nach dem Ende der NS-Diktatur. Er schreibt:

„Die erste Ausgabe dieses Buches erschien im Jahr 1940. Sie brachte mir einen großen Erfolg ein – und sehr viel Arbeit. Denn seitdem mußte ich viele Tausende von Briefen lesen und beantworten, in denen mich Eheleute und solche, die es werden wollten, um Rat fragten. Ich habe diese Arbeit gern getan. Vor allem weil ich in manchen Fällen tatsächlich helfen konnte. [...] Ich konnte auch erfahren, was sich allmählich änderte und was unverändert blieb. [...] Geändert haben sich in erster Linie die Frauen. Sie sind selbständiger geworden. Vor allem in ihrem Handeln. [...]“⁹¹

86 Vgl. Klotz 1928.

87 Zur ambivalenten Kontinuität der „eugenischen“ Geburten-, Familien-, Frauen- und Erziehungsdiskurse in der Medizin, Ratgeberliteratur und bürgerlichen Gesellschaft der Weimarer Republik vgl. Manz 2007, Wecker 2009, Maubach 2018, Freimüller 2018, Kravetz 2019.

88 Vgl. Klotz 1928.

89 Zu „Lebensborn“ vgl. Clay und Leapman 1995, Lilienthal 2003.

90 Vgl. Hollander 1940b, vgl. Hollander 1955, vgl. Hollander 1961. Lu Seegers konnte anhand Walter Hollanders ungebrochener Karriere als Ratgeberautor und Rundfunkmoderator von der Weimarer Zeit bis in die Nachkriegszeit aufzeigen, welche gesellschaftsrelevante Bedeutung Ratgeberwissen, insbesondere in Bezug auf eine individuelle Paar- und Ehetherapie, unabhängig von politischen Systemwechseln zukommen konnte.

91 Hollander 1955, 9.

Als größte gesellschaftliche Veränderung der Nachkriegszeit führt Hollander die angeblich verbesserte soziale Stellung und demokratisch-selbstbestimmtere Handlungsmöglichkeit „der Frauen“ an, gefolgt vom größeren Erfahrungsschatz „sexuelle[r] Erlebnisse“ in vor- und außerehelichen Beziehungen.⁹² Paradoxerweise war es der Ratgeberautor selbst, der noch in der NS-Zeit auf der Grundlage seines „rassenhygienischen“ Ratgeberwissens „die Frau“ ihrer sozialen Stellung und Handlungsmöglichkeit beraubte, indem er sie bevorzugt zur leistungsorientierten Geburtenpraktik animierte und sie damit biologistisch zur unfreiwilligen Berufsunfähigkeit degradierte.

Im *demokratischen* Verständnis einer Eheschließung lehnt er es nach 1955 ab, dass „die Ehe durch bestimmte Gesetze geschützt, von Staates wegen erhalten, von oben her geordnet werden müsse“.⁹³ Stattdessen betont er die psychotechnische Wissenskontinuität seiner bereits 1940 unter dem Schlagwort „Menschenerziehung statt Ehereform“⁹⁴ angeleitete „Technik der Eheführung“⁹⁵:

„Wir wollen keine Ehereform vorschlagen, sondern vielmehr zu erweisen trachten, daß im gegebenen Ehebereich für jeden Menschen von heute (oder doch für fast jeden) genügend Lebensmöglichkeiten bestehen, sofern er sich selbst erziehen und entwickeln will. Freilich besagt das gleichzeitig, daß die meisten Menschen weit unter der Ebene ihrer Möglichkeiten leben und daß nur dann im Bereich der Ehe glückliche Möglichkeiten bestehen, wenn man gewillt ist, an sich selbst genügend zu arbeiten.“⁹⁶

In wissenschaftlicher Kontinuität zur leistungsorientierten Rationalisierungskultur der Weimarer Republik lehrt Hollander seine Ratsuchenden, dass sich („fast“) *jede Frau und jeder Mann* in selbstdisziplinarischer und psychotechnischer Praktik weiterentwickeln könne, wenn der entsprechende Wille vorhanden sei. Hollander verfolgte mit seiner „Technik der Eheführung“ sowohl im Nationalsozialismus als auch in der BRD dasselbe übergeordnete Ziel:

„Das Leben zu Zweien“ wurde in der Überzeugung geschrieben, daß man [...] Grundfehler vermeiden kann und daß man die Ehe erlernen muß, genauso wie man alle anderen Dinge des Lebens erlernt. [...] Ich habe aber auch versucht zu beschreiben, wieviele ungehobene Glücksmöglichkeiten in fast jeder Ehe liegen, wenn man nur ein bißchen objektiv ist gegen sich selbst, wenn man den Partner in seiner Eigenart achtet, in seiner Besonderheit wachsen läßt und – wenn man ein bißchen Humor aufbringt.“⁹⁷

92 Vgl. ebd.

93 Vgl. ebd., 10.

94 Vgl. Hollander 1940b, 22f.

95 Hollander 1955, 11.

96 Hollander 1940b, 22.

97 Hollander 1955, 11. Ähnlicher Wortlaut in der Erstausgabe von 1940, vgl. Hollander 1940b, 22.

Hollanders einzige Forderung an seine Ratsuchenden in der Auflage von 1955 sei „Selbstkritik“, denn moralische Dogmen würden die Menschen überfordern.⁹⁸ Dabei verweist Hollander auf den Neurologen und „Rassenhygieniker“ Viktor von Weizsäcker (1886 – 1957) und dessen Behauptung: „Die bürgerliche Ordnung und die praktische Moral erweisen sich als undurchführbar, mindestens: sie werden nicht durchgeführt.“⁹⁹ In Anbetracht der antisemitischen „NS-Rassenpolitik“ und der damit verbundenen „rassenhygienischen“ NS-Geburtenpolitik mag die Referenz im Jahr 1955 auf einen in die „Euthanasie“-Praktiken des NS-Regimes verstrickten Mediziner erstaunen.¹⁰⁰ Hollander begreift seinen Eheratgeber von 1955, wie schon 1940, als einen Wegweiser zu einer „neuen Moral, zu einer neuen Form der Ehe“, mit dem Unterschied, dass der paradoxen Forderung nach einer Moral nicht länger eine „NS-Rassenmoral“ zugrunde liegt.¹⁰¹ Für die Neuausgabe von 1955 arbeitete Hollander das Kapitel „Das Glück, Kinder zu haben“ grundlegend um. Seine NS-ideologische Legitimation des „Euthanasiegesetzes“ sowie die Ratgeberanleitung zur „rassenhygienischen“ Lebensführung fehlen.¹⁰² In den Ausgaben von 1955 und 1961 erfährt die Glückswissenspraktik der von Hollander beworbenen Familienpolitik jedoch einen *ambivalenten Deutungswandel*.

Im Kapitel „Kann es eine Eugenik geben?“ distanziert sich der Ratgeberautor zunächst von Hitlers „NS-Rassenpolitik“, um gleichzeitig sein ungebrochenes „eugenisches“ Gedankengut preiszugeben:

„Die Eugenik, die sich mit diesen Fragen beschäftigt, die viel an den Erbströmen herumforschte und sich wenig mit der rechten Art und der rechten Zeit der Zeugung beschäftigte, hat brauchbare Ergebnisse für den einzelnen Menschen noch nicht hervorgebracht. Außerdem ist sie durch die vorschnellen und schon deshalb gefährlich falschen Gesetze des völlig ungebildeten Hitler so in Verruf geraten, daß niemand mehr ihr traut, ja, daß fast niemand sich traut, auch die einfachsten Erkenntnisse ins Werk zu setzen, die Erkenntnis zum Beispiel, daß wahrscheinlich bestimmte Menschengruppen doch verhindert werden müßten, Kinder zu bekommen.“¹⁰³

Hollanders rassistischer Vorschlag war, eine „eugenische“ Körperkultur in bildungsbürgerlicher Wissenskontinuität, im Gegensatz zum angeblich „völlig un-

⁹⁸ Vgl. Hollander 1955, 11.

⁹⁹ Viktor von Weizsäcker zit. nach Hollander 1955.

¹⁰⁰ Zur Biografie vgl. Benzenhöfer 2007.

¹⁰¹ Vgl. Hollander 1955, [Klappentext].

¹⁰² In der ersten Ausgabe war das Kapitel „Das Glück, Kinder zu haben“ in die Unterkapitel „1. Keine Kinder – halbes Leben“, „2. Der materielle Einsatz“, „3. Kinder bringen Glück“, „4. Grenzen der Erziehung“, „5. Erneuerung in den Kindern“ „6. Schönheit der kinderreichen Frau“ aufgeteilt.

¹⁰³ Hollander 1955, 117.

gebildete[n] Hitler“, in der demokratischen BRD fortzusetzen. Auf diese Weise sollte die „in Verruf geraten[e]“ „Eugenik“ bereits zehn Jahre nach Kriegsende wieder diskursfähig gemacht werden.

Ein weiteres Beispiel für eine Publikationskontinuität eines Ratgebers, der „rassenhygienisches“ Glückswissen nicht nur während der NS-Zeit veröffentlichte, sondern in dritter, „umgearbeiteter“ Auflage auch noch 1951 verbreitete, ist der Ratgeber „Gattenwahl. Zu ehelichem Glück und erblicher Ertüchtigung“ des „Rassenforschers“ Hans F. K. Günther.¹⁰⁴ Zu seinen einschlägigsten Büchern zählt „Rassenkunde des deutschen Volkes“, das bereits 1922 in der Weimarer Republik erschienen war.¹⁰⁵

Mit ihrer biologistischen Einstellung gegenüber einer „eugenischen“ Körperpolitik standen die Ratgeberautoren Hollander und Günther in der Nachkriegszeit nicht alleine da, was der Blick ins Nachbarland Schweiz und dessen Sterilisationspraktik im Rahmen der *demokratischen* Sozialpolitik beweist.¹⁰⁶

14.5 Das „Mutterglück“ der Schweizerfrau und ihr Geheimnis einer „gesunden und glücklichen Ehe“

In diesem Kapitel soll das „Mutterglück“ der „Schweizerfrau als Mutter und Erzieherin“ und ihr „Geheimnis einer gesunden und glücklichen Ehe“ im Ratgeber von Hans Hoppeler aus dem Jahr 1942 exemplarisch in einen transnationalen Vergleich mit dem der „deutschen Frau“ in Hollanders Ratgeber „Ein Leben zu Zweien“ von 1940 gestellt werden. Der Ratgeber „Die Schweizerfrau als Mutter und Erzieherin“ des ehemaligen EVP-Nationalrats und Mediziners Hans Hoppeler war in Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Mütterschule „Pro Infante“ 1942 erschienen und wurde noch 1950 in 7. Auflage gedruckt:¹⁰⁷

„Mütter, Erzieherinnen! [...] Schweizerfrau, in diesen ernsten Tagen erkenne deine hohe Pflicht! Stehe fest zu deiner Heimat und hilf ihr das Gut der Freiheit erhalten. Hilf aber vor allem ihr erhalten die Grundlage der Gerechtigkeit, der opferfreudigen Liebe und des unerschütterlichen Gottesglaubens. Denn ohne dieses Fundament sind wir verloren.

¹⁰⁴ Vgl. Günther 1951. Zur Biografie, biografische Angaben in „Kalliope-Verbund“, <http://kalliope-verbund.info/de/eac?eac.id=118698923>, 12.09.2020.

¹⁰⁵ Vgl. Günther 1922.

¹⁰⁶ Zur „Kastration“, „Sterilisation“ und „Rassenhygiene“ in der Schweizer Sozialpolitik, Verhütungspolitik, Psychiatrie und Heilpädagogik, 1900–1970, vgl. Günther 1951, Huonker 2003, Wecker 2009, Dubach 2013, Wecker und Küchenhoff 2013, Germann 2016.

¹⁰⁷ Vgl. Hoppeler 1942.

Schweizerfrau, im Ringen um die äußere und innere Verteidigung der Heimat beziehe auch du deinen Posten. Sei deinem Kinde, deinem Lande *Mutter* und *Erzieherin!*¹⁰⁸

In einer „opferfreudigen Liebe“ und im „unerschütterlichen Gottesglauben“ sollte sich die „Schweizerfrau“ in ihrer Doppelrolle als „tüchtige“, „Mutter“, „Erzieherin“ und Patriotin im Kriegsalltag beweisen. Die Leistungsfähigkeit der „Schweizerfrau“ wird im Vergleich zum NS-Mutterkult auch in der Familienpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ betont. Ihre Leistungsfähigkeit als Mutter wird nach christlichen Moralvorstellungen als eine pflichtbewusste Opferfreudigkeit bewertet. Trotz semantischer Analogie entspringt sie jedoch keiner vergleichbar „rassenhygienischen“ Körperpolitik, wie sie im Nationalsozialismus intendiert war.

Wie ambivalent die Doppelrolle einer zeitgenössischen Geschlechterstereotypisierung der „Mutter“ und „Erzieherin“ *transnational* gedeutet wurde, zeigt das Vorwort des Verfassers. Hoppeler, Kinderarzt und jahrelanger Leiter eines Kinderheims sowie „Vater einer Kinderschar“ betont in seiner Einführung, dass er keine „fertigen Regeln“ präsentieren, sondern „unsere[n] Leserinnen *selbständig denken* lernen“ beibringen wolle:

„[...] daß sie [unsere Leserinnen] die Fundamente kennen lernen, welche jeder guten Pflege und gewissenhaften Erziehung zu Grunde liegen, und daß sie dann von solcher soliden Grundlage aus zu jeder Einzelfrage und zu jeder einzelnen Situation und Schwierigkeit aus *eigenem* Denken und Empfindung heraus Stellung zu nehmen im Stande sind. Die auf Grund gesunden Fundamentes und klaren Zieles *selbständig denkende* und *selbständig handelnde* Mutter: das ist, was wir erreichen möchten. Eine Mutter, die nicht von allen möglichen Ratschlägen der Freundinnen und guter Nachbarinnen oder von guten und schlechten pädagogischen Aufsätzen, politischer oder familiärer Zeitschriften abhängig ist, sondern eine Mutter die ihren Weg kennt, und die in allen wichtigen Fragen weiß worauf es ankommt.“¹⁰⁹

Natürlich steckt auch in Hoppelers Rhetorik der „*selbständig denkende[n]* und *selbständig handelnde[n]* Mutter“ eine ambivalente Wissenspraktik. Die Anleitungen des ehemaligen Nationalrats und Mitglieds der EVP sind nicht wertfrei, sondern im Kontext der nationalistischen Familienpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ verfasst. Dennoch ist auffällig, wie seine rhetorische Einführung *vordergründig* nicht *top down*, als hegemonialer Erziehungsdiskurs auftreten möchte. Die Leser*innen sollten autopädagogisch (*bottom up*) zum selbständigen Handeln anregt werden. Der Mutter-Typus sollte sich ein eigenes Urteil über die

108 Ebd., 571.

109 Hoppeler 1942, 6f.

Methoden bilden, die ihr im Ratgeber vorgeschlagen würden. Hoppeler nennt seinen Ratgeber daher auch eine „Psychologie für Mütter“, um eine „umfassende *Kenntnis der Kindesseele*“ zu erlangen.¹¹⁰ Das Ziel des Ratgebers sei es aufzuzeigen:

„[...] wie eines Kindes Verstandesgaben durch zielbewußte Leitung der Erzieher zur vollen Entfaltung gebracht werden können. Vor allem aber möchte es die rechten Wege aufweisen, den Charakter des Kinders so zu gestalten, daß Wahrheit, Pflichterfüllung und Reinheit in ihm eine unverbrüchliche Stätte haben, und daß *der Geist* in ihm wohnt, der von oben kommt und nach oben führt!“¹¹¹

Hoppelers charakterologische Wortwahl erinnert zunächst an C.H. Hutters Psycho-Physiognomische Lehre sowie Schilfarths und Rinnes Wege zur „Lebensmeisterung“. Im Unterschied zur „Selbstmeisterung“ durch „Menschenkenntnis“ schlägt Hoppeler jedoch eine *psychologische* Erziehung vor, die den „Charakter des Kindes“ hinsichtlich „Wahrheit, Pflichterfüllung und Reinheit“ schulen solle.¹¹² Anders als Haarer steht Hoppeler in der Wissenskontinuität des „Jahrhundert[s] des Kindes“ und scheint einer psychologischen Kindererziehung, die *individualtherapeutisch* auf den Charakter des Kindes einwirke, nicht abgeneigt. Dennoch benennt Hoppeler *moralische* Erziehungswerte wie „Wahrheit“, „Pflichterfüllung“ und „Reinheit“, die er dogmatisch den Leser*innen zu lehren beabsichtigt.

Welche wissenshistorische Bedeutung kommen den pädagogischen Begrifflichkeiten („Wahrheit“, „Pflichterfüllung“ und „Reinheit“) bei Hoppeler zu und in welchem Zusammenhang stehen sie zu seinem Glückswissen? Unter dem Leitgedanken „Wahrheit“ erklärt Hoppeler gleich zu Beginn seines Ratgebers „Das Geheimnis der gesunden und glücklichen Ehe“.¹¹³ Er sieht drei aktuelle „Hauptursachen des heutigen Ehe-Zerfalls“.¹¹⁴ Diese wären 1. die rege genutzte Möglichkeit zur Scheidung und folglich hohe Scheidungsrate, 2. ein „Mangel“ an Gemeinschaftsgefühl, „Opferwilligkeit“ sowie „hingebender und dienender Liebe“ und 3. ein „Schwinden des Gottesglaubens, und damit die Trennung der Ehe vom ewigen Gott“.¹¹⁵ Als gläubiger Christ lauten seine Leitsätze für eine „glückliche Ehe“ folgendermaßen:

110 Vgl. ebd., 7.

111 Ebd.

112 Vgl. ebd.

113 Gleichnamiges Kapitel, vgl. ebd., 10–14.

114 Ebd., 7.

115 Vgl. ebd., 11.

„[...] fester Wille zur Treue bis in den Tod in der nach Gottes Willen unauflöselichen Ehe; fester Wille zu tapferer Zurückbindung des eigenen anspruchsvollen Ich [sic]; und fester Wille endlich, die Gemeinschaft mit Gott aufrecht zu erhalten, um durch sie steten Zustrom von Kräften der Opferfreudigkeit und der Liebe zu erbitten.“¹¹⁶

Hoppeler appelliert an eine auf christlichen Glaubenssätzen basierende „Opferfreudigkeit“ aus „dienender Liebe“ der „Frau“, unter „Zurückbindung des eigenen anspruchsvollen Ichs“, zum Wohle der „Gemeinschaft“¹¹⁷ innerhalb einer patriarchalen Familienstruktur:

„Der Mann sei das Haupt. So verlange es Gott in der Heiligen Schrift. Aber auch das andere ist göttliche Vorschrift: Ihr Männer, liebet eure Weiber mehr als euch selbst! Wo das befolgt wird, da ist wohl der Mann der führende Teil, aber niemals im Sinne harter Regentschaft, sondern als einer der alle wichtigen Fragen der Hauswirtschaft und der Erziehung mit seiner Frau kameradschaftlich bespricht, und seinen Willen nur da dem ihr eigenen voransetzt, wo seine Ueberzeugung und sein Gewissen dies verlangen.“¹¹⁸

Hoppeler entwirft in seiner dichotomen Geschlechtervorstellung von einer „gesunden und glücklichen Ehe“ kein selbstbestimmtes Frauenbild, wie er es rhetorisch im Vorwort noch angepriesen hat. Er bezeichnet „Ehefrauen“ und angeblich achtbare „Mütter“ pejorativ als „Weiber“. An erster Stelle stünde in der Familienhierarchie „der Mann“, der sich „kameradschaftlich“ mit „seiner Frau“ lediglich über „Hauswirtschaft“ und Kindererziehung absprechen müsse und selbst in diesen Bereichen aus moralischen Gründen das letzte Wort habe. Darin läge die „Wahrheit“ einer „glücklichen Ehe“, womit sich Hoppeler an das Ehe-recht des Schweizer Zivilgesetzbuchs von 1907 anlehnt.¹¹⁹

Die Ähnlichkeit mit dem bereits untersuchten Geschlechterbild der „deutschen Frau“ hinsichtlich ihrer Aufgabe, als „dienende“, „opferfreudige“ und „liebende“ „Mutter“ und „Erzieherin“ zum Wohl der „Gemeinschaft“ als „höchste[m] Beruf“ in einer patriarchalen Familienstruktur wirken zu dürfen, ist auffällig.¹²⁰

Emanzipierte Psycholog*innen wie Franziska Baumgarten waren anderer Auffassung, wie die exemplarische Analyse ihres Ratgebers „Beratung in Lebenskonflikten“ zeigen soll. Baumgartens Ratgeber ist ein Resümee ihrer

116 Ebd., 12.

117 Ebd., 11.

118 Ebd., 12.

119 Zum Schweizer Ehe-recht s. später in Kap. 14.5.

120 Eine weiterführende Untersuchung zu Hoppelers Schriften diesbezüglich wäre erkenntnisreich.

langjährigen Erfahrung als Psychologin mit unterschiedlichen biografischen Narrativen von „bedrückende[n] Lebenssituationen“.¹²¹ Obwohl sie keine psychiatrische Praxis betrieb, wandten sich viele Ratsuchende an die lebenserfahrene Professorin für Arbeitspsychologie. Ein Großteil ihrer Beratung konzentrierte sich auf „Eheprobleme“, mit denen sich hauptsächlich Frauen an die Psychologin wandten.¹²² Das Ziel ihres Ratgebers war es, anhand der Fallbeispiele aufzuzeigen, wie komplex sich das „Zusammenleben unter Menschen“ gestalten, wie „schlimm es in der heutigen Zeit um die Charakterbildung bestellt“ sei und wie oft den Menschen, die in ihren Nöten allein gelassen werden, geholfen werden könne.¹²³ „Möge daher dieses Büchlein den Weg nicht nur zu einem breiteren Publikum, sondern speziell auch in Erzieherkreise finden“, lautet die Intention der Autorin.¹²⁴ Ihre Begegnungen mit Ratsuchenden, „Freunden und Bekannten, aber auch Fernstehenden und Unbekannten, mündlich und schriftlich mit der Bitte um Beratung an mich gewandt“, sind in Dialogform wiedergegeben.¹²⁵ Die biografischen Erzählungen präsentieren sich der Leserschaft in einer Art *psychologischem Therapiesgespräch*, worüber eine auktoriale Erzählposition im Rückblick berichtet.

Wie lauten Baumgartens Anleitungen zu *Arbeitsglück*, *Eheglück* und/oder *Mutterglück* aus der *Frauenperspektive*? Baumgarten rät ihren Klient*innen, sich nicht von gesellschaftlichen Normen vorschreiben zu lassen, wie sie ihr Leben zu führen hätten. Nicht die „sogenannte[...] Gesellschaft“¹²⁶ würde wissen, wie ihr „persönliches Glück[...]“¹²⁷ auszusehen habe. Jede Frau müsse gemäß ihrer „Eigenart“¹²⁸ darüber entscheiden, worin ihr „Glück“ liege, auch wenn dies zuweilen bedeute, soziale Brüche in Kauf zu nehmen. Am Ende sei der Weg der kritischen Selbsterkenntnis und charakterologischen Menschenkenntnis der einzige, um Erfolg im Leben und „Glück“ erfahren zu können.¹²⁹

Die Erzählungen geben der Arbeitspsychologin Recht: Die von der Ratgeberautorin ausgewählten Biografien enden ausnahmslos im ‚Happy End‘. Gemäß

121 „Im Laufe der Jahre bildete sich ein umfangreiches Material, das mir wert schien, wenigstens teilweise veröffentlicht zu werden. (Natürlich wurden dabei ausschließlich diejenigen Fälle berücksichtigt, deren Problematik für die beteiligten Personen nur mehr ‚historischen Wert‘ besaß, die näheren Umstände wurden unkenntlich gemacht.)“ . Vgl. Baumgarten 1943, 7.

122 Vgl. Baumgarten 1943, 8.

123 Vgl. ebd.

124 Vgl. ebd.

125 Vgl. ebd., 7.

126 Ebd., 27.

127 Ebd., 61.

128 Ebd., 61.

129 Vgl. ebd., 7.

ihrer psychotechnischen Erfolgs-Dramaturgie lautet Baumgartens Anweisung, eine *selbstbestimmte* Lebensführung entsprechend der eigenen, *charakterologischen* Eigenschaften zu wählen, um „persönliches Glück[...]“¹³⁰ zu finden. Die Titelvergabe der jeweiligen Lebensbiografien („Der Haustyran“, „Die Altruistin“, „Die servile Gattin“, „Der Asoziale“, „Der Menschenhasser“, „Der Neider“, „Die Wahrheitsfanatikerin“) entlarvt jenen *verhängnisvollen psychologischen Charakteranteil*, der ihren Klient*innen bisher ein „glückliches“ Leben verunmöglicht habe.

Ein Beispiel soll Baumgartens Anleitungen zu einer selbstbestimmten Lebensführung und „persönliche[m] Glück[...]“¹³¹ vor dem Hintergrund der Familienpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ während des Zweiten Weltkriegs sowie der arbeitspsychologischen Forschung der Professorin veranschaulichen. Das Beispiel erzählt von einer vermeintlich „moderne[n] Mésalliance“ zwischen einer gut situierten Kinderärztin und ihrem mittellosen, dafür moralisch integer handelndem Liebhaber und späterem Ehemann. Die Erzählung der Kinderärztin steht exemplarisch für Baumgartens Bewertungskonzept über persönlichen „Erfolg“ und „Glück“. In der ersten „Partnerbeziehung“ mit dem dominanten, dafür sozial anerkannten Mediziner war das „nach Anerkennung strebende[...] Ich“ der Kinderärztin, die zu seiner Praxisassistentin degradiert wurde, zu kurz gekommen. In ihrer zweiten Beziehung erfuhr sie die „Anerkennung“ ihres „Ich's“ als selbständig erwerbende Ärztin von ihrem Ehemann, dem „die Anerkennung spendenden Du“. Ihrem Ehemann sollte sie, laut Baumgartens „Erfolgs“-Konzept, wiederum dieselbe „Anerkennung“ geben, die er für seine charakterlich *wertvolle „Leistung“*¹³² in der Beziehung zu ihr tagtäglich erbrachte. Ob Arbeitsglück, Eheglück oder Mutterglück – der private und berufliche „Erfolg“ sei danach zu bewerten, ob dieser der charakterologischen Eigenschaft entspräche, und nicht, ob dieser dem hegemonial geführten Moraldiskurs bzw. einer *eherechtlichen Definition* entspräche, die vorgab zu wissen, was eine ‚normale‘ Ehe sei und wie „Eheglück“ emotionspolitisch gelebt werden müsse. Vor diesem Hintergrund sollen Baumgartens Anleitungen innerhalb der Geschichte des Schweizer Frauenrechts verortet werden.

130 Ebd., 61.

131 Ebd., 61.

132 Baumgarten schreibt zur ambivalenten „Anerkennung“ von „Erfolg“ in arbeitsmoralischer Relation zur charakterologischen „Leistung“ des „Leistenden“: „Mancher Erfolg wird sich als leerer oder böser Wahn erweisen. Der Glanz manches Erfolges wird durch die Feststellung seiner trüben Quellen verdunkelt werden. Um so mehr wird ein Erfolg leuchten, dessen reine Quellen erkennbar sind.“ Vgl. Baumgarten-Tramer 1942, 443.

Die rechtliche Situation der Frauen in der Schweiz hat sich erst seit den 1970er Jahren verbessert, als Bürger*innen das Stimm- und Wahlrecht erhielten. 1981 wurde der „Grundsatz der Gleichbehandlung“ in die Bundesverfassung aufgenommen:

„Mann und Frau sind gleichberechtigt. Das Gesetz sorgt für ihre rechtliche und tatsächliche Gleichstellung, vor allem in Familie, Ausbildung und Arbeit. Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit.“¹³³

Doch erst am 1. Juli 1996 trat das Schweizerische Bundesgesetz über die Gleichstellung von Mann und Frau in Kraft. Dieses verbietet die Diskriminierung im Erwerbsleben und schlägt Maßnahmen vor, um die Chancengleichheit im Berufsleben zu erleichtern.¹³⁴ Der zweite „Frauenstreik 2019“¹³⁵ hat gezeigt, dass immer noch „großer Handlungsbedarf“ in der „tatsächlichen Gleichstellung“ besteht, wie die „Eidgenössische Kommission für Frauenfragen“ auf ihrer Webseite einräumt:

„Die stereotypen Rollenvorstellungen beginnen sich zwar langsam aufzuweichen, doch in Wirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung, Politik und Öffentlichkeit sind Frauen noch immer nicht gleich vertreten und besetzen deutlich weniger einflussreiche Positionen als Männer. Umgekehrt leisten Frauen weiterhin den grössten Teil der unbezahlten Arbeit in Haushalt und Familie. Auch hier sind unter anderem gesetzgeberische Schritte gefragt, um die nötigen Rahmenbedingungen für die wirtschaftliche und soziale Chancengleichheit der Geschlechter zu schaffen.“¹³⁶

Vor diesem kurzen Abriss einer Geschichte der Frauenrechte in der Schweiz sind die Anleitungen, welche die Professorin für Arbeitspsychologie ihren Klient*innen gab, wenn diese ihr die geschlechterpolitisch brisante Frage nach der Vereinbarkeit von Berufstätigkeit, Ehe, Mutterschaft und einem „glückliche[n] Leben“¹³⁷ stellten, als progressiv zu bewerten.

133 Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Art. 8 Abs. 3. „Rechtsgleichheit“, <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19995395/index.html#a8>, 01.12.2020.

134 Vgl. Bundesgesetz über die Gleichstellung von Mann und Frau (Gleichstellungsgesetz, GIG) vom 24. März 1995, <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19950082/index.html>, 01.12.2020.

135 Zum Frauenstreik 2019, <https://www.ekf.admin.ch/ekf/de/home/themen/frauen-und-gleichstellung-allgemein/frauenstreik2019.html>, 01.12.2020.

136 Zu „Frauen und Gleichstellung. Allgemein“, Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (EKF), <https://www.ekf.admin.ch/ekf/de/home/themen/frauen-und-gleichstellung-allgemein.html>, 01.12.2020.

137 Baumgarten 1943, 29.

Vor einem *ambivalenten* geschlechterhistorischen Wissenskontext während des Zweiten Weltkriegs ist dann auch die zweite Forderung Hoppelers, die *Erziehung* zur „[t]reue[n] Pflichterfüllung als Frucht der Selbstbeherrschung“ zu verorten. Hoppeler rät seinen Leser*innen „nicht nur, das zu lassen, was man gerne täte, und doch nicht tun sollte; sondern auch: das tun, was man nicht gerne tut, und doch zu tun verpflichtet wäre.“¹³⁸ Kinder und Erwachsene sollten daher in *Selbstüberwindung* geschult werden, um der „gewissenhaften Erfüllung [ihrer] Pflichten“ nachzukommen.¹³⁹ Ziel einer strengen und unnachgiebigen Erziehung sei es, das Kind in seiner „Kraft“ zu stählen, sodass es später durch eine „straf[e...] Erziehungsschule“ und unter „herbe[r] Willensanstrengung und aufopfernde[r] Selbstüberwindung“ „Selbstbeherrschung“ gelernt habe, um der „Pflichterfüllung“ nachzukommen.¹⁴⁰

Als Beispiel seines ambivalent *autoritären* und zugleich *autosuggestiv* praktizierbaren Erziehungsstils nennt Hoppeler das „Haus-Aemtlein“¹⁴¹, aber auch moralische Umgangsformen wie die „Erziehung zur Dankbarkeit“¹⁴², hygienische Körperpraktiken wie „Reinlichkeit“¹⁴³, gesellschaftliche Verhaltensnormen wie „Ordnungs-Sinn“¹⁴⁴, „Pünktlichkeit“¹⁴⁵, „Ausdauer und Geduld“¹⁴⁶ sowie charakterliche Tugenden wie „Friedensliebe und Persönlichkeit“¹⁴⁷, „Bescheidenheit“¹⁴⁸ und „Zuverlässigkeit“¹⁴⁹. Die „Erziehungsziele“ fasst Hoppeler in fünf „Tugenden“ zusammen: „Gehorsam“, „Wahrhaftigkeit“, „Nächstenliebe“, „Pflichterfüllung“ und „sittliche Reinheit“.¹⁵⁰ Unter „sittlicher Reinheit“ wird im Kontext der „geistigen Landesverteidigung“ keine „rassenhygienische“ Reinheit postuliert. Hoppeler versucht, die Pubertierenden vor einer vorehelichen Schwangerschaft zu schützen.

Welches Erziehungswissen gab der Glücksratgeber Hollander im transnationalen Vergleich seinen Leser*innen mit auf den Weg? Ein „Mutterglück“ käme nie allein, so Hollander, sondern bringe auch immer ein ambivalentes Gefühlskon-

138 Vgl. Hoppeler 1942, 387.

139 Vgl. ebd., 387.

140 Vgl. ebd., 388.

141 Vgl. ebd., 388 ff.

142 Vgl. ebd., 391 f.

143 Vgl. ebd., 393 ff.

144 Vgl. ebd., 395 f.

145 Vgl. ebd., 397.

146 Vgl. ebd., 397 f.

147 Vgl. ebd., 398 f.

148 Vgl. ebd., 399.

149 Vgl. ebd., 400.

150 Vgl. ebd., 294–308.

glomerat von „Glück“ und „Sorgen“ mit sich. Die existentiellste Form, welche „das Mutterglück“ bedrohe, seien jedoch „ungeratene Kinder“.¹⁵¹ Damit meinte Hollander nicht unerzogene Kinder, sondern Kinder, die „in unlösbare Konflikte mit dem Staat und der Gemeinschaft geraten und ausgestoßen werden.“¹⁵² Diese Kinder seien nach alter Redensart „schlimmer als Brand, Pestilenz und Krieg zusammen.“¹⁵³

Die Lösung, um diesen „unglückliche[n] Einflüssen oder Zusammenflüssen von Eigenheiten und Eigenschaften“ vorzubeugen, die Schuld an der charakterologischen Entwicklung „ungeratener Kinder“ seien, sah Hollander im „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“. Dieses „rassenhygienische“ Gesetz, das 1939 eingeführt wurde, um „Euthanasie“-Morde staatlich zu legitimieren, stelle, laut Hollander, den „erste[n], grundlegende[n] Versuch [dar], die Vernachlässigung eines Jahrtausends aufzuheben und die schlechten Erbströme zum Versiegen zu bringen.“¹⁵⁴ „Das Glück, Kinder zu haben“, liege seit dem „Euthanasiegesetz“ nicht länger allein in der erzieherischen Verantwortung der Eltern, sondern sei staatlich geregelt – ein Umstand, den Hollander 1955 vordergründig ablehnte.

Hoppeler hingegen bevorzugte, wie oben gezeigt, eine *christliche Erziehungsmoral*. Diese sollte nach dem Vorbild „Christus [...] als höchste[m] Erzieher“ den Kindern *Tugenden* lehren, um den „Charakter [...] zu bilden und zu festigen“.¹⁵⁵ Der ehemalige Nationalrat Hoppeler entließ seine Leser*innen nicht, ohne sie an die oben erwähnten „Pflichten“ und „Tugenden“ zu ermahnen. Gemeinsam *mit ihren Kindern* sollten die „Mütter“ dem staatlichen Auftrag nachkommen, im christlich-moralischen Sinne der Familienpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ in einer selbsterzieherischen Optimierungspraktik ihren „Charakter [...] zu bilden und zu festigen“:

„Und nun, liebe Mütter, werthe Erzieherinnen, wartet mit neuem Eifer eures hohen Amtes. Das Höchste, was aus der Hand des Schöpfers hervorging, ein Menschenkind, ist euch anvertraut. Fördert freudig, wo immer sich Gelegenheit bietet, die Kräfte seines Verstandes. Noch mehr aber laßt es eurer Anliegen sein, Gemüt und Wille, also den Charakter, so zu bilden und zu festigen, daß er den Stürmen unserer harten Zeit stand zu halten vermag, und immer

151 Vgl. Hollander 1940b, 227.

152 Vgl. ebd., 227.

153 Ebd., 227. Damit spielte Hollander wissenshistorisch auf den Dreißigjährigen Krieg an, der als „deutsches Trauma“ in die Geschichtsschreibung eingegangen war und, insbesondere im Kaiserreich des 19. Jahrhunderts, in Abgrenzung zur Staatsgründung von 1871, zur „deutschen Urkatastrophe“ hochstilisiert wurde. Vgl. Münkler 2017, Schmidt 2018.

154 Vgl. Hollander 1940b, 228.

155 Vgl. Hoppeler 1942, 571.

ähnlicher werde dem Charakter dessen, der in seinem Erdenleben die Vollkommenheit verkörperte und der einst allem menschlichen Versagen und allem Leid ein Ende setzen wird: Christus. Er, der vom Schöpfer als höchster Erzieher dem Menschengeschlechte geschenkt ist, segne die Arbeit aller Mütter und Erzieherinnen unseres Schweizerlandes, und segne auch den Dienst, den unser Buch an ihnen ausrichten möchte.“¹⁵⁶

14.6 Fazit

Die transnationale Analyse von Frauen-, Paar- und Eheratgebern konnte aus einer geschlechterspezifischen Perspektive aufzeigen, wie der Inbegriff eines leistungsorientierten „Mutterglücks“, die Forderung an die „deutsche Mutter“, eine große Kinderschar zu zeugen, im unauflösbaren Widerspruch zu den emanzipatorischen Forderungen der NS-Frauenpolitik stand. Die affirmative Gefühlspolitik eines „rassenhygienisch“ begründeten „Eheglücks“ und „Mutterglücks“ als opferbereiter Dienst an der „Volksgemeinschaft“ wurde höher bewertet als das „Arbeitsglück“ der „deutschen Frau“ oder ihre gesellschaftliche Gleichstellung gegenüber dem „deutschen Mann“ innerhalb der ansonsten „gleichgeschalteten“ „NS-Volksgemeinschaft“. Auch in der Schweiz wurde im Rahmen der Familienpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ das „Mutterglück“ favorisiert. Ratgeber, wie jener Hoppellers, begründeten diese Anweisung während des Zweiten Weltkriegs, im Unterschied zur „NS-Rassenpolitik“, auf christlichen-konservativen und humanistischen Moralvorstellungen. Die Erziehung der Kinder im Sinne der politischen Arbeitsmoral des jeweiligen Landes wurde in erster Linie den Müttern übertragen. In NS-Deutschland wurde die Erziehungsaufgabe zudem durch diverse NS-Organisationen ergänzt. Es gab aber auch Ausnahmen: Wie das Beispiel des Ratgebers der Schweizer Arbeitspsychologin Baumgarten zeigt, bewertete die Professorin „Erfolg“ in erster Linie aus der Perspektive eines persönlich erlangten „Glücks“, in Abhängigkeit zu den charakterologischen Eigenschaften eines Menschen und nicht im Sinne normativer Geschlechterstereotypen und gesellschaftlicher Moralvorstellungen über „Arbeitsglück“, „Eheglück“ oder „Mutterglück“.

Die folgende Anekdote aus dem Eheratgeber „Ein Leben zu Zweien“ (1940) von Hollander leitet in den III. Hauptteil über eine Politik der ‚Glückskulturen‘ in der Theaterpolitik, Theaterwissenschaft und Theaterpraxis über. Hollander begann seinen Eheratgeber mit der Schlüsselszene eines autobiografischen Erlebnisses im Berliner Staatstheater:

156 Ebd., 571.

„In der reizenden Neuformung von Goldonis ‚Lügner‘ im Berliner Staatstheater hatte eine der Figuren einen Satz gegen die Ehe zu sagen: ‚Kein Mann ist bei Vernunft, wenn er einer Frau die Ehe verspricht.‘ Das ist ein ziemlich belangloser und nicht sehr geistreicher Satz. Seltsamerweise erzielte er einen orkanartigen Beifall. Gleichmäßig begeistert klatschten Männer und Frauen. In der Pause konnte man feststellen, daß die begeisterten Klatscher größtenteils Ehepartner waren. Junge, alte und ganz alte, eben verheiratete, die noch nett miteinander waren, abgebrühte, die noch gerade höflich nebeneinander hergingen, und nicht wenige, bei denen die Frau immer einen Schritt hinter dem Mann herging, so, als dürfte sie ihn nicht durch ihren Anblick beleidigen. Alle diese verheirateten Menschen hatten dem frechen Satz Goldonis so beigestimmt, als ob er ihnen eine ganz neue Erkenntnis vermittelte, eine Offenbarung von Dingen, die sie dumpf spürten, aber nicht ausdrücken konnten oder nicht zu sagen wagten.“¹⁵⁷

„Man kann solche und ähnliche Erlebnisse in allen Theatern [...] haben“, stellte der erfahrene Eheberater 1940 fest.¹⁵⁸ In seiner Beschreibung eines Berliner Theaterabends benennt der Ratgeberautor *zentrale Merkmale* einer theaterästhetischen Wirkungsmacht zwischen darstellenden Schauspieler*innen und beobachtenden Zuschauer*innen während und nach einer Aufführung: Ein Abend im Theater könne „neue Erkenntnisse“ auf scheinbar Altbekanntes vermitteln. Wie? Indem eine Aufführung „Offenbarungen von Dingen“ lieferte, welche die Zuschauer*innen „dumpf verspürten, aber nicht ausdrücken konnten oder nicht zu sagen wagten.“¹⁵⁹ Die *affirmativen* Gefühlsregungen im Zuschauerraum nimmt der Ratgeberautor zum Anlass, um dem gesellschaftlichen Phänomen auf den Grund zu gehen, warum „Ehewitze“¹⁶⁰ und „ehefeindliche Aussagen“¹⁶¹ für Gelächter beim Publikum sorgen.

„Alle die Männer und Frauen, die da lachen und Beifall klatschen, würden höchst erstaunt sein, wenn man ihnen klarmachte, daß sie gegen die Einrichtung der Ehe demonstrieren. Sie würden den Vorschlag, die Ehe in der jetzigen Form abzuschaffen, wenn sie den meisten Menschen doch so unzulänglich erscheint, als abwegig ablehnen.“¹⁶²

Die existentiellen Fragen nach „Liebesglück“, „Eheglück“, „Mutterglück“ oder „Arbeitsglück“, wie sie auf der Theaterbühne verhandelt wurden, geben, aller Vergnügtheit zum Trotz, einen Einblick in die *geschlechterpolitischen* Zustände jener Zeit. Ein Glückswissen über das Eheleben wurde ironisiert auf der Schau-

157 Hollander 1940b, 11.

158 Vgl. ebd.

159 Vgl. ebd.

160 Ebd.

161 Ebd., 13.

162 Ebd., 12.

bühne zur Diskussion gestellt und vom Publikum *emotionspolitisch* rezipiert. Zieht man die *totalitären Verhältnisse* in Betracht, unter welchen die Aufführung im „gleichgeschalteten“ Theaterbetrieb des NS-Regimes vor dem Hintergrund der „rassenhygienischen“ Ehe- und Geburtenpolitik stattfand, wird das *emotionspolitische* Wirkungspotential der darstellenden Künste als Teil einer kulturellen Wissenszirkulation von Glückswissen deutlich. Diesem Untersuchungsfeld widmet sich der III. Hauptteil.

III. Hauptteil: **Politik der ‚Glückskulturen‘ in der
Theaterpolitik, Theaterwissenschaft
und Theaterpraxis**

15 Was wirkt die Bühne? Theaterästhetik eines arbeitspsychologischen Glückswissens

„Die Kunst ist eine Leidenschaft, die den ganzen Menschen erfordert und ausfüllt. Wer einmal von ihr ergriffen ist, kommt nicht mehr los davon. Es gibt kein größeres Glück unter den Menschen, als ihr dienen zu dürfen.[...] Sie ist jene heilige Macht, die den Menschen in grauen Stunden erfüllt und die ihm eine Möglichkeit gibt, über die Sorgen und die Qualen des Alltags hinwegzukommen. Es ist nicht wahr, daß der Künstler unpolitisch sei, denn politisch sein heißt nichts anderes, als mit Verstand der Öffentlichkeit zu dienen. Und wenn einer, dann tut der Künstler das.“¹

Eine affirmative Rezeption der Theaterkunst vermöge die Menschen aus ihren Alltagssorgen zu befreien, so Goebbels in seiner Eröffnungsrede der „2. Reichs-Theaterfestwoche“ von 1935. Glückswissen sei ein arbeitspsychologisches Instrument der theaterästhetischen Wirkungsintention. Die Künstler*innen, wiederum, seien *Diener*innen* der politischen Öffentlichkeit. Folglich sei die Theaterkunst – und dessen Wirkungsästhetik – immer *politisch*, schlussfolgert Goebbels.

Ausgehend von Goebbels Auffassung eines arbeitspsychologischen Glückswissens, welches der theaterästhetischen Wirkungsintention² zugrunde liege, soll diese Behauptung in den Kapiteln 15 und 16 anhand transnationaler Quellenanalysen kritisch erforscht werden. Gefragt wird, in welchem politischen Kontext ein theaterästhetisches Glückswissen konstruiert und zu welchem Zweck es im Untersuchungszeitraum 1933 bis 1945 in NS-Deutschland und in der Schweiz instrumentalisiert wurde.

1 Goebbels, Joseph. Eröffnungsrede an der „2. Reichs-Theaterwoche“, Hamburg, Musikhalle, 17.06.1935, Goebbels 1991a, 219.

2 Zum Begriff der Wirkung in der Theatertheorie nach Patrice Pavis (Metzler-Lexikon): „Der Begriff wird [...] verwendet, um die Einflüsse, die das Theater auf die Gesellschaft, auf ein konkretes Publikum oder auf einen einzelnen Zuschauer ausübt, zu untersuchen und zu beschreiben. Wahrnehmung, Rezeption und Wirkung sind komplementäre Begriffe: Wahrnehmung der Sinne sind die Basis für die Rezeption und die Wirkung einer Aufführung. Mit dem Begriff der Rezeption bezeichnet man die Aneignung einer Aufführung oder auch eines dramatischen Textes durch die Gesellschaft, das Publikum oder die Zuschauer. Mit dem Begriff der W. wird dagegen auf die Effekte einer Aufführung oder eines dramatischen Textes verwiesen, womit zumeist primär affektiv-emotionale und leibliche Reaktionen gemeint sind (Gefühl, Körperlichkeit), im weiteren Sinne aber auch soziale, politische und kulturelle Resonanzen. Gemeinsam lassen die drei Begriffe verstehen, wie Theater uns beeinflusst und wie umgekehrt auch wir selbst Einfluss auf das Theater ausüben.“ Vgl. Pavis 2014.

Die Untersuchung will aufzeigen, dass *emotionspolitisches Glückswissen* in einer Wissenskontinuität zur *Arbeitspsychologie* und *Ratgeberliteratur* von der deutschsprachigen *Theaterpolitik*, dem *transnationalen Netzwerk* der *Theaterwissenschaft* sowie den *Theaterschaffenden* unterschiedlich rezipiert, länderspezifisch umgedeutet und verbreitet wurde.

Die Quellenauswahl liegt in der transnationalen Wissenszirkulation von arbeitspsychologischem Glückswissen und dessen theoretischer Auseinandersetzung durch Theaterpolitiker, Theaterwissenschaftler*innen und Theaterschaffende in NS-Deutschland und in der Schweiz begründet.

15.1 Kulturnationalistische Theaterpolitik: Spiegel einer emotionspolitischen Erziehungsmoral

„Theater“ war im Untersuchungszeitraum 1933–1945 ein *Leitmedium*. Die Spielpläne der Theater in NS-Deutschland und in der Schweiz sollten, einer *kulturnationalistischen* Theaterpolitik zufolge, nicht wie heute ein Spiegel der Gesellschaft sein.³ Der Theaterbetrieb sollte *als* Spiegel einer *emotionspolitischen Erziehungsmoral* dienen. „Denn als ‚Spiegel des Lebens‘ ist gerade das Theater berufen, einer der hervorragendsten Bannerträger des neuen Weltbildes zu werden“, schrieb der Dramaturg Karl Mayer-Exner (1890–1972).⁴

Auf welche Weise sollte diese emotionspolitische Erziehungsmoral im Theaterbereich wirken? An wen war sie gerichtet? Wer vertrat diese theaterpolitische Ansicht? Auf welches Wissen wurde zurückgegriffen? Welche Ziele wurden damit verfolgt? Der deutsche Regisseur Hermann Christian Mettin (1910–1980) erläuterte den sogenannten „Spiegel der politischen Kräfte seiner Zeit“ anhand seiner NS-ideologischen Schiller-Rezeption über die Bedeutung des „Dramas“:

„Das Drama ist die Kunstschöpfung, deren politischer Gehalt, neben dem der Architektur am stärksten ist. Die innere Beziehung zwischen Staat und Drama sind so eng, daß, wenn die politische Haltung einer Zeitepoche nicht bekannt wäre, aus dem Drama auf sie geschlossen werden könnte. Einen solchen getreuen Spiegel der politischen Kräfte seiner Zeit stellt das Drama dar. [...] Weil Schiller ein Dramatiker war, ist seine Zuordnung zu unserer Zeit eine geistig-politische Aufgabe.“⁵

³ Wie das Beispiel Philipp Etters Kulturbotschaft einer „geistigen Landesverteidigung“ zeigt, vgl. Botschaft des Bundesrats 1938, 1004. S. Kap. 15.5.

⁴ Vgl. Mayer-Exner 1942, 221.

⁵ Mettin 1937, 5.

Sich in anachronistischen Widersprüchen verstrickend, versuchte Mettin, den Dramatiker der „deutschen Klassik“ als „politischen Dichter ohne Raum“⁶ zu deuten. Dies geschah in Anlehnung an den Schriftsteller Hans Grimm (1875–1959) und dessen nationalkonservative, „völkische“ und später nationalsozialistische Expansionsutopie eines „deutschen“ „Volk[s] ohne Raum“ (1926).⁷ Dabei war Mettin bei Weitem nicht der einzige Theaterschaffende, der Schillers Dramen und dessen theoretische Schriften über das „Theater als moralische Anstalt“⁸ für die NS-Theaterpolitik instrumentalisierte, wie im vorliegenden Kapitel gezeigt wird.

Schiller selbst beantwortete 1784 seine rhetorische Frage „*Was wirkt die Bühne?*“⁹ in Referenz auf *Aristoteles*:¹⁰

„Was wirkt die Bühne?“ – Die höchste und letzte [sic] Forderung [sic], welche der Philosoph und Gesetzgeber [sic] einer öffentlichen Anstalt nur machen können, ist Beförderung allgemeiner Glückseligkeit.“¹¹

Schillers enthusiastischer Vorstellung einer „Schaubühne“ als *politisches* und zugleich *aufklärerisches* Instrument lag ein *emotionspolitisch* zentrales Moment zugrunde: „Beförderung allgemeiner Glückseligkeit“. In Anlehnung an die wirkungsästhetische Erfahrungstheorie des Schweizer Philosophen Johann Georg Sulzer (1720–1779), welche dieser in seiner „Allgemeine[n] Theorie der schönen Künste“¹² (1771–1774) entworfen hatte, könne sich, laut Schiller, eine komplexe *Wirkungsmacht* zwischen Bühne und Publikum auf „ästhetischer“, „moralischer“ sowie „emotionaler“ Erziehungsebene entfalten.¹³ Für Schiller war die „Alternative“ von Ästhetik und Moral „kein Entweder-Oder, sondern ein Sowohl-Als auch.“¹⁴ Im 24. Brief „Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen [1795]“ schrieb der Dramatiker:

⁶ Vgl. ebd.

⁷ Grimm 1926. Zum Werk vgl. u. a. Gümbel 2003. Im Schiller-Jubiläumsjahr 1934 schrieb Grimm erneut eine Klage über die angebliche „Raumnot des deutschen Volkes“ und stellte seine Überlegungen in den Dienst der NS-Theaterpolitik. Der Aufsatz wurde mit einer Einleitung Goebbels’ versehen und im Programmheft der Berliner Volksbühne abgedruckt. Weiter erschien eine Publikation mit dem Titel „Schillers Werk im Dritten Reich“, vgl. Gümbel 2003, 214. Diese Publikation konnte von der Autorin nicht ausfindig gemacht werden.

⁸ Vgl. Mettin 1937, 19.

⁹ Schiller 1962a, 88.

¹⁰ Mehr zu Theater und Polis vgl. Roselli 2011.

¹¹ Schiller 1962a, 88.

¹² Vgl. Sulzer 1994.

¹³ Vgl. Jacob 2013, 40.

¹⁴ Vgl. Pieper 2011, 27. Zu ästhetischem „Schein“ bei Schiller und dessen Rezeption in Adornos ästhetischer Theorie zur Möglichkeit der Erfahrungen von „Schönheit“ und „Glück“ im Rahmen

„Die Kultur, welche seine Würde [des Menschen] mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beyden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.“¹⁵

Eine zentrale Aufgabe der „Kultur“ sei es, dem Menschen auf der Grundlage „jener beyden Principien“ (Ästhetik und Moral) die Möglichkeit zur theaterästhetischen Erfahrung einer „Glückseligkeit“ (Schiller) zu bieten.

Mit Blick auf den Untersuchungszeitraum 1933–1945 stellt sich die Frage, welchen *emotionspolitischen Nutzen* ein „Gesetzgeber“ im Sinne Schillers aus der angeblich durch das Theatererlebnis *erfahrbaren* „Glückseligkeit“ ziehen könnte? Eine Antwort darauf sah Schiller in der *selbsterzieherischen* Wirkungsintention „der Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“, die er als Teil einer affirmativen Gefühlspolitik entwarf:

„Da aber eines weisen Gesezgebers [sic] erstes Augenmerk seyn muß, unter zwo Wirkungen [„ästhetischer Sinn“ und „Gefühl für das Schöne“] die höchste heraus zu lesen, so wird er sich nicht begnügen, die Neigungen seines Volks nur entwaffnet zu haben; er wird sie auch, wenn es irgend nur möglich ist, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen und in Quellen von Glückseligkeit zu verwandeln bemüht seyn, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit [sic] dürstenden Geist einen unendlichen Kreis eröffnet [sic], jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstands [sic] und des Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.“¹⁶

„Als Werkzeuge höherer Plane“ sollte ein Machthaber „die Bühne [...] gebrauchen“, um sie „in Quellen von Glückseligkeit zu verwandeln“.¹⁷ Schillers Prämisse der Entfaltung einer Wirkungsmacht „der edelsten Unterhaltung“ lautete, dass die „ästhetische Erfahrung“¹⁸ „jeder Seelenkraft Nahrung“ geben könne, sowohl auf intellektueller („Bildung des Verstandes“) als auch auf emotionaler Ebene („Bildung des Herzens“).¹⁹ Schillers Behauptung einer Wirkungsmacht der Bühne

der Künste vgl. u. a. Menke 2011, 54 f., vgl. Glück in der Kritischen Theorie. Befreite Individualität und ihre Hindernisse. In: Henning 2011, 282–291, 289.

15 Schiller 1962b, 390.

16 Ebd., 90.

17 Vgl. ebd. Zur Glückseligkeit und Politik bei Schiller vgl u. a. Aigner 2012.

18 Zum Begriff in Metzlers „Theatertheorie“: darunter wird „ein spezifischer Modus von E. bezeichnet, der sich im Umgang mit Kunst, aber auch mit anderen ästhetischen Phänomenen realisieren kann. Er gründet in einer besonderen Art der Wahrnehmung: der ästhetischen Wahrnehmung, die die Dinge in ihrem momentanen und simultanen Erscheinen wahrnimmt. Die Bestimmung des Begriffs folgt aus der je spezifischen Entgegensetzung von lebensweltlicher und ä.E. Im Hinblick auf Theater lässt sich ä.E. als Schwellenerfahrung begreifen und beschreiben“, vgl. Fischer-Lichte 2014b, 98.

19 Vgl. Schiller 1962a, 90.

zur Nahrung der Zuschauerseele²⁰ als Teil einer affirmativen Gefühlspolitik soll mit Blick auf dessen historische Wissenszirkulation im Zeitraum 1933–1945, u. a. in Bezug auf Leys Forderung an die Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ und das „KdF-Theater“ als arbeitspsychologische „Nahrung der Seele“²¹ zu dienen, kritisch erforscht werden.²²

Die Untersuchung geht von der Annahme aus, dass in theaterhistorischer Referenz auf Schillers wirkungsästhetische Theatertheorie an öffentlichen Schauplätzen die Selbstdarstellung einer moralischen Lebensführung exemplarisch mittels *Glückswissen* im Nationalsozialismus und in der Schweiz propagiert wurde (s. auch Fallbeispielanalysen in Kap. 16). Das Ziel dieser wirkungsästhetisch affirmativ-moralisierenden Gefühlspolitik war es, die Zuschauer*innen zu *emotionalisieren*. Dafür wurde wissenshistorisch auf eine leistungsorientierte Selbstoptimierungs- und selbstdisziplinarische Persönlichkeitskultur der *Arbeitspsychologie* sowie der autosuggestiven *Ratgeberpraktik* zurückgegriffen und deren Glückswissen *massenpsychologisch*²³ umgedeutet: Die affirmative Gefühlspolitik sollte die Zuschauer*innen in beglückende Entzückung²⁴ versetzen und diese *selbst* zum *Handeln mobilisieren*. Durch eine theaterästhetisch aufgelöste *Erfahrung* eines Gemeinschaftsgefühls während einer Aufführung sollten sich die Zuschauer*innen *emotionspolitisch* ‚verbrüderern‘.²⁵

Wie rezipierten NS-Theaterschaffende Schillers Theatertheorie als eine affirmative Gefühlspolitik der ‚Verbrüderung‘? Schillers romantischer Verschmelzungsgedanke in der theaterästhetischen Aufhebung sozialer Gegensätze wurde in der sexualisierten Metaphorik²⁶ einer „rassenhygienischen“ Einheit aus „Volksgemeinschaft“ und NS-Volkstheater symbolisiert. Das folgende Beispiel soll dies aufzeigen:

20 Zum Begriff der „Seele“ in der emotionshistorischen Theatergeschichtsschreibung als eine teleologische Narration im Kontext der Nationenbildung und charakterologischer Geschlechtermetaphoriken um 1800 vgl. Ruppert 1995.

21 Vgl. Ley 1935a, 44. Zu Leys affirmativer Gefühlspolitik „Um die Seele des schaffenden deutschen Menschen“ vgl. Ley 1940c.

22 Zur massenpsychologischen Anknüpfung an theaterwissenschaftliches Glückswissen u. a. bei Theodor Lessing (1872–1933), Herrmann und Kutscher über eine „Theater-Seele“ (Lessing 1907) s. Kap. 15.6–15.7.

23 Zur Massenpsychologie s. Kap. 15.6–15.7.

24 Vgl. Schiller 1962a, 100.

25 S. Zitat w.u., ebd., 97–100. Auf die theaterästhetischen Theorien in NS-Deutschland und in der Schweiz u. a. im Kontext der Laienfestspiele und „NS-Massenspiele“ wird in Kapitel 15.6, 15.7 und Kapitel 16 Bezug genommen.

26 Mehr zu biologistischen Vererbungslehren in der NS-Theaterhistoriographie vgl. Vererbungslehren. In: Hochholding-Reiterer 2014, 341–406, 353.

Der Theaterschaffende Klaus Jedzek erhielt im Zuge der rassistischen „Gleichschaltung“ des Theaterbetriebs im NS-Regime 1933 eine Anstellung am „Preußischen Staatstheater“ in Berlin.²⁷ Jedzek beschrieb die NS-Theaterkultur vor dem Hintergrund einer scheinbar seit Ende der Weimarer Republik emotionspolitisch einsetzenden Entwicklung als „politische Kraft“: Diese habe ein angeblich neues Gemeinschaftsgefühl in der gesellschaftsübergreifenden „Volksgemeinschaft“ geweckt:

„Im Theater ist uns viel aufgezwungen worden. Und wir haben es nicht mehr sehen wollen! Wir das Volk, denn die Theater waren leer und schlecht. [...] Das Theater hatte keine Gemeinschaft mehr mit den Menschen – ja nicht einmal mehr *die* Schicht im Lande, für die es gespielt wurde, wollte es sehen, nicht einmal mehr diejenigen, die das Geld hatten, unmögliche Eintrittspreise zu bezahlen, gingen hinein. Indessen aber gewann das Volk darum einen eigenen Willen, einen Kulturwillen, und die Theater taten, als merkten sie es garnicht. [sic] Sie spielten ihre albernen und koketten Luderstücke weiter, bis sich die Pfändungen jagten. [...] Es entstand eine neue Gemeinschaft. Ich muß Ihnen nicht das Wort Volksgemeinschaft sagen, Sie fühlen es selbst. Und nur allein aus dieser Gemeinschaft kann das Theaterleben und arbeiten [sic] zu seiner wirklichen Bedeutung gelangen.“²⁸

Jedzek versucht einen scheinbar homogenen „Kulturwillen“, der sich aus einer „rassenhygienischen“ Einheit von „Volksgemeinschaft“ und „Staat“ biologistisch herausentwickelt habe, theaterhistorisch darzulegen. Dieses „völkisch“ begründete Gemeinschaftsgefühl sei an einem Theaterabend im NS-Regime (im Unterschied zur Weimarer Republik) *emotionspolitisch* erfahrbar. In der Folge verwendet Jedzek für seine Argumentation ein technokratisches Vokabular, welches an die arbeitspsychologische Psychotechnik und ihre Vorstellung einer „rassenhygienischen“ Einheit aus Arbeiterschaft und Betrieb erinnert:

„Ein Theater zu besuchen, setzt eine Gemeinschaft mit den anderen Besuchern voraus. Bitte überlegen Sie das. Es kommt darauf an, wer neben Ihnen sitzt. Was für Gesichter Sie in der Pause sehen. Welche Luft im Zuschauerraum ist. Welche Stimmung. Welcher Beifall am Ende. Das Theater ist immer eine ‚gesellschaftliche‘ Sache gewesen.²⁹ Nur daß eben die sogenannte Gesellschaft der letzten Zeiten in sich selbst zusammensank. Ich sage Ihnen ja, bei den Griechen war es ein Volksfest; die Besucher spürten eine staatliche, eine religiöse Bindung untereinander; in den Zeiten des Mittelalters war die Bindung eine ähnliche: *eine Frömmigkeit* und eine gemeinsame Andacht zog die Menschen in die Mysterienspiele – Eine

²⁷ Vgl. Jedzek 1935, [5]. Zu seiner Biografie ist wenig bekannt. Rühle erwähnt den Regisseur in einer Fußnote anlässlich seiner Inszenierung „Noch einmal Napoleon?“ im Berliner „Lustspielhaus“ (ehemals: „Komische Oper“ an der Friedrichstrasse), P: 04.04.1943. Vgl. Rühle 1974, Fußnote 430, 1176.

²⁸ Jedzek 1935, 13f.

²⁹ Zu Herrmanns Definition von „Theater“ als „sociales Spiel“ s. Kap. 15.7.

Gemeinschaft mit den übrigen Besuchern, sage ich. Aber es ist keine Wahlgemeinschaft die man verlassen oder zu der man sich einfach hinzuzählen könnte. Es ist eine Gemeinschaft des menschlichen Materials, möchte ich sagen, des Blutes, der Rasse und damit *eine Zusammenghörigkeit auf Gedeih und Verderb, der man sich nicht entziehen kann.* [...] *Und dieses Theater ist eine Eigenschaft des Volkes.*³⁰

Jedzek beschreibt die angeblich emotionspolitische Wirkungsmacht einer theaterästhetischen Erfahrung eines Gemeinschaftsgefühls zu Beginn ähnlich zu Schillers Überlegungen. Vom antiken „Volksfest“ und dessen staatlicher und religiöser „Bindung“ ausgehend³¹, skizziert Jedzek jedoch, im Unterschied zu Schiller, ein teleologisches Narrativ einer theaterhistorischen Evolutionsgeschichte, vom mittelalterlichen Mysterienspiel aus christlicher „Frömmigkeit“ und „gemeinsame[r] Andacht“ bis zum „völkerpsychologisch“ konzipierten Volkstheater, dessen Wirkung einem rassistischen Gemeinschaftsgefühl entspringe.³²

Mit Blick auf die NS-theaterästhetische Theorie eines *glücksstiftenden* Gemeinschaftsgefühls ist der *erziehungspolitische* Aspekt von Schillers Gedanke einer *bürgerlichen* „Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ erkenntnisreich:

„Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, bessern Theile [sic] des Volks das Licht der Weißheit [sic] herunterströmt und von da aus in milderen Stralen [sic] durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze [sic], reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks. [...] Mit ebenso glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrthümer der *Erziehung* bekämpfen lassen; das Stück ist noch zu hoffen wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. [...] Und dann endlich – [...] wenn Menschen aus allen Kraisen [sic] und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch *eine* allwebende Sympathie verbrüderet, in *Ein* [sic] Geschlecht wieder aufgelöst [sic], ihrer selbst und der Welt vergessen, und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust giebt [sic] jezt [sic] nur *Einer* [sic] Empfindung Raum – es ist diese: ein *Mensch zu seyn.*“³³

Schillers aufklärerischer Grundgedanke einer *theaterästhetischen* Erfahrung in einer Gemeinschaft³⁴ von *Menschen*, der eine *humanistische* Erkenntnis³⁵ „ein

³⁰ Jedzek 1935, 14 f.

³¹ Vgl. u. a. Schiller 1962a, 99.

³² Mehr zum wissenshistorischen Kontext der NS-Theaterästhetik, u. a. bei Artur Kutscher zur „Völkerpsychologie“, s. Kap. 15.6 – 15.7.

³³ Schiller 1962a, 97–100.

³⁴ Zur geschlechterstereotypisierten Metaphorik in Schillers *Schaubühne*-Rede vgl. Das Theater um die Nation. In: Hochholding-Reiterer 2014, 281–340, 313–316.

Mensch zu seyn“ zugrunde lag, wurde im Untersuchungszeitraum 1933–1945 in NS-Deutschland und in der Schweiz *emotionspolitisch* umgedeutet: „Mensch zu seyn“ war in der nationalsozialistischen Lebensführung ein „rassenhygienisches“ Konzept, das im leistungsorientierten Erfolgstypus eines Ariertypus seine pervertierte Vollendung suchte und in der wissenshistorischen Kontinuität zu Schillers kulturel-nationalistischem Erbe in der „heroischen“³⁶ NS-Dramatik seinen *männlich* konnotierten, „nordischen“ Helden zu finden glaubte.³⁷

Wie ist dieser Wandel wissenshistorisch zu kontextualisieren? Laut Beate Hochholdinger-Reiterer bildete der bei Schiller angelegte „Kulturel-nationalismus“ eine Grundlage für die Kontinuität einer „bürgerlich apostrophierten (National-) Theaterentwicklung im 18. Jahrhundert als Erbe“.³⁸ Eine Facette stellt die „organologische Theaterhistoriographie“ dar.³⁹ Einen wissenshistorischen Ausgangspunkt nahm diese Denkrichtung bei Schiller, der sich mit Wilhelm von Humboldts (1767–1835) Unterscheidung nationaler Charakteristika anhand einer geschlechterspezifischen Metaphorik in der Biologie auseinandersetzte.⁴⁰ Im Kontext der Nationaltheater-Debatte wurde das Nationaltheater ‚männlich‘, das Volkstheater („das ‚andere‘ Theater“⁴¹) ‚weiblich‘ charakterisiert.⁴² Die Utopievorstellung eines gemeinschaftsstiftenden *deutschen* Nationaltheaters war eng mit der Vorstellung einer organologisch gewachsenen „Kulturel-nation“⁴³ verbunden, wie sie der Historiker Friedrich Meinecke 1908 in seiner Schrift „Weltbürgertum und Nation. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates“ in Abgrenzung zu „Staationen“ entwarf.⁴⁴ Die Betonung einer überzeitlichen, kulturel-nationalistischen *Sendung* oder *Mission* war nicht nur bezeichnend für den deutschen National-

35 Vgl. u. a. Müller-Seidel 2009. Zur ästhetischen Erfahrung bei Schiller vgl. u. a. Fischer-Lichte 2014b, 101.

36 Zum „heroischen Theater“ vgl. Ketelsen 1968, Dussel 1988, Dussel 2017.

37 Zur literarischen Darstellung von „Männlichkeit“ („Kraftmensch und Schwächlingen“) bei Schiller vgl. Blawid 2011, Boyken 2014. Ein exemplarischer Vergleich der Inszenierungen von Schillers „Don Karlos“ am Wiener Burgtheater 1938 und 1955, vgl. Hochholdinger-Reiterer 2013. Carl Josef Burkhart schrieb seine Doktorarbeit zur „Bühnenbearbeitung des Don Carlos“ in Schillers Jambenfassung, vgl. Burkhart 1933.

38 Vgl. Hochholdinger-Reiterer 2014, 312.

39 Vgl. ebd., 319.

40 Vgl. ebd., 316–319. Zur biologistischen Theatergeschichtsschreibung in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus vgl. Nation und Erbe. In: Hochholdinger-Reiterer 2014, 281–406.

Vgl. Münz 1979.

41 Vgl. ebd.

42 Der Begriff der ‚Reinheit‘ war ein weiteres Distinktionsmerkmal, vgl. Störfaktor Schauspielerin. In: Hochholdinger-Reiterer 2014, 250–280.

43 Vgl. Meinecke 1908. Mehr dazu vgl. Hochholdinger-Reiterer 2014.

44 Vgl. Hochholdinger-Reiterer 2014, 328.

theater-Diskurs, sondern auch für die Schweizer Nationaltheater-Debatte (Kap. 15.6, 15.7, 16.6).

Ein entscheidender Aspekt des Nationaltheater-Diskurses war, wie Jedzek behauptete, dass sich die Gemeinschaft als eine emotionspolitische Einheit der „Volksgemeinschaft“ im theaterästhetischen Erlebnis *erfuhr*: „Ich muß ihnen nicht das Wort Volksgemeinschaft sagen, Sie fühlen es selbst. Und nur allein dieser Gemeinschaft kann das Theaterleben und arbeiten [sic] zu seiner wirklichen Bedeutung gelangen.“⁴⁵ Jede Person *erlebe* ein „rassenhygienisches“ Gemeinschaftsgefühl auf einer *emotionalen Ebene* und trage dadurch zur Stabilisation des NS-Regimes bei (wie es auch der „NS-Arbeitsdienst“ propagierte, s. Kap. 13).

NS-Theaterwissenschaftlern wie Heinz Kindermann diene der „rassenhygienische“ Vereinigungsgedanke aus einer geschlechterspezifisch charakterisierten „Einheit aus Volks- und Nationaltheater“ als „organologische Metapher“, die sich in der „Vermählung des Mimus“⁴⁶ mit dem Logos“ symbolisiere.⁴⁷ Die NS-Theaterpolitik und NS-Theaterwissenschaft knüpften an den ursprünglich *humanistischen* Vollendungsgedanken⁴⁸ in wissenshistorischer Kontinuität zu Schiller an und deuteten diesen vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Moral einer affirmativen Gefühlspolitik und deren Vorstellung eines „rassenreinen“ und *kulturnationalistischen* Menschentypus *radikal um*.

Folgende Beispiele sollen die These veranschaulichen: Dr. jur. Hans Eugen Stephan Fabricius (1891–1945)⁴⁹ war Mitglied des „Kampfbund[s] für deutsche Kultur“, Jurist und späterer NSDAP-Funktionär. Der Nationalsozialist interpretierte in seinem 1932 erschienenen und im Schiller-Jubiläumsjahr 1934 in 2. Auflage veröffentlichten Buch „Schiller als Kampfgenosse Hitlers“ „Schiller als Na-

⁴⁵ Vgl. Jedzek 1935, 15.

⁴⁶ Zum „Mimus“-Begriff in der Theaterwissenschaft. Vgl. Kotte 2013, 44. S. Kap. 4.1., 15.6.

⁴⁷ Vgl. Hochholdinger-Reiterer 2014, 390. Zu Kindermanns Konzept der Theaterwissenschaft als Lebenswissenschaft, vgl. Peter 2009.

⁴⁸ Willmar Sauter und Erika Fischer-Lichte betonen, dass bereits Schiller ‚das Theater‘ *einerseits* als „moralische Anstalt“, *andererseits* in seiner Schrift „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ (1795) als „Mittel zur Wiederherstellung der im historischen Prozess verlorengegangenen Totalität des Menschen“ (vgl. Sauter 2014, 273) und damit als eine „politische Anstalt“ (vgl. Fischer-Lichte 2014c, 261) aufgefasst habe. Die zeitgenössische Forschung war und ist sich bis heute strittig darüber, wie sehr Schillers philosophische Überlegungen und Dramen als politische Schriften ausgelegt werden können. Zur ambivalenten Rezeptionsgeschichte vgl. Albert 2005.

⁴⁹ Zur Biografie vgl. Fabricius, Hans. In: Klee 2007, 144.

tionalsozialist!“ und glaubte, nationalsozialistisches Gedankengut in dessen Dramen erkennen zu können.⁵⁰

Josef Nadler (1884–1963)⁵¹, österreichischer Professor für Literaturgeschichte⁵², schrieb eine „Literaturgeschichte des deutschen Volkes. Dichtung und Schrifttum der deutschen Stämme und Landschaften“, die zwischen 1938 und 1941 in vier Bänden erschien.⁵³ Darin deutet Nadler Schiller als „völkische[n]“ Nachkommen eines „nordisch-germanischen Stammes“.⁵⁴ Nadlers „stammeskundlicher-völkischer“ Ansatz stellte eine transnationale Forschungsrichtung im Bereich Literaturgeschichte und Nation dar, was die kurz nacheinander veröffentlichten Werke zur Schweizer Literaturgeschichte von Nadler und Emil Ermatinger, Literaturprofessor an der Universität Zürich, zeigen.⁵⁵ Bezeichnenderweise gehörte zu den Kandidaten, welche 1920 im Gespräch um die Lehrstuhlbesetzung für Literaturgeschichte in Zürich waren, neben Emil Ermatinger auch Josef Nadler.⁵⁶

Hans Schilling transformierte in seinem Aufsatz „Rasse und Bühne“ von 1931 in „Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung“ Schillers theaterästhetische Erfahrungstheorie in eine „rassenideologische“ Theaterästhetik als „Erziehungsmittel“ des „deutschen Volkes“.⁵⁷ Schilling geht in seiner Argumentation von einer Schiller-Rezeption aus, die besage, „daß der Mensch nur da ganz ‚Mensch‘ ist, wo er spielt, d. h. da, wo sich bei ihm im

50 Vgl. Fabricius 1934, 127. Zur Rezeptionsgeschichte „Schiller als Kampfgenosse“ vgl. Albert 1994b.

51 Zu Person und Werk vgl. Neuber 2002, Nadler, Josef. In: Klee 2009, 385 f.

52 Nadler war 1914–1935 an der Universität Fribourg (CH) tätig, darauf in Königsberg, wo Oskar Eberle 1927 bei Nadler promovierte. Zu seinen „stammeskundlich-völkischen“ Schriften zählt u. a. Nadler, Josef. 1934. „Rassenkunde, Volkskunde, Stammeskunde“. In: Volkstum und Dichtung [vormals Euphorion], 35, 1–18. Vgl. Ranzmaier 2008, 9, Fußnote 25. Zur Biografie vgl. Schorno 2005.

53 Nadler über Schiller, vgl. Nadler 1938, 229–231, 290–300, 316, 318–321.

54 Vgl. Ruppelt 1979, 74 f. Mehr zu Nadlers „stammeskundlich-völkischer“ Literaturgeschichtsschreibung im Nationalsozialismus vgl. Ranzmaier 2008. Mehr zu Nadler und Ermatinger vgl. Arburg 2001, Bucher 2001. S. auch Kap. 15.7.

55 Vgl. Ranzmaier 2008, 6 f. Zur Schweizer Literaturgeschichtsschreibung vgl. Arburg 2001, Rosenberger 2001. Mehr zu Ermatinger s. Kap. 15.7.

56 Zur Lehrstuhlbesetzungspolitik an der Universität Zürich im Forschungsfeld einer „völkisch-stammeskundlichen“ Literaturgeschichtsschreibung 1920 vgl. Aufschwung der stammeskundlich-völkischen Literaturgeschichtsschreibung, 1921–1931. In: Ranzmaier 2008, 303–378, 330–336.

57 Vgl. Schilling 1931. Alexandra Esche danke ich für den Artikelhinweis. Zur Schiller-Rezeption der Schaubühne als „Untertanen-Erziehung“ im 18. Jh. vgl. Meyer 1983, 142.

Spiele eine instinktive Logik der Phantasie ohne Hemmungen betätigt.⁵⁸ „Die Bedeutung der Phantasie“ sei für die „Aufnahme eines Kunstwerks [...]“ als eine „Bilanzierung zwischen Erfahrungsmäßigem und Phantasie-Erlebtem [...] unbestreitbar“, so Schilling weiter.⁵⁹ Ausgehend von der wissenshistorischen Prämisse einer theaterästhetischen Erfahrung als „Phantasiearbeit“⁶⁰ überführt Schilling die „Denkarbeit des Publikums“⁶¹ in einen „rassenideologischen“ Kontext. Wenn die „geistig zur Führung bestimmten Schichten rassistisch bewußt und gereinigt worden“ seien, dann würde die „Bühnenkultur“ das „Volk“ gesellschaftsübergreifend fesseln können.⁶² Der Nationalsozialist erhebt in seiner Schiller-Rezeption den angeblich hegemonialen Elitenanspruch der Theaterschaffenden auf ein „deutsches Nationaltheater“.⁶³

Wie ist das nationalsozialistische Konzept eines „deutschen Nationaltheaters“ wissenshistorisch zu kontextualisieren? Zahlreiche nationalsozialistische Publikationen zur NS-Theaterpolitik waren in Referenz auf Schiller der Meinung, dass sich ein „deutsches Nationaltheater“ einer „völkisch“ begriffenen „deutschen Kultur“ zu widmen habe.⁶⁴ Dabei bezogen sich die Autoren*innen, insbesondere in den Aufbaujahren, neben Lessing vielfach auf Schillers Aussage: „[...] wenn wir es erleben eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation.“⁶⁵, wie sie auch der rassistische NS-Theaterwissenschaftler Heinz Kindermann in seiner Schrift „Theater und Nation“ rezipierte.⁶⁶ Im Unterschied zu den Nationalsozialisten konnte Schiller zu seinen Lebzeiten nicht von einer

58 Vgl. Schilling 1931, 414.

59 Vgl. ebd. Zu theaterwissenschaftlichen und „völkerpsychologischen“ Konzepten über „Phantasie“ und „Theater“ als „sociales Spiel“ s. Kap. 15.6 – 15.7.

60 Vgl. Schilling 1931, 412.

61 Vgl. ebd.

62 Vgl. ebd., 420.

63 Zur NS-ideologischen Interpretation eines deutschen Nationaltheaters nach Schiller und Lessing vgl. u. a. Kurz 1935. Zum Begriff des ‚anderen Theaters‘ bei Rudolf Münz in Bezug auf Lessing: „Mit dem Begriff ‚Nationaltheater‘ haben wir vom Bürgertum zwar einen relativ klaren Sachverhalt geerbt, diesen und die ihm entsprechende Traditionslinie aber vielleicht doch etwas einseitig und wohl im ganzen [sic] zu unkritisch gepflegt. Das bezieht sich auf eine gewisse Überbetonung der sittlich-moralischen, erzieherischen, aufklärerischen, volksbildenden Funktion ebenso wie auf die Realismusbestimmung (von der Dramaturgie bis zur Spielweise) oder auf Übernahme bestimmter Zuschauerkonventionen“. Münz 1979, 7. Zur Rezeption von Münz’ theaterhistoriografischem Ansatz vgl. u. a. Baumbach 2009, Baumbach, Nümann und Gallwas 2016. Zum „Nationaltheater“-Diskurs u. a. im Kontext der NS-Theaterwissenschaft vgl. Theatergeschichte als Biologie. In: Hochholdinger-Reiterer 2014, 354 – 361.

64 Vgl. Ruppelt 1979, 104 f.

65 Vgl. Schiller 1962a, 99.

66 Vgl. Kindermann 1943a, 24.

„rassenhygienischen“ Theaterkultur eines „deutschen“ Staatsgebildes ausgegangen sein.⁶⁷ Schiller hatte, mit Blick auf die Vielzahl deutschsprachiger Theaterhäuser, über die verschiedenen Königreiche, (Kur-)fürstentümer und Grafschaften verteilt, wohl eher das Bestreben nach einer Ausdifferenzierung einer deutschsprachigen Theaterkultur im Sinn. Schillings theaterpolitische Aussagen über eine „rassenmäßig kongeniale Bühne“ zielten auf die antisemitische „Gleichschaltung“ einer kulturrassistisch konzipierten „Volkskultur“ „im rassenhygienischen Sinne“:

„Ja noch mehr: bei dem gewaltigen Einflusse, den eine den wahren Aufgaben der Volkskultur zugeführte Bühne auszuüben imstande ist, wird die Aufrichtung einer rassenmäßig kongenialen Bühne ein unübertreffliches *Erziehungsmittel* im *rassenhygienischen Sinne* sein. Erst dann wird auch der Staat seine Vorsorge für das Theater in ganz anderen Argumenten zu begründen vermögen, als er sie heutzutage für seine rassenverwischten oder jüdischen verseuchten Bühneninstitute in Anspruch zu nehmen vermag, ohne sie damit vor dem Niedergang bewahren zu können.“⁶⁸

Unter dem Deckmantel einer theaterästhetischen „Bühnenkultur“ entwirft Schilling die nationalsozialistische Lebensführung sowohl als „völkisches“ Kulturkonstrukt als auch als eine arbeitspsychologisch leistungsorientierte „Denkarbeit“. „Dass es darauf einzig und allein ankommt“, hätten die „Meister [...] alles Männer Nordischen Blutes“, womit Goethe, Schiller und Kleist gemeint waren, in ihrem „Antagonismus gegen die Macht“ bereits unter Beweis gestellt:

„Die Aufgabe unserer Generation ist die Befreiung des Bühnenbegriffs und -bildes von rassefremder Unkultur und der Aufbau einer rassengemäßen Bühne als *Tatansporn* in *Nordischer Vorstellungswelt*.“⁶⁹

Mit Schillers humanistischer Vorstellung einer „Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ hatte eine NS-theaterpolitische, „rassenmäßige[...]“ Bühne als *Tatansporn* in *Nordischer Vorstellungswelt*“ nur im Entferntesten noch etwas zu tun.

Wie war es in der Schweiz? Welches Menschenbild und welche Lebensführung wurde an Schauplätzen von Glückswissen im Kontext der „geistigen Landesverteidigung“ und deren affirmativer Gefühlspolitik propagiert? Dem österreichischen Germanisten Nadler zufolge sei die Sprache und Literatur der „alemannische[n]“ Schweiz seit dem Ersten Weltkrieg „völkisch geschlechtslos“:

⁶⁷ Vgl. Ruppelt 1979, 105.

⁶⁸ Schilling 1931, 420.

⁶⁹ Ebd.

„Die Schweiz wird im Kriege ein Umschlagplatz der Fremdenliteratur“.⁷⁰ Daher rühre jüngst die Forderung, dass Sprache und Literatur „nichts als reiner Geist und ausschließlich eidgenössisch sein“ sollten.⁷¹ Inwiefern Nadlers Vorstellung einer „völkisch geschlechtslos[en]“ deutschschweizerischen Sprache und Literatur mit der antirassistischen Abgrenzungsstrategie der Schweizer Theater- und Literaturpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ gegenüber einer „rassisch“ begründeten Kulturpropaganda tatsächlich Anknüpfungspunkte in der Schweizer Theaterwissenschaft fand, darauf wird in den Kapiteln 15.4–15.7 Bezug genommen.⁷²

15.2 Glückswissen im Historiendrama: ein emotionspolitischer Erziehungsversuch

Für die Theaterschaffenden bedeutete eine *erziehungspolitische Instrumentalisierung* des Theaterbereichs im scheinbar unbestechlichen „Licht der Weißheit [sic]“⁷³ der *emotionspolitischen* Selbstdarstellung einer moralisierten Lebensführung eine *Einschränkung ihrer künstlerischen Freiheit*.⁷⁴ Dieser Umstand wurde von NSDAP-Funktionären der Theaterpolitik, der Theaterwissenschaft und vielen Theaterschaffenden im Kontext der in NS-Deutschland und seit 1939 in der Schweiz wirkungsmächtigen Kontroll- und Zensurmaßnahmen in Kauf genommen.

Goebbels' Tagebucheintrag vom 11. April 1934 schildert, welchen uneingeschränkten Einfluss der Reichspropagandaminister in Rücksprache mit Hitler auf

⁷⁰ Vgl. Nadler 1941, 535.

⁷¹ Vgl. ebd.

⁷² Ein NZZ-Artikel, der die Kulturpropaganda der „geistigen Landesverteidigung“ kommentierte, formulierte es in einem antirassistischen Patriotismus wie folgt: „Es wäre ein naturwidriges Unterfangen, die Kultur unseres Landes von der kulturellen Gemeinschaft mit den *drei Lebensräumen* loszureißen zu wollen, denen wir weitgehend verbunden sind. [...] so gilt das gleiche sinngemäß für die welschen Miteidgenossen und für die Deutschschweizer alemannischen Blutes. Gerade daraus, daß wir die *Auffassung*, als ob die *Rasse* den Staat gebären und seine *Grenzen bestimmen* würde, *ablehnen*, gerade hieraus fließt die Freiheit und die Kraft, uns unserer kulturellen Verbundenheit mit den großen geistigen Lebensräumen bewusst zu bleiben. *Der schweizerische Staatsgedanke* ist nicht aus der Rasse, nicht aus dem Fleisch, er ist *aus dem Geist geboren*.“ Vgl. N.N. 1938. Der Artikel stammt vmtl. von Eugen Wyler, vgl. Wyler 1939. Zur Schweizer Literaturpolitik während der „geistigen Landesverteidigung“ vgl. u. a. Amrein 2004.

⁷³ Schiller 1962a, 97.

⁷⁴ Adolf Gentschs Dissertation gibt detaillierte Einsicht in die „politische Struktur der Theaterführung“, vgl. Gentsch 1942.

die staatliche Finanzierung der Theater- und Opernhäuser sowie auf die Einsetzung der Intendanten in der Theaterhauptstadt Berlin ausübte:

„Gründgens schildert mir Situation Staatstheater. Er will mit mir zusammenarbeiten. Etwas weich und unklar. Ich werde ihn unter meine Fittiche nehmen. [...] Städt. Oper besichtigt. Dort ist soviel umzubauen, daß wir es bis September nicht schaffen. Gleich vorbereiten und im nächsten Sommer dann aufmontieren. Führer ganz dabei. Er kennt was davon, hat ein gutes und treffendes Urteil. [...] Theater-Konferenz. Hilpert [Hilpert]⁷⁵ bekommt „Deutsches“ [Theater], [Walther] Brüggmann⁷⁶ „Theater des Volkes“, Solms [Bernhard zu Solms-Laubach⁷⁷] die „Volksbühne“. Sie werden's schon schaffen. Ich gebe Zuschuß und Richtlinien.“⁷⁸

Günther Rühle zeigt in seiner umfangreichen theaterhistorischen Darstellung, welchen Irrtum die NS-Theaterpolitik im Glauben beging, „man könne dem Theater befehlen, womit es sich zu befassen habe“.⁷⁹ Die von der NS-Theaterpolitik und NS-Theaterwissenschaft unter dem Begriff der „deutschen Dramatik“ geforderten Genres⁸⁰ widerspiegelten inhaltlich *keineswegs* den Alltag der im „Dritten Reich“ lebenden Menschen.

Gerda Dietz (geb. 1908)⁸¹ untersuchte in ihrer Dissertation „das historische Drama“ in der „zeitgenössischen Dramatik“. Der Schweizer Politiker und Pro-

75 Heinz Hilpert (1890–1967), 1911–1914 Lehrer in Berlin, 1915–1918 Kriegsdienst, 1919–1923 Schauspieler an der „Volksbühne Berlin“, ab 1926 Regiearbeit am „Deutschen Theater“ und am „Staatlichen Schauspielhaus“, 1929/30 Oberspielleiter am „Berliner Theater“ sowie am „Deutschen Künstlertheater“, 1931/32 Oberspielleiter und Direktionsstellv. am „Deutschen Theater“, 1932–1934 Direktion der „Volksbühne Berlin“, 1934–1944 Pächter und Direktion des „Deutschen Theaters“ und der „Kammerspiele Berlin“, ab 1938 Direktion des „Theaters in der Josefstadt Wien“, 1944/45 „Arbeitsdienst“ in der Rüstungsindustrie. Hilperths Lebensgefährtin, Nuschka Heuser, war aufgrund ihres jüdischen Hintergrunds in die Schweiz geflohen. Hilpert war während der NS-Zeit oft in der Schweiz und pflegte Kontakte zu Exilkünstler*innen. 1946 war er der erste ehemalige NS-Regisseur, der am Schauspielhaus Zürich drei Gastinszenierungen erhielt (UA: Max Frisch „Santa Cruz“, UA: Zuckmayer „Des Teufels General). Am Theater Basel kamen im selben Jahr aufgrund des Protests des Exilanten Kurd E. Heyne (1906–1961) sowie am Stadttheater Bern keine Engagements zustande. Zur Biografie vgl. Blubacher 2005a.

76 Schweizer Theaterschaffender Walther Brüggmann (1884–1945) aus Bern. Zur Biografie, vgl. Blubacher 2005b.

77 Bernhard zu Solms-Laubach (1900–1938) war NSDAP-Mitglied, 1934 Theaterintendant der „Berliner Volksbühne“ und 1936 des „Theaters am Nollendorfsplatz“, 1938 starb S.-L. durch Freitod. Zur Biografie vgl. Solms-Laubach, Bernhard. In: Klee 2009, 518.

78 Goebbels, Tagebucheintrag, 11. April 1934, vgl. Goebbels 1995, 32.

79 Vgl. In der Diktatur 1933–1945. In: Rühle 2007, 725–994, 990.

80 Z. B. Historiendrama oder Stilblüten wie „heroisches Drama“, „nordisches Drama“ und „NS-Tragödie“ mit mythologischen Wissensbeständen.

81 Zu ihrer Biografie ist wenig bekannt. Aus den autobiografischen Angaben in der Dissertation ist zu entnehmen: geb. 1908 in Hünfeld (Hessen-Nassau) als Tochter des Stadtkämmerers August

fessor für Literaturgeschichte, Walter Muschg (1898–1965), diene ihr als Ausgangspunkt der Untersuchung. Muschg beschrieb ein transnational beobachtbares „neue[s] Geschichtsgefühl[...]“⁸² in Europa. Am Beispiel der „Modewissenschaft“ Archäologie kommt der Literaturwissenschaftler zum Schluss, dass eine „Sehnsucht nach Tiefe und Ewigkeit“ und eine „unbewußte Identifikation“ treibend seien für dieses „naiv-schöpferische[...] Geschichtsgefühl“:

„Es bindet alle geschichtlichen Momente in eine mythische Gleichzeitigkeit zusammen. [...] Eine unvergleichbare Ironie im Schicksal Europas scheint darauf abzuzielen, daß das stolze Kind des neuzeitlich-materialistischen Zeitbegriffs, der moderne Weltverkehr, dank seiner hysterischen Ueberschätzung der Sekunde uns alle einer solch raumhaften Totalitätsvorstellung in die Arme treibt.“⁸³

Muschgs Weitsicht in der Annahme, dass eine „unvergleichbare Ironie im Schicksal Europas“ in der „hysterischen Ueberschätzung der Sekunde“ läge, die „uns alle einer solch raumhaften Totalitätsvorstellung in die Arme“ triebe, ist mit Blick auf NS-Deutschland bezeichnend. Die Theaterwissenschaftlerin Dietz nahm Muschgs Überlegungen zum Anlass, um die erhöhte „Aufnahmebereitschaft der Massen für die Botschaft der Geschichte“ theaterwissenschaftlich zu untersuchen.⁸⁴ Zu diesem Zweck befasste sich die Doktorandin u. a. mit den späteren NS-Dramatikern Hanns Johst (1890–1978) und Kurt Heynicke (1891–1985).⁸⁵ Der Schlusssatz ihrer Dissertation, die bereits 1932 entstanden war, illustriert ein exemplarisches Plädoyer für „das große national-historische, deutsche Drama!“⁸⁶

Welche Gründe nennt die Theaterwissenschaftlerin? Die Antwort darauf liest sich wie eine Propagandaparole der NS-Theaterpolitik: Die Aufgabe des „histo-

Dietz (kath.) und der Mutter Emma, geb. Weber. 1924 Reifeprüfung für Obersekunda in Kassel, 1928 Abitur, Studium Germanistik und Geschichte, Nebenfach Französisch in Frankfurt a.M. (2 Semester) u. a. bei Prof. Naumann und Prof. Schulz, SoSe 1929 in Heidelberg, WS 1929/30 in Berlin u. a. „Prof. Herrmann: Geschichte d. Dramas als Hauptvorlesung“, seit SoSe 1930 Universität Bonn: neuere deutsche Literatur (Prof. Enders, Walzel, PD Dr. v. Wiese und PD Dr. Scheider), alte und neuere Geschichte (Prof. Oertel, Prof. Braubach, Prof. Beyerhaus). Intensives Studium mit „eifrigem Theaterbesuch“ (Frankfurt, Berlin, Kassel und Bonn) hätten sie dazu bewegen eine Dissertation bei Prof. Enders zu verfassen. Vgl. Dietz 1935, 75.

82 Walter Muschg. 1932. Ein neues Geschichtsgefühl. In: Die literarische Welt. Unabhängiges Organ deutschen Schrifttums, Nr. 11, Jg. 8, 1 f, vgl. Dietz 1935, XII. Die Zeitschrift erschien von 1925–1934 im Kraus Verlag in Lichtenstein (Nendeln). Zur Person vgl. Bucher 2001, Linsmayer 2010.

83 Muschg 1932, 2.

84 Vgl. Dietz 1935, XII.

85 Vgl. ebd.

86 Vgl. Dietz 1935, 74.

rischen Dramas“ liege darin, die „Kräfte der Vergangenheit einer Zeit nutzbar zu machen, die noch um Klarwerdung und Sinnggebung“⁸⁷ ringe:

„Neues Nationalgefühl ist im Volk entstanden, Hoffnungen wachen auf, und vaterländischer Geist schmiedet die Massen zusammen. Nötiger denn je ist in diesem Augenblick der Wille, aus der Vergangenheit zu lernen. Hier beginnt die Mission und Sendung des historischen Dramatikers!“⁸⁸

Dietz' Untersuchung kann exemplarisch für die wissenshistorische Synergie aus NS-Politik, Theaterwissenschaft und NS-Theaterästhetik bzw. NS-Dramatik stehen: Die Doktorandin ist in ihrem nationalsozialistischen Eifer davon überzeugt, dass die gegenwärtige „politisch-nationale Erhebung, die Bewegtheit und Erschütterung unserer Tage“ ein „wahr[e] Kunstwerk“ zutage fördern könne.⁸⁹ Die Theaterwissenschaftlerin vertritt im März 1933 eine sowohl politisch als auch weltanschaulich begründete Theatergeschichte, die einen „**Zusammenklang der Kräfte der Vergangenheit und Gegenwart, als Synthese von Tradition und Revolution, als Fanal deutschen Geistes und Symbol deutschen Wesens und deutscher Kraft**“ widerspiegeln.⁹⁰

Wie lautete die Bilanz nach rund 11-jähriger NS-Theaterkultur am 1. September 1944, dem Tag der Theaterschließungen aufgrund der Luftkriegsinvasion der Alliierten? Die Spielplangestaltung der Theaterhäuser sei immer mehr zu einem Zufluchtsort vor der bitteren Wirklichkeit der real gewordenen ‚Tragödie‘ des „Dritten Reiches“ geworden, so Rühle.⁹¹ Theaterschaffende, die unter dem NS-Regime weiterarbeiten *konnten* und *wollten*, wie der Schweizer Walther Brüggmann als Intendant am „Theater des Volkes“⁹², hätten sich, wie auch das Beispiel des prominenten Intendanten und Schauspielers Gustav Gründgens (1899–1963) zeige, in einer Doppelrolle als „Helfer des Regimes“⁹³ und „Bewahrer und Hüter“⁹⁴ einer ‚anderen‘ „Moral des Theaters“⁹⁵ wiedergefunden. Rückblickend habe sich Gründgens über seine Zeit als Intendant in Berlin wie folgt geäußert:

87 Vgl. ebd.

88 Ebd.

89 Vgl. ebd.

90 Vgl. ebd.

91 Welche künstlerischen Freiheiten sich bspw. Gründgens aufgrund seiner engen Beziehung zu Göring am „Deutschen Theater“ leisten konnte, vgl. In der Diktatur 1933–1945. In: Rühle 2007, 725–994.

92 Vgl. Goebbels, Tagebucheintrag, 11. April 1934, Goebbels 1995, 32. Schweizer Theaterschaffender Walther Brüggmann (1884–1945) aus Bern. Zur Biografie, vgl. Blubacher 2005b.

93 Rühle 2007, 990.

94 Gründgens [ohne Angaben, Fußnote fehlt] zit. nach Rühle 2007, 991.

„Als ich 1934 die Leitung des Berliner Schauspielhauses übernahm, habe ich mir nicht einen Augenblick eingebildet, eine neue Ära der Kunst einleiten zu können. Ich habe mich nicht als Prophet einer neuen Zeit gefühlt, sondern ich hoffte, es könnte mir gelingen, ein Bewahrer und Hüter künstlerischer deutscher Theatertradition zu werden.“⁹⁶

Ausgehend von der These der Theaterpolitik als *Spiegel* einer *emotionspolitischen* Erziehungsmoral im „Theater als moralische Anstalt“ (Kap. 15.1 und 15.3) ist Gründgens pathetische Selbstdarstellung als „Bewahrer und Hüter künstlerischer deutscher Theatertradition“ exemplarisch und vor dem Hintergrund einer theaterhistorischen Wissensgeschichte über „Glück“ im Historiendrama erkenntnisreich, wie die folgende Analyse zeigt.

Einer der meistaufgeführten Dramatiker im NS-Regime war Lessing. Die NS-Theaterpolitik sah in Lessing als Vertreter der „deutschen Klassik“ einen wissenshistorischen Vorkämpfer für ein „deutsches Nationaltheater“.⁹⁷ Obschon sein synkretistisch-pazifistisches Drama „Nathan der Weise“ (1779) nach 1933 ohne ausdrückliches Verbot nicht mehr aufgeführt wurde, zählte sein Lustspiel „Minna von Barnhelm oder: Das Soldatenglück“ (1767) als „preußisches Uniformstück“⁹⁸ zu den meistinszenierten Dramen der NS-Zeit.⁹⁹

Gründgens' Aufführung der „Minna von Barnhelm“ (Premiere: 26.09.1934)¹⁰⁰ zu Beginn seiner Intendanzzeit am Preußischen Staatstheater in Berlin kann als ein theaterästhetischer *Wegweiser* zu einer nationalsozialistischen Lebensführung gedeutet werden.¹⁰¹ Das Lustspiel veranschaulichte ein charakterologisches Beispiel der emotionspolitischen Rehabilitation eines in Ungnade gefallenen *preußischen* Kriegsmajors am Ende des „Siebenjährigen Kriegs“ (1756–1763). Lessings Lustspiel stand exemplarisch für ein *selbstdisziplinarisches* Handeln aus ‚männlich‘ konnotiertem Stolz-, preußischem Moral- und militärischem Ehrgefühl, das im Kontext einer nationalsozialistischen Lebensführung umgedeutet

95 Rühle 2007, 990.

96 Gründgens [ohne Angaben, Fußnote fehlt] zit. nach Rühle 2007, 991.

97 Vgl. Eicher 2000, 340.

98 Vgl. ebd.

99 Vgl. Eicher 2000, 341. Gemessen am Gesamtspielplan (1933–1945) wurde „Minna“ 246-mal inszeniert, was mehr als eine Verdoppelung von 0,38% (1933) auf 0,83% ist.

100 Vgl. Blubacher 1999, 40. Zur theaterhistorischen Rezeptionsgeschichte vgl. u. a. Tomishige 2011. Zur Produktion: Spielzeit 1934/35, Regie: Gustav Gründgens, Major von Tellheim: Paul Hartmann, Minna von Barnhelm: Emmy Sonnemann, Graf von Bruchfall, ihr Oheim: Eugen Klöpfer, Franziska, ihr Mädchen: Lotte Betke, Riccaut: Gründgens.

101 Zur Aufführung 1934 vgl. In der Diktatur 1933–1945. In: Rühle 2007, 725–994, 755 ff.

wurde.¹⁰² Tugenden des Preußischen Militärs wie Fleiß, Disziplin, Ordnung, Zuverlässigkeit und Gerechtigkeit wurden im Rahmen der NS-Theaterästhetik nicht imitiert, sondern mit Blick auf den „rassenideologischen“ NS-Staat mit gesellschaftsstereotypisierten Geschlechtervorstellungen neuinterpretiert.¹⁰³ Die intrigreiche Liebesbeziehung zwischen der *sächsischen* Minna von Barnhelm und ihrem *preußischen*, vom Krieg heimkehrenden Verlobten, Major von Tellheim, sollte die Zuschauer*innen am Ende der Aufführung im Sinne einer affirmativen Gefühlspolitik als „glücklichen“ Ausgang in der „deutsch-deutschen“¹⁰⁴ Vereinigung, oder mit Schillers Worten ‚Verbrüderung‘, empfinden.¹⁰⁵ Ein vereinernder „Kuss“, als Zeichen des Lustspiel-*Happy-Ends*, vollendete exemplarisch die Schlusszene in Heinz Hilperts Aufführung von 1938 – einem Historiendrama mit Aktualitätsbezug, bedenkt man den bereits vollzogenen „Anschluss“ Österreichs an das „Dritte Reich“.¹⁰⁶

Das „preußisch-deutsche“ Drama wurde von der NS-Dramatik im Sinne einer „deutschen“ Nationaltheaterkultur gefördert.¹⁰⁷ Dabei hatte Lessing im 101. bis 104. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“ scharfe Kritik am „gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind!“, geäußert.¹⁰⁸ „Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter.“¹⁰⁹ Lessings Vorwurf, der im Übrigen

102 Zur weiblichen Codierung des „Volkstheatralen“ vgl. Hochholdinger-Reiterer 2014, 279. Diesbezüglich zum NS-theaterwissenschaftlichen Kontext von „Vererbungslehren“ und Geschlechterbildern, u. a. bei Heinz Kindermann, vgl. Hochholdinger-Reiterer 2014. Mehr zu Geschlechtergeschichte vgl. Braun 2006, Braun 2013.

103 Vgl. In der Diktatur 1933–1945. In: Rühle 2007, 725–994, 755.

104 Vgl. ebd., 756.

105 Zu Werk und Rezeption vgl. Fick 2010a.

106 Vgl. Lessing, Gottfried Ephraim: *Minna von Barnhelm oder Das Soldatenglück*. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Berlin: Otto Hendel Verlag, [Regiebuch, S. 96, Handschriftliche Notiz „Kuss“], Deutsches Theater Archiv, Berlin. Zur Produktion: Spielzeit 1938/39, Regie: Heinz Hilpert, Bühnenbild: Ernst Schütte, Besetzung: Major von Tellheim: Kurt Fischer-Fehling, Minna von Barnhelm: Angela Salloker, Graf von Bruchfall, ihr Oheim: Paul Otto, Franziska, ihr Mädchen: Carsta Löck, P: 26.11.1938, Deutsches Theater, Direktion: Heinz Hilpert, Im Archiv des DTs sind sowohl das Regie- als auch das Inspizienzbuch und Fotografien im Fotoalbum „Deutsches Theater Direktion Heinz Hilpert Spielzeit 1938/39 II“ enthalten.

107 Beispiele für Aufführungen im Sinne eines „deutsch-preußischen Dramas“ waren in jener Zeit u. a. Kleists „Die Hermannschlacht“, Staatstheater, P: 24.10.1934, R: Lothar Müthel, Hans Rehbergs „Der Große Kurfürst“, UA: Staatstheater 30.11.1934, R: Jürgen Fehling, Hans Schwarz’ „Prinz von Preußen“, Staatstheater, P: 17.03.1935, R: Lothar Müthel.

108 Vgl. Lessing 1981, 509.

109 Ebd.

auf eine Nachahmung der französischen Theaternationalkultur abzielte,¹¹⁰ unterstreicht einmal mehr das NS-theaterideologische Instrumentalisierungspotential des „rasseideologisch“ umgedeuteten „deutschen“ Dramatikers als ein charakterologischer Wegweiser zu einer nationalsozialistischen Lebensführung. Auch Schiller betrachtete die „Schaubühne“ als einen geeigneten Ort zur „Bildung nationaler Charakteristik“.¹¹¹

Wie verhielt sich Gründgens als Regisseur und Schauspieler in der Aufführung der „Minna von Barnhelm“ vor diesem wissenshistorischen Hintergrund eines moralisierenden Nationaltheater-Diskurses und wie kam die Aufführung beim Publikum an? Der Theaterkritiker Herbert Ihering (1888–1977) war von Gründgens und dessen Doppelrolle als Regisseur und Schauspieler eines nationalsozialistischen Theaterbetriebs begeistert:

„[...] Hinreissend vom ersten Moment an ist der Riccaut von Gründgens. Es ist immer von neuem unheimlich, wie dieser Künstler mit seinem ersten Auftreten schon die Rolle, die Bühne und das Publikum beherrscht. [...] Der Feind des Theaters ist der Dilettantismus und die Mittelmässigkeit, wie sie auf vielen Berliner Bühnen grassiert. Und das gerade ist Gründgens nie: nie grau, niemals stumpf, niemals mittelmässig. Immer anregend, immer anfeuernd. Sprechkünstler. Ein mimischer Künstler. Ein ‚Schauspieler‘. Ein ‚Schausteller‘. Manchmal echt, manchmal blos [sic] sensationell, aber immer fortreissend, immer faszinierend. Der Beifall für Gründgens wollte kein Ende nehmen.“¹¹²

Indes hatte „Minna von Barnhelm oder: Das Soldatenglück“ im selben Jahr am Schauspielhaus Zürich Premiere gefeiert. Die Aufführung stand in der Regie des im Juli 1933 emigrierten Leonhard Steckel (1901–1971) im *pazifistischen* Zwischenkriegszeitkontext der *antifaschistischen* Bewegung und wurde vom Publikum entsprechend begeistert aufgenommen:¹¹³

„Applaus bei offener Szene und anhaltender, großer Beifall nach den Abschlüssen dankte den Darstellern. Zum Schluss aber wurden sie mit Ovationen überschüttet. Da machte sich die Dankbarkeit der Schauspielerefreunde Luft in freudiger Anerkennung der großen Leistungen, die dieses treffliche Ensemble von Woche zu Woche auch während der letzten Saison vollbracht hat. Und die, die schon fehlten: Lindtberg, Otto, Ginsberg, die Giehse – auch sie

110 Mehr zu Lessing und zum Nationaltheaterdiskurs in Deutschland, vgl. Hochholdinger-Reiterer 2014, 295f. Zur Begriffsbestimmung „Nationaltheater“ vgl. Meyer 1983.

111 Vgl. Hochholdinger-Reiterer 2014, 313.

112 Herbert Ihering, 27.09.1934, Berliner Tageblatt, 5827 Ihering, Herbert-Ihering-Archiv, Archiv AdK.

113 Zur Produktion: Spielzeit 1937/38, Regie: Leonhard Steckel, Bühnenbild: Robert Furrer, Leonhard Steckel als Graf von Bruchsal, P: 26.05.1938, Direktion: Ferdinand Rieser, Schauspielhaus Zürich, Steckel-Leonhard 243 (u. a. Bühnenbildskizzen, Szenenphotografien, Kritiken), Leonhard-Steckel-Archiv, Archiv AdK.

schloß man in den Generaldank ein, der immer und immer wieder auf die Bühne nieder-
ging.“¹¹⁴

Brisanterweise war zu dieser Zeit der Streit um die Leitung des Zürcher Schauspielhauses bereits entschieden: Ferdinand Rieser (1886–1947) sah sich unter dem Druck der politischen und öffentlichen Meinung als Direktor seines als ‚Migranten-Theater‘ beschimpften Schauspielhauses gezwungen zurückzutreten und Oskar Wälterlin (1895–1961) Platz zu machen, der im Rahmen einer „geistigen Landesverteidigung“ im Sinne der rechtskonservativen Schweizer Theaterpolitik angehalten wurde, vermehrt *Schweizer* Dramen aufzuführen und *Schweizer* Theaterschaffende einzustellen. In der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkriegs sollte sich die Schweiz gegenüber dem Ausland mit Riesers künstlerischem und humanitärem Einsatz brüsten und dabei verschweigen, unter welch harschen Bedingungen Rieser seine Direktionszeit bestritt.¹¹⁵ Der Theaterkritiker betonte in der Rezension sein Bedauern um den Verlust des geschäftstüchtigen und künstlerisch wertvollen Theaterdirektors und dessen einzigartigen Ensembles:

„Mit seinen Künstlern mußte auch Direktor *Ferdinand Rieser* wiederholt an der Rampe erscheinen und für den Beifall danken. Sein Rücktritt von der Leitung des Schauspielhauses, der gleichzeitig Verzicht der Schauspielhaus A.G. auf Weiterführung des Theaters am Heimplatz bedeutet, gibt Anlaß, der unbestreitbaren Verdienste zu gedenken, die sich dieser Mann um die Pflege des Schauspiels in Zürich erworben hat. Als treibende Kraft im Verwaltungsrat der Genossenschaft Pfauen hat er 1926 den Um- und Erweiterungsbau des alten, verlotterten Pfauen-Theaters zustande gebracht und damit Zürich endlich zu einer würdigen, schmucken Sprechbühne verholfen. [...] 1933 trug ihm der Umschwung in Deutschland die Berliner und Münchner Künstler zu, aus denen das hochstehende Ensemble entstand, das während fünf Jahren den Namen des Zürcher Schauspielhauses weiterherum bekanntgemacht hat. Durch Auffrischung und Ergänzung seiner Künstlerschar aus Wien, dessen Spielplan und Produktion das Gesicht des Zürcher Schauspielhauses in der Folge stark beeinflusst haben, versuchte Direktor Rieser den Ausfall Deutschlands wettzumachen. Mit seinem Rücktritt scheidet ein theaterbesessener Mensch, dem sein Schauspielhaus mehr als nur ein Geschäft war, aus dem Zürcher Theaterleben aus.“¹¹⁶

Während des Zweiten Weltkriegs wurde „Minna von Barnhelm“ aufgrund des komödiantischen Lustspielcharakters, trotz „deutsch-nationaler“ Kriegsthematik in NS-Deutschland, „überdurchschnittlich oft“ gespielt: es fanden 119 Auffüh-

114 Wtj: „Minna von Barnhelm“ im Schauspielhaus Zürich. In: Neue Zürcher Zeitung, Mai 1938, o.S., Leonard-Steckel 243, Leonard-Steckel-Archiv, Archiv AdK.

115 Mehr zum Zürcher Schauspielhaus-Streit vgl. Amrein 2004.

116 Wtj: „Minna von Barnhelm“ im Schauspielhaus Zürich. In: Neue Zürcher Zeitung, Mai 1938, o.S., Leonard-Steckel 243, Leonard-Steckel-Archiv, Archiv AdK.

rungen während der fünf „Kriegsspielzeiten“ statt, was fast 50% des Gesamtspielplans ausmachte.¹¹⁷

„Minna von Barnhelm oder: Das Soldatenglück“ kann folglich exemplarisch für die Kontinuität von theaterhistorischem Glückswissen im Historiendrama der „deutschen Klassik“ stehen, das – je nach Aufführungskontext – eine unterschiedliche emotionspolitische Wirkungsästhetik gegenüber den Zuschauer*innen entfalten sollte. Diese These soll anhand der wissenschaftshistorischen Analyse der theaterwissenschaftlichen Dissertation von Lotte Labus verdeutlicht werden. Lotte Labus, eine Theaterwissenschaftlerin mit jüdischem Hintergrund¹¹⁸, untersuchte in ihrer Dissertation die Spielpläne deutschsprachiger Theaterhäuser im 18. und 19. Jahrhundert und verglich diese mit „moderne[n] Inszenierung[en]“ der „Minna von Barnhelm“.

Welche wissenshistorischen Kontinuitäten und Unterschiede lassen sich über das im Historiendrama inhärente Glückswissen über ein „Soldatenglück“ und das diesem zugrunde liegende moralische Handeln mit Hilfe der theaterhistorischen Rezeptionsgeschichte aufzeigen? Labus weist nach, dass bereits die zeitgenössische Theaterkritik Lessings Lustspiel (trotz einiger Einwände) als „Meisterwerk“ gelobt habe. Warum?

„Weil es die Forderungen des deutschen Theaters an ein Lustspiel durch seinen *nationalen Gehalt*, durch die fein nuancierte Zeichnung und die Echtheit der *Charaktere*, durch die eigne *Lustspiel-Sprache* in großer Vollendung erfüllte.“¹¹⁹

Ausschlaggebend für die theaterästhetische Kritik der Zeitgenoss*innen seien der (angeblich) „*nationale Gehalt*“, die Charakterdarstellungen sowie die Lustspiel-

117 Zur geistesgeschichtlichen Rezeption in der Weimarer Republik im Unterschied zur nationalpolitischen Rezeption während des Kaiserreichs vgl. Wiese 1931, 40–48.

118 Zu ihrer Biografie ist wenig bekannt: geb. 12. Mai 1903 in Berlin, Germanistin, Bibliothekarin, Buchhändlerin, 1944 Heirat mit dem Journalisten Fritz Neugass (Pseudonyme: François Neuville, Friedrich Brentano), geb. 1899 Mannheim, gest. in New York, seit 1917 evangelisch (vorher jüdisch), vgl. Wendland 1999. Aufgrund der Lebensdaten ihres Ehemanns ist anzunehmen, dass auch sie nach New York floh. Aus ihren autobiografischen Angaben in der Dissertation: Tochter des Kaufmanns Eduard Labus, Mutter Selma, geb. Romann. 1913–1919 I. Lyzeum in Neukölln, 1919 Aufnahmeprüfung für Obertertia der humanistischen Abteilung, I. Städt. Studienanstalt in Berlin, 1925 Reifeprüfung, Studium an Berliner Universität: WS 1925/26–SoSe 1926/27 Nationalökonomie, ab WS 1926/27 Hauptfach Germanistik, Nebenfach Kunstgeschichte, Philosophie, „mein Spezialgebiet ist die Theaterwissenschaft“. Besonderen Dank für die Anregung zur Arbeit und für seine Unterstützung richtet Labus, vermutlich den politischen Umständen verschuldet, nicht an Max Herrmann, sondern an Julius Peterson. Vgl. Labus 1936, 98.

119 Labus 1936, 11.

sprache gewesen, so Labus.¹²⁰ Während des Ersten Weltkriegs sei Lessings Lustspiel als „Soldatenstück“ häufig aufgeführt und auch in die Spielpläne der Fronttheater und Gefangenenlager aufgenommen worden.¹²¹ „Man erkennt aktuelle Probleme in der alten Handlung“, wie das Thema „Kriegsbeschädigtenfürsorge“¹²², so der Theaterkritiker Fritz Engel (1867–1935). Engel sinnierte über die Figur der Minna im Berliner Tagblatt: Die „Tränen“ der „Dame der Trauer“ ständen ganz im Zeichen der „Zeit“.¹²³

Noch im Jahr 1931 habe der Theaterkritiker Herbert Ihering das Lustspiel als eine Darstellung vom „Schicksal einer Kriegsgeneration im Frieden“¹²⁴ im Kontext der Weimarer Nachkriegszeit als „zeitgemäß“¹²⁵ eingeschätzt. Bezeichnenderweise wählte Lotte Labus für ihre theaterwissenschaftliche Auseinandersetzung keine NS-ideologischen Aufführungen der „Minna von Barnhelm oder: Das Soldatenglück“, sondern griff u. a. auf die Neueinstudierung des jüdischen Theaterregisseurs Max Reinhardt (1873–1943) im „Neuen Theater“ in Berlin (P: 14.01.1904), Jürgen Fehlings (1885–1968) Umsetzung im „Berliner Staatlichen Schauspielhaus“ (P: 23.10.1923) sowie die Bühnenadaptation des bis 1939 jüdischen Regisseurs Hans Hinrich (1903–1974) am „Deutschen Künstlertheater“ in Berlin (P: 16.04.1931) zurück. Labus streicht, mit Blick auf die „modernen Inszenierungen“ aus der Weimarer Republik, vor allem die „Parodisierung“ der „Lebenssituation“ in der Schlusszene heraus. Das Intrigenspiel würde als „Theater im Theater“ aus einem „objektivierenden Blickpunkt des bewusst-gewordenen historischen Abstands“ die „Lustspielsituation“ ad absurdum führen.¹²⁶ Diese gesellschaftskritische Theaterästhetik der Theateravantgarden, welche verhärtete Geschlechtervorstellungen und militärisches „Ehrgefühl“ zugunsten einer psychologischen Selbstbestimmtheit des Individuums hinterfragte und weibliche Emanzipationsbestrebungen thematisierte, stand in Kontrast zur NS-theaterästhetischen Erziehungsmoral. Der nationalsozialistische Blick auf das Lustspiel sah 1. eine emotionspolitische Ehrenrettung des vor dem Regiment in Ungnade gefallenen Kriegsoffiziers, 2. dessen gesellschaftsmoralische Rehabilitierung sowie 3. die Darstellung expansionspolitischer Verbrüderungsgefühle einer imaginierten

120 Zur frühen Werkrezeption vgl. Schmidt 1909, 462–497.

121 Vgl. Labus 1936, 88.

122 Fritz Engel, anlässlich der Max Reinhardtschen Inszenierung vom 9. November 1916. In: Berliner Tageblatt, 10. November 1916, Morgen-Ausgabe, zit. nach Labus 1936, 88.

123 Vgl. Engel, ebd., zit. nach ebd., 88.

124 Herbert Ihering anlässlich der Aufführung im Deutschen Künstlertheater in Berlin vom 16. April 1931. In: Berliner Börsen-Courier, 17. April 1931, zit. nach Labus 1936, 88.

125 Ebd.

126 Zur Interpretation vgl. Labus 1936, 94.

„Volksgemeinschaft“ im vereinten ‚Liebesglück‘ der „deutsch-deutschen“ Kriegsparteien symbolisiert. Den Grund für die paradoxe Befürwortung des in der Weimarer Republik beliebten Antikriegslustspiels benennt Labus auf der letzten Seite ihrer Dissertation:

„Man betont heute das ‚Theaterstück‘ und gewinnt dadurch das Theaterpublikum wieder, dessen Zustimmung, auch wenn sie Übertreibungen gilt, wertvoller ist als die Zurückhaltung, die es früheren, allzu behutsamen Inszenierungen gegenüber wahrte. Die Beachtung des Theatralischen verschafft dem Lustspiel wieder unmittelbare Wirkung.“¹²⁷

Obschon sich Labus etwas umständlich ausdrückt, ist doch ihre diplomatische Skepsis gegenüber der NS-Theaterästhetik, einer „Beachtung des Theatralischen“ in der Lustspielaufführung, im Vergleich zu den von ihr untersuchten Wirkungsästhetiken zur Zeit der Weimarer Republik erkennbar.

Welchen wissenshistorischen Erkenntnisgewinn bringt Labus' theaterwissenschaftliche Forschung über eine affirmative Gefühlspolitik am Beispiel von Lessings Historiendrama „Minna von Barnhelm oder: Das Soldatenglück“? Lessings Lustspiel kann exemplarisch für die Kontinuität einer affirmativen Gefühlspolitik stehen, die im Theatertext der „Minna von Barnhelm“ verhandelt wurde. Das dem Lustspiel zugrunde liegende Glückswissen wurde über Jahrhunderte (bis heute) in unterschiedlichen Theaterästhetiken (mit pazifistischer oder militärisch expansiver Handlungsmoral) vor dem Hintergrund verschiedener Staatssysteme und deren emotionspolitischer Ausgangslange aufgeführt und vom Publikum kontextspezifisch rezipiert.

Labus bezeugt in ihrer vergleichenden theaterhistorischen Analyse, dass die NS-Theaterpolitik mit der gezielten Förderung des Lustspiels zwar eine Steigerung der Zahl an Theatergänger*innen propagierte. Deren „Zustimmung“ stand Labus jedoch skeptisch gegenüber. Die Wissenschaftlerin betont dennoch, dass der in der NS-Theaterästhetik gesteigerte Einsatz „des Theatralischen“ (in Anlehnung an die von ihr untersuchten affekttheoretischen Schauspieltheorien von geschlechtlich stereotypisiertem „Pathos“) eine scheinbar „unmittelbare Wirkung“ entfalten könne.¹²⁸ Mit dieser Aussage erwies die Theaterwissenschaftlerin der NS-Theaterästhetik einen politischen Dienst, zu dem sich die Doktorandin aufgrund der Zeitumstände vermutlich gezwungen sah.

Welches theaterpolitische Wissen verleitete die Theaterwissenschaftlerin zur zaghaften Befürwortung der NS-Theaterästhetik gegenüber einer avantgardisti-

127 Labus 1936, 95.

128 Vgl. ebd.

schen Aufführungsästhetik von Lessings Lustspiel? Diese Frage soll im folgenden Kapitel beantwortet werden.

15.3 Komödie oder Tragödie? Eine Frage der theaterästhetischen Wirkungsintention zwischen Bühne und Publikum

Bereits in der Weimarer Republik hatten die NS-Theaterideologen im Kreis des „Deutschen Kulturbundes“ für eine Neugestaltung des Volkstheaters im Sinne eines „Spiegels“ einer nationalsozialistischen Lebensführung geworben:

*„Das Theater war Kultstätte und soll es, wenn auch in anderer Form wie das alte, wieder werden. Es will dem Menschen den Spiegel des Lebens vorhalten und mit künstlerisch nachgestaltetem Leben, das durch handelnde Personen veranschaulicht wird, die Menschen zur Einsicht in ihr eigenes Wesen und zu einem höheren Selbstbewußtsein bringen. Kunst ist gestaltetes Seelisches. Die dramatische Kunst in Sonderheit hat es mit dem *gestalteten Leben* zu tun, in dem das Seelische und das Sinnliche die Triebkräfte sind. **Das deutsche Drama gibt also gestaltetes Leben des deutschen Volkstums.**“¹²⁹*

Die 1933 veröffentlichte Schrift „Das Theater des deutschen Volkes“ von Hans Severus Ziegler (1893–1978)¹³⁰ weist theaterhistorisches sowie arbeitspsychologisches Wissen auf. Ziegler verknüpfte als Staatskommissar für die Thüringer Landestheater, Schauspielregisseur am Deutschen Nationaltheater Weimar und gleichzeitig Theaterreferent der NSDAP theaterästhetische mit politischen Interessen. Als wissenshistorische Anleitung zu einer nationalsozialistischen Lebensführung solle ‚das Theater‘ als „Kulturstätte“ dem Publikum „künstlerisch nachgestaltete[s] Leben [...] durch handelnde Personen veranschaulichen“. Auf diese Weise würden die „Menschen zur Einsicht in ihr eigenes Wesen und zu einem höheren Selbstbewußtsein“ gebracht werden. Ziegler behauptet, dass „Kunst [...] gestaltetes Seelisches“ sei. Mit dem Begriff des „Seelische[n]“ verband Ziegler keine christliche Vorstellung, sondern eine arbeitspsychologische Erfahrungsästhetik.¹³¹ Das „deutsche Drama“ habe die erzieherische Aufgabe, „gestaltetes Leben des deutschen Volkstums“ darzustellen (ähnlich einer arbeitspsychologischen Ratgeberanleitung). Wie sollte diese theaterästhetische Lebensanleitung funktionieren? In seiner Abhandlung über „Praktische Kulturarbeit im Dritten

¹²⁹ Ziegler 1933, 8.

¹³⁰ Zur Biografie vgl. Ziegler, Hans Severus. In: Klee 2003, 693f.

¹³¹ Zu den theaterästhetischen Wirkungstheorien der „Theater-Seele“ vgl. u. a. Lessing 1907.

Reich. Anregung und Richtlinien für eine gesunde Volksbildung“ erläutert der Intendant im Kapitel „Schrifttum, Presse und Theater“ zunächst, dass „die Wirkung der literarischen [Dichtung?] und der Kunstwerke auf die Volksbildung, d. h. auf die **Herzens- und Geistesbildung** des Volkes“ bisher „*unterschätzt*“ worden sei.¹³² Dabei dienen „**Dichtung und Schrifttum**“ zur „**Erweiterung des Blickfeldes**“ und seien daher „**eine Bereicherung der Erkenntnisse vom Leben**“¹³³:

„An der Spitze aller Dichtung steht die *dramatische*, die uns ein besonders *unmittelbares Erlebnis* schafft, indem sie Menschen von Fleisch und Blut vor unsere Augen stellt und nun an typischen Beispielen zeigt, wie Menschen mit den Problemen des Lebens und der Umwelt gerungen und wie sie für eine Idee das letzte Opfer durch Selbstüberwindung und Besiegung der Umweltverhältnisse gebracht haben.“¹³⁴

Vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Arbeitspsychologie und Ratgeberliteratur können Zieglers Bemühungen wissenshistorisch kontextualisiert werden: Vergleichbar mit den Fallbeispielen aus einem Ratgeber oder einem Handbuch der Psychotechnik sollten charakterologische Menschentypen stereotypisierte Handlungsweisen einer selbstdisziplinarischen Lebensführung im Dienst an der „Volksgemeinschaft“ im Sinne der NS-Arbeitspsychologie dem Publikum als „*unmittelbares Erlebnis*“ und zugleich als theaterästhetische Erfahrung von „Opfer“, „Selbstüberwindung“ und „Besiegung der Umweltverhältnisse“ vor Augen führen.¹³⁵

Das theaterästhetische Wirkungspotential des Lustspiels, welches von der Theaterwissenschaftlerin Labus analysiert wurde, erachtet der Intendant für die affirmative Gefühlspolitik in zweierlei Hinsicht von Bedeutung: einerseits könne allein aus „finanziellen Gründen“ nicht auf das Lustspiel verzichtet werden, da solche „Kassenstücke“ oder „Zugstücke“ sichere Einkünfte garantieren.¹³⁶ Andererseits könne gerade auch das „Unterhaltungsstück“ dem Publikum die oben genannten „Erkenntnisse und Gemütswerte“, im Gegensatz zur Tragödie, emotionspolitisch *unterschwelliger* vermitteln.¹³⁷

Raymund Koener¹³⁸ relativiert vor dem Hintergrund des nationalsozialistischen „Theaterrechts“ den „gewerblichen Charakter des Theaters“.¹³⁹ Das erst-

132 Vgl. Ziegler 1931, 25.

133 Vgl. ebd., 26.

134 Ebd.

135 Vgl. ebd.

136 Vgl. ebd., 35.

137 Vgl. ebd.

138 Zu Koeners Biografie ist wenig bekannt. Aus den autobiografischen Angaben der Dissertation: geb. am 06.01.1909 in Berlin-Steglitz als Sohn Josef Koeners, Amtsrat im Reichjustizmi-

genannte betriebswirtschaftliche Argument Zieglers zur Aufnahme von Lustspielen in den Spielplan gelte im totalitären NS-Regime, in welchem insbesondere die Staatstheater eine „öffentliche Aufgabe“ besaßen, als überholt:

„Durch die Neuordnung des deutschen Kulturwesens und der durch sie erfolgten Anerkennung des Theaters als öffentliche Aufgabe tritt die wirtschaftliche Seite des Theaterunternehmens in den Hintergrund.“¹⁴⁰

Das zweite Argument des Intendanten betreffend einer affirmativen und zugleich moralisierenden Theaterästhetik muss, wie in diesem Kapitel gezeigt wurde, im wissenshistorischen Kontext einer vielschichtigen, nicht zuletzt arbeitspsychologischen Wirkungsmachtintention betrachtet werden.

Gründgens beispielsweise, stritt die gefühlspolitische Intention einer nationalsozialistischen Theaterästhetik in seiner Doppelrolle als Theaterschaffender (Intendant/Regisseur/Schauspieler) und politischer „Helfer des Regimes“ im Rechtfertigungszwang der Nachkriegszeit selbstredend ab.¹⁴¹ Wie ist Gründgens Unschuldbehauptung im theaterhistorischen Kontext des NS-Regimes zu verorten? Gemäß dem aktuellen Forschungsstand der NS-Theatergeschichtsforschung zählt der Theater- und Filmschauspieler Gründgens, ab 1938 auch Intendant des „Schiller-Theaters der Reichshauptstadt Berlin“, neben Heinrich George (1883–1946) (bekannt aus „Jud Süß“ [1940]) und Heinz Hilpert zu den prominentesten „Kultur-Kollaborateuren“, welche bis zur kriegsbedingten Schließung der Theaterhäuser am 1. September 1944 in Berlin aktiv waren.¹⁴²

Als Intendanten der Berliner Theaterhäuser wurden Theaterschaffende wie Gründgens eingesetzt, die für regimetreu gehalten wurden. Aufgrund schwindender Publikumszahlen, bei einer 50%-Quote deutschsprachiger Dramen im Sinne der NS-Theaterästhetik, setzte Hermann Göring 1934 Gründgens als Nachfolgeintendant des deutsch-jüdischen Theaterschaffenden Leopold Jeßner (1878–1945) am „Theater am Gendarmenmarkt“ ein. Goebbels ernannte darüber hinaus Hilpert¹⁴³, der von 1932–1934 Direktor der „Volksbühne Berlin“ gewesen war, von 1934–1944 zum Pächter und Direktor des „Deutschen Theaters“ und der „Kammerspiele Berlin“ sowie ab 1938 zum Direktor des „Theaters in der Josefstadt“ in

nisterium, und Mutter Johanna, geb. Bretz, Ausbildung am Reformrealgymnasium in Berlin-Friedenau und Berlin-Zehlendorf, Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Würzburg und Berlin, 19. Mai 1933 erste juristische Prüfung vor Kammergericht, 19. Juni 1937 Staatsprüfung.

139 Vgl. Das Zulassungssystem des Theaterrechts. In: Koener 1938, 22–33, 22.

140 Ebd.

141 Vgl. Rühle 2007, 990.

142 Vgl. Meyer-Gosau 2015, 170.

143 Vgl. Blubacher 2005a.

Wien. 1936 erhielt Eugen Klöpfer die Intendanz der „Volksbühne“ und 1938 wurde George zum Intendanten des „Schiller-Theaters“ ernannt.¹⁴⁴ Innert fünf Jahren waren alle Intendanten der großen Theaterhäuser Berlins ausgewechselt worden. Gründgens' Unschuldbehauptung wirkt vor dem Hintergrund seiner theaterpolitischen Bedeutung für das NS-Regime unglaubwürdig.

Darüber hinaus könnte man aufgrund der von der NS-Theaterpolitik *geforderten* theaterästhetischen Wirkungsintention argumentieren, dass Gründgens' Schauspielkunst, beispielsweise in der Lustspielaufführung der „Minna von Barnhelm oder: Das Soldatenglück“, emotionspolitisch wirken *sollte*. Ausgerechnet der Verfasser dieses Stücks war es gewesen, der in seiner theaterästhetischen Wirkungstheorie betont hatte, dass eine *zentrale Aufgabe des Dramas* darin liege, den Zuschauer*innen nicht nur die Irrungen und Wirrungen des menschlichen Lebens aufzuzeigen, sondern auch den moralischen Weg, wie „man zur Erkenntnis der richtigeren Lebensmöglichkeit“¹⁴⁵ käme, *vor Augen zu führen*.¹⁴⁶ Im 3. Stück seiner „Hamburgischen Dramaturgie“¹⁴⁷ (1769) wirft Lessing zu Beginn des Kapitels die Frage auf, wie es dem Schauspieler Conrad Dietrich Ekhof (1720 – 1778), der als einer der besten seiner Zeit galt, gelänge, „dass wir auch die gemeinste Moral so gern von ihm hören?“¹⁴⁸ Die „Empfindung“ des Schauspielers ist für Lessing dabei entscheidend und problematisch zugleich: Ein Schauspiel könne „wirklich viel Empfindung haben und doch keine zu haben scheinen. [...] Sie kann sein, wo man sie nicht erkennt; und man kann sie zu erkennen glauben, wo sie nicht ist.“¹⁴⁹ Lessing schlägt daher „äußerliche Merkmale“ vor, welche die „Empfindung“ begleiten sollen. Sie würden dazu dienen, die „moralische[n] Betrachtungen“ wirkungsmächtig aussprechen zu können.¹⁵⁰ Mag der Schauspieler die Empfindung „selbst haben, oder nicht“, äußern sollte er sie *überzeugend*.¹⁵¹ Lessing nennt Beispiele, die, wie im Fall der „Minna von Barnhelm“-Aufführung gesehen, bis in den Untersuchungszeitraum 1933–1945 nachwirkten:

144 Vgl. Meyer-Gosau 2015, 171. Vgl. Deutsches Schauspiel. Ein unpolitisches Theater? In: Reichel 2006, 435–447, 437f.

145 Vgl. In der Diktatur 1933–1945. In: Rühle 2007, 725–994, 991.

146 Zur theaterhistorischen Rezeptionsgeschichte von „Minna von Barnhelm“ vgl. u. a. Fick 2010a, Tomishige 2011.

147 Zur „Hamburgischen Dramaturgie“, Hamburger Nationaltheater und der Vergleich zur aristotelischen Dramentheorie, vgl. Fick 2010b.

148 Vgl. 3. Stück. Den 8. Mai 1767. In: Lessing 1981, 23–28, 23.

149 Vgl. ebd., 23f.

150 Vgl. ebd., 25.

151 Vgl. ebd., 25.

„Jede Moral ist ein allgemeiner Satz, der ein Grad von Sammlung der Seele und ruhiger Überlegung verlangt. Er will also mit Gelassenheit und einer gewissen Kälte gesagt sein. Allein dieser allgemeine Satz ist zugleich das Resultat von Eindrücken, welche individuelle Umstände auf die handelnden Personen machen, er ist kein bloßer symbolischer Schluss; er ist eine generalisierte Empfindung, und als diese will er mit Feuer und einer gewissen Begeisterung gesprochen sein.“¹⁵²

Der Schauspieler sollte, je nach Situation, auf der Klaviatur eines Empfindungsspektrums von „Begeisterung und Gelassenheit, mit Feuer und mit Kälte“ spielen, um die „moralischen Betrachtungen“, entsprechend ihrer Wirkungsintention beim Publikum, aussprechen zu können.¹⁵³ In einer ruhigen Situation sollte der Schauspieler seiner „Seele“

„[...] durch die Moral gleichsam einen neuen Schwung geben wollen; sie muß über ihr Glück und ihre Pflichten bloß darum allgemeine Betrachtungen zu machen scheinen, um durch diese Allgemeinheit selbst, jenes desto lebhafter zu genießen, diese desto williger und mutiger zu beobachten.“¹⁵⁴

Nach Lessing wäre es voreilig anzunehmen, dass eine Moral über „Glück“ und „Pflicht“ in jeder Situation gleich vorgetragen werden müsste: In einer ruhigen Situation „stürmisch“ oder in einer heftigen Situation in „erhabene[m] und begeisterten Ton“. Darin liege der entscheidende theaterästhetische Unterschied: ob eine Empfindung in ihrer moralischen Qualität „allgemeine[r] Betrachtungen“ beim Publikum ausgelöst werden könne – oder nicht.

Lessing weist darauf hin, dass die repräsentierten Empfindungen auf der Bühne *nicht zwangsläufig* mit denjenigen der Zuschauer*innen übereinstimmen müssten:

„Der Akteur kann eine gewisse Bildung des Gesichts, gewisse Mienen, einen gewissen Ton haben, mit denen wir ganz andere Fähigkeiten, ganz andere Leidenschaften, ganz andere Gesinnungen zu verbinden gewohnt sind, als er gegenwärtig äußern und ausdrücken soll. Ist dieses, so mag er noch so viel empfinden, wir glauben ihm nicht: denn er ist mit sich selbst im Widerspruche.“¹⁵⁵

Schauspieler*innen könnten Gefühle darstellen, welche sich dem Publikum nicht vermitteln ließen, und umgekehrt könnten Zuschauer*innen Empfindungen als

152 Ebd., 25 f.

153 Vgl. ebd., 26.

154 Ebd., 26.

155 Ebd., 24.

zentral erachten, die von den Gebärden der Schauspieler*innen nicht bezweckt waren.¹⁵⁶

Mit Blick auf den Untersuchungszeitraum 1933–1945 und die theaterwissenschaftlichen Schriften zur theaterästhetischen Wirkungsintention vor dem Hintergrund ihrer theaterpolitischen Funktion sind Lessings Überlegungen wissenschaftshistorisch äußerst aufschlussreich.

Führt man Lessings theaterästhetische Gedanken über die emotionshistorische Beziehung zwischen Publikum und Bühne weiter, so kommt man zu folgender Erkenntnis, welche die Analyse transnationaler Zirkulation von theaterästhetischem Glückswissen berücksichtigt wird: Ein Regisseur wie Gründgens, der unter indirekten Zensurmaßnahmen eine Aufführung inszenierte, musste sich zwangsläufig (ob am Berliner Staatstheater oder am Zürcher Schauspielhaus) darüber im Klaren sein, welche moralische Lebensführung und *Gefühle* er in *Selbstzensur* oder bei der staatlichen *Nachzensur* von den Schauspieler*innen in ihren Gebärden *dargestellt sehen wollte*. Ob die dargestellten *Empfindungen* der Schauspieler*innen dieselben waren, welche sie beim Publikum auslösten, lag letztendlich außerhalb ihrer Einflussmacht.

Bei dieser Problematik, welche das Dilemma des wandlungsfähigen Januskopfs einer affirmativen Gefühlspolitik beschreibt, setzten die NS-Theaterpolitik und NS-Theaterwissenschaft an. Sie versuchten, eine neue NS-Dramatik einer *affirmativen* Gefühlspolitik zwecks arbeitspsychologischer Nachahmungsintention zu entwickeln, wie die folgende Analyse zeigt.¹⁵⁷

Zur theaterhistorischen Kontextualisierung: Die emotionale Beziehung zwischen Publikum und Bühne wurde im 18. Jahrhundert exemplarisch bei Lessing in seiner Auseinandersetzung mit Aristoteles' Dichtungstheorie („Poetik“) über die Katharsis in der Tragödie beschrieben.¹⁵⁸ „Katharsis“, eine reinigende Wirkung als massenpsychologisches Publikumserlebnis begriffen, weist auf die soziale Funktion der Tragödie als Werk und dessen Wirkung hin, „als Vergegenwärtigung der für menschliches Lebensglück verantwortlichen Handlungen“.¹⁵⁹ Der entscheidende Rezeptionsvorgang in der Tragödie sei, laut Lessing, Leidenschaften zu erregen.¹⁶⁰ Da es keine Überlieferung zu Aristoteles' Dichtungstheorie über die *Komödie* und deren Bezug zur Katharsis gibt, geht die heutige Forschung mehrheitlich davon aus, dass sich die kathartische Wirkung auf die Tragödie, nicht

156 Mehr zur „Empfindung“ bei Lessing vgl. Roselt 2014, 88.

157 S. dazu Kap. 7, 15.1–15.2., 16.

158 Vgl. Roselt 2014, 88.

159 Vgl. Girshausen 2014, 174f.

160 Vgl. Roselt 2014, 88.

aber auf die Komödie beziehe. Über ein reinigendes Wirkungspotential von auf der Bühne theaterästhetisch repräsentierten Gefühlen von „Glück“ in der Komödie kann, in Bezug auf Aristoteles, nur spekuliert werden.¹⁶¹

Diese Überlieferungslücke mag dazu beigetragen haben, dass im Untersuchungszeitraum 1933–1945 eine kathartische Wirkungsästhetik in der Komödie sowie im Rahmen der transnationalen Festspielkultur, trotz konzeptioneller Widersprüche (wie der Durchbrechung des Paradigmas der ‚Vierten Wand‘, welche für das Illusionstheater konstitutiv ist), Anwendung fand. Dies zeigen die Beispiele der Theaterpraktiker Hendrik de Man, Niedecken-Gebhard, Edwin Arnet und Oskar Eberle (Kap. 16.3, 16.5 und 16.6.).

Zur selben Zeit widersetzte sich Brecht (auch noch während der NS-Zeit) der aristotelischen Rezeption über eine theaterästhetische „Einführung“¹⁶² und der paradigmatischen Konzeption der ‚Vierten Wand‘ im Kontext des (bürgerlichen) Illusionstheaters. Brecht hieß weder die Identifikation der Schauspieler*innen mit den darzustellenden Gefühlen noch die des Publikums mit denselben gut. Brechts Abhandlungen über eine explizit „*nichtaristotelische Dramatik*“ im Zeitraum 1933–1941 sahen im „V-Effekt“ („Verfremdungs-Effekt“) des „Epischen Theaters“ die theaterästhetische *Erziehung* zur Gesellschaftskritik. Daher forderte Brecht die wirkungsästhetische Durchbrechung der ‚Vierten Wand‘, welche eine kritische Haltung beim Publikum auslösen sollte.¹⁶³

Einführung, ein zentraler Begriff der Schauspielpädagogik, wurde von der NS-Theaterpolitik im Kontext einer affirmativen Gefühlspolitik und der Arbeitspsychologie „Kraft durch Freude“ umgedeutet, wie die folgende Analyse zeigt. Die Spielplananalyse des „Dritten Reiches“ fällt mit Blick auf die Stadttheaterbühnen eindeutig zugunsten einer *gezielt affirmativen* Gefühlspolitik aus, welche die Aufhebung der ‚Vierten Wand‘ im Sinne von Brechts kritischem Reflexionspotential *nicht* beförderte. Rund 64% aller aufgeführten Dramen waren Komödien, Lustspiele oder Schwänke.¹⁶⁴ Diese folgten der Programmatik der NS-Dramatik: Aktualitätsbezüge wurden vermieden, „politische Anspielungen auf die Weimarer Republik oder die Realität des ‚Dritten Reiches‘“ traten, laut Eicher, in den Hintergrund: „Privatleben und Alltagsorgen bestimmten die Thematik“.¹⁶⁵

Wir erinnern uns: Eine „gefühlsmäßige Hingabe“ und emotionspolitische „Erziehung zur ‚Einführung‘ der Geführten in den Willen des Führenden“ war für

161 Mehr zum theaterhistorischen Katharsis-Diskurs über theaterästhetische Wirkung und Heilung vgl. Warstat 2011.

162 Zur „Einführung“ bei Brecht vgl. Roselt 2014, 88 f.

163 Vgl. Roselt 2014, 88 f.

164 Vgl. Eicher 2000, 479

165 Vgl. ebd.

den Soziologen Max Weber ausschlaggebend für eine erfolgreiche „rationale Disziplin“. „Enthusiasmus“ und eine „Rückhaltlosigkeit der Hingabe“ dürften nie darüber hinwegtäuschen, dass sie im „Dienst des rational berechneten Optimums“ stünden: sei es „die gemeinsame ‚Sache‘“ oder ein „rational erstrebte[r] ‚Erfolg““. Eine emotionspolitische Hingabe und Erziehung sei *niemals* nur allein an eine „Person als solche“ gebunden.¹⁶⁶ Beim jungen Nationalsozialisten Faber hieß es in seinem autobiografischen Erlebnisroman in den Worten des stereotypisierten Führungstypus Paul: „Das lebensferne Bücherwissen ist *wertlos*, wenn es nicht durch Einfühlung und Einfügung in die Geschehnisse des tatsächlichen Lebens Sinn und Berechtigung erhält!“¹⁶⁷

Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Untersuchung liegt gerade darin begründet, nach dem *ambivalenten* Glückswissen einer propagierten Lebensführung im Kontext einer politisch geforderten arbeitspsychologischen Wirkungsmacht zu fragen. Wenn das Theaterhaus als Zufluchtsort vor dem Alltag im „Dritten Reich“ gedient haben sollte und an diesem Ort daher angeblich mehrheitlich ‚seichte‘ Unterhaltungskultur geboten wurde, wie die Forschung häufig betont, warum gründete das NS-Regime 1943, im vierten Kriegsjahr, ein „Zentralinstitut für Theaterwissenschaft“?¹⁶⁸ Warum veröffentlichte dessen Mitbegründer, der Theaterwissenschaftler Heinz Kindermann, 1942 den Sammelband mit dem Titel der „Ruf der Arbeit“, in welchem er „das Glück und den aufwärts führenden Weg unseres Volkes“ im Rahmen der rassenideologischen NS-Arbeitspsychologie anhand der „deutschen Dichtung“, u. a. am Beispiel der NS-Dramatik, erläuterte?¹⁶⁹ Warum erschienen seit 1933 zahlreiche theaterwissenschaftliche Zeitschriften, die sich mit der theaterästhetischen Wirkungsmacht beschäftigten?¹⁷⁰ Warum wurde 1938 in Köln und 1943 in Berlin *Theaterwissenschaft* als selbständiges Prüfungsfach anerkannt?¹⁷¹ Warum wurden Genrebezeichnungen wie „heroisches Drama“ oder „nordisches Drama“ entwickelt und in zahlreichen Doktorarbeiten, wie jener von Gerda Dietz¹⁷², in Referenz zu den theaterästhetischen Theorien von Aristoteles, Schiller oder Lessing theoretisiert und in den Kontext *eigener* Aufführungsanalysen *zeitgenössischer* Inszenierungen

166 Vgl. MWG I/22–4, 543–545, vgl. Weber 2009b, 163 f.

167 Vgl. Faber 1934, 26.

168 Vgl. Peter und Payr 2008.

169 Vgl. Kindermann 1942, 5.

170 S. Anhang 19.2.1 Periodika.

171 Vgl. Fischer-Lichte 1994, 17.

172 Vgl. Dietz 1935.

gestellt?¹⁷³ Eine Antwort darauf lautet: Weil der arbeitspsychologischen Wirkungsmacht eines gemeinschaftsstiftenden Theatererlebnisses im Rahmen einer theaterästhetischen Gefühlspolitik höchste Bedeutung beigemessen wurde und aus diesem Grund einer theaterwissenschaftlichen Auseinandersetzung bedurfte. Diese Schlussfolgerung würde Hitlers vordergründig „volkstümlicher“, wissenschaftsferner Propaganda entgegenstehen. Doch wie schon in den Kapiteln 8 – 14 gezeigt wurde, fußte seine nach außen antiintellektuell wirkende *Gefühlspolitik* auf *wissenschaftlichen* Grundlagen der massenwirksamen Arbeitspsychologie, so auch im Falle der NS-Theaterpolitik und deren Theaterästhetik.

Eine These der vorliegenden Untersuchung lautet, dass die wissenshistorische Analyse von theaterpolitischen und theaterwissenschaftlichen Schriften im Kontext der Spielplangestaltungen exemplarisch aufzeigen kann, dass dem komplexen Glückswissen einer affirmativen Gefühlspolitik *mehr Wissen* (u. a. aus der Theaterwissenschaft, Massenpsychologie, Arbeitspsychologie und Ratgeberliteratur) zugrunde lag, als dies die scheinbar ‚unpolitischen‘ Komödien auf den ersten Blick preisgaben.¹⁷⁴

In diesem Sinne schrieb der promovierte Historiker, Dramatiker und Theaterkritiker, Hermann Wanderscheck (1907–1971) als Redakteur und Referent des „Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda“ zur NS-theaterpolitischen Bedeutung von arbeitspsychologischem Glückswissen in der Komödie und der Operette im Programmheft zur Aufführung des Schwanks „Ich mach‘ dich glücklich“ von Gábor von Vaszary (1897–1985) an der „Volksbühne“ in Berlin im Kriegsjahr 1943:

„War schon vor Ausbruch des jetzigen Krieges das deutsche Theater eine geistige und seelische Waffe zur Rüstung und Stärkung des ganzen Volkes, so hat die Bedeutung des Theaters als Wecker von geistigen und seelischen Kampfenergien noch zugenommen, nachdem der Feind die Vernichtung des deutschen Volkstums proklamierte. Das deutsche Theater ist zu keiner Zeit mehr Volkstheater gewesen als heute. [...]“

Eine gute Komödie wird immer dann im Spielplan beherrschend erscheinen, wenn sie die Grundelemente der besten Gesinnung ausstrahlt. Wenn sie also die Menschen im Lachen nachdenklich macht, wenn sie im Lächeln die Erziehung durchscheinen läßt, und wenn sie in der Freude die Bereitschaft für den Kampf und das Opfer wachhält. Nichts falscher als zu glauben, das Theater im Kriege müsse nur ernste, tragische Werke aufführen! Lustspiel und Operetten haben gerade im Kriege eine besondere Verpflichtung. Ihre Sendung ist es, Freude zu schenken, wahre, innere, starkmachende Freude.

173 S. Anhang: 21.3. Verzeichnis ausgewählter Dissertationen der Theaterwissenschaft, 1933–1945.

174 Zur rhetorischen Frage nach dem ‚unpolitischen‘ NS-Theater eines „schönen Scheins“ vgl. Deutsches Schauspiel. Ein unpolitisches Theater? In: Reichel 2006, 435–447, 437f.

In schweren Tagen ist die heitere Kunst ausersehen, die Herzen leichter und gefaßter zu stimmen. Millionen Deutsche, die allmonatlich die Theater füllen, sehnen sich nach dieser Befreiung durch die Kunst. Es ist nicht ein hemmungsloses Vergessen, das die heitere Kunst beschwören soll. Im Gegenteil: aus dem Kampf der Stunde wächst die Besinnung auf die verlangten Opfer beglückend aus dem Wissen um den Sieg. Die Bühne rüttelt auf, reißt die Herzen empor, führt die Herzen ins Freie und Lichte. Sie macht gläubige Menschen felsenhart und unerschütterlich. Das Lustspiel und die Operette haben ihren Anteil daran. Denn sie bringen die glücklichen Minuten der Freude, der Entspannung, der Erhebung.¹⁷⁵

15.4 Ziele und Aufgaben der NS-Theaterpolitik aus emotionspolitischer Perspektive

Im ersten Teil des Kapitels werden die Ziele und Aufgaben der NS-Theaterpolitik im theaterhistorischen Kontext dargelegt, sodass diese im zweiten Teil des Kapitels aus einer emotionspolitischen Perspektive kritisch analysiert werden können.

Zu Beginn der NS-Zeit wurden zahlreiche theaterpolitische Schriftreihen, wie zum Beispiel die Zeitschrift „Bausteine zum deutschen Nationaltheater“, gegründet.¹⁷⁶ Sie dienten als „Kampforfan“ der NS-Theaterpolitik, aber auch zur kritischen Reflektion theaterpolitischer Versäumnisse betreffend staatlicher Kontrollmechanismen wie der Durchsetzung der „Theatergesetze“, der Einführung einer „Deutschen Bühnenstatistik“ zur Überwachung der Spielpläne oder einer staatlich regulierten Preispolitik zur Senkung der Eintrittspreise.¹⁷⁷ Auf der theaterpolitischen Agenda des NS-Regimes stand auch eine kritische Auseinandersetzung mit den theaterästhetischen Unzulänglichkeiten der „deutschen Dramatik“ (u. a. dem „Thingspiel“¹⁷⁸). In den Artikeln erläutern die Autor*innen die emotionspolitische Erziehungsfunktion des Theaterbetriebs im Sinne der NS-Arbeitsmoral und deren nationalsozialistischer Lebensführung. Werner Kurz beschreibt die Ziele und Aufgaben der „Theaterpolitik innerhalb der „N.S.-Kulturgemeinde“ wie folgt:

175 Hermann Wanderscheck [Zur Bedeutung der Komödie und der Operette im NS-Regime – o. Titel]. In: „Ich mach' dich glücklich“. Schwank in 3 Akten von Gábor von Vaszary. Nach einer Übersetzung aus dem Ungarischen von J. P. Toth. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Walter Gaaden. Spielleitung: Eugen Klöpfer. Bühnenbilder: Goetz Roethe. Programmheft zur („täglich[en]“) Aufführung vom 27.2.1943, Volksbühne Berlin, Signatur DP 87/72 II., DHM.

176 Vgl. Stang 1933.

177 Diese theaterpolitischen Forderungen wurden bereits 1931 formuliert, vgl. Ziegler 1931.

178 Zu Überblick und Forderung der „Thingspiel“-Bewegung kurz vor ihrer Auflösung vgl. Braumueller 1935, Moshamer 2013. Zur Forschung vgl. Stommer 1985.

„[...] jetzt weiß jeder, daß die N.S.-Kulturgemeinde die große Kulturorganisation der N.S.D.A.P ist, sie ist die Kampf- und Arbeitsorganisation des Amtes für Kunstpflege innerhalb der Reichsleitung der N.S.D.A.P. [...] Ihre Aufgaben und Ziele sind, ganz allgemein gesprochen, die Betreuung des deutschen Kulturgutes und die Heranbildung eines neuen kunsterlebenden Publikums, oder besser gesagt, Volkes, denn alle Schichten sollen im Sinne einer großen Volkskultur zur Teilnahme und Mitarbeit herangezogen werden. Erst wenn beides in einem neuen Sinne durchgesetzt ist, wird die neue Kunst herauswachsen können aus diesem Volk. [...] Erst wenn das Volk die rechte Kunst wünscht, wird der rechte Künstler den Wunsch erfüllen.“¹⁷⁹

Zu den Zielen und Aufgaben der NS-Theaterpolitik zählten laut Kurz:

1. Die staatliche Finanzierung, Kontrolle und Überwachung des „deutschen Kulturgutes“,
2. eine kultur- und emotionspolitische „Erziehung“ bzw. Disziplinierung eines „neuen kunsterlebenden Publikums“ zur „Teilhabe und Mitarbeit“ im Rahmen des „rassenhygienischen“ Konzepts einer gesellschaftsübergreifend *homogen* entworfenen „Volksgemeinschaft“, in der Diversität und Vielfalt verleugnet wird, mit dem Ziel
3. eine totalitäre Gesellschaftsutopie einer „rassisch“ wie auch kulturell leistungsorientierten, selbstdisziplinarischen und autosuggestiven Lebensführung in der „N.S.-Kulturgemeinde“ zu entwickeln, die auf der Grundlage der „gleichgeschalteten“ NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ basierte.

Die erste „Zelle“, welche innerhalb der „N.S.-Kulturgemeinde“ (NSKG) gegründet wurde, war die „Abteilung Theater“, die aufgrund ihrer propagandistischen Bedeutung und langjährigen Erfahrung bereits zur Zeit der Weimarer Republik einen besonderen Stellenwert innerhalb der NSKG genoss. Am 4. Januar 1928 hatte ihre Arbeit im Rahmen der vom nationalsozialistischen Chefideologen Alfred Rosenberg (1893 – 1946) gegründeten „Nationalsozialistischen Gesellschaft für deutsche Kultur“ (NGDK) in München begonnen.¹⁸⁰ Zu deren Gründungsmitgliedern zählten Heinrich Himmler (1900 – 1945) und Gregor Straßer (1892 – 1934). Spätere NS-Funktionäre wie der Staatskommissar für die Thüringer Landestheater, Hans Severus Ziegler, traten dem Verein bei. Am 19. Dezember 1928 wurde die Gesellschaft in „Kampfbund für Deutsche Kultur“ (KfdK) umbenannt.¹⁸¹ Dr. Walter Stang

¹⁷⁹ Kurz 1935, 225.

¹⁸⁰ Erste Untersuchungen zur Bedeutung Rosenbergs für die spätere NS-Kultur- und Theaterpolitik vgl. Bollmus 1970. Zum „Deutschen Kulturbund“ vgl. Gimmel 2001.

¹⁸¹ Vgl. Eintrag „Kampfbund für deutsche Kultur (KfdK)“ in: Historisches Lexikon Bayerns, vgl. Piper 2006. Mehr zum KfdK vgl. Hille 1983, Mathieu 1997, Gimmel 2001, Jansen 2015, Esche 2017.

(1895–1945), Dramaturg bei der „Münchner Theatergemeinde“, wurde Leiter des „Dramaturgischen Büros“ innerhalb des „Kampfbundes“ und war nach 1933 als Amtsleiter der NSKG bis zu deren Auflösung im Jahr 1934 für den Weiterausbau verantwortlich.¹⁸²

Die Gründung der „Reichstheaterkammer“ am 1. August 1933 widerspiegelte die immense Bedeutung, welche der „Erziehung des Volkes durch das Theater“¹⁸³ beigemessen wurde. Die „Reichstheaterkammer“ war der „Reichskulturkammer“ unterstellt und bildete zugleich die sechste Außenstelle des „Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda“. Für die Bevölkerung, als „nervenstarkes Volk“ konzipiert, war aus Hitlers militärstrategischer Sicht die *affirmative* Gefühlspolitik unabkömmlich:

„Ich wünsche das, weil ich ein nervenstarkes Volk will, denn nur allein mit einem Volk, das seine Nerven behält, kann man wahrhaft große Politik machen!“¹⁸⁴

Ley betonte bereits in seiner Gründungsrede der Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ vom 27. November 1933 die *propagandistisch-emotionspolitische* Bedeutung, welche der Theaterbereich mit dem Ziel eines Herantragens der „Kunst an das Volk“ besäße:

„Kunst an das Volk herantragen, damit das Volk zur Kunst kommt. Wir müssen das Wort des Reichspropagandaministers hier in die Tat umsetzen. [...] Wir müssen [...] auch dafür sorgen, daß allen Teilen und allen Gegenden unseres Volkes der vollwertigste Kunstgenuß zugänglich gemacht wird, d. h. Wandergruppen, die aus den ersten Kräften zusammengestellt sind, müssen sich verpflichten, auch im entlegensten Dorf ihre Kunst zu zeigen. Der Städter hat viel leichter die Möglichkeit, die ersten Kräfte zu sehen und zu hören, während es dem Bauern oder dem Wald- oder Landarbeiter infolge der Verkehrsverhältnisse unmöglich ist. Inwiefern Liebhabergruppen eingesetzt werden, muß die Reichskulturkammer entscheiden. Die Befürchtungen, daß Liebhabertheater den Berufskünstlern Abbruch tun, haben sich in Italien nicht bewahrheitet. Im Gegenteil, sie sind ein Mittel gewesen um die Kunst langsam an das Volk heranzutragen, und *Starace*, der Generalsekretär der faschistischen Partei, stellte fest, daß gerade durch die Liebhabertheater der Besuch der Berufstheater sich stark erhöht hat. Neben dieser Nahrung der Seele müssen wir für die Ertüchtigung des Körpers Sorge tragen.“¹⁸⁵

Entscheidende kulturideologische Schriften zum KfDK und Theater vgl. u. a. Rosenberg 1928, Schilling 1931, Schultze-Naumburg 1932, Ziegler 1933.

182 Vgl. Drewniak 1983b, 24.

183 Vgl. Koener 1938, 4.

184 Hitler anlässlich Leys Rede „Ein Jahr ‚Kraft durch Freude‘“ am 27.11.1934 in der Großschauhalle der AEG in Berlin. Vgl. „Ein Jahr ‚Kraft durch Freude‘“ zit. nach Ley 1935, 208–226, 208.

185 Ley 1935, 39 f.

Ley zieht, mit transnationalem Blick auf die Entwicklung im faschistischen Italien und dessen Erfahrungen mit der Freizeitorganisation „Dopolavoro“, folgende Schlussfolgerung: Eine zentrale Aufgabe käme dem Theaterbetrieb im emotionspolitischen Zusammenwirken zwischen Berufs- und Laientheater zur „Nahrung der Seele“ zu. Mit diesem theaterpädagogischen Ansatz, der ein Zusammenwirken aus Theater und Heilkunst voraussetzte, stellte sich Ley in eine wissenshistorische Kontinuität, welche bereits im Europa des 18. Jahrhunderts „zugunsten eines bürgerlichen Wirkungsversprechens wie etwa moralische Läuterung (Lessing) oder ästhetische Erziehung (Schiller)“ abgelöst wurde.¹⁸⁶ Erst um 1900 wurde in Deutschland im Rahmen der industrialisierungskritischen Theateravantgarden der Lebensreformbewegungen der Versuch unternommen, das moderne Individuum mit Hilfe ganzheitlicher Körpertechniken (Eurythmie, Ausdruckstanz u. a.) von seinen Leiden zu befreien und leistungsorientiert zu stärken. Im Unterschied zu den Theateravantgarden fußte Leys *totalitärer* Ansatz einer theaterästhetischen Wirkungstheorie auf einer affirmativen Gefühlspolitik, die der rassenideologischen NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ diene.

Im transnationalen Vergleich beobachtete der promovierte Theaterwissenschaftler und Dramaturg Bernhard Diebold (1886–1945) (eigentlich Dreifus) spöttisch: Das „Theater als Kurort“ erfülle „als Beruhigungsmittel der Nerven vor der tobenden Wirklichkeit“ einen arbeitspsychologischen Nutzen im Dienst des Schweizer Nationalstaats:

„Denn unsere fanatischen Wünsche werden vom Dichter und seinen Schauspielern erfüllt auf die Gefahr des Absenders. Wir sind die beglückten Empfänger auf Kosten klassischer Reden und Nerven. [...] Die Konsequenz aber haben unsere Doppelgänger auf dem Podium auszufressen. Und das ist das Glücksgefühl im Reiche des Scheins – der Kunst.“¹⁸⁷

Im Unterschied zu Ley kritisiert Diebold den „Kontrast von Alltag und Selbstverklärung“ auf der Theaterbühne.¹⁸⁸ Hellsichtig dekonstruiert er die arbeitspsychologische und massenwirksame Mobilisierungsstrategie einer affirmativen Gefühlspolitik der „geistigen Landesverteidigung“, welche die ganze Schweizer Bevölkerung erreichen sollte: „Die Bundesbahnen haben diese tiefsten Einsichten längst gewonnen. Damit sich auch der Landbewohner mit den Musen tröste, sind die Theaterzüge eingerichtet worden [...]“.¹⁸⁹

186 Vgl. Sting 2014, 374. Mehr zu Theater und Heilkunst vgl. Warstat 2011.

187 Diebold 1941, 19.

188 Vgl. ebd.

189 Vgl. ebd.

Im Unterschied zur Schweizer Gefühlspolitik der „geistigen Landesverteidigung“ verfolgte Leys NS-Arbeitspsychologie „Kraft durch Freude“ und deren gleichnamige Organisation Hitlers *totalitäre* Vorstellung einer affirmativen Gefühlspolitik:

„[...] nämlich die Freizeit zu organisieren und damit die Nerven des Volkes zu stärken [...]. Als letztes großes Ziel, so hoffen, wir, wird daraus die neue Gemeinschaft, die neue Gesellschaft des nationalsozialistischen Staates geboren werden. Lernen wir uns erst einmal wieder kennen – drücken wir uns die Hand – nehmen wir gemeinsam teil an der gemeinsamen Freude, an den Gütern unseres Volkes [...]

Und deshalb soll dieses große gewaltige Werk im Hinblick auf das herrliche Ziel auch schon im Namen unser Wollen zum Ausdruck bringen: Nicht Freizeit, nicht Feierabend, nicht ‚Nach der Arbeit‘ – unser Werk heißt Nationalsozialistische Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘.“¹⁹⁰

„Deutschland ist wieder glücklicher geworden“, behauptete Ley im Jahr 1935.¹⁹¹ Der Doktorand Hans Krapfenbauer¹⁹² unternahm den Versuch den „Beweis“ dafür zu erbringen.¹⁹³

Auf welche emotionspolitischen Aspekte wies Krapfenbauer in Bezug auf die „Kraft-durch-Freude“-Theaterorganisation hin? In seiner Arbeit mit dem Titel „Die sozialpolitische Bedeutung der N.S.-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘“ beschrieb der Doktorand den Verwaltungsapparat, kommentierte die Aufgaben der Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ und fasste die „Leistungsberichte“ der „Gäue“ zusammen.¹⁹⁴ Die Bedeutung der arbeitspsychologischen Gefühlspolitik „Kraft durch Freude“ widerspiegeln laut Krapfenbauer exemplarisch im ressourcenaufwändigen Ausbau des Theaterbereichs, der in die strukturelle ‚Re-Organisation‘ im Sinne der gesetzlichen „Gleichschaltung“ und „Schaffung des deutschen Nationaltheaters“¹⁹⁵ investiert wurde. Krapfenbauer legte ein besonderes Augenmerk auf die „Leistungen“ des „Amtes ‚Deutsches Volksbildungswerk‘“. Die ästhetische „Urteilkraft des einzelnen Volkgenossen“ über einen

190 Ley 1935, 44.

191 „Dr. R. Ley: Deutschland ist wieder glücklicher geworden! Zwei Reden Dr. Leys auf dem Reichsparteitag 1935. Herausgeber: Hauptamtsleiter Claus Selzner. Berlin 1935“, vgl. Krapfenbauer 1938, 5.

192 Aus den autobiografischen Angaben seiner Dissertation: geboren am 10.11.1911 in Nassenfels als Sohn der Oberpostschaffnerseheleute Anton und Helene Krapfenbauer, 1931 Abitur, seit 1931 Studium an der Hindenburg-Hochschule in Nürnberg, 1935 kaufmännische Diplomprüfung, anschließend Promotion. Vgl. Krapfenbauer 1938, 96.

193 Vgl. Krapfenbauer 1938, 8.

194 Vgl. ebd.

195 Vgl. Koener 1938, 4.

„KdF-Theaterabend“ würde in „Arbeitsgemeinschaften“ ‚geschärft‘.¹⁹⁶ Dieses Beispiel zeigt, welche Maßnahmen KdF unter dem Deckmantel einer erzieherischen Kulturvermittlung unternahm, um speziell den unerfahrenen Theatergänger*innen *selbstdisziplinarisch* eine selektiv *arbeitspsychologisch* intendierte Wirkungsmacht der nationalsozialistischen Theaterästhetik einzuüben.

Darüber hinaus geht der Doktorand ausführlich auf die Arbeit des „Amts ‚Feierabend‘“ ein. Laut Krapfenbauer hätten 1934 im „Gau Groß-Berlin“ 1.200.000 Veranstaltungen stattgefunden, die von 700.000 „Arbeitern“ besucht worden seien.¹⁹⁷ Allein 500.000 „Arbeiter“ hätten für einen Niedrigpreis von 70 Pfennigen Aufführungen im „Theater des Volkes“ gesehen.¹⁹⁸ Von der theaterpolitischen NS-Propaganda verblendet, fasst der Doktorand den Versuch einer flächendeckenden theaterpropagandistischen Einflussnahme auf die Berliner Bevölkerung wie folgt zusammen:

„Das heißt also, daß 1934 bereits jeder dritte bis vierte Berliner durch die N.S.-Gemeinschaft in deren kulturelle Veranstaltungen geführt wurde. Daß dabei nur wirklich beste Stücke geboten werden, das beweist uns ein Blick in das Monatsprogramm des Gaues Berlin. Es zeigt in einer Auflage von einer halben Million, was 30 Feierabende, Fest- und Urlaubstage den schaffenden Berliner Arbeitern an Freude und Abwechslung bringen. Nicht weniger als 14 Theater stehen im Dienste der N.S.-Gemeinschaft.“¹⁹⁹

Krapfenbauers numerische Aufzählung der Veranstaltungen, welche „den Arbeitern“ „Freude und Abwechslung“ gebracht hätten, erweckt den Anschein, dass zuweilen die Quantität womöglich vor der Qualität zählte. Nichtsdestotrotz sollte die arbeitspsychologische Wirkung der Theaterpolitik der Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“, welche einen breiten Zugang zur Theaterkultur ermöglichte, nicht unterschätzt werden. Selbst mit Blick auf die sozialistischen Kulturorganisationen der Weimarer Republik war der regelmäßige Theaterbesuch in diesem quantitativen Ausmaß dem Bildungsbürgertum vorbehalten gewesen. Krapfenbauer hob hervor, dass 1935 4.600.000 Theaterbesucher*innen und 1936 4.850.000 Theatergänger*innen Aufführungen in deutschen Theaterhäusern aufgrund der KdF-Niedrigpreispolitik gesehen hätten.

Bei aller propagierten „Kraft durch Freude“ sollte eines nie aus den Augen gelassen werden: Die NS-Theaterpolitik war ein emotionspolitischer Instrumentalisierungsversuch zur „geistige[n] Erziehung des Volkes durch das Theater.“²⁰⁰

196 Vgl. Krapfenbauer 1938, 58.

197 Vgl. ebd., 65.

198 Vgl. ebd.

199 Koener 1938, 4.

200 Vgl. ebd.

„Das Theater“ galt als „eine Anstalt höchster geistiger Führung der Öffentlichkeit“.²⁰¹ Der Doktorand Raymund Koener erklärte den theaterpolitischen Aktivismus der NS-Theaterpolitik in seiner juristischen Untersuchung zum „Theater als öffentliche Aufgabe“ in Referenz auf Schiller und das gesetzlich verankerte „Theaterrecht“ wie folgt:

„Die Kulturgesetze des Dritten Reichs sind nur von dem Gesichtspunkt der Erziehungsaufgabe, die der Führer gestellt hat, her zu begreifen. Diese Aufgabe hat doppelte Bedeutung. Die Erziehung der Theaterschaffenden dahin, stets ‚im Bewußtsein nationaler Verantwortung und nach bester künstlerischer und sittlicher Überzeugung‘²⁰² zu handeln, soll die Grundlage bilden für eine geistige Erziehung des Volkes durch das Theater. Diese Erziehung der Theaterschaffenden wird durch ihren Zusammenschluß im Kulturstand unter Führung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda (RMfVuPr.) gewährleistet. In diesem Sinne nennt die amtliche Begründung zum RthG.²⁰³ das Theater eine Anstalt höchster geistiger Führung der Öffentlichkeit. Die öffentliche Aufgabe, die dem Theater gestellt ist, besteht in der Schaffung des deutschen Nationaltheaters, das – aus den Grundlagen deutschen Volkstums schöpfend – das deutsche Volk immer wieder zu seinen ewigen Kulturwerten zurückführt.“²⁰⁴

Der Doktorand betont, die politische Aufgabe der Theaterhäuser sei eine „Schaffung des deutschen Nationaltheaters“, in welchem „das deutsche Volk“ zu einem rassenideologischen Konstrukt „ewige[r] Kulturwert[e]“ „zurückgeführt“ werden sollte. Koener macht deutlich, dass die gesetzlich verankerte Aufgabe einer theaterästhetischen „Erziehung“ nicht nur auf „das Volk“, sondern auch auf die *Theaterschaffenden* ausgerichtet sei. Der theaterpolitische Auftrag an die Theaterschaffenden bedeutete im Nationalsozialismus, nicht nur eine *ideologische* Überzeugung im Stillen zu vertreten. Ihr *moralisches* Handeln im Sinne der nationalsozialistischen Lebensführung mussten die Schauspieler*innen auf der Bühne wirkungsmächtig zu *verkörpern* wissen. Auf diese Weise sollte, in wissenshistorischer Referenz zu Schiller und Lessing, ein „deutsches“ Nationaltheater entstehen, welches auf einem moralisch vorzugebenden Kulturrassismus als öffentliche Aufgabe und auf einem kulturelbrechtlichen Dienst an einem „deutschen Volkstum“ basierte.

Die „Gleichschaltung“ des Theaterbereichs bedeutete in der nationalsozialistischen Realpolitik, dass alle Theaterschaffenden (ob Arbeitnehmende

201 Vgl. ebd.

202 „vgl. §2 des Reichstheatergesetzes (RThG.) vom 15. Mai 1934 (RGBl. I, S.411)“.

203 „abgedruckt bei Aßmann, Theaterrecht, S. 22ff.“ [Aßmann, Das Theatergesetz, Berlin 1935].

204 Koener 1938, 4.

oder -gebende), die einen „Ariernachweis“ erbrachten, dem Berufsverband der „Reichskulturkammer“ beitreten mussten.²⁰⁵ Ohne Nachweis erhielten die Theaterschaffenden ein Berufsverbot und sahen sich gezwungen, Deutschland zu verlassen und nach Möglichkeit im Exil eine neue Existenz aufzubauen. Sogenannte „Halbjuden“ erhielten eine „Sondergenehmigung“. Die Mehrheit jüdischer Theaterschaffender wurde bis 1937/38 ihrer existentiellen Grundlage beraubt.²⁰⁶ Das rassistische „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, welches ab April 1933 zunächst der antisemitischen „Arisierung“ des öffentlichen Diensts galt und anschließend auf private Institutionen ausgeweitet wurde, diente einer juristischen Legimitation von Berufsverbot und Verfolgung. Zahlreiche Theaterhäuser waren davon betroffen.²⁰⁷

Der „Reichsdramaturg“ Rainer Schlösser, ein ehemaliger Theaterkritiker beim „Völkischen Beobachter“, war im Wesentlichen für die Spielplankontrolle der Theaterhäuser zuständig. Schlössers Spielplanpolitik war antisemitisch, das hieß, gegen jüdische Kulturschaffende und deren Werkaufführungen und Berufsbeteiligung an Theaterproduktionen gerichtet. Eine offene Zensur übten Schlösser und sein Stab laut Dominik Frank jedoch nicht aus, sondern sie gaben Empfehlungen ab und entschieden bei Einzelfällen einzugreifen. Die Oper „Hoffmanns Erzählungen“ des jüdischen Komponisten Jacques Offenbach wurde beispielsweise in Hannover aufgeführt und in München verboten.²⁰⁸

Der „Reichsverband ‚Deutsche Bühnen‘“, in dem der KfDK aufging und der der „NS-Kulturgemeinde“ unterstellt war, befasste sich indes mit „den Theaterfragen“, die sowohl „das Publikum“ als auch „Drama und Dichter“ betrafen.²⁰⁹ Der zentrale Aufgabenbereich der „NS-Kulturgemeinde“, die eine Unterorganisation der „NS-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘“ (KdF) wurde, lag in der NS-ideologischen ‚Gestaltung‘ des Theaterlebens innerhalb der NS-Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ (z. B. „KdF-Theater“) sowie der NSDAP, insbesondere mit Blick auf die NS-Jugendparteiorganisationen (HJ, BDM).²¹⁰ In der Gründungsrede veranschaulichte Ley bereits, wo sich die „Theater-Vereine“ innerhalb der totalitär strukturierten „N.S.-Kulturgemeinde“ unterzuordnen hätten:

205 Zur Gründung der „Reichskulturkammer“ vgl. Die Gründung der Reichskulturkammer. In: Schrader 2008, 21–92.

206 Vgl. Frank 2015, 184.

207 Vgl. Weigel 2017.

208 Vgl. Hüpping 2012. Sein Aufgabengebiet blieb bis zum Schluss unklar, was zu Konkurrenz innerhalb der NS-Theaterpolitik führte. Vgl. Frank 2015, 187.

209 Vgl. Kurz 1935, 226.

210 Vgl. Piper 2006.

„Die Freizeit-Organisation „Kraft durch Freude“ wird ganz analog zum Aufbau der Partei von unten nach oben vor sich gehen. Überall im Lande, wo wir früher im Kampf um die Partei waren, werden Gemeinschaften gebildet werden, aus allen Schichten und Klassen des Volkes, da die Arbeitsfront [...] die Zusammenfassung aller schaffenden deutschen Menschen ist. Gemeinschaften des Dorfes, Gemeinschaften der Betriebe, Gemeinschaften der Straßen oder Stadtteile, die besondere Zweige der Kultur pflegen wollen, wie Gesangvereine, Theater-Vereine, Vergnügungsvereine. Diese Vereine werden wir zur größeren Aktionsfähigkeit zusammenfassen.“²¹¹

Bisher wurden die Ziele und Aufgaben der NS-Theaterpolitik im theaterhistorischen Kontext erörtert. Im Folgenden sollen diese anhand von drei Forschungsfragen aus einer emotionspolitischen Perspektive untersucht werden:

1. Wie definierte die NS-Theaterpolitik aus einer emotionshistorischen Perspektive betrachtet ihre Ziele und Aufgabenbereiche?

Goebbels verkündete 1935 bei der Eröffnung der „2. Reich-Theaterfestwoche“ in der Hamburger Musikhalle: „Wenn eine Idee die Kraft besitzt, ein 66-Millionen-Volk aufzuwühlen, dann ist sie an sich voll gestalterischer Vitalität“.²¹² Das propagierte Ziel der ‚neuen‘ NS-Dramatik war, sich explizit *nicht* mit der Avant-Schweizer Bürger*innen zu beantworten: „gardetheaterkultur eines *Epischen Dramas* nach Brecht oder eines *Politischen Theaters*“²¹³ nach Erwin Piscator (1893–1966) zu messen. Ihr Ziel war es, eine *wirkungsmächtige* theaterästhetische Gefühlspolitik nach den „Grundsätzen der N.S.D.A.P.“²¹⁴ zu entwickeln, welche die Zuschauer*innen autosuggestiv *emotionalisieren*, leistungsorientiert *selbstdisziplinieren* und zur *gemeinschaftsstiftenden* Nachahmung *mobilisieren* würde. Goebbels formuliert das Zusammenwirken aus „Kunst und Politik“ in seiner propagandistischen Absichtserklärung wie folgt:

„Die nationalsozialistische Bewegung hat von Anfang an diese innere Stellungnahme zum deutschen Künstlertum gehabt. [...] Sie sah auch in der Politik nicht ein bloßes Handwerk, sondern sie meinte, daß die Politik eigentlich die edelste und größte aller Künste sei. Denn so wie der Bildhauer aus dem toten Stein eine Leben atmende Gestalt meißelt, [...] so hat der Politiker und Staatsmann eigentlich keine andere Aufgabe, als eine amorphe Masse in ein lebendiges Volk zu verwandeln. Deshalb gehören auch Kunst und Politik zusammen.“²¹⁵

211 Ley 1935, 35 f.

212 Vgl. Goebbels 1991a, 225.

213 „Das politische Theater“, vgl. Piscator 1929. Zum „Politischen Theater“ bei Piscator vgl. u. a. Jung 2007, Fischer-Lichte 2014c, 259.

214 Vgl. Kurz 1935, 226 f.

215 Goebbels 1991a, 220.

In wissenshistorischer Kontinuität zur griechischen Mythenfigur Prometheus, der den Menschen aus Lehm formte, ihm Leben einhauchte, Eigenschaften zusprach, das Feuer brachte und als sein *Erzieher* zur Entwicklung menschlicher ‚Zivilisation‘ beitrug, sah Goebbels sich als Reichspropagandaminister in einer vergleichbar mythologisch überhöhten Position kultur-teleologischer ‚Zivilisationsabsichten‘. Insbesondere die Theaterkunst sollte als Machtinstrument zur ‚zivilisatorischen‘ Verwandlung einer „amorphen Masse“ in ein „lebendiges Volk“ verhelfen.²¹⁶ Goebbels’ elitäre Verachtung gegenüber der deutschen Bevölkerung, konzipiert als eine unmündige „Volksgemeinschaft“, sowie sein pervertiertes Verständnis von ‚Theater‘ als Propagandainstrument einer nationalsozialistischen Gefühlspolitik von metaphysischen Ausmaß kommen in seiner Rede zum Ausdruck.

Die theaterästhetische Politik einer affirmativen Gefühlskultur spielte bei der Frage nach der Spielplangestaltung eine zentrale Bedeutung:

„Es ist eine gefährliche, nur mit feinstem Kompaß zu durchfahrende Untiefe, denn gewiß ist eine der Hauptforderungen des neuen Theaters nicht etwa bloß der Ernst, sondern gerade die Fröhlichkeit und die Freude, aber mit Mitteln die weder Gift noch konzentrierte Süßigkeit dem Geschmack zumuten.“²¹⁷

Das theaterästhetische Dilemma zwischen ‚unsittlichem‘ und ideologisch ‚staatsfeindlichem‘ „Gift“ und „konzentrierte[r] Süßigkeit“, mit welchem sich die NS-Theaterpolitik 1934 konfrontiert sah, war einerseits in ihrem totalitären Bestreben begründet, ‚das Theater‘ als selbstdisziplinarisches Erziehungsinstrument so schnell und wirkungsmächtig wie möglich einzusetzen. Andererseits galt es den Publikumsgeschmack, insbesondere jenen der „allzu beharrlichen Theaterenthusiasten“ und „Theaterkenner[...](!)“, die noch das „Gesellschaftstheater im liberalistischen Sinne“ favorisierten, von der NS-ideologischen „Dramatik“ zu überzeugen.²¹⁸

Das längerfristige theaterpolitische Ziel war es, ein gesellschaftsübergreifendes, theaterästhetisch „gleichgeschaltetes“ „Volk“ ästhetisch und moralisch zu ‚erziehen‘, sodass es *selbstdisziplinarisch* eine „deutsche Dramatik“ forderte. Damit würde das „Volk“ bezeugen, dass es vollends mit der nationalsozialistischen Lebensführung und NS-Moral im politischen, ideologischen als auch theaterästhetischen Sinn übereinstimmte. Zur Enttäuschung der Theaterpolitiker und jener Theaterschaffenden, die nach der „Gleichschaltung“ gehofft hatten, auf

²¹⁶ Zum historischen Diskurs der „Masse“ zu Beginn des 20. Jhs. vgl. Gebauer und Rücker 2019.

²¹⁷ Kurz 1935, 228.

²¹⁸ Vgl. Kurz 1935, 228.

ihrer Karriereleiter emporzusteigen, musste das Publikum nach wie vor von der literarischen Qualität der „deutschen Dramatik“ überzeugt werden.²¹⁹

2. Was wurde dem Berliner Theaterpublikum auf den „gleichgeschalteten“ Theaterbühnen geboten?

Hans Christoph Kaergels (1889–1946) „urwüchsige[s], humordurchzogene[s] Volkstück „Hockewanzel“, das im Oktober 1933 am „Theater am Nollendorfplatz“ in Berlin seine Uraufführung vor der „gleichgeschalteten“ Presse feierte, wurde vom „Kampforfan“ „Bausteine“ zum „beste[n] Volksstück“ gekürt.²²⁰ Warum? Weil der Theatertext nicht nur die Kriterien einer „völkischen“ Dramatik erfülle. Die Bühnenadaption sei im Sinne eines „neuen Theaterstils“ umgesetzt worden; eine Theateraufführung mit „wahrhaftige[m] Pathos“ und „werkleidenschaftlicher“, sprich ‚werkgetreuer‘ Regie, in welcher jede/r Schauspieler*in „sich selbst“ der im Drama vermittelten NS-Moral sowie der „Ensembleleistung“ unterordnen würde.²²¹

Eine Theateraufführung im Sinne der nationalsozialistischen Theaterästhetik sollte die *leistungsorientierte* Ensemblearbeit als kollektive *Einheit* widerspiegeln. Nicht die individuellen Schauspieler*innen sollten in ihrer Rolle brillieren. Das Theaterkollektiv sollte auf der Bühne bezeugen, dass es sich der NS-Moral unterzuordnen wisse. Diese Suggestion eines gemeinschaftsstiftenden Handelns der Schauspieler*innen sollte den arbeitspsychologischen Eindruck vermitteln, dass sich die Theaterschaffenden mit ihrer ‚Rolle‘ als psychopolitische „Diener“ des „Theaters als moralische Anstalt“ identifizierten. Dies ist ein wissenshistorisches Konzept, das bereits bei Schiller zu finden ist. Sowohl der vorgetragene Theatertext als auch die Aufführung sollten eine propagandistische Selbstdarstellung sein, die eine theaterästhetische Verbreitung der NS-Moral als öffentliche Aufgabe von politischer Bedeutung bezweckte.

Was war das Ziel? Die NS-Theaterästhetik war eine emotionspolitische Stereotypisierung der nationalsozialistischen Lebensführung, die sich im Sinne der rassistischen NS-Arbeitsmoral an autosuggestiven, leistungsorientierten und selbstdisziplinarischen Moralvorstellungen und charakterologischen Menschentypen orientierte. Die Zuschauenden sollten zur theaterästhetischen Einfühlung angeregt werden: einerseits durch die szenische Handlung, andererseits durch die arbeitspsychologische Zurschaustellung einer nationalsozialistischen Kollektivleistung des Theaterensembles.

²¹⁹ Vgl. ebd., 226.

²²⁰ Zur Theaterkritik in NS-Deutschland vgl. Schramm 1933.

²²¹ Vgl. Kurz 1935, 228.

3. War die NS-Theaterästhetik eine emotionspolitische Innovation?

Die wissenshistorische Kontinuität einer theaterästhetischen Vorstellung von affekttheoretischem „Pathos“ und angeblich dramaturgischer Werktreue war alles andere als eine Erneuerung der Theaterästhetik – ein Fakt, den die NS-Theaterpropaganda eigennützig verschwieg. Um 1900 verbreitete sich im Kreis der Theateravantgarden ein *werkästhetisches Verständnis*: Was auf einer avantgardistischen Theaterbühne geschehe, sei *keine* ‚werkgetreue‘ Umsetzung eines literarischen Werks. ‚Theater‘ war ein als Einheit gedachtes, *autonomes Kunstwerk*.²²² Im Unterschied zu den Theateravantgarden, deren ästhetische Kritik einerseits auf die Theaterästhetik und Schauspieltheorie der höfisch-gefälligen Unterhaltungspolitik und Pathoslastigkeit aus absolutistischen Herrschaftszeiten Louis XIV²²³, andererseits auf eine ‚dem Realismus‘ verpflichtete ‚Werktreue‘ des bürgerlichen Theaterbegriffs des 18. und 19. Jahrhunderts abzielte, widerspiegelte die propagierte NS-Theaterpolitik in ihrer *ambivalenten Wissenskontinuität* keine *Innovation*, sondern eine theaterästhetische *Restauration*.

Belege dafür lieferte paradoxerweise ausgerechnet der akademische Mittelbau: Die Dissertationen, welche an den Theaterwissenschaftlichen Instituten und Deutschen Seminaren in Berlin, Bonn, Köln, Hamburg, Heidelberg, Jena, Leipzig, München und Rostock verfasst wurden, bemühten sich um eine Herausarbeitung von Alleinstellungsmerkmalen *der* NS-Dramatik und NS-Theaterästhetik im Gegensatz zu historischen Theaterepochen. Die theaterhistorischen und -wissenschaftlichen Schlussfolgerungen lauteten oftmals:

1. Die NS-Theaterpolitik und die von ihr geförderte NS-Dramatik korreliere mit der kulturpolitischen Forderung Schillers nach einem „Theater als moralische Anstalt“²²⁴, in welchem eine nationalsozialistische Lebensführung dargestellt würde. Die „deutsche Kultur“ stehe angesichts ihrer thematisch beispiellosen antisemitischen und „rassenhygienischen“ Ideologie ‚einmalig‘ in der Theatergeschichte da:²²⁵

„Der Führer hat der gesamten deutschen Kunst und damit auch der Schauspielkunst wieder den Weg gewiesen, der zum Nationalheiligtum der deutschen Kultur führt, indem er die Notwendigkeit hervorhob, daß die Kunst der unbewußten Erfüllung der blutmäßig beding-

²²² Vgl. Birkenhauer 2014, 413.

²²³ Zum „Theater der Emotionen“ in der Verschränkung von Politik und Theaterästhetik unter Louis XIV vgl. Kolesch 2006.

²²⁴ Vgl. Koener 1938, 2.

²²⁵ Vgl. Koener 1938, 2.

ten Sehnsucht des Volkes entsprechen müsse²²⁶. So wollte auch Schiller sein deutsches Nationaltheater verstanden wissen, dem allein der Charakter einer moralischen Anstalt zuerkannt werden sollte.“²²⁷

Gleichzeitig zeigt der Doktorand Adolf Gentsch (geb. 1907)²²⁸ in seiner Untersuchung über „Die politische Struktur der Theaterführung“ auf, wie sich das „parteiliche Kampftheater“ aufgrund seines angeblichen „Führungscharakter[s]“ und „Führungswert[s]“ im Kontext der Weimarer Republik und deren politischen Theaterformen (u. a. bei Piscator/Brecht) entwickelt habe.²²⁹ Dabei beleuchtet Gentsch implizit die wissenshistorische Kontinuität arbeitspsychologischen Wissens, welches er, wie selbstverständlich, *charakterologisch* und *leistungsorientiert* argumentierend in seinem Theaterbegriff mitführt. Andererseits deckt Gentsch die ambivalente Umdeutung eines psychopolitischen Theaterbegriffs auf, indem er den wissenshistorischen Wandel ‚des Theaters‘ als „politisches Führungsmittel“ von einer sozialistischen Theatertheorie zur nationalsozialistischen NS-Theaterpolitik erläutert.

226 „Aus der grundlegenden kulturpolitischen Rede auf dem Reichsparteitag 1934, abgedruckt in ‚Der Kongreß zu Nürnberg 1934‘, München 1934, S. 91 ff. Auf dem diesjährigen Reichsparteitag hat der Führer diesen Gedanken wiederum eindringlichst Ausdruck gegeben.“

227 Koener 1938, 2.

228 Zu Gentschs Biografie ist wenig bekannt. Elfriede Üner erwähnt Gentschs Dissertation im Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Bewertungssystem von Dissertationen an der Universität Leipzig durch Prof. Freyer während der NS-Zeit, vgl. Üner 2004, Fußnote 46, 235. Autobiografische Angaben in der Dissertation: Geb. am 24.09.1907 in Berlin als Sohn des Obertelegraphensekretärs Adolf Gentsch und Mutter Anna, geb. Gentsch [?], 1928 Reifeprüfung im Reform-Realgymnasium in Königswusterhausen (Berlin), Studium Germanistik, Geschichte, Philosophie, Theater- und Zeitungswissenschaft und Soziologie in Berlin, Kiel, Leipzig „u. a.“. Zu seinem Betreuerwechsel schreibt Gentsch: „Nach der nationalsozialistischen Revolution 1933 mußte ich – auf Grund der Beurlaubung des Kieler Literatur- und Theaterwissenschaftlers Prof. Liepe – eine begonnene Dissertation aufgeben. Unter Wiederaufnahme des zeitungswissenschaftlichen Studiums bekam ich von Prof. Münster, Leipzig, die entscheidende Anregung zur vorliegenden Arbeit.“ Vgl. Gentsch 1942, 352. Sein Dank geht trotz seiner nationalsozialistischen Gesinnung 1942 auch an „jüdische“ und „zwangsbeurlaubte“ Professoren wie Max Herrmann, [Karl Hermann Gerhard?] Oncken oder Wolfgang Liepe. Weiter genannt werden [Julius] Petersen (Berlin), [?] Dibelius, [Karl Hermann Gerhard?] Oncken (1869–1946), [Emil] Dofisat (1890–1969), [Wolfgang] Liepe, [Richard] Kroner (1884–1974), [?] Becker, [Arnold?] Gehlen (1904–1976), [Hans] Freyer (1887–1969) und [Hans Amandus] Münster (1901–1963). Wolfgang Liepe (1888–1962) war als Professor für Literaturgeschichte und Theaterwissenschaft an der Christian-Alberts-Universität zu Kiel tätig. Liepe wurde ab April 1933 ‚beurlaubt‘, erhielt die rassistische Bezeichnung „jüdisch-versippt“ und wurde nach Frankfurt a. Main zwangsverlegt. 1936 emigrierte er in die USA und lehrte ab 1939 am Yankton College, South Dakota und ab 1947 in Chicago. 1954 kehrte er nach Deutschland zurück und leitete seinen Lehrstuhl bis zu seiner Emeritierung 1956. Vgl. Uhlig 1991.

229 Vgl. Gentsch 1942, VIII.

2. Die Abgrenzung zur Theaterästhetik der Avantgarde habe zwangsläufig eine Rückbesinnung auf wissenshistorische Kontinuität früherer Theaterformen, wie das mittelalterliche Mysterien- und Passionsspiel und die antike Festspieltradition zu Folge, wie das Beispiel der nationalsozialistischen, „kultischen“ „Thingspiel“²³⁰-Bewegung zeigen sollte.

Beim „Thingspiel“, als „inszenierte Volksgemeinschaft“²³¹, handelt es sich um ein theaterästhetisches Konzept, das in seiner wissenshistorischen Kontinuität durchaus auch ästhetische Mittel der *Avantgardetheaterzeit* verwendete. Neben den an die Antike angelehnten und in der sowjetischen Theaterästhetik eingesetzten Sprechchören kam eine mediale „Rundfunkästhetik“²³² zum Zug, die eine „sprechchorisch fingierte akustische Vergemeinschaftung“ als homogene „Volksgemeinschaft“ symbolisieren sollte.²³³ Vor dem Hintergrund der finanziellen und theaterästhetischen Misserfolge der kostspieligen „Thingspiele“ musste sich die NS-Theaterpolitik 1935 ihr eigenes Scheitern eingestehen: Das an Schiller angelehnte Konzept eines „deutschen“ Nationaltheaters konnte nicht im „völkischen“ „Thingspiel“ realisiert werden. Evelyn Annuß hat in ihrer Forschung zum propagandistischen Festspiel dennoch einen theaterästhetischen Umbruch im Verlauf der 1930er Jahre ausmachen können: Formierte Sprechchöre und „spektakuläre Massenornamente“ seien als „akustische Vergemeinschaftungsrituale“ vermehrt zum Einsatz gekommen. Als Grund nennt sie eine medienhistorische Relevanzverlagerung vom Radio zum Film, worin sie eine veränderte „Führungsperspektive“ erkennt.²³⁴

Der Vergleich mit der Schweiz wird in Kapitel 16 zeigen, dass diese von Annuß benannten ‚Umbrüche‘ der theaterästhetischen Medientechnik in den 1930er und 1940er Jahren *transnational* stattfanden. Insbesondere Sprechchöre und Massenornamente, wie sie schon Kracauer in seinem Aufsatz „Das Ornament der Masse“ 1927 kritisierte, stellen eine wissenshistorische Kontinuität einer spezifisch *affirmativen* Gefühlspolitik auf Schauplätzen von Glückswissen dar.²³⁵ Ein Grund für diese *theaterästhetische Transnationalität* liegt im engen Netzwerk der

230 Zum „Thingspiel“ aus Sicht der NS-Theaterpolitik vgl. u. a. Ludwig Moshamer. 1935. Die Thingstätte und ihre Bedeutung für das kommende deutsche Theater. In: Bauwelt. 26. 1–8, vgl. Moshamer 2013.

231 Zum „Thingspiel“ vgl. Stommer 1985, Annuß 2019.

232 Vgl. Annuß 2015, 197.

233 Zum medienhistorischen Zusammenwirken aus „Thingspiel“ und Rundfunk vgl. Ketelsen 2009.

234 Vgl. Annuß 2019.

235 Vgl. Kracauer 1977, 50 f.

*Theaterwissenschaftler*innen*. Diese reflektierten bereits in der Weimarer Republik die theaterästhetischen Diskurse, die unter dem nicht zu unterschätzenden Einfluss der sowjetischen Massentheaterästhetik standen. Nach 1933 fuhren sie mit ihren theaterwissenschaftlichen Analysen und Theoriebildungen im kulturhistorischen Kontext transnationaler Konkurrenzgebaren fort.

Ausnahmen bestätigen wie immer die Regel: Die Doktorandin Labus fällt in ihrer theaterwissenschaftlichen Untersuchung, wie bereits gezeigt wurde, ein subtil verpacktes, theaterästhetisches Urteil *gegen* die nationalsozialistische NS-Theaterästhetik, welche die Theaterhäuser anfänglich entgegen dem bürgerlichen Publikumsgeschmack (laut Ziegler) dominieren sollte. Dies ist ein entscheidender, *exemplarischer* Anhaltspunkt dafür, dass sich *weder* die NS-Theaterpolitik *noch* die Theaterwissenschaft – trotz „gleichgeschalteter“ Theaterideologie – darüber einig wurde, *wie* die Forderung nach einer *nationalsozialistischen* Schaubühne als Instrument einer *affirmativen Gefühlspolitik* in der *Realität wirkungsmächtig* umgesetzt werden sollte (s. auch Kap. 16).²³⁶ Die Schiller-Rezeption der NS-Theaterpolitiker, Theaterwissenschaftler*innen und Theaterschaffenden hat im Kontext der Theaterbetriebe exemplarisch gezeigt, dass es *weder die* NS-Dramatik *noch die* NS-Ästhetik gab. Versuche einer NS-Dramatik, wie exemplarisch die „Thingspiel“-Bewegung, zeigen, dass diese emotionalisierend, affirmativ-moralisierend und „volkstümlich“ wirken sollte. Auf der Bühne stellte die NS-Theaterästhetik eine Restauration überholter Theaterästhetiken dar. Die NS-Theaterästhetik war folglich keine theaterästhetische Innovation. Sie gab ein ‚neues‘ theaterästhetisches Programm vor, dessen antisemitische Ideologie ihrsgleichen sucht.

An der neugründeten, „gleichgeschalteten“ „Jungen Bühne“ des „Studios der NSKG wurde der Theaternachwuchs aus Schauspieler*innen, Regisseur*innen, Dramaturg*innen und Dramatiker*innen allen ambivalenten wissenshistorischen Widersprüchen zum Trotz in einem scheinbar ‚neuen‘ und ‚einheitlich‘ ‚deutschen‘ nationalsozialistischen „Theaterstil“ ausgebildet.²³⁷

²³⁶ Vgl. auch Perger 1944.

²³⁷ Vgl. Kurz 1935, 228.

15.5 „Ist die gegenwärtige Landesverteidigung wirksam?“ Ein emotionspolitischer Vergleich zwischen Nationalsozialismus und „geistiger Landesverteidigung“

Wir erinnern uns: Die von der Theaterkunst ausgehende Wirkung sei eine *emotionspolitische* Macht, welche die Menschen erfülle, so der Reichspropagandaminister Goebbels in seiner Eröffnungsrede der „2. Reichs-Theaterwoche“ am 17. Juni 1935 in Hamburg:

„[...] Und ein Staatsmann kann sich nichts Höheres zur Ehre anrechnen, als ihr die Wege bereiten zu helfen. Die Kunst ist eine unabdingbare Lebensnotwendigkeit. Völker, die sie nicht in den Kreis ihres nationalen Daseins einbeziehen, können nicht den Anspruch auf den Rang einer Kulturnation erheben.“²³⁸

Der Schweizer Bundesrat proklamierte in der sogenannten „Bundesrätlichen Kulturbotschaft“ von 1938: ‚Das Theater‘ hätte die ‚Aufgabe der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung‘ zur ‚geistigen Selbstbehauptung und zur Entflammung schweizerischen nationalen Geistes‘.²³⁹

Für eine Wissensgeschichte über eine Politik von ‚Glückskulturen‘ ist es aufschlussreich, die Argumentationen Goebbels‘ und des Schweizer Bundesrats hinsichtlich Gemeinsamkeiten und Unterschieden eines emotionspolitischen Zusammenspiels aus ‚Theater‘, ‚Glück‘, ‚Phantasiearbeit‘, ‚Kulturbotschaft‘, ‚Propaganda‘, ‚Staat‘ und ‚Volk‘ eingehend zu untersuchen.

Goebbels wurde in seiner Zeit als Reichspropagandaminister nicht müde, die außerordentliche Bedeutung des ‚deutschen Theaterwesens‘²⁴⁰ als ein ‚Mittel der Macht‘²⁴¹ zu betonen. Die ‚Kulturpolitik‘ habe die Aufgabe, ‚dem Volke eine neue Moral zu geben‘.²⁴² Zu diesem Zweck sollten die künstlerische ‚Ausdrucksform‘ von Theateraufführungen und deren ‚schöpferische Gestaltungskraft‘ als propagandistische ‚Methoden‘²⁴³ im Dienst an der ‚Volksgemeinschaft‘ instrumentalisiert werden.²⁴⁴ Goebbels war überzeugt, dass die emotionspolitische Nutzbarmachung der darstellenden Künste alles andere als eine Herab-

²³⁸ Goebbels 1991a, 219.

²³⁹ Vgl. Botschaft des Bundesrats 1938, 1004.

²⁴⁰ Goebbels 1991a, 225.

²⁴¹ Ebd., 224.

²⁴² Vgl. ebd.

²⁴³ Ebd.

²⁴⁴ Vgl. ebd.

würdigung sei.²⁴⁵ Jene Propaganda, die vom Reichspropagandaminister konzipiert werde, sei selbst „eine Art von Kunst“ und von ebenso „schöpferischer Gestaltungskraft“, wie es die Künste selbst auch in deren „Dienst“ seien.²⁴⁶

Die NS-Theaterpolitik war ein propagandistisches Instrument einer „gestalterische Vitalität“²⁴⁷ entfaltenden Gefühlskultur im Sinne der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“, wie Goebbels' Rede an der „2. Reichs-Theaterwoche“ exemplarisch zeigt. Es stellt sich die Frage, wie Goebbels gegenüber dem Vorwurf eines strukturellen Machtmissbrauchs der darstellenden Künste zur propagandistischen Emotionalisierung, Selbstdarstellung und Mobilisierung reagiert hätte. Goebbels liefert die Antwort zur Legitimation seiner Instrumentalisierung der darstellenden Künste wie folgt:

„Es ist uns vielfach der Vorwurf gemacht worden, daß wir die deutsche Kunst zu einer bloßen Propagandaangelegenheit, herabwürdigen. Herabwürdigen – wieso? Ist die Propaganda etwas, zu das man etwas anders herabwürdigen könnte? Ist die Propaganda, wie *wir* sie verstehen, nicht auch eine Art von Kunst? [...]

Eine richtige Idee wird sich immer nur durchsetzen, wenn in ihren Dienst gestellt werden richtige Mittel der Macht! Und Macht konnten wir auf keine andere Weise erwerben als durch Eroberung des Volkes, und das Volk wurde nicht allein erobert von den *Ideen*, sondern auch von den *Methoden*, mit denen die Ideen vorgetragen wurden.

Was wäre diese Bewegung ohne die Propaganda geworden! [...] Ist die Kunst nicht auch eine Ausdrucksform dieser schöpferischen Gestaltungskraft? Und heißt es die Kunst herabwürdigen, wenn man sie an die Seite einer edlen Kunst stellt, die mit in vorderster Linie das Reich vor dem Abgrund zurückriß? [...]

Wenn eine Idee die Kraft besitzt, ein 66-Millionen-Volk auf das tiefste aufzuwühlen, dann ist sie an sich voll gestalterischer Vitalität. Sie muß dann aber auch Gestalter finden, die die Kraft haben, diese Vitalität zu formen.“²⁴⁸

In der Intendanz, dem „Spielplanleiter“ eines Theaterhauses, sah Goebbels einen solchen „Gestalter“ der theaterpolitischen Gefühlspolitik, der „ein 66-Millionen-Volk“ „auf das tiefste aufzuwühlen“ vermochte. In seiner Berufsausübung dürfe sich der Intendant in einer kulturpropagandistischen Doppelrolle als „Künstler“ und „Gestalter“ einer „schöpferischen Gestaltungskraft“ rühmen, so der Reichspropagandaminister (oder anders ausgedrückt als Kulturkollaborateur, wie im Falle Gründgens, s. Kap. 15.3).

Im Sinne des NS-Erziehungskonzepts einer nationalsozialistischen Lebensführung war das Ziel des „deutschen“ Dramas, die in den Theatertexten literarisch

245 Vgl. ebd.

246 Vgl. ebd.

247 Ebd., 225.

248 Ebd., 224 f.

verhandelte „neue nationale Moral“²⁴⁹ während der Theateraufführungen wirkungsmächtig an das Publikum zu übermitteln. „Die Provinz“ habe laut Goebbels damit begonnen, entsprechend „völkische“ Dramen aufzuführen. Nur die „Reichhauptstadt“ Berlin sträube sich nach wie vor hartnäckig dagegen und müsse „von der Provinz belehrt werden“.²⁵⁰

In der Verweigerungshaltung Berlins, der geschichtsträchtigen Theaterstadt Reinhardts, Piscators und Brechts, widerspiegelte sich laut Goebbels ein zentrales „Grundproblem des künstlerischen Lebens in Deutschland überhaupt“.²⁵¹ Die Intendanten müssten begreifen, dass sie ihre künstlerische Freiheit an das Regime verloren hätten. Kunst sei immer politisch. „Und die politische Führung bestimmt den Stil einer Zeit“, entschied Goebbels totalitär.²⁵²

„Es kann deshalb ein Theaterleiter nicht sagen: Was Bühnenwirksam ist, das bestimme ich, denn *ich* bin ja schließlich für die Bühne allein verantwortlich. Es kann deshalb ein Dirigent nicht sagen: Was Musik ist, das bestimme ich, denn das sind doch keine Musikanten. [...] Das ist ein liberaler Grundsatz, der der Haltung des Nationalsozialismus diametral entgegengesetzt ist. Die Politik macht nicht die *Technik* der Dinge, aber sie gibt den Dingen ihren *Kurs*, sie kontrolliert ihren Einsatz und überwacht die Durchführung dieses Einsatzes.

Was der Staat beseitigt und was der Staat fördert, das ist seine Sache. Da aber der Staat heute diese ungeheure Machtfülle besitzt, deshalb ist er sich auch immerdar der ungeheuren Verantwortung bewußt [...] Denn es gibt heute in der Tat kaum noch ein Kontrollorgan, dem *wir* uns fügen müssten. Die Kontrolle, die über uns ausgeübt wird, die ruht nur im eigenen Gewissen. Und deshalb treten wir mit einer heiligen Scheu an die großen Dinge des Lebens heran. [...] Denn es gibt auf der Erde nichts – , auf der Erde nichts Erhabeneres, als zu sehen, wie unter uns Sterblichen die unsterbliche Gottheit im Künstler Gestalt gewinnt! [Starker Beifall].“²⁵³

Wie wenig das „eigene[...] Gewissen“ die Nationalsozialisten an der menschenverachtenden Verfolgung und beispiellosen Vernichtung jüdischer Künstler*innen und Intellektueller hinderte, dokumentieren die Schreckensjahre im „Dritten Reich“ und während des Holocausts.

Goebbels' Verständnis von Theaterkunst als ein emotionspolitisches Machtinstrument einer *nationalsozialistischen* Gefühlskultur soll für einen weiterführenden Erkenntnisgewinn im Folgenden vor dem transnationalen Hintergrund der Theaterwissenschaft, Theaterpolitik und des Theaterschaffens wissenshistorisch untersucht werden. Dazu soll der emotionshistorische Vergleich mit der soge-

249 Vgl. ebd., 224.

250 Vgl. ebd., 226.

251 Vgl. ebd., 227.

252 Vgl. ebd., 228.

253 Ebd., 228.

nannten „Bundesrätlichen Kulturbotschaft“ von 1938 dienen, in welcher der Bundesrat Philipp Etter federführend die „Aufgaben [...] der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung“ definierte.

Im berühmt gewordenen Absatz „Sinn und Sendung“ der Schweiz erläutert der Bundesrat die Bedeutung von „Staat“ und „Kultur“ aus der „Idee“ der „geistigen Landesverteidigung“ heraus:

„Jeder Staat lebt vielmehr aus der Kraft der *geistigen* Grundlagen, die ihn geboren und im Laufe seiner Geschichte organisch weiter gestaltet haben. Der Staat wird getragen von der Gemeinschaft des Willens und des Geistes, von einer einigenden alles Trennende und Differenzierende überschattenden *Idee*, die in der Staatsform ihren wesensgleichen, organischen Ausdruck und ihre natürliche Erfüllung findet.

Ist die Idee gross und stark und lebt sie im Bewusstsein des Volkes, dann wird dieses Volk bereit sein, für seinen Staat zu jeder Zeit in jeder Gefahr den letzten Einsatz seiner Kraft und seiner Opferbereitschaft zu wagen und auch harte wirtschaftliche Belastungsproben in Kauf nehmen. Bleibt sich ein Volk der geistigen Grösse und Kraft seiner Gemeinschaft seines Staates bewusst, so wird es auch gefeit sein gegen alle dem Geiste seines eigenen Staates und seiner Unabhängigkeit wesensfremden Einflüsse. Darüber hinaus aber wird die Idee, die einen bestimmten Staat trägt und formt, sich auch mit einer bestimmten Sendung decken, die einem Volk und seinem Staat in der Geschichte der Nation zugewiesen ist, die dieser bestimmte Staat erfüllt hat in der Vergangenheit, die er erfüllt in der Gegenwart und die er erfüllen wird in der Zukunft.

Damit haben wir auch schon die Aufgabe der geistigen Verteidigung unseres Landes in ihren wesentlichen Zeilen umschrieben. *Diese Aufgabe besteht darin, in unserem eigenen Volke die geistigen Grundlagen der Schweizerischen Eidgenossenschaft, die geistige Eigenart unseres Landes und unseres Staates neu ins Bewusstsein zu rufen, den Glauben an die erhaltende und schöpferische Kraft unseres schweizerischen Geistes zu festigen und neu zu entflammen und dadurch die geistige Widerstandskraft unseres Volkes zu stählen.*

Dazu kommt die Erkenntnis der grossen historischen Sendung des eidgenössischen Staatsgedankens und des schweizerischen Geistes für das europäische Zusammenleben Hand in Hand damit die Werbung um das Verständnis für diese schweizerische Sendung im *Ausland*. Und da der schweizerische Staat geboren ist und sich nährt aus der Eigenart des schweizerischen Geistes und der schweizerischen Kultur, die im einzigartigen Aufbau unseres Staates nur ihre Übersetzung ins Politische gefunden haben, müssen vorab die Kräfte und die Träger des geistigen und kulturellen Lebens unseres Landes für den Dienst an diesem grossen Werke schweizerischer Kulturwahrung und Kulturwerbung mobilisiert werden: Verteidigung des schweizerischen Geistes nicht durch Defensive und Negation, sondern durch schöpferische Tat und schöpferische Aktion!²⁵⁴

Der Bundesrat entwirft eine kulturalistische Kulturpolitik einer „schöpferische[n] Tat und schöpferische[n] Aktion“, die auf die Schweizer Bevölkerung

254 Botschaft des Bundesrats 1938, 997f.

emotionspolitisch einwirken sollte. Der Bundesrat konzipiert die kulturpropagandistische *Selbstdarstellung* der Schweiz als „geistige Landesverteidigung“ vor dem Hintergrund der politischen Entwicklungen in den Nachbarländern Italien, Deutschland und Österreich.²⁵⁵

Auf welcher wissenshistorischen Grundlage beruhte das bundesrätliche Verständnis der Schweizer „Kulturbotschaft“? Zur Beantwortung dieser Frage müssen einige Aspekte aus der „Kulturbotschaft“ kritisch beleuchtet werden:

1. Der Bundesrat präsentiert zunächst sein biologistisches Verständnis einer „organisch“ ‚geborenen‘ Staatsgründung und einer sich scheinbar „organisch“ ‚gestaltenden‘ Staatsentwicklung, die in Ansätzen an die nationalsozialistische „Blut-und-Boden“-Ideologie erinnern könnte. Im Unterschied zur totalitären und „rassenhygienischen“ Staatsgründungsideologie der Nationalsozialisten betont der Bundesrat jedoch, die „geistigen Grundlagen“ eines *demokratischen Entstehungsprozesses* der Schweiz seit Beginn der ‚alten Eidgenossenschaft‘ 1291 als einer aus der „Gemeinschaft des Willens und des Geistes“ entstandenen „Idee“. Diese *ideengeschichtlich* entwickelte „Willensnation“ Schweiz sei ohne Einflussnahme einer „wesensfremde[n]“ Ideologie („wesensfremde[n] Einflüsse[n]“, gemeint war das monarchische Gedankengut des Habsburgischen Reichs) gegründet worden. Damit steht das demokratische Staatsverständnis des Bundesrats im Kontrast zu einem kulturellassistisch begründeten „Deutschtum“, wie im Fall des Nationalsozialismus, von dessen „Rassenkonzepten“ sich exemplarisch der Antisemit Etter in seiner offiziellen Funktion als Bundesrat und Mitverfasser der „Kulturbotschaft“ vordergründig zu distanzieren wusste.²⁵⁶
2. Im „Bewusstsein des Volkes“ um diese sogenannte „Idee“ müsse sich das Schweizer „Volk“ seiner eigenen *Selbstdarstellung nach Innen* sicher sein. Inklusion und Exklusion bestimmten diese hegemoniale Selbstdarstellung nach Innen, welche die „Gemeinschaft“ *vereinheitlichend* zu definieren versuchte. Aus dieser *identifikationsstiftenden* Bemühung einer Schweizerischen Selbstdarstellung sollte die Bevölkerung „Kraft seiner Gemeinschaft“ zwei Ziele verfolgen: Einerseits sollte „das Volk“ eine „Opferbereitschaft“ in wirtschaftlichen Nöten zutage legen. Andererseits sollte „das Volk“ aus einem erweckten Gemeinschaftsgefühl heraus „Kraft“ gewinnen, um sich gegen

255 Seit 1922 Mussolinis faschistische Staatsform in Italien, seit 1933 Hitlers nationalsozialistisches Regime in Deutschland sowie seit dem Frühjahr 1938 dem „Anschluss“ Österreichs an das „Dritte Reich“.

256 „Der schweizerische Staatsgedanke ist nicht aus der Rasse, nicht aus dem Fleisch, er ist aus dem Geist geboren.“ Botschaft des Bundesrats 1938, 999. Mehr zu Etter in diesem Kapitel. Vgl. Widmer 2017.

ausländische Ideologien, bzw. „wesensfremde Einflüsse“ wie den Nationalsozialismus, zur Wehr zu setzen. Gleichzeitig diente die *Selbstdarstellung nach Außen* dazu, eine „bestimmte Sendung“ zu propagieren, die „einem Volk und seinem Staat in der Geschichte der Nation zugewiesen“ sei. Ein teleologisches Geschichtsverständnis des Bundesrats kommt hier in einer Dichotomie aus ideologischer und kulturell begründeter Gefühlspolitik von Inklusion und Exklusion zum Ausdruck.

3. Die „Aufgabe“ der „geistigen Landesverteidigung“ bestand laut dem Bundesrat darin, einen hegemonialen Diskurs über ein exklusives Selbstverständnis der Schweizerischen Eidgenossenschaft zu führen. Sie sollte im „eigenen Volke“ eine „erhaltende und schöpferische Kraft“ durch den „schweizerischen Geist[...]“ „entflammen“ und „erhalten“. Ziel sei es, im Kriegsfall die „geistige Widerstandskraft unseres Volkes zu stählen.“ Der Bundesrat propagierte folglich einen *Kulturkampf der Ideologien*. Die „Idee“ der „geistigen Landesverteidigung“ sollte mit Hilfe der „Kulturwerbung“ zur Selbstdarstellung, Emotionalisierung und Mobilisierung propagandistisch eingesetzt werden.
4. Die „historische Sendung des eidgenössischen Staatsgedankens“ im In- und „Ausland“ war als emotionspolitisches Propagandamittel dafür konzipiert, „die schweizerische[...] Kultur“ als gemeinschaftsstiftende Aufgabe zu instrumentalisieren. Die „Träger des geistigen und kulturellen Lebens“ sollten im „Dienst an diesem grossen Werke schweizerischer Kulturwahrung und Kulturwerbung mobilisiert werden“. Aus dieser Mobilisierung sollte im Sinne einer leistungsorientierten Arbeitsmoral „schöpferische Tat und schöpferische Aktion“ hervorgehen.

Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen sich im historischen Kontext einer transnationalen Wissenszirkulation über die affirmative Gefühlspolitik in NS-Deutschland zwischen der Schweizer „Kulturbotschaft“ einer „geistigen Landesverteidigung“ und dem arbeitspsychologischen Glückswissen NS-Deutschlands erkennen? Recherchen im damals noch unerschlossenen Nachlass Eppers im Staatsarchiv des Kantons Zug im September 2015 haben ergeben, dass sich der Schweizer Bundesrat 1938/1939 rund um den Entstehungszeitraum der „Kulturbotschaft“ mit der affirmativen Gefühlspolitik in NS-Deutschland beschäftigt hatte.²⁵⁷ Was waren die Umstände, unter denen sich der Bundesrat mit

²⁵⁷ Für die Herausgabe der Materialien war ich auf das archivarische Wissen des damaligen Doktoranden Thomas Zaugg angewiesen. Zaugg war im Begriff, den bis 2014 unter Verschluss gestandenen Nachlass im Rahmen seiner Doktorarbeit aufzuarbeiten. Aus diesem Grund konnte er mir lediglich einzelne Akten zu meiner Suchanfrage betreffend Theater, Kulturpolitik, Pro

der arbeitspsychologischen NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ befassen musste, und welche emotionspolitische Strategie verfolgte der Bundesrat nach Veröffentlichung der „Kulturbotschaft“ mit Blick auf die emotionspolitische Wirkungsintention der „geistigen Landesverteidigung“?

Philipp Etter, SKVP²⁵⁸-Politiker, war von 1934 bis 1959 als Bundesrat im Eidgenössischen Departement des Innern tätig. Etter war federführend bei der Entwicklung der „geistigen Landesverteidigung“. Seine Haltung wird seit den 1980er Jahren im Kontext der kritischen Aufarbeitung der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg als konservativ-katholisch und antisemitisch beschrieben.²⁵⁹ Etters Gedankengut sei von seinem innerschweizerischen Heimatgefühl geprägt. Er vertrete das Konzept eines *christlichen, ständestaatlichen* und *autoritären* Staates, so der Historiker Josef Widmer.²⁶⁰

Im Januar 1939 erhielt der Bundespräsident vom Schweizer Bürger Max Neff²⁶¹ einen Brief mit dem Begleitschreiben: „Ist die gegenwärtige Landesverteidigung wirksam?“ Neffs Antwort lautet pointiert:

„Die gegenwärtige geistige Landesverteidigung ist absolut ungenügend und *muss* nach den massenpsychologischen Gesetzen im entscheidenden Augenblick *versagen*.“²⁶²

Grund für das angeblich bevorstehende Versagen sei die in der „Kulturbotschaft“ zu „akademisch“ formulierte und daher zu abstrakte „Idee“ der „geistigen Landesverteidigung“. Zudem sei die „Propaganda“ nicht genügend „abwechslungsreich“.²⁶³ Dabei berief sich Neff auf den Zeitungsartikel „Sinn und Sendung der

Helvetia und „geistige Landesverteidigung“ in Verbindung mit Oskar Eberle und Cäsar von Arx herausgeben, die er bereits erschlossen hatte. Nach Abschluss der Erschließungsarbeit wäre eine weiterführende Recherche zur Schweizer Theaterpolitik im Nachlass von Philipp Etter sicher aufschlussreich. Zum Nachlass vgl. Zaugg 2018. Eine Ausstellung über Philipp Etter war vom 17.02.–23.04.2020 im Staatsarchiv Zug geplant, musste jedoch wegen der Corona-Pandemie geschlossen werden. Zur Publikation vgl. Zaugg 2020. Eine kritische Rezension über Zauggs Dissertation verfasste Georg Kreis, der Zauggs korrigierende Leseart von Etters politischer Haltung streckenweise in Frage stellt. In der bestehenden Forschung gilt Etter als „autoritärer Staatsmann“, der 1933/34 den Umbau der liberalen in eine autoritäre Demokratie befürwortete und sich um 1940 gegenüber dem NS-Regime anpassungsfähig äußerte. Zur Rezension vgl. Kreis 2020. **258** „Schweizerische Konservative Volkspartei“, ab den 1970er Jahren „Christdemokratische Volkspartei“ (CVP), seit 1.1.2021: „Die Mitte“.

259 Zur Geschichtsforschung bzgl. einer kritischen Rolle des Bundesrates Etter in den 1930er Jahren und während des Zweiten Weltkriegs vgl. u. a. Kreis 1995, Sarasin 2014, Tanner 2015.

260 Vgl. Widmer 2017.

261 Zur Biografie s. später in diesem Kapitel.

262 Max Neff, „Ist die gegenwärtige Landesverteidigung wirksam?“, [1938], 1, P70.911, StAZG.

263 Ebd., 1f.

Schweiz“, der am 12. Dezember 1938 auf der Titelseite der Neuen Zürcher Zeitung anlässlich der „Kulturbotschaft“ erschienen war.²⁶⁴ Neff schlägt dem Bundesrat, in Referenz zur Wissensgeschichte der Massenpsychologie und zur aktuellen nationalsozialistischen Propagandastrategie, kurzerhand vor, „Männer zur Mitarbeit heranzuziehen, welche die Gesetze der Massenpsychologie kennen, um die geistige Landesverteidigung endlich wirksam zu gestalten.“²⁶⁵ Neff hatte mit seinem Vorschlag einer affirmativen Gefühlspolitik ein militärstrategisches Propagandainstrument vor Augen:

„Sind die geistigen Träger erobert, d. h. kontrolliert, so ist die Volksmasse bei der gegenwärtigen Geistigen Verteidigung ebenfalls erobert.“²⁶⁶

Um die angeblich „denkfaule“²⁶⁷ „Volksmasse“ zu erobern, sollte ihr durch die staatliche Propaganda klargemacht werden, dass sie nicht uneigennützig für eine „(abstrakte) *Idee kämpfen müsse*[...]“, sondern sie müsste, nach Neffs massenpsychologischer Auffassung, ihre „persönlichen Vorteile und damit sich selbst“ *leistungsorientiert, selbstdisziplinarisch und autosuggestiv* verteidigen wollen.²⁶⁸

Wie sollte die affirmative Gefühlspolitik der „geistigen Landesverteidigung“ massenpsychologisch wirken? Die „neue geistige Verteidigungsstrategie“ habe laut Neff eine zentrale Frage der Schweizer Bürger*innen zu beantworten: „Welches Staatssystem bietet mir mehr Lebensglück?“²⁶⁹ Um Neffs Ansatz einer affirmativen Gefühlspolitik in der Schweiz kontextualisieren zu können, muss zunächst geklärt werden, in welcher wissenshistorischen Kontinuität das Glückswissen in seinem Schreiben zu verorten ist.

Die Angst vor einer massenpsychologischen Ansteckungsgefahr durch die NS-Ideologie in der Schweizer Bevölkerung griff wissenshistorisch auf bürgerliche Befürchtungen um 1900 zurück. Anfang des 20. Jahrhunderts fürchtete sich das Bürgertum vor einer bald eintreffenden kommunistischen Revolution, die von der „proletarischen Arbeiterschaft“ ausgehen würde.²⁷⁰ Gustav Le Bons (1841–1931) massenpsychologische Überlegungen in „Psychologie des Foules“ (1895) gewannen in dieser Zeit an Popularität. Le Bon geht in seinem berühmten Werk

264 N.N., Sinn und Sendung der Schweiz. In: *Neue Zürcher Zeitung*, Blatt 10, Nr. 2213, 12.12.1938, [S. 1], NZZ Zeitungsarchiv [online], <https://zeitungsarchiv.nzz.ch/neue-zuercher-zeitung-vom-12-12-1938-seite-e1.html?hint=11326214>, 14.01.2020.

265 Brief von Max Neff an Philipp Etter, St. Gallen, 14.01.1939, [1], P70.911, StAZG.

266 Max Neff, „Ist die gegenwärtige Landesverteidigung wirksam?“, 2, P70.911, StAZG.

267 Ebd.

268 Ebd.

269 Ebd.

270 Vgl. Corssen 1998, insb. 165.

„Psychologie der Massen“ davon aus, dass sich individuelle Charaktermerkmale eines Menschen in der „Masse“ zu einer „Kollektivseele“ auflösen würden. Die Masse sei von „transitorischer Art“ und besäße einen grundlegend anderen „Charakter“ als die „bewußte Persönlichkeit“ eines „Individuums“, das sich in der „Masse“ an *einheitlichen* „Gefühle[n]“ und „Gedanke[n]“ orientiere:

„Unter bestimmten Umständen [...] besitzt eine Versammlung von Menschen neue, von den Eigenschaften der einzelnen, die diese Gesellschaft bilden, ganz verschiedene Eigentümlichkeiten. Die bewußte Persönlichkeit schwindet, die Gefühle und Gedanken aller einzelnen sind nach derselben Richtung orientiert. Es bildet sich eine Gemeinschaftsseele, die wohl veränderlich, aber von ganz bestimmter Art ist. Die Gesamtheit ist nun das geworden, was ich mangels eines besseren Ausdrucks als organisierte Masse oder, [...] als psychologische Masse bezeichnen werde. Sie bildet ein einziges Wesen und unterliegt dem *Gesetz der seelischen Einheit der Massen* (loi de l'unité mentale des foules).“²⁷¹

Zur Suggestionskraft der „Massengefühle“ und deren angeblich psychopolitischer Übertragungsgefahr schrieb Le Bon:

„Als einen der allgemeinen Charakterzüge bezeichneten wir die übermäßige Beeinflußbarkeit und wiesen nach, wie ansteckend eine Beeinflußung in jeder Menschensammlung ist; woraus sich die blitzschnelle Gerichtetheit der Gefühle in einem bestimmten Sinne erklärt. [...] Alle Gefühle, gute und schlechte, die eine Masse äußert, haben zwei Eigentümlichkeiten; sie sind sehr einfach und sehr überschwänglich. Wie in so vielen andern, nähert sich auch in dieser Beziehung der Einzelne, der einer Masse angehört, den primitiven Wesen. Gefühlsabstufungen nicht zugänglich, sieht er die Dinge grob und kennt keine Übergänge. Der Überschwang der Gefühle in der Masse wird noch dadurch verstärkt, daß er sich durch Suggestion und Übertragung sehr rasch ausbreitet und daß Anerkennung, die er erfährt, sein Spannungsgrad erheblich steigert.“²⁷²

Die massenpsychologischen Gefühle einer Menschenmenge, ob affirmativ oder negativ, würden sich durch „Überschwang“, „Suggestion“, „Übertragung“ und „Anerkennung“ auszeichnen. Le Bons Überlegungen verleiteten nicht nur den Psychoanalytiker Freud, seine Triebtheorie auf die „Massenpsychologie“ anzuwenden, sondern auch Weber und Simmel aus einer soziologischen Sicht sowie den Psychotechniker Moede²⁷³ über eine „Psychologie der Massen“ zu forschen.²⁷⁴

²⁷¹ Le Bon 2008, 9. Zum Vergleich wurde eine Ausgabe von 1932 herangezogen, die eine Einführung des Psychotechnikers Walter Moede enthält. Der Wortlaut ist derselbe wie in der Ausgabe von 2008.

²⁷² Le Bon 1932, 24f., 35. Der Wortlaut ist in der Ausgabe von 2008 derselbe. Le Bon 2008, 23f., 33f.

²⁷³ Vgl. Moede 1920b.

²⁷⁴ Vgl. Corssen 1998, 165.

Le Bons zum Teil präfaschistische Ansätze, die eine eindeutig diffamierende Haltung gegenüber dem in der „Masse“ symbolisierten „Proletariat“ aufweisen, wurden in den 1910er und 1920er Jahren auch von Mussolini und Hitler (u. a. in „Mein Kampf“) rezipiert.²⁷⁵

Hitler beobachtete bei seinen „Arbeitsgenossen“ in wissenshistorischer Kontinuität zur massenpsychologischen Begrifflichkeit Le Bons eine Wandlung vom „Individuum“ zur „Kollektivseele“ im „Bannkreise der Masse“:

„Schon im tagtäglichen Verkehr mit meinen Arbeitsgenossen fiel mir die erstaunliche Wandlungsfähigkeit auf, mit der sie zu einer gleichen Frage verschiedene Stellungen einnahmen, manchmal in einem Zeitraume# von wenigen Tagen, oft auch nur wenigen Stunden. Ich konnte schwer verstehen, wie Menschen, die allein gesprochen, immer noch vernünftige Anschauungen besaßen, diese plötzlich verloren, sowie sie in den Bannkreis der Masse gelangten. Es war oft zum Verzweifeln. Wenn ich nach stundenlangem Zureden schon überzeugt war, dieses Mal endlich das Eis gebrochen oder einen Unsinn aufgeklärt zu haben, und mich schon des Erfolges herzlich freute, dann mußte ich zu meinem Jammer am nächsten Tag# wieder von vorne beginnen; es war alles umsonst gewesen. Wie ein ewiges Pendel schien der Wahnsinn ihrer Anschauungen immer von neuem zurückzuschlagen.

Alles vermochte ich dabei noch zu begreifen: daß sie mit ihrem Lose unzufrieden waren, das Schicksal verdammten, welches sie oft so herbe schlug; die Unternehmer haßten, die ihnen als herzlose Zwangsvollstreckter dieses Schicksals erschienen; auf die Behörden schimpften#, die in ihren Augen kein Gefühl für ihre# Lage besaßen; daß sie [...] für ihre Forderungen auf die Straße zogen, alles dies konnte man ohne Rücksicht auf Vernunft mindestens noch verstehen.“²⁷⁶

Kracauer hatte in seinem Werk „Das Ornament der Masse“ zur selben Zeit, als „Mein Kampf“ publizierte wurde, vor der politischen Gleichmacherei und psychologisch abstumpfenden Wirkung des Massenspektakels gewarnt.²⁷⁷ Hitler wiederum *verachtete* „die Masse“ für ihre scheinbar empirisch nachweisbare Wandlung zur „Kollektivseele“. Hitlers abwertende Haltung gegenüber der „Masse“ wird in „Mein Kampf“ insbesondere in jenen Passagen deutlich, in denen er sich über die Bedeutung und Funktion der Propaganda und der damit verbundenen emotionspolitischen Rhetorik eines erfolgreichen politischen Redners äußert.²⁷⁸

Mit dem Ziel, den machtpolitischen Einfluss auf seine potentiellen Wähler*innen auszuweiten, wollte sich Hitler das empirische Wissen der Massen-

²⁷⁵ Vgl. Moscovici 1984, 89–93.

²⁷⁶ Hitler 2016a, 221.

²⁷⁷ Vgl. Kracauer 1977, 50 f.

²⁷⁸ Zur Propaganda in „Mein Kampf“ vgl. u. a. Hitler 2016a, 186, 188 f., Hitler 2016b, 112, 121. Mehr dazu s. Kap. 7, 16.2.

psychologie zu eigen machen. Zu diesem Zweck besuchte er zahlreiche Parteiversammlungen der Sozialdemokraten in Deutschland, England und Frankreich und schrieb seine massenpsychologischen Beobachtungen in „Mein Kampf“ nieder. Das „transitorische“ Moment der „Kollektivseele“ einer „Masse“ wurde ein zentrales Element seiner affirmativen Gefühlspolitik eines massenpsychologischen Glückswissens. Folgendes Beispiel kann dies illustrieren:

Nach dem Besuch einer „bürgerliche[n] Massenversammlung“, auf der ein „Herr Professor X“ eine Rede gehalten hatte, kommentiert Hitler ironisch die angebliche „Profanisierung dieser weihvollen Stunde“. Es sei zwar der massenpsychologische Versuch unternommen worden, die „Anwesenden“ zu bitten, „sich von den Sitzen zu erheben, um einzustimmen in den Ruf ‚Wir sind ein einig Volk von Brüdern‘ [...]“²⁷⁹. Doch für Hitlers massenpsychologisches Konzept einer *affirmativen* Gefühlspolitik kam dieser Versuch viel zu spät: „Endlich forderte er als Abschluß zum Gesange des Deutschlandliedes auf“:

„Und dann sangen sie, und mir kam es vor, als ob schon bei der zweiten Strophe die Stimmen etwas weniger würden und nur beim Refrain wieder mächtig anschwellen, und bei der dritten verstärkte sich diese Empfindung, so daß ich glaubte, daß nicht alle ganz sicher im Text gewesen sein mögen.“²⁸⁰

Ausgehend von seinen Beobachtungen einer seiner Ansicht nach verpassten Chance auf eine *affirmative*, emotionspolitische Wirkungsmacht „bürgerlicher Massenversammlungen“ war es Hitlers Ziel, dass am Ende einer Versammlung der NSDAP die Menschen voller Inbrunst insbesondere die 3. Strophe, anstatt halbherzig das ganze „Deutschlandlied“ singen sollten.²⁸¹ Nach einem „inneren Erleben“²⁸² einer Parteiveranstaltung der NSDAP sollte Hitlers Auffassung nach nicht jede Person wie nach einer „friedlichen“ Versammlung der bürgerlichen Parteien den Saal verlassen, um endlich „frische Luft“ zu schnappen. Schließlich würde bei der Verabredung „zum Bier“ oder im „Café“ das Gehörte bald wieder vergessen sein. Hitlers emotionspolitische Absichtserklärung lautete, dass „die Wogen der Begeisterung plötzlich das behördliche Maß bürgerlicher Anständigkeit sprengen könnte; daß plötzlich im Rausche der Begeisterung die Menschen

²⁷⁹ Vgl. Hitler 2016b, 1221.

²⁸⁰ Ebd., 1221.

²⁸¹ Mit welchen selbsterzieherischen Anleitungen im NS-Regime der auswendig vorgetragene Gemeinschaftsbesang angeleitet wurde und welche gemeinschaftsstiftende Wirkung man sich von dieser kollektiv ausgeübten Körperpraktik einer propagierten Glückserfahrung erhoffte, wurde in Kapitel 13 bereits erläutert und in Kapitel 16 wird nochmals darauf Bezug genommen.

²⁸² Vgl. Hitler 2016b, 1221.

aus dem Saale strömen, nicht um ins Café oder Wirtshaus zu eilen, sondern um in Viererreihen in gleichem Schritt und Tritt mit ‚Deutschland hoch in Ehren‘ durch die Straßen der Stadt“ marschierten.²⁸³

Inwieweit Neff mit Hitlers massenpsychologischen Überlegungen aus „Mein Kampf“ vertraut war und ob er dieses nationalsozialistische Wissen in die Schweizer „Kulturpropaganda“ einfließen lassen wollte, ist nicht abschließend aufklärbar aber aufgrund seiner engen familiären Verbindung nach NS-Deutschland wahrscheinlich.²⁸⁴

Eine andere Möglichkeit wäre, dass Neff Wilhelm Reichs Studie „Die Massenpsychologie des Faschismus“ (1933) kannte.²⁸⁵ Reich machte (ausgehend von Freuds Triebtheorie)²⁸⁶ die Beobachtung, dass die nationalsozialistische Massenpsychologie als eine leistungsorientierte, autosuggestive und selbstdisziplinarische Lebens- und Arbeitsmoral auftrete. Der psychopolitische Entwurf eines nationalen und gesellschaftsübergreifenden „Kollektivgefühls“²⁸⁷, das den „Dienst an der Gemeinschaft“²⁸⁸ fordere, stelle einen wissenshistorischen Transfer einer emotionspolitischen „Verbürgerlichung der Industriearbeiterschaft“ dar.²⁸⁹ Zentral dabei sei die Gefühlspolitik eines „nationalsozialistischen Selbstgefühls“, das als „Grundlage des Nationalgefühls“²⁹⁰ propagiert werde. Eine „Identifizierung der Massenindividuen mit dem ‚Führer‘“ entspreche einem „kindlichen Anlehnungsbedürfnis“ eines „Sich-mit-dem-Führer-eins-Fühlens“.²⁹¹ Der „Erfolg“ von Hitlers emotionspolitischer Forderung nach einem „Dienst“ an der „Volksgemeinschaft“ erklärt sich Reich u. a. damit, dass Begriffe wie „Ehre“ und „Pflicht“ zwar auf eigennütigen „Geschäftsinteressen, nicht aber auf nationalen Charaktereigenschaften“ beruhten.²⁹² Trotz dieses psychotechnischen Rationalisierungsmoments der nationalsozialistischen Lebensführung sei die „Ekstase“ bei den „Kleinbürgern [...] echt“.²⁹³ Hier sieht Reich das freudsche Dilemma der nationalsozialistischen Massenpsychologie: Die selbstdisziplinarisch und autosuggestiv „gefühlsmäßig betont[e] Vorstellung von Ehre, Pflicht, Tapferkeit und Selbstbestimmung“, wie sie der Nationalsozialist Ernst Mann in „Die

283 Vgl. Hitler 2016b, 1221.

284 Zur Biografie s. später in diesem Kapitel.

285 Vgl. Reich 2011.

286 Vgl. Freud 1993.

287 Vgl. Das nationalsozialistische Selbstgefühl. In: Reich 2011, 75 – 77, 76.

288 Vgl. ebd., 76.

289 Vgl. Die Verbürgerlichung der Industriearbeiterschaft. In: Reich 2011, 78 – 84.

290 Reich 2011, 71.

291 Vgl. ebd., 75.

292 Vgl. ebd., 67.

293 Vgl. ebd.

Moral der Kraft“ beschreibe, sei eine „psychische Haltung“ von triebunterdrückender „Krampfhaftigkeit“ und gleichzeitiger triebbefreiender „Affektbetontheit“, die „in seltsame[m] Widerspruch zur Wirklichkeit des persönlichen Verhaltens“ stünde.²⁹⁴ Neffs und Reichs massenpsychologischen Erklärungsversuchen ist gemein, dass sie, wie schon Hitler, Goebbels und Ley, die stereotypisierten „Kleinbürger“ als unmündige Menschen beschreiben.²⁹⁵

Bezeichnenderweise beschäftigte sich auch die Schweizer Arbeitspsychologin Franziska Baumgarten zwischen 1939 und 1943 mit der von Neff aufgeworfenen arbeitspsychologischen Frage: „Welches Staatssystem bietet mir mehr Lebensglück?“ In ihrer Untersuchung „Demokratie und Charakter“²⁹⁶ nimmt die Arbeitspsychologin, unter Berücksichtigung des Forschungsstands der Massenpsychologie (u. a. bei Le Bon und Siegfried Sieber)²⁹⁷ sowie vor dem aktuellen Hintergrund Hitlers emotionspolitischer Propaganda, eine *charakterologische* Forschungsperspektive ein. Im Unterschied zu Wilhelm Reich sah Baumgarten die Legitimation einer charakterologischen Massenpsychologie im „völkerpsychologischen“ Ansatz begründet. Baumgarten vertrat einen aus heutiger Sicht ebenso elitär wie radikal anmutenden Standpunkt einer charakterologischen „Entwicklungspsychologie“, die besagt: „Politik“ sei „angewandte Charakterologie“.²⁹⁸ Im Kapitel „Staatsform und Gemeinschaftsgefühl“ erläutert Baumgarten:

„Im Lichte der Entwicklungspsychologie ist auch die Staatsform, die die Menschen sich geben durch ganz besondere Charaktereigenschaften bestimmt. Abhängig davon, zu welcher Art des Zusammenschlusses die Individuen auf Grund ihrer Charakterreife befähigt sind, bildet sich die *Staatsform*, in der sich ihr Leben abspielt.“²⁹⁹

Laut Baumgarten würden sich Menschen mit „primitiven, animalischen Triebe[n]“, die sich durch Charaktereigenschaften wie „Machtgier“, „Habsucht“, „Aggressivität“, „Herrschaftssucht“, „Unterdrückungslust“ sowie „Mißgunst“

²⁹⁴ Vgl. Reich 2011, 69.

²⁹⁵ Vgl. Max Neff, „Ist die gegenwärtige Landesverteidigung wirksam?“, S. 2, P70.911, StAZG.

²⁹⁶ „Demokratie und Charakter“ ist eine Zusammenstellung von Artikeln, die im Zeitraum zwischen 1939–1943 in Schweizer Zeitungen („Basler-Nachrichten“, „National-Zeitung“, „Die Friedenswarte“) erschienen sind. Vgl. Baumgarten 1944, 8.

²⁹⁷ Baumgarten nimmt zudem Bezug auf: Siegfried Sieber. 1918. Die Massenseele. Ein Beitrag zur Psychologie des Krieges, der Kunst und der Kultur. Dresden: Globus sowie Th[eodor] Erismann. 1927. Der Massenmensch. In: Jahrbuch der Charakterologie, IV. Bd., Berlin, 231. Theodor Erismann (1883–1961) war schweizerisch-österreichischer Experimentalpsychologe und Professor an der Universität Innsbruck (1926–1961). Zur Person vgl. Stock 2014.

²⁹⁸ Vgl. Baumgarten 1944, [Klappentext].

²⁹⁹ Ebd., 64.

auszeichneten, für eine „Lebensweise“ in einer „Diktatur“ entscheiden.³⁰⁰ (Da Hitler demokratisch gewählt wurde, geht Baumgarten von einem Akt der Freiwilligkeit aus). „Individuen“, die ein „starkes Einfühlungsvermögen und Wohlwollen gegenüber ihren Mitmenschen“ besäßen und über „ausgesprochen[es] Rechtsempfinden, Mitleid“ und über „Hilfsbereitschaft“ verfügten, würden eine „Gemeinschaft“ bilden, in welcher jede Person „einen Anspruch auf alles, was sie selber ersehnt, haben darf“.³⁰¹ Bezeichnenderweise wählt Baumgarten exemplarisch ausgerechnet den Bundesbrief der Schweizer Eidgenossenschaft von 1291 „als Ausdruck“ ihrer „Gemeinschaftsgefühle“.³⁰² Die charakterologische Analyse des Bundesbriefs ist mit Blick auf die „Kulturbotschaft“ und die Theaterpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ wissenshistorisch aufschlussreich. Laut Baumgarten würde im Bundesbrief ein „die Mitmenschen achtender, ihnen wohlwollender, zudem hilfsbereiter und in den moralischen Anschauungen mit Gleichgesinnten sich verbunden fühlender Geist geäußert.“³⁰³

*„Diese stark ausgeprägten Charaktereigenschaften bildeten die Grundlage zur Entstehung der Eidgenossenschaft.“*³⁰⁴ Daß die Eigenossen allen Stürmen der Zeit und der Nachbarwelt trotzen konnten ist ein Beweis dafür, daß nur ein starkes Gemeinschaftsgefühl im Sinne der höchsten, der Seinsgemeinschaft einen überzeitlichen Lebenswert besitzt und somit auch den dauerhaften Grundpfeiler eines Staatswesens bilden kann. Es ist der Charakter, der den Aufbau des Staates – die Staatsform – bestimmt. Demokratische Staatsform ist der politische Aspekt des Gemeinschaftsgefühls.³⁰⁵

Ohne Baumgartens charakterologische Interpretation des Bundesbriefs überbewerten zu wollen, ist ihre Analyse aus einer wissenshistorischen Perspektive auf eine kulturel-nationalistische Schweizer Theaterpolitik, wie sie in der „Kulturbotschaft“ gefordert wurde, aufschlussreich. Die angebliche charakterologische Schweizer Eigenschaft, „Glück anderen zu bringen, sein Weh von sich und anderen fernzuhalten“, wie es der Schweizer Schriftsteller Jeremias Gotthelf (1797–1954) formulierte, ist für Baumgarten ein Beweis für die angeblich völkerpsy-

300 Vgl. ebd.

301 Vgl. Baumgarten 1944, 64.

302 Vgl. ebd., 65–69.

303 Vgl. ebd., 68f.

304 „Ein großer Schriftsteller hat diesen Gedanken folgendermaßen ausgedrückt: ‚Darin besteht des Schweizers Macht und Kraft, das machte ihn frei und behielt ihn frei, daß er nicht bloß litt, was ihm geschah, nicht allein sich dessen freute, was er erhielt, sondern daß sein Herz offen war für Weh und Wohl aller, welche mit ihm in den Hütten und Tälern wohnten, welche seine Berge umschließen, daß seine Hand bereit war, Glück andern zu bringen, sein Weh von sich und andern fernzuhalten.‘ Jeremias Gotthelf.“ Zit. nach Baumgarten 1944, 69.

305 Ebd., 69.

chologisch angelegte „Demokratische Staatsform“ der Schweiz. Vor diesem Hintergrund definierte Baumgarten eine „Volksgemeinschaft“, im Unterschied zu Le Bons „Masse“³⁰⁶, als eine „Seinsgemeinschaft“, deren emotionspolitische Grundlage in einem demokratischen „Gemeinschaftsgefühl“ läge.³⁰⁷

„Während die Mitglieder der Masse sich gegenseitig möglichst angleichen (nach einem soziologischen Gesetz sinkt die ‚Masse‘ dabei auf das niedrigste Niveau der sie bildenden Glieder)³⁰⁸, besteht und wirkt ein jedes Glied der Volksgemeinschaft in einer mehr oder weniger großen Unabhängigkeit vom anderen. Die Masse ist also *einheitlich*, weil sie im gegebenen Moment von den gleichen Trieben und Affekten, die ihre klare Einsicht trüben, durchdrungen ist, das Individuelle tritt in ihr völlig zurück; die Volksgemeinschaft dagegen stellt durch einen freiwilligen Zusammenschluß ihrer Mitglieder eine *Einheit* dar, wobei individuelles Denken, Fühlen, Wirken lebendig bleiben und sich auswirken dürfen. Das Bindende der Masse sind Triebe und Affekte, die sich immer in der gleichen Weise äußern: das Bindende der Volksgemeinschaft ist vorwiegend die klare *Einsicht, der gemeinsame Geist*, der ein Bündnis unter verschiedenen Stämmen, verschiedener Individuen schmiedet.“³⁰⁹

Die Schweizer Gefühlspolitik der „geistigen Landesverteidigung“ kann unter dem wissenshistorischen Gesichtspunkt einer charakterologischen „Völkerpsychologie“, wie sie exemplarisch von Baumgarten an der Universität Bern gelehrt wurde, im wissenshistorischen Kontext der „Kulturbotschaft“ untersucht werden:

„Ein Hauptziel aller echten Erziehung ist die Bereitschaft zum Einsatz der Persönlichkeit für die Gemeinschaft aus lebendigem Verantwortungsgefühl heraus. Die staatsbürgerliche Erziehung ist die Anwendung dieses Grundsatzes auf die vaterländische Gemeinschaft. Sie ist für uns Schweizer um so bedeutungsvoller als unsere freiheitlich-demokratische Staatsform alle Entscheide über Bestand und Gestaltung unseres Vaterlandes der Einsicht unserer Volksgemeinschaft anvertraut.“³¹⁰

Die bundesrätliche Begriffsverwendung der „Volksgemeinschaft“ verweist einmal mehr nicht auf eine rassistische „Einheit“ von „Volk und Staat“, sondern in wissenshistorischer Kontinuität zum Schweizer Gründungsmythos implizit auf

306 Vgl. ebd., 102. Zu Baumgartens Erörterung einer „Charakteristik der Masse“ mit Bezug auf Le Bon vgl. Baumgarten 1944, 96–101.

307 Vgl. Baumgarten 1944, 69.

308 Diese Ansicht vertrat bereits Le Bon. Auch Max Herrmann beschrieb in seiner Vorlesung „Über Theaterkunst“ mit Referenz an Theodor Lessings Begriff der „Seele“ dasselbe Phänomen der „Massenpsyche“ als „Massensuggestion“: „Das Niveau des [Denkens] wird nach unten gedrückt“, vgl. Herrmann 1998b, 287. Mehr dazu s. Kap. 15.6 und 15.7. Vgl. Corssen 1998, Fußnote 265, 167. Zu T. Lessings theaterästhetischer Wirkungstheorie vgl. Lessing 1907.

309 Baumgarten 1944, 102.

310 Botschaft des Bundesrats 1938a, 989.

Baumgartens charakterologische Konstruktion einer teleologischen „Völkerpsychologie“. In der „Kulturbotschaft“ veranschaulicht sich dieser konstruierte „Geist“ einer „freiheitlich-demokratische[n] Staatsform“, die angeblich „alle Entscheide über Bestand und Gestaltung unseres Vaterlandes der Einsicht unserer Volksgemeinschaft anvertraut“ – unter Ausschluss aller Schweizer Frauen, sowie, mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, per Notstandsgesetz auch der männlichen Zivilbevölkerung.

Welches charakterologische Glückswissen konstruierte Baumgarten mit Blick auf den angeblich demokratischen Charakter der Schweizer „Volksgemeinschaft“?

„Intelligenz und Charakter entwickeln sich [...] zu der höheren Stufe der Gemeinschaft, die darin besteht, den Mitmenschen die gleichen Rechte auf Glück und Fortkommen zuzubilligen, die man selbst besitzen möchte. Es ist dies Ausdruck der demokratischen Gesinnung.“³¹¹

Ein „Recht auf Glück und Fortkommen“ seien nach Baumgarten „Ausdruck der demokratischen Gesinnung“. Im Unterschied zur gleichmachenden „Masse“ fuße die angebliche Einheit der Schweizer „Volksgemeinschaft“ auf einer intellektuell begründeten und erziehungspolitisch erlernten „demokratischen Gesinnung“, in welcher dem Individuum ein Recht auf arbeitspsychologisches „Glück und Fortkommen“ garantiert würde, so Baumgarten.³¹²

Die wenshistorische Analyse der NS-Arbeitsmoral und NS-Ratgeberliteratur in den Kapiteln 7–14 hat gezeigt, dass arbeitspsychologisches Glückswissen über „Glück und Fortkommen“ auch im „rassenhygienischen“ Kontext einer Politik der *nationalsozialistischen* Gefühlskultur ihre Anwendung fand. Im Unterschied zu NS-Deutschland unterbreitet Neff seinen Entwurf einer *emotionspolitischen* Propagandastrategie einer affirmativen Schweizer Gefühlspolitik vor dem Hintergrund einer im Kriegsfall womöglich emotionspolitisch zu schwachen Wirkungsmacht der „geistigen Landesverteidigung“, solange diese allein auf ideengeschichtlichen Referenzpunkten basierte. Die propagandistische Wirkungsmacht eines leistungsorientierten und zugleich gemeinschaftsstiftenden Glückswissens im *emotionspolitischen* Kontext 1. der transnationalen Arbeits- und Massenpsychologie, 2. der außenpolitisch faschistischen und nationalsozialistischen Bedrohung und 3. in wenshistorischer Kontinuität zum Narrativ der Schweizer Eidgenossenschaft und deren Moral- und Wertesystems wollte Neff vom Bundesrat zumindest geprüft wissen.

311 Baumgarten 1944, 15.

312 Vgl. Baumgarten 1944, 102, 15.

„Welches Staatssystem bietet mir mehr Lebensglück?“³¹³ Nach einem Abwägen, welches Staatssystem jeder Person mehr materielle und „geistige“ „Vorteile“ bringe, so Neff, müsse die Wahl der Bürger*innen aufgrund von „Reichtum (relativ reichstes Land der Welt), Freiheit, Ansehen, Ehre“ auf die Schweizer Demokratie fallen.³¹⁴ Die „neue Propaganda“, wie sie Neff vorschwebte, hätte gegenüber der „rassenideologischen“ NS-Propaganda den emotionspolitischen Vorteil, dass sie „friedliebend“ sei und angeblich „keine ideologische Angriffsfläche“ biete nach dem Motto „Sehr deutlich ohne deutlich zu werden“:

„Durch geschickte Vergleiche aus allen Gebieten des Lebens, Gemeinde, Bund, Kanton zeigen wir ohne verletzende Worte, dass die Demokratie mindestens so viel Lebensglück bietet (wenn nicht noch mehr) als die Diktaturstaaten.“³¹⁵

Das Ziel von Neffs massenpsychologischer Politik einer affirmativen Schweizer Gefühlskultur sei die „Masse zu aktivieren“ und gleichzeitig emotionspolitische Kontrolle über sie auszuüben, um „[a]us der feigen Masse mutige Helden zu machen.“³¹⁶ Diese „neue Methode“ der „Kulturwerbung“, die sich von Baumgartens Verständnis einer „schweizer Gesinnung“ gravierend unterschied, sollte auch ins Ausland wirken:

„Das demokratische Ausland lechzt nach praktischen, konkreten Beispielen, die zeigen, wie die Demokratie ihren Bürgern alles zum Lebensglück bieten, was sie billigerweise erwarten.“³¹⁷

In einem 3-stufigen Verfahren müsse die massenpsychologische Propaganda dem „Bürger“ vor Augen halten: 1. „Was die Demokratie ihm persönlich bietet“ 2. „Was er zu verlieren hätte“ und in welches ‚Unglück‘ er sich in einem „Sklavenstaat“ stürzen würde, und 3. „Was er noch zu opfern hätte“.³¹⁸ Dieses dreistufige Verfahren müsse zwingend eingehalten werden, um erfolgreich zu sein. Warum? Die Antwort sieht Neff im transnationalen Vergleich zur erfolgreichen NS-Propaganda: „Die Suggestion wirkt nur als Autosuggestion.“³¹⁹

313 Max Neff, „Ist die gegenwärtige Landesverteidigung wirksam?“, [2], P70.911, StAZG.

314 Ebd., [3].

315 Ebd.

316 Ebd., [5].

317 Ebd., [4].

318 Vgl. ebd., [6].

319 Ebd.

„Der Erfolg der Diktaturregierungen in propagandistischer Hinsicht hat seinen Grund in der sorgfältigen Beachtung der massenpsychologischen Grundsätze insbesondere der Suggestion.“³²⁰

Die wissenshistorische Kontinuität von Neffs Gefühlspolitik einer selbstdisziplinarischen und autosuggestiven ‚Glückskultur‘ zur massen- und arbeitspsychologischen Psychotechnik und Ratgeberliteratur ist frappant.³²¹ Bei Le Bon hiess es exemplarisch: „In der Phantasie des Volkes ist die Macht der Eroberer und die Kraft der Staaten begründet. Wenn man auf sie Eindruck macht, reißt man die Massen mit.“³²² Offenkundig ist Neffs Absicht eines transnationalen Wissenstransfers einer nationalsozialistischen totalitären Gefühlspolitik in den schweizerisch-demokratischen Kontext. Neff argumentiert mittels einer charakterologischen Stereotypisierung der Schweizer Bürger*innen als leistungsorientierten Erfolgstypus, der moralische Bedenken gegenüber einer diktatorischen Lebensführung erst angesichts materieller Argumente abwägen müsse, bevor er sich für die Demokratie entscheiden könne. Neff propagiert eine schweizerisch-demokratische Lebensführung sowie opferbereite Arbeits- und Kriegsmoral als ein staatlich-emotionspolitisches Kontrollinstrument der „geistigen Landesverteidigung“. Sein Schreiben verschickte Neff nicht nur an Bundesrat Etter, sondern auch an den St. Galler FDP³²³-Ständeratspräsidenten Ernst Löpfe (1878 – 1970) und an FDP-Bundesrat des „Volkswirtschaftsdepartments“ Hermann Obrecht (1882 – 1940).

Wer war Max Neff und wie reagierte die staatliche Seite auf seinen politischen Agitationsversuch? Nach Eintreffen des Schreibens wurden „polizeiliche Erkundungen“ angeordnet. Es stellte sich heraus, dass Max Neff, geboren am 11.05.1904 in Tablat (St. Gallen-Ost), nicht (wie er in seinem Brief zu verstehen gab) in der Werbefilmbranche tätig war.³²⁴ Neff war seit 1926 im staatlichen Dienst als Kanzlist beim Untersuchungsrichteramt in St. Gallen angestellt. Seine privaten Interessen galten der Amateurfotografie sowie einem Film-Verein, woher sein Wissen über Propagandafilme rührte. Die Prüfung seiner Person hatte ergeben, dass Neff nicht „mit Ueberzeugung“ für „vertrauenswürdig“ eingestuft werden konnte. Grund dafür sah die Polizei in der familiären Verbindung von Neffs

320 Ebd.

321 Zu Massenpsychologie und Theaterwissenschaft s. Kap. 15.6, 15.7.

322 Le Bon 2008, 49f.

323 „Freisinnig-Demokratische Partei“.

324 Zivilstandsregister_Tablat_1904_Neff, StASG. Lebensdaten gemäss Zivilstandamt Appenzell: Neff, Karl Max Josef, 11.05.1904 St. Gallen – 22.01.1983 St. Gallen, Mail vom 29.01.2020.

Ehefrau, Frieda Rosa Neff, geb. Herr, nach NS-Deutschland.³²⁵ Seit 1934 waren die beiden verheiratet. Die Familie Herr lebte in St. Gallen und wurde von Neff finanziell unterstützt. Laut Polizeibericht würde die Familie Herr mit dem NS-Regime „stark sympathisieren und sich auch dazu bekennen. Die ganze Familie, es sind insgesamt 9 Kinder, ist nationalsozialistisch“:

„Die schulpflichtigen Kinder werden jährlich über die Ferien nach Deutschland verbracht. Die heranwachsenden Mädchen sind Angehörige des B.d.M. (Bund deutscher Mädels). Eltern und Kinder nehmen regelmässig an den Veranstaltungen und Anlässen der deutschen Auslandsorganisationen in St. Gallen, N.S.D.A.P., Kraft durch Freude, Arbeitsfront, W.H.W. teil. Es hat ferner mit Bestimmtheit festgestellt werden können, dass die Eltern Herr auch am österreichischen Plebiszit vom 10. April 1938 in Lindau teilgenommen haben.“³²⁶

Im Unterschied zu anderen „politisch stillen deutschen“ Unterstützungsempfänger*innen, die oft lange Zeit auf die behördliche Bewilligung warten mussten, hätte die Familie Herr überraschend schnell von der deutschen „Armenbehörde“ eine Zusage erhalten. Die Stadtpolizei sei (womöglich aufgrund des Verdachts auf Spionagetätigkeit und propagandistische Infiltrationsversuche) schon „seit einiger Zeit mit der Frage der Ueberstellung der ganzen Familie Herr“ beschäftigt. Dieser Entscheid wurde Neff vom Schweizerischen Armeekommando mitgeteilt. Darauf schrieb dieser einen Brief an den Regierungsrat und Chef des kantonalen Polizeidepartements in St. Gallen und stritt alle Vorwürfe, die ihn und seine Familie betrafen, vehement ab. Weitere Ermittlungen ergaben, dass Neff und seiner Frau „keinerlei Anhaltspunkte für eine nichtschweizerische Gesinnung“ vorlägen.³²⁷ Neff hätte jedoch in einer Unterredung selbst eingestanden, dass dies nicht auf den Rest der Familie Herr zutreffe.³²⁸

Welche emotionspolitische Strategie verfolgte der Bundesrat nach Veröffentlichung der „Kulturbotschaft“ mit Blick auf eine emotionspolitische Wirkungsmacht der „geistigen Landesverteidigung“? Wie Etter auf Neffs Schreiben reagiert hat, geht aus den bisherigen Recherchen nicht hervor. Fakt ist, dass der Bundesrat Neffs Schreiben nicht kassieren ließ, sondern es in einem überschaubaren Dossier von zentralen Akten zur Entwicklungsphase der „Kulturbotschaft“, die am 14. Dezember 1938 veröffentlicht wurde, bis zu seinem Tod auf-

325 Zivilstandsregister_Tablatt_1910_Herr, StASG. Lebensdaten gemäss Zivilstandamt Appenzell: Neff geb. Herr, Frieda Rosa, 13.07.1910 St. Gallen – 27.10.1962 St. Gallen, Mail vom 29.01.2020.

326 A 016_40.512, StASG.

327 Brief vom Polizeidepartement des Regierungsrats Keel an Abteilung Presse und Funkspruch Sektion Film, Armeestab, 28.11.1940, A 016_40.512, StASG.

328 Brief vom Polizeidepartement des Regierungsrats Keel an Max Neff, 27.11.1940, A 016_40.512, StASG.

bewahrte.³²⁹ Weiterführende Forschungen könnten Aufschluss darüber geben, inwiefern Neffs bereits 1938 publiziertes Konzept zur Erneuerung der Schweizer „Wochenschau“³³⁰ die bundesrätlichen Pläne zur staatlichen Finanzierung derselben mitbeeinflusst hatte. Per Vollmachtsbeschluss ordnete Etter diese am 30. August 1939 an, just ein halbes Jahr nach Neffs Einsendung.³³¹

Dieser Gesetzesbeschluss war Teil von Etters Kulturpolitik, die im Zuge einer „geistigen Landesverteidigung“ 1938 auch zur Gründung des provisorischen „Aktionskomitees“ „Forum Helveticum“ führte. Diese Arbeitsgruppe hatte auf lange Sicht zum Ziel, in Form einer „Stiftung“ („Pro Helvetia“³³², gegründet am 20.10.1939) die *autonome* Aufgabe der Schweizer Kulturförderung und ausländischen „Kulturwerbung“ wahrzunehmen, wie es schon in der „Kulturbotschaft“ im Dezember 1938 geheißen hatte. Ziel von „Pro Helvetia“ sei es, 1. das „geistige Leben“ in der Schweiz zu fördern, 2. eine „geistige Eigenart und Darstellung“ der Schweizer „Werte“ im Ausland zu vertreten, 3. den „Kampf gegen kulturell unerwünschte ausländische Einflüsse“ aufzunehmen.³³³ Unterlagen, die als „Vo-

329 Vgl. Botschaft des Bundesrats 1938.

330 Vgl. Neff 1938. Neff forderte u. a. die Organisation einer „leistungsfähigen Wochenschau“, um „staatspolitische Filme“ durch das „Militärdepartement zu produzieren“. Weitere Vorschläge betreffen den Bereich Rundfunk und Presse. Neff bietet sich abschließend an, seine Ideen bei Interesse auszuarbeiten. Vgl. Brief von Max Neff an Bundesrat Philipp Etter, St. Gallen, 14. 01. 1939, [2], P.70.911, StAZG.

331 Die „Eidgenössische Studienkommission“ über das Schweizer Filmwesen stellte bereits 1936 eine offizielle, staatlich finanzierte „Schweizer Filmwochenschau“ (1940–1975) mit Nachrichtenbeiträgen aus *schweizerischer* Perspektive zur Diskussion. Grund für die Initiative war die Betriebseinstellung der privat produzierten Schweizer Wochenschau (1923–1936) aufgrund der ausländischen Konkurrenz. Fortan war die „Wochenschau“ in der Schweiz während rund zwei Jahren (1936–1938) von Beiträgen u. a. der „Deutschen Wochenschau“ aus NS-Deutschland und dem faschistischen Italien geprägt. 1938 wurde die Schweizerische Filmkammer aus ca. 50 Behörden- und Branchenvertreter*innen gegründet. Seit dem 16. April 1940 war die Ausstrahlung im Vorprogramm in den Schweizer Kinosälen obligatorisch. Vgl. Schärer 2019.

332 Der Name „Pro Helvetia“ stand spätestens am 10.09.1938 fest. Ausschlaggebend für die Namensgebung schien Bundesrat Etter selbst zu sein: „Gleichzeitig liess ich ihn [Prof. Stieger] wissen, dass Sie an dem Namen ‚Pro Helvetia‘ festhalten wollen und dass Sie über den Kreis der in die Aktion nunmehr einbezogenen Organisation herangezogenen konkrete Mitteilungen gewärtigen.“ Brief von Mellinger an Etter, 10.9.1938 betreffend „geistige Landesverteidigung. Plan für eine Stiftung“, im Dossier „Vorakten und neues Material des Forum Helveticum“ mit dem Zusatz „Akten, die Herr Bundesrat Etter noch nicht gesehen hat“, P.70.911, StAZG. Zur Geschichte vgl. Hauser et al. 2010.

333 „Helvetische Stiftung. Arbeitsgruppe für geistige Landesverteidigung. Neue Fassung nach der Aussprache in Lausanne vom 14. Juni 1938“, 1 im Dossier „Vorakten und neues Material des Forum Helveticum“ mit dem Zusatz „Akten, die Herr Bundesrat Etter noch nicht gesehen hat“,

rakten und neues Material des Forum Helveticum“ beschrieben sind und die ersten Überlegungen zur „Frage der Stiftung“³³⁴ umfassen, sind bezeichnenderweise im selben Dossier „Geistige Landesverteidigung“ (P.70.911) zu finden, welches auch Max Neffs emotionspolitische Propagandastrategie enthält. Alle darin zusammengefassten Dokumente sind dem Entstehungszeitraum 1938/39 zuzuordnen.³³⁵

Ein Beispiel: Am 21. April 1938 erhielt Bundesrat Etter vom aus „Westpreußen“ zurückgekehrten Dramaturgen und Theaterleiter Max Frikart ein Schreiben.³³⁶ Frikart gehörte zum rechts-konservativen Kreis der „Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur“³³⁷ (SGTK) und war Mitglied des „Forum Helveticum“³³⁸. Frikart unterbreitete in diesem Schreiben dem Bundesrat ein Dreivierteljahr vor Veröffentlichung der „Kulturbotschaft“ einen Verbesserungsvorschlag zur Schweizer Kulturpolitik im Sinne einer „geistigen Landesverteidigung“.³³⁹ Er hob insbesondere die propagandistische Aufgabe der Schweizer Theaterbühnen als „indirekte Kulturwerbung“ im In- und Ausland hervor, wie er

P.70.911, StAZG. In dieser Anfangsphase nahm „Pro Helvetia“ auch Kontakt mit der SGTK auf, s. Kap. 15.6.

334 Brief A. Stieger an Herrn Mellinger, Winterthur, 16.07.1938 enthalten im Dossier „Vorakten und neues Material des Forum Helveticum“ mit dem Zusatz „Akten, die Herr Bundesrat Etter noch nicht gesehen hat“, P.70.911, StAZG.

335 Das Dossier „Geistige Landesverteidigung“ schließt eine anti-nationalsozialistische Broschüre mit Aufsätzen von Niklaus Neaf ein, die den patriotischen Titel „Das Hakenkreuz droht. Dokumente und Tatsachen“ trägt und über die nationalsozialistische Propaganda in der Schweiz berichtet: „Wir sind keine deutschen Volksgenossen – wir sind Schweizer; wir brauchen nicht ‚befreit‘ zu werden, denn wir sind freie Schweizer und wollen es auch weiterhin bleiben!“ Vgl. Naef 1938.

336 Zu seiner Person, insbesondere im Kontext der fremdenfeindlichen und z.T. antijüdischen Debatte der SGTK, der „Gesellschaft schweizerischer Dramatiker“ (GSD), der Sektion „Schweizerischer Bühnenkünstler“ und des Schweizerischen Schriftsteller Vereins (SSV) gegenüber dem sog. ‚Emigranten-Theater‘ Ferdinand Riesers, vgl. Amstutz, Käser-Leisibach und Stern 2000, 52, 61 f., 68, 456 f., Amrein 2004, 262 ff., 269, 274, 313 f.

337 Zur SGTK vgl. Amstutz 2000, 42 ff., Gojan 2005, vgl. Hochholdinger-Reiterer 2015, vgl. Marinucci 2018, Haffter 2021 (im Druck).

338 Max Frikart wird als Vertreter der „Eidgenössischen Filmkommission“ im Sitzungsprotokoll des „Aktionskomitees“ vom 02.05.1938 unter den Anwesenden in Lausanne genannt. Aus dem Theater- und Literaturbereich waren anwesend: Dr. Karl Naef, Zürich (Schweiz. Schriftstellerverein), Felix Moeschlin (Schweiz. Schriftstellerverein).

339 Max Frikart, [o.T., „Schweizer Kulturpolitik“], Zürich, 21.04.1938 enthalten im Dossier „Vorakten und neues Material des Forum Helveticum“ mit dem Zusatz „Akten, die Herr Bundesrat Etter noch nicht gesehen hat“, P.70.911, StAZG.

es bereits in einem Artikel über „Die schweizerische Theaterfrage“³⁴⁰ zur Diskussion gestellt hatte.³⁴¹ Dieser Vorschlag wurde von Etter handschriftlich als „Richtig!“ bewertet.³⁴²

Am 19. April 1938 schickte Dr. Karl Naef (1894–1959)³⁴³ vom Schweizerischen Schriftstellerverein, als dessen Vertreter und ebenfalls Mitglied des „Forum Helveticum“, einen „Programmwurf“ für ein „Institut für schweizerische Kultur“ an Etter. Naefs Vorschlag sah einen propagandistisch zugespitzten Aufgabenbereich für „das Theater“ vor:

1. Im Rahmen einer „kulturelle[n] Innenpolitik“ sollten die Theaterhäuser „in schweizerische Hände“ überführt und „Schweizerische Schauspieler“ bevorzugt, vermehrt schweizerische Dramen aufgeführt sowie eine Theaterschule gegründet werden.
2. Als Maßnahmen einer „kulturelle[n] Aussenpolitik“ sollten „in Zusammenarbeit mit dem Auslandschweizer-Sekretariat der N.H.G.“³⁴⁴ „Propagandaschriften über die kulturelle Schweiz“ verbreitet werden sowie „Gastspiele“, „Liebhabertheater“ und „Berufstheater“ im Ausland tournieren.
3. Zur Strategie der „Abwehr des Unerwünschten“ gehöre laut Naef der „Kampf gegen das ausländische Theater“³⁴⁵.

Etter reagierte auf Naefs Vorschlag eines offensichtlich zu aggressiv ausgerichteten kulturpropagandistischen „Instituts“ mit der schlichten Notiz: „Kommt nicht in Frage!“³⁴⁶

Vor dem Hintergrund von Max Neffs polemischer Frage „Ist die gegenwärtige geistige Landesverteidigung wirksam?“ und seinem transnational wissenshisto-

340 Die Frage „Eine schweizerische Nationalbühne?“ ist wissenshistorisch nicht erst im Zuge der „geistigen Landesverteidigung“ aufgekommen, sondern geht auf die Schweizer Staatsgründung 1848 zurück, vgl. Zollinger 1909.

341 Vgl. Frikart 1934. Zur Arbeit im Rahmen der SGK und zum Berner Heimatschutztheater vgl. Greyerz u. a. 1936. Zudem veröffentlichte Frikart wie Neff in der Zeitschrift „Schweizer Film“ einen Beitrag zur „Notwendigkeit einer schweizerischen Wochenschau“. Vgl. Frikart 1938. Ob sich die beiden Aktivisten kannten, müssten weiterführende Recherchen klären.

342 Max Frikart, [o.T., „Schweizer Kulturpolitik“], Zürich 21.04.1938, enthalten im Dossier „Vorakten und neues Material des Forum Helveticum“ mit dem Zusatz „Akten, die Herr Bundesrat Etter noch nicht gesehen hat“, 29, P.70.911, StAZG.

343 Naef war von 1939–1959 Generalsekretär von „Pro Helvetia“.

344 „Neue Helvetische Gesellschaft“.

345 Karl Naef an Etter, Zürich, 19.04.1938 betreffend „Institut für schweizerische Kultur“ im Dossier „Vorakten und neues Material des Forum Helveticum“ mit dem Zusatz „Akten, die Herr Bundesrat Etter noch nicht gesehen hat“, P.70.911, 2–4 StAZG.

346 Ebd., 1.

rischen Ansatz einer Schweizer Kulturpolitik nach emotionspolitischem Vorbild von Goebbels' NS-Propaganda „Kraft durch Freude“, stellt sich die Frage: Welche kulturpolitische Bedeutung kam dem Theaterbereich im Kontext des nationalen Sendungsauftrags einer „Kulturwerbung“ bzw. einer ideologischen Kulturpropaganda, als „geistige Landesverteidigung“ betrachtet, zu?

„Grösste Beachtung verdient unter dem Gesichtspunkt der geistigen Selbstbehauptung und der Entflammung schweizerischen nationalen Geistes das *Theater*. Eine kluge, aber ebenso weitsichtige wie entschiedene Kulturpolitik muss darauf hinarbeiten, die schweizerischen Berufsbühnen schweizerischem Einfluss und schweizerischer Führung zu erhalten. Wir haben aber nicht nur die Verhältnisse an unsern Berufsbühnen im Auge [...]. Von [...] Stätten darstellerischer Volkskunst kann eine gewaltige geistige und nationale Kraft ausgehen.³⁴⁷ [...] Es sind noch andere gross angelegte Spielpläne bekannt, deren Zustandekommen für den nationalen Geist ganzer Landesgegenden ausserordentlich befruchtend wirken könnte, aber bisher an finanziellen Schwierigkeiten scheitern musste. Wir beabsichtigen keineswegs, von einer zentralen Bundesstelle aus uns des Theaters zu bemächtigen oder, in Nachahmung ausländischer Beispiele, durch den Bund nationale Spiele ins Leben zu rufen. Aber warum sollten wir nicht, wenigstens in bescheidenem, tragbarem Ausmass, die Mittel zur Verfügung stellen, die es uns ermöglichen würden, die Bestrebungen, das Theater der geistigen Selbstbehauptung dienstbar zu machen, zu fördern?“³⁴⁸

Unter dem Gesichtspunkt einer „geistigen Selbstbehauptung“ sollte dem Theaterbereich „[g]rösste Beachtung“ geschenkt werden. Eine Theateraufführung besäße die emotionspolitische Fähigkeit eine „Entflammung schweizerischen nationalen Geistes“ herbeizuführen. Wie? Indem die ästhetische Erfahrung eines Theaterabends einer „Berufstheater-“ und insbesondere einer Laientheaterproduktion eine emotionspolitische Erziehung „für den nationalen Geist ganzer Landesgegenden“ bewirken könne. Die wissenshistorische Nähe zur NS-Theaterpolitik und NS-Theaterwissenschaft ist in ambivalenter Kontinuität zu theaterhistorischen Ästhetiktheorien (u. a. bei Aristoteles, Schiller und Lessing) auffallend. Zur staatlichen Förderung der Schweizer Theaterkultur beabsichtigte der Bund, im Gegensatz zum nationalsozialistischen System der „Reichstheaterkammer“, keine zentrale Bundesstelle einzurichten um nationale Festspiele zu

347 „Wir denken z. B. an das Theater du Jorat von Mezières, an die letztjährigen Dalcroze-Aufführungen in Genf, an die Tellspiele in Altdorf und in Interlaken, an das Grosse Welttheater in Einsiedeln, an die Passionsspiele in Luzern“. Vgl. Botschaft des Bundesrats 1938, 1004. Zur Bedeutung des Laientheaters in der „geistigen Landesverteidigung“ vgl. Schmid 1940. Zur Geschichte der Schweizer Laientheaterproduktionen und Festspiele vgl. Engler und Kreis 1988, Amstutz, Käser-Leisibach und Stern 2000, Kotte 2002, Hoffmann-Allenspach 2018. Zum NS-Volkstheater vgl. u. a. Rose 1942.

348 Botschaft des Bundesrats 1938, 1004.

organisieren. Dennoch wolle der Bundesrat in Zukunft finanzielle Mittel zur Verfügung stellen, um „das Theater der geistigen Selbstbehauptung dienstbar zu machen.“³⁴⁹ Wie diese kulturpolitische Strategie seitens der Theaterwissenschaft aufgenommen und in der Theaterpraxis umgesetzt wurde, wird in den Kapiteln 15.6, 15.7 und 16 veranschaulicht.

Zentral an der neuen Theaterpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ sei, die schweizerischen „Berufsbühnen“ einer „schweizerischen Führung“ zu unterstellen, die ihren „schweizerischen Einfluss“ im Sinne des kulturellen Sendungsauftrags erfülle. Das Ziel der nationalen und kantonalen „Kulturpflege“ fasste der Bundesrat abschließend wie folgt zusammen:

„Sodann wollen wir uns stets der Wahrheit bewusst bleiben, dass der Staat wohl in der Lage ist, das geistige Leben des Landes durch den Einsatz staatlicher Mittel zu haben und zu fördern, dass aber letzten Endes immer die *freie menschliche Persönlichkeit* in ihrer schöpferischen Kraft die eigentliche Trägerin des geistigen Lebens sein wird. An diese zwei Prinzipien: Freiheit der Kultur im Rahmen dieses ersten Prinzips, Kulturhoheit der Kantone, hat sich bisher die Kulturpolitik des Bundes gehalten. Wir vertreten die Auffassung, dass wir uns auch fortan nach diesen Prinzipien richten müssen, obwohl in der Gesamtlage des geistigen Lebens inzwischen weittragende Änderungen eingetreten sind, denen der Bund Rechnung tragen muss und die uns vor neue Aufgaben stellen.“³⁵⁰

Auf den Prinzipien der freien Meinungsäußerung und unter Wahrung der persönlichen und künstlerischen Freiheit solle in den folgenden Jahren eine Kulturpolitik des Bundes unter Einhaltung der „Kulturhoheit der Kantone“ entwickelt werden. Mehr Mittel bedeute, in unterschiedlichen Bereichen mehr Mitarbeiter*innen zu beschäftigen, sodass „etwas Erfreuliches geschaffen werden“ könne.³⁵¹

Folgender Zusatz lässt jedoch aufhorchen: den „weittragenden Änderungen“ in der „Gesamtlage des geistigen Lebens“ müsse der Bund dennoch „Rechnung tragen“ und diese stellten ihn vor „neue Aufgaben“. Was meinte der Bundesrat damit? Der Bundesrat nimmt hier Bezug auf jene Motionen und Postulate, die dem Bundesrat in den letzten Monaten zur Begutachtung zugesandt wurden: Am 16. April 1938 lieferte eine Motion, die vom Tessiner FDP-Nationalrat Bixio Bossi (Lugano), einem der wichtigsten Vertretern des rechten Flügels eingereicht worden war, einen Vorgeschmack darauf, wie die neuen Aufgaben der Kulturpolitik aussehen könnten. Bossi schlug vor, „nationale Kundgebungen zu veranstalten“, die „geeignet wären, das Schweizervolk zusammenzuführen und in ihm das Ge-

349 Vgl. ebd.

350 Ebd., 994.

351 Vgl. ebd., 1015.

fühl des Zusammenlebens und der Solidarität zu stärken.³⁵² Bossis Vorstoß hatte zum Ziel, emotionspolitische „Kundgebungen“ zu veranstalten. An solchen Schauplätzen sollte mittels einer affirmativen Gefühlspolitik der nationalen Selbstdarstellung, Emotionalisierung und Mobilisierung ein als bisher defizitär bewertetes, neues gemeinschaftsstiftendes Zusammengehörigkeitsgefühl beim Publikum ausgelöst werden. Die wissenshistorische Kontinuität zu Schillers und Lessings Theatertheorien und die Position der „Nichtwahrnehmung“ einer gefühlpolitischen Strategie „in der Auseinandersetzung mit dem Faschismus“ im Falle Bossis³⁵³ sind kennzeichnend für die Schweizer Kulturpolitik der „geistigen Landesverteidigung“.

Am 18. Juni 1935 reichte der Basler SP-Nationalrat Fritz Hauser ein Postulat ein, welches den Bundesrat dazu aufforderte, angesichts der zunehmenden Einflussnahme faschistischer und nationalsozialistischer Kulturpropaganda auf den Schweizer „Geistesarbeiter“ zu handeln:

„Das faschistische System in den Nachbarländern zwingt den schweizerischen Geistesarbeiter, entweder auf die demokratischen Ideen oder auf die Verbreitung seiner Werke im faschistischen Ausland zu verzichten.

Der frühere Austausch der Ideen der die geistige Unabhängigkeit der Schweiz gesichert hat, macht einer staatlich geleiteten, faschistischen durchaus einseitigen Propaganda Platz. Sie bedient sich der Literatur, des Theaters, des Films und des Radios. Der schweizerische Geistesarbeiter, der sich gegen die Gleichschaltung sträubt, verliert einen Teil des Marktes und gerät in Not. Mit ihm läuft das Land Gefahr, die geistige Unabhängigkeit zu verlieren.

Pflicht des Staates ist es, den Geistesarbeiter vor Notlage zu schützen und die geistige Unabhängigkeit des Landes zu sichern. Die bisherigen Massnahmen des Staates auf diesem Gebiete sind, weil unsystematisch und zufällig, völlig unzureichend.“³⁵⁴

Um den kulturellen Zusammenhalt angesichts der faschistischen und nationalsozialistischen Propaganda zu stärken und der zunehmenden Berufseinschränkung Intellektueller, Akademiker*innen, Schriftsteller*innen, Regisseur*innen, Musiker*innen und Schauspieler*innen entgegenzuwirken, sei insbesondere der Austausch zwischen den vier Sprachregionen entscheidend. Ziel sei: „Deutsche, französische, italienische und rätoromanische Schweiz sollen sich ihr Antlitz zuwenden und sich gegenseitig ihrer starken geistigen Verbundenheit freuen.“³⁵⁵

352 Vgl. ebd., 988.

353 Vgl. Bianchi 2003.

354 Ebd., 986.

355 Vgl. ebd., 1008.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Die Stiftung „Pro Helvetia“, die bis heute die bedeutendste staatlich geförderte Kultureinrichtung zur Unterstützung und Verbreitung von „Schweizer Kunst und Kultur“³⁵⁶ im In- und Ausland ist, wurde im antifaschistischen Kontext maßgeblich durch die Mitwirkung Bundesrat Eppers geschaffen. Ziel der Schweizer Theaterpolitik, im Sinne einer „geistigen Landesverteidigung“ als *affirmative Gefühlspolitik* konzipiert, war, den Theaterbereich *einerseits* vor einer angeblich ausländischen „Überfremdung“ der Theaterhäuser (womit mehrheitlich jüdische und antifaschistische Exilant*innen gemeint waren), *andererseits* vor dem Einfluss der faschistischen und nationalsozialistischen Kulturpropaganda auf die Schweizer Bevölkerung zu schützen. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage: Wie verhielt sich die transnational vernetzte, deutschsprachige Theaterwissenschaft zur Zeit des Nationalsozialismus und der „geistigen Landesverteidigung“ zu dieser affirmativen Gefühlspolitik?

15.6 „Nationale Sendung“: Arbeitspsychologisches Glückswissen in der „völkischen“ NS-Theaterwissenschaft

Eine transnationale Wissenschaftsgeschichte der deutschsprachigen Theaterwissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz, welche die Entwicklung der Fachgeschichte von ihrer akademischen Institutionalisierung über ihre Forschungsgebiete bis zum transnationalen Akteur*innennetzwerk abdecken würde, ist ein Forschungsdesiderat. Die vorliegende Untersuchung bemüht sich, neue Erkenntnisse über das transnationale Netzwerk der deutschsprachigen Theaterwissenschaft während der Zeit des Nationalsozialismus und der „geistigen Landesverteidigung“ in der Schweiz zwischen 1933 und 1945 zu präsentieren. Dabei handelt es sich um einen Forschungsbereich, der erst in den letzten Jahren in den wissenschaftshistorischen Blick der österreichischen und deutschen Theaterwissenschaft gelangte.³⁵⁷ Als Themengebiet der Geschichtswissenschaft werden transnationale Beziehungen der deutschsprachigen Kultur- und Theatergeschichte zwischen NS-Deutschland und der Schweiz während des Zweiten

³⁵⁶ Zur Website: <https://prohelvetia.ch/de/>, 14.12.2020.

³⁵⁷ Zum Forschungsstand in D und AT (eine Auswahl): Klier 1981, Girshausen 1990, Fischer-Lichte 1994, Corsen 1998, Hulfeld 2007, Engelhart 2008, Peter und Payr 2008, Kirschstein 2009, Nieß 2010, Müller und Nottscheid 2011, Hochholding-Reiterer 2014.

Weltkriegs noch immer mehrheitlich marginalisiert.³⁵⁸ Die Schweizer Fachgeschichte der Theaterwissenschaft ist ein Forschungsdesiderat (s. Kap. 2.4).³⁵⁹

Die vorliegende Untersuchung konnte bereits in den vorangegangenen Kapiteln (15.1.–15.5) aufzeigen, dass die von der NS-Theaterpolitik geforderte theaterästhetische Glückserfahrung in einer wissenshistorischen Kontinuität zur arbeits- und massenpsychologischen Moralvorstellung der „geistigen Landesverteidigung“ sowie zur „rassenhygienischen“ NS-Arbeitsideologie „Kraft durch Freude“ stand. Das vorliegende Kapitel wird exemplarisch veranschaulichen, welchen Einfluss die „Massenpsychologie“³⁶⁰, die Arbeitspsychologie und die „Völkerpsychologie“³⁶¹ auf die theaterwissenschaftliche Forschung in NS-Deutschland und in der Schweiz hatten. Diesem Ansatz liegt die Forschungsfrage nach der transnationalen Wissenszirkulation von massen- und arbeitspsychologischem Glückswissen in der Theaterwissenschaft zugrunde.

Konkret wird die Frage geklärt, auf welchem Wissen eine NS-Theaterästhetik als „nationale Sendung“³⁶² einer affirmativen Gefühlspolitik 1. im Vergleich zu massen- und arbeitspsychologischen Forschungsansätzen 2. im Unterschied zu theaterästhetischen Wirkungskonzepten der Weimarer Republik und 3. in transnationaler Wissenszirkulation zur Schweizer Theaterwissenschaft beruhte. Das Ziel der Untersuchung ist, den Wandel des theaterwissenschaftlichen Wissensdiskurses über eine glückverheißende Theaterästhetik zwischen der Weimarer Republik und NS-Deutschland aufzuzeigen und *Ähnlichkeiten* und *Unterschiede* herauszuarbeiten, um diese im Kontext der Theaterpolitik des Nationalsozialismus und der „geistigen Landesverteidigung“ wissenshistorisch analysieren zu können.

Exemplarisch sollen in den Kapiteln 15.6 und 15.7. wissenshistorische Vergleiche zwischen den deutschen und österreichischen Theaterwissenschaftlern Max Herrmann (Berlin), Artur Kutscher (München), Julius Petersen (Berlin), Heinz Kindermann (Wien), Arnulf Perger (Graz/Wien/Prag) und den an der Universität

358 Zu Schweizer Theaterpolitik, Festspielkultur und Theaterschaffenden als transnationale Geschichte mit Blick auf NS-Deutschland vgl. u. a. Kreis 1988, Wüest 1990, Amstutz, Käser-Leisibach und Stern 2000, Amrein 2004, Schulz 2012, Hodler 2016.

359 Zum Forschungsstand für die Schweizer Fachgeschichte der Theaterwissenschaft vgl. Engler 1990, vgl. Hochholdinger-Reiterer 2015, Marinucci 2018, Haffter 2021 (im Druck).

360 Vgl. u. a. Gustav Le Bon, „Psychologie des Foules“, Paris 1895, vgl. Le Bon 2008.

361 Vgl. u. a. Wilhelm Wundt, „Die Kunst. Eine Untersuchung der Entwicklung von Sprache, Mythos und Sitte“, 3. Band seiner „Völkerpsychologie“ von 1903, vgl. Wundt 1919. Wundt rezipiert bei Kutscher, vgl. Kutscher 1932, 23, 88–90, Fußnoten 25, 33, 57.

362 Zur „nationalen Sendung“ in der NS-Theaterwissenschaft vgl. u. a. Kindermann 1933. Vgl. Nation und Erbe. In: Hochholdinger-Reiterer 2014, 281–406. Zur „nationalen Sendung“ der „geistigen Landesverteidigung“ vgl. u. a. NZZ-Artikel „Sinn und Sendung der Schweiz“, N.N. 1938.

Zürich lehrenden Schweizer Dozenten Oskar Eberle (1902–1956) und Emil Ermatinger (1873–1953) herausgearbeitet werden. Der vorliegende Vergleich erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielmehr soll auf ein Forschungsdesiderat der transnationalen Wissenschaftsgeschichte zwischen NS-Deutschland, der Schweiz (und ab 1938 der „Ostmark“ [Österreich]) aufmerksam gemacht werden, das zu weiterführenden Untersuchungen anregen soll. Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet der Fokus auf NS-Deutschland, welcher zur Schweiz überleiten wird.

„Theater“ war im Untersuchungszeitraum 1933–1945 sowohl in NS-Deutschland als auch in der Schweiz ein *Leitmedium*.³⁶³ Als Instrument einer politischen Wissenskultur hatte „Theater“, neben Film und Rundfunk, eine *emotionspolitische* Bedeutung. Das Auftreten und der Sprachstil von Politiker*innen auf der Rednerbühne sowie deren Entfaltungspotential einer massenpsychologischen Wirkungsmacht wurden von Rhetoriktheorien mit einem (gelungenen) Auftritt von Schauspieler*innen verglichen.³⁶⁴ Die Arbeitspsychologin Baumgarten geht beispielsweise im Kapitel über den „Begriff des Führers“ exemplarisch auf die „schauspielerische Begabung“ eines Führungstypus ein, der „eine starke Suggestivkraft, Listigkeit und Fähigkeit zu täuschen“ besäße, was zur Folge habe, dass er „eine beliebige Rolle je nach den Umständen zu spielen“ wisse.³⁶⁵ Vom Standpunkt des Publikums wurde der Auftritt der politischen Redner*innen mit einer mehr oder weniger nachvollziehbaren Rollenverkörperung verglichen.³⁶⁶

Bereits Gustav Le Bon nutzte eine spezifische „Theater“-Metapher, um die Suggestionskraft der „Massenpsychologie“ zu veranschaulichen. Dabei spielte psychopolitisches Glückswissen aus der antiken Gefühlspolitik zur Beschreibung der „Massenseele“ eine entscheidende Bedeutung:

„Die Massen können nur in Bildern denken und sich nur durch Bilder beeinflussen. Nur diese schrecken oder verführen sie und werden zu Ursachen ihrer Taten. Darum haben auch Theatervorstellungen, die das Bild in seiner klarsten Form geben, stets einen ungeheuren Einfluß auf die Massen. Für den römischen Pöbel bildeten einst Brot und Spiele das Glücksideal. Dies Ideal hat im Laufe der Zeit wenig geändert. Nichts erregt die Phantasie des Volkes so stark wie ein Theaterstück. Alle Versammelten empfinden gleichzeitig dieselben Gefühle, und wenn sie sich nicht sofort in Taten umsetzen, so geschieht das nur, weil auch der unbewußte Zuschauer nicht im Zweifel sein kann, daß er das Opfer einer Täuschung ist

363 Vgl. Fischer-Lichte 1994.

364 Vgl. Mennen 2013, 129 f.

365 Vgl. Baumgarten 1944, 109. Der amerikanische Soziologe Ervin Goffman baute die „Theater“-Metapher in seiner Studie „Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag“ (1956) weiter aus, vgl. Goffman 2006.

366 Vgl. Mennen 2013, 130.

und über eingebildete Abenteuer geweint oder gelacht hat. Manchmal jedoch sind die Gefühle, die durch diese Bilder suggeriert werden, stark genug, um wie die gewöhnlichen Suggestionen danach zu streben, sich in Taten umzusetzen. Man hat schon oft die Geschichte von jenem Volkstheater erzählt, das den Schauspieler, der den Verräter spielte, nach Schluß der Vorstellung schützen mußte, um ihn den Angriffen der über seine vermeintlichen Verbrechen empörten Zuschauer zu entziehen. Das ist meiner Meinung nach eins der treffendsten Beispiele für den geistigen Zustand der Massen, und besonders für die Leichtigkeit, mit der man sie beeinflusst. Das Unwirkliche ist in ihren Augen fast ebenso wichtig wie das Wirkliche. Sie haben eine auffallende Neigung, keinen Unterschied zu machen. In der Phantasie des Volkes ist die Macht der Eroberer und die Kraft der Staaten begründet. Wenn man auf sie Eindruck macht, reißt man die Massen mit.“³⁶⁷

Le Bon verknüpft in dieser Passage ein hegemonial konstruiertes Glückswissen über das Mobilisierungspotential der theaterästhetischen Massenpsychologie mit einer antiken emotionspolitischen Gefühlskultur eines Glücksideals aus *Brot und Spielen*. Das Volkstheater als Schaubühne einer affirmativen Gefühlspolitik besäße ein vergleichbares psychopolitisches Potential. Die machtpolitische Selbstdarstellung „der Eroberer“ sollte über die massenpsychologische „Phantasie des Volkes“ eine emotionspolitische *Suggestion*, *Emotionalisierung* und *Mobilisierung* der „Massen“ bewirken.

Gelang es einer Rednerperson eine emotionspolitische Einfühlung³⁶⁸ beim Publikum zu erwecken, sei ihm der politische Erfolg sicher, wie Hitler in Referenz auf Le Bon behauptete: Die propagandistische Gefühlspolitik, so Hitler, sei *allein* „auf das Fühlen der Masse“ ausgerichtet. Darin läge ihre massenpsychologische Wirkungsmacht und ihr „durchschlagende[r] [...] Erfolg.“³⁶⁹

Schon der Soziologe Max Weber hatte, wie bereits im I. Hauptteil der vorliegenden Untersuchung gezeigt wurde, die Bedeutung der massenpsychologischen Wirkungsmacht „durch Erziehung zur ‚Einfühlung‘ der Geführten in den Willen des Führenden“ betont.³⁷⁰ Der Nationalsozialist Faber führte wiederum im emotionspolitischen Kontext der arbeitspsychologischen Selbstdisziplinierung zur „Kraft durch Freude“ im „NS-Arbeitsdienst“ seiner Leserschaft vor Augen, dass „das lebensferne Bücherwissen [...] wertlos“ sei, „wenn es nicht durch Einfühlung

367 Le Bon 2008, 49 f.

368 Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Vorstellung eines „somatischen Ansteckungsvorgangs“ zunehmend vom Konzept der „Einfühlung in verschiedene Personen“, wie sie in Friedrich Theodor Vischers (1846–1858) „Ästhetik“ entworfen wurde, ergänzt. Vgl. Fischer-Lichte 2014b, 101 f.

369 Vgl. Hitler 2016b, 499.

370 Vgl. Weber 2009b, 164.

und Einfügung in die Geschehnisse des tatsächlichen Lebens Sinn und Berechtigung erhält!“³⁷¹

Vor dem Hintergrund von Hitlers Rezeption der massen- und arbeitspsychologischen Forschung (u. a. bei Gustav Le Bon) und der propagierten Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ stellt sich die Frage, inwieweit ein massenpsychologisches Glückswissen als arbeitspsychologisches Machtinstrument in Hitlers Theaterpolitik Eingang fand – und zu welchem Zweck.

Hitler war sich des Potentials der darstellenden Künste als Propagandainstrument seiner Gefühlspolitik bewusst, insbesondere wenn es sich um *Theateraufführungen* handelte. Er, der sich in „Mein Kampf“ sowohl als „politischer“ als auch „künstlerischer“ „Revolutionär“ bezeichnete, hatte bereits als Jugendlicher in Linz die beglückende Wirkungsmacht einer Schauspiel- und Opernaufführung am eignen Leib erfahren:

„War ich so frühzeitig zum politischen ‚Revolutionär‘ geworden, so nicht minder früh auch zum ‚künstlerischen‘. Die oberösterreichische Landeshauptstadt besaß damals ein verhältnismäßig nicht schlechtes Theater. Gespielt wurde so ziemlich alles. Mit zwölf Jahren sah ich da zum ersten Male ‚Wilhelm Tell‘, wenige Monate darauf als erste Oper meines Lebens ‚Lohengrin‘. Mit einem Schlag war ich gefesselt. Die jugendliche Begeisterung für den Bayreuther Meister [Richard Wagner] kannte keine Grenzen. Immer wieder zog es mich zu seinen Werken, und ich empfinde es heute als besonderes Glück, daß mir durch die Bescheidenheit der provinziellen Aufführung die Möglichkeit einer späteren Steigerung erhalten blieb. Dies alles festigte, besonders nach Überwindung der Flegeljahre [...], meine tiefinnere Abneigung gegen einen Beruf, wie ihn der Vater für mich gewählt hatte. Immer mehr kam ich zur Überzeugung, daß ich als Beamter niemals glücklich werden würde.“³⁷²

Inspiziert von Schillers Drama über den legendenumwobenen Schweizer Freiheitskämpfer Wilhelm Tell und der Wagnerschen Opernerzählung über den Gralstritter Lohengrin, schien Hitler beglückende Theatererlebnisse erfahren zu haben. Ohne diese Textpassage überbewerten zu wollen, hätten, laut Hitler, diese auf der Bühne vorgetragenen Heldengeschichten bei ihm eine *theaterästhetische Einfühlung* in die dargestellte Handlung bewirkt. Die aus einer glückverheißenden Theatererfahrung erwachte (Selbst-)Erkenntnis schien Hitler *autosuggestiv* zu einer arbeitspsychologischen Nachahmung angeregt zu haben. Als Zwanzigjähriger habe er aufgrund seiner affirmativen Theatererfahrungen zu wissen geglaubt, dass er sein berufliches „Glück“ in emanzipatorischer Abgrenzung vom Vater *nicht* im Beamtenstatus finden würde. Auf den ersten Blick mag Hitlers individuell ausgerichtetes arbeitspsychologisches Glückswissen im Hinblick auf die *kollekt-*

371 Vgl. Faber 1934, 25 f.

372 Hitler 2016a, 121 [14].

tivistisch ausgerichtete NS-Gefühlkultur erstaunen. Ausgehend von den vorliegenden Untersuchungen (Kap. 8–14) zur Wissensgeschichte einer autosuggestiven Ratgeberkultur im Kontext arbeitspsychologischen Glückswissens über Selbstdisziplinierung, Leistungsorientiertheit und eine charakterologische Persönlichkeitskultur wird an Hitlers autobiografischer Schilderung einer prägenden Theatererfahrung die *Gleichzeitigkeit der Ambivalenz* aus Wandel und Kontinuität von Glückswissen deutlich.

Hitlers Aussagen über eine selbsterzieherische Wirkungsmacht eines affirmativen Theatererlebnisses und das emotionspolitische Identifikationspotential der Zuschauer*innen mit einer Theaterfigur (im Falle Hitlers u. a. mit dem Schweizer Freiheitskämpfer Wilhelm Tell) rufen Schillers Worte in Erinnerung:

„Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weißheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein fehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele.“³⁷³

Wie *ambivalent* Schillers Ansichten über die „Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ rezipiert werden konnten, hat Hitlers pervertierte Auffassung über die Aufgabe der Theaterpolitik in den vorangegangenen Kapiteln bereits gezeigt. Sich in gewisser Weise an seinen mystischen Helden Vorbildern (Tell und Lohengrin) orientierend, sah sich der zukünftige Diktator fatalerweise als ein „politische[r] ,Revolutionär“, welcher Europa in die Abgründe des Zweiten Weltkriegs und des Holocausts stürzen sollte.

Politiker*innen aller Couleur besaßen seit spätestens der Antike ein veritables Interesse daran, das theaterästhetische Wissen über eine massenpsychologische Wirkungsmacht beim Publikum für ihre machtpolitischen Zwecke nutzbar zu machen.³⁷⁴ Im NS-Regime wurden die Bereiche Theater und Politik in wissenshistorischer Kontinuität zur sozialistischen und kommunistischen Kulturbewegung *umgedeutet*.

Welche Absichten verfolgte die junge Disziplin der Theaterwissenschaft vor diesem Hintergrund? War es von Beginn ihrer akademischen Institutionalisierung an ihr Ziel gewesen, eine massenpsychologische Grundlage für ein „politisches Theater“³⁷⁵ zu liefern und sich in dessen Dienst zu stellen? Das Gegenteil war der Fall. Ein exemplarischer Blick auf den fragmentarisch erhaltenen Vortrag des Berliner Institutsgründers Max Herrmann (1865–1942) vom 27. Juni 1920, gehalten

³⁷³ Schiller 1962a, 95.

³⁷⁴ Vgl. Baumgarten 1944, 109.

³⁷⁵ Piscator 1929. Zum „Politischen Theater“ bei Piscator vgl. u. a. Jung 2007, Fischer-Lichte 2014c, 259, Marx 2020. S. auch Kap. 16.3.

vor der „Gesellschaft der Freunde und Förderer des theaterwissenschaftlichen Instituts an der Universität Berlin“, macht deutlich, dass Herrmann, wenn er „Über die Aufgaben eines theaterwissenschaftlichen Instituts“ sprach, im Wesentlichen drei wissenschaftliche Aufgabenfelder skizzierte: 1. die „Beschäftigung mit der Praxis des gegenwärtigen Theaters“³⁷⁶, 2. die Theatergeschichtsschreibung und 3. die „*wissenschaftliche* Schulung und Berufsvorbereitung“ der Studierenden für spätere Theaterberufe (u. a. Theaterkritik, Intendanz, Dramaturgie).³⁷⁷

Max Herrmanns Einfluss auf die theaterwissenschaftliche Forschung und deren Weiterentwicklung wurde aus antisemitischen Gründen im NS-Regime seit 1933 unterbunden. Im September 1942 wurde der Pionier der deutschsprachigen Theaterwissenschaft gemeinsam mit seiner Ehefrau nach Theresienstadt deportiert, wo er zwei Monate später starb.³⁷⁸ Die Danksagungen in den Doktorarbeiten aus der NS-Zeit bezeugen, welch nachhaltigen Eindruck der Gründer des Berliner Instituts bei ehemaligen Student*innen und mittlerweile überzeugten NS-Theaterwissenschaftler*innen hinterlassen hatte.³⁷⁹

Die NS-Theaterpolitik wiederum machte sich nach 1933 jene junge akademische Disziplin zu Nutze, die sich nicht in erster Linie mit dem *Drama* als *literarischem* Text, sondern mit der *Theateraufführung* als „Kunstwerk“ auseinandersetzte: die *Theaterwissenschaft*. Bereits der Berliner Institutsgründer Herrmann hatte den Gegenstand der Theaterwissenschaft, in Abgrenzung zur Germanistik, definiert, indem er die *Theateraufführung* als ästhetisch autonomes „Kunstwerk“ zum zentralen Untersuchungsgegenstand der Theaterwissenschaft erhob.³⁸⁰

„Was ist das Drama seinem Wesen nach? Ein Kunstwerk. Das Kunstwerk ist eine Entladung des Gefühls. Die Mitteilung des Gefühls geschieht 1. durch Ausdruckskunst (das Gefühl selber wird gezeigt) (z. B. Musik), 2. durch Symbol (z. B. bildende Kunst). Dazwischen steht die Dichtkunst. [...]“³⁸¹

Mit Blick auf die Untersuchung einer emotionspolitisch ausgerichteten Theaterpolitik ist Herrmanns Definition vom „Wesen“ des „Dramas“ *emotionshistorisch* aufschlussreich³⁸²:

376 Vgl. Herrmann 1981, 18.

377 Vgl. ebd., 23.

378 Vgl. Corssen 1998, 84 f.

379 Z. B. die Danksagung von Adolf Gentsch in Herrmanns Todesjahr 1942.

380 Vgl. Birkenhauer 2014, 413.

381 Herrmann 1998b, 282. Bei Max Herrmanns Vorlesungsteil „Über die Theaterkunst“ handelt es sich um eine Mitschrift von Johannes Günter an der Lessing-Hochschule im Februar/März 1918.

382 Vgl. Corssen 1998.

„[...] Das Drama ist ein Kunstwerk, das das Gefühl ausdrückt, indem nur handelnde, redende Menschen gezeigt werden. So ist das Drama als Zweig der Dichtkunst, an sich ohne Theater möglich.“³⁸³

Herrmann definiert „Theater“ als ein „*socials Spiel*“³⁸⁴, das eine „Entladung des Gefühls“ kennzeichne. Der Theaterwissenschaftler argumentiert aus einer entwicklungsgeschichtlichen Denkrichtung heraus, dass er ein glückverheißendes Theatererlebnis in den „ersten Entwicklungsstücken, (z. B. den Vorkünsten der griechischen Völker)“ theaterhistorisch nachweisen könne:

„Ein Spiel ist es, ein Genießen des *ganzen Volkes* oder einer ganzen Menge an *Nachbildung der Wirklichkeit* aus gemeinsamer Freude daran. Zu dieser gemeinsamen Freude gehört der Charakter des Festgenusses, das lyrisch-musikalische Element des Theaters [...] alle können mitsingen.“³⁸⁵

Herrmann bezeichnet „Theater“ als ein „soziales Spiel“³⁸⁶, welches „ein Genießen des ganzen Volkes oder einer ganzen Menge an *Nachbildung der Wirklichkeit* aus gemeinsamer Freude daran“ kennzeichnen könne. Die „heutigen Lustspiele[...]“ mit ihren wiederkehrenden „Theater-Motiven“ (z. B. der Heirat als Zeichen für ein *happy end*) seien exemplarisch für den „conservierte[n] Charakter des Theaters“ als Teil einer theaterästhetischen Gefühlskultur.³⁸⁷

Es stellt sich die Frage: Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede bestanden zur NS-theaterwissenschaftlichen Wirkungstheorie? Dies soll in einem exemplarischen Vergleich zwischen Herrmanns Publikumstheorie und der des Mitbegründers des „Zentralinstituts für Theaterwissenschaft“, Heinz Kindermann, gezeigt werden.

Die „Publikumsseele“ beschreibt Herrmann als eine spezifische Form der „Massenpsychologie“:

„Die Gesamtseele des Th.P besteht aus vielen Einzelseelen. Aber durch die Zusammensetzung der einzelnen entsteht nicht etwas vollkommen Neues. Die Erscheinung der Massen-

383 Herrmann 1998b, 282f.

384 Vgl. ebd., 283.

385 Ebd.

386 Aus dem Vortrag „Über die Aufgaben eines theaterwissenschaftlichen Instituts“, Berlin, 27.06.1920 auf Einladung der „Gesellschaft der Freunde und Förderer des theaterwissenschaftlichen Instituts der Universität Berlin“, nach einem Stenogramm: „Diesen Ur-Sinn des Theaters kann ich leider nur ganz kurz andeuten. Er besteht darin, daß das Theater ein soziales Spiel war, – ein Spiel Aller für Alle. Ein Spiel, in dem Alle Teilnehmer sind, – Teilnehmer und Zuschauer. Nachahmung der Wirklichkeit. Komik gemeinsamer Genuß [...]“, vgl. Herrmann 1981, 19.

387 Vgl. Herrmann 1998b, 285.

psyche (in unserem Fall der Publikumsseele) müssen auch im einzelnen vorkommen. Aber wir beobachten nicht eine Addition der gleichen Erscheinungen der verschiedenen Einzel-seelen, sondern eine merkwürdige Verschiebung ist zu constatieren.“³⁸⁸

Herrmann betont in seinem massenpsychologischen Konzept einer „Publikumsseele“, im Unterschied zu den später nationalsozialistisch ausgerichteten Theaterwissenschaftlern wie beispielweise Heinz Kindermann, nicht in erster Linie eine romantizistische, mystisch verklärte und kulturnationalistische „Verzauberung“ oder biologistische „Verwandlung“ des „Ich-Zuschauers“, der durch die „gemeinschaftsbildende Kraft des Theaters“ zu einer homogenen „Einheit“ verschmelze.³⁸⁹ Kindermanns theaterästhetischer Wirkungstheorie im Dienst der NS-Theaterpolitik liegt eine nationalistische „Sendung“³⁹⁰ eines „volksbewußt geführten Theater[s] [...] im ständigen Ringen um die Bewahrung der rassischen und völkischen Art [...]“ zugrunde.³⁹¹ Herrmann legt, im Unterschied zu Kindermann, Wert auf die verschiedenen „Einzelseelen“, welche gerade *keine* „Addition der gleichen Erscheinungen“ als theaterästhetische „Gesamtseele“ bilden würden.

Welche theaterästhetische Publikumstheorie entwickelte Herrmann zur Zeit der Weimarer Republik? Bei Herrmann ist die Voraussetzung für ein ästhetisches Theatererlebnis das Zustandekommen einer „merkwürdige[n] Verschiebung“, die auf den Ebenen des „Denken[s]“, „Wollen[s]“ und „Fühlen[s] der Seele des Publikums“ stattfindet.³⁹² Ob diese „Verschiebung“ theaterästhetische Wirkung zeige, hänge einerseits von der Intention der „Massensuggestion“, andererseits von der Zusammensetzung des Theaterpublikums (Stadt oder Land) ab, „in den verschiedenen Theatern einer Stadt, in den verschiedenen Rängen eines Theaters. Auch verschiedene sociale, rassenmäßige + standes-Zusammensetzungen.“³⁹³ Herrmann geht so weit zu behaupten, dass die massenpsychologische Wirkungsmacht eines Theatererlebnisses von „rassenmäßige[n]“ Konstellationen des Theaterpublikums abhängt, womit die fachhistorisch relevante Frage gestellt werden muss, inwieweit die NS-Theaterwissenschaft Herrmanns Wirkungstheorie

388 Ebd., 287.

389 Vgl. Kindermann 1943a, 9 f.

390 Mehr zum kulturnationalistischen ‚Sendungsbewußtsein‘ bei Kindermann vgl. Kindermann 1944. Vgl. Nation und Erbe. In: Hochholdinger-Reiterer 2014, 281–406.

391 Vgl. Kindermann 1943a, 9.

392 Vgl. Herrmann 1998b, 287.

393 Vgl. ebd.

über eine Massenpsychologie des Theaterpublikums womöglich rezipierte hatte.³⁹⁴

Wie entfaltete sich eine massenpsychologische Wirkungsästhetik während einer Aufführung gemäß Herrmann? Drei „Verschiebungen“ kennzeichnen Herrmanns massenpsychologische Theaterästhetik: 1. eine Senkung des „Niveaus des [Denkens]“, 2. ein Anstieg des „sittliche[n] Wollen[s]“, 3. eine „Hebung“ des „Gefühl[s]“. ³⁹⁵ Alle drei theaterästhetischen Ebenen sind für eine wissenshistorische Untersuchung einer affirmativen Gefühlspolitik erkenntnisreich: Aus einer theaterwissenschaftlichen Perspektive benennt Herrmann drei theaterästhetische Merkmale: 1. die *Autosuggestion*, 2. die *Selbstdisziplinierung* und 3. die *affektive Mobilisierung*. Die bereits in den vorangegangenen Kapiteln herausgearbeiteten Glückswissensbestände aus der *autosuggestiven* Ratgeberliteratur sowie der *leistungsorientierten* Arbeits- und *emotionsorientierten* Massenpsychologie werden bei Herrmann um eine *wirkungsästhetische* Ebene mit Blick auf die „Publikumsseele“ ergänzt:

„Das Niveau des [Denkens] wird nach unten gedrückt. Der Dichter darf einerseits dem [...] aufzuführenden Stück[...] nicht allzu viel zumuten [...], andererseits sind [tiefgreifende] Motivierungen nicht nötig, aber deutlich müssen die [Sachen] dem Zuschauer gemacht werden, wenn nötig durch oftmaliges Wiederholen und grelles Unterstreichen.“³⁹⁶

Welche Beweggründe für einen Theaterbesuch waren dem Theaterwissenschaftler bekannt und welche Reaktionen beobachtete er in der Regel nach einer Aufführung beim Publikum?

„[...] das Publikum geht ins Theater, um sich zu amüsieren, zu unterhalten, nach dem Abend redet man viel weniger vom Drama als vom Schauspieler: die [Poppe] hat die und die Rolle wieder sehr gut gegeben oder so ähnlich.“³⁹⁷

Herrmann nennt triviale Beweggründe für einen Theaterbesuch. Doch hatte das Publikum noch eine andere theaterästhetische Funktion während der Aufführung?

³⁹⁴ Weiterführende Forschungen müssten der Frage nach der NS-Rezeptionsgeschichte von Herrmanns Wirkungstheorie systematisch nachgehen. Mehr zur soziologischen Untersuchung ‚des Theaters‘ vgl. Bab 1930.

³⁹⁵ Vgl. Herrmann 1998b, 287.

³⁹⁶ Ebd., 287.

³⁹⁷ Ebd., 283.

„Das Publikum ist als mitspielender Faktor beteiligt. Das Publikum ist sozusagen Schöpfer der Theaterkunst. Es bleiben so viele Teilvertreter übrig [,] die das Theater-Fest bilden, so daß der soziale Grundcharakter nicht verloren geht. Es ist beim Theater immer eine soziale Gemeinde vorhanden.“³⁹⁸

Dem Publikum als „mitspielende[m] Faktor“ spricht Herrmann die ‚Rolle‘ als „Schöpfer der Theaterkunst“ zu.

Bewertet Herrmann diesen Umstand ähnlich pejorativ wie es der Massenpsychologe Le Bons in abschätziger Haltung gegenüber „der Masse“ tut? Im Gegenteil: Herrmann geht in seiner Vorlesung „Über die Theaterkunst“, wie schon erwähnt, von einer „Gesamtseele des [Theaterpublikums]“ aus, die sich, ähnlich wie später bei Wilhelm Reich, aus „Massenindividuen“ zusammensetzt. Im Unterschied zur Vereinzelung ist für Herrmann, in wissenshistorischer Kontinuität zu Theodor Lessing, die *gemeinschaftsstiftende* Suggestionskraft³⁹⁹ im Publikum wesentlich für die Konstitution eines „theatrale[n] Raumerlebnis[ses]“:

„Jene schöpferische, mitschöpferische Tätigkeit des Publikums an allem schauspielerischen Spiel besteht zu allertiefst in einem heimlichen Nachleben, in einer schattenhaften Nachbildung der schauspielerischen Leistung [...], in einem geheimen Drang, die gleichen Bewegungen auszuführen, den gleichen Stimmklang in der Kehle hervorbringen. Den wenigsten Zuschauern ist dieser Hergang bewußt [...]“⁴⁰⁰

Theaterwissenschaft kann nach Herrmann als eine Wissenschaft des „theatrale[n] Raumerlebnis[ses]“ einer „Gesamtseele des [Theaterpublikums als „soziale Gemeinde“]“ begriffen werden.⁴⁰¹

Einige Vertreter*innen der NS-Theaterwissenschaft nahmen nach 1933 eine emotionspolitische Umdeutung der theaterästhetischen Wirkungstheorien vor. Emotionspolitische Aspekte der nationalsozialistischen Wissenstransformation im Dienst der NS-Theaterpolitik wurden im Kapitel 15.4 anhand Herrmanns ehemaliger Studierender, Gentsch und Labus, schon aufgezeigt. In der Folge werden weitere emotionspolitische Aspekte bei seinen Fachkollegen Kutscher, Petersen, Kindermann und Perger, mit Blick auf einen „völkerpsychologischen“ und arbeitspsychologischen Ansatz in der Theaterwissenschaft, untersucht.

398 Herrmann 1981, 19.

399 Zu Theodor Lessings suggestiver Wirkungstheorie der „Theater-Seele“ vgl. Lessing 1907, 24–27.

400 Herrmann 1998a, 159.

401 Vgl. Herrmann 1981, 15.

Der „Mimus“⁴⁰² gilt für Kutscher 1936 als „die selbstständige und wesentliche Ausdruckskraft des Theaters“.⁴⁰³ In Anlehnung u. a. an den nationalsozialistischen „Volkskundler“ und Germanisten Robert Petsch (1875–1945) geht Kutscher davon aus, dass die „Entstehung des Dramas aus dem Mimus“ erfolgt sei.⁴⁰⁴ In Referenz zu Herrmann zieht Kutscher wiederum folgende Schlussfolgerung für die Methodik der Theaterwissenschaft:

„Nur aus ihrem eigenen Gegenstände kann sich die Methode einer Wissenschaft bestimmen, d. h. in diesem Fall: *der Mimus*⁴⁰⁵ hat Mittelpunkt der Theaterwissenschaft zu sein. [...] Ihre Methode umspannt alles, was zur Wissenschaft als solcher gehört, und was mit wissenschaftlichen Mitteln ergriffen werden kann. Max Herrmann war hauptsächlich um ihre Anwendung bemüht.“⁴⁰⁶

Im Gegensatz zu Herrmann gilt Kutschers besonderes Interesse der „*Volkskunde*“.⁴⁰⁷ Letztere zählt Kutscher neben der Kunst- und Musikwissenschaft zu den „Hilfswissenschaften“ der Theaterwissenschaft:

„Sonst kann als Hilfswissenschaft nur noch die *Volkskunde* bezeichnet werden, der es um Erforschung von Lebensgesetzen, von Sitten und Bräuchen der natürlichen Volksgruppen, vor allem des Bauerntums geht. In Spiel und Tanz läßt sich nicht nur der Ursprung alles Mimischen erkennen, in ihnen läßt sich auch Sinn und Wesen aller Feste begreifen, und für das Theater ein unendlicher Reichtum an volksnahen Motiven und Formen gewinnen in allen zugehörigen Künsten.“⁴⁰⁸

Die Hinwendung zur Methodik der „*Volkskunde*“ begründet Kutscher 1936 als einen Abgrenzungsgestus zu Herrmanns Unterscheidung zwischen der „Theaterkunst“ des „Berufstheaters“ und den „Theaterstücken“ der „*Laien- und Bau-*

402 Zum „Mimus“-Begriff in der Theaterwissenschaft. Vgl. Kotte 2013, 44. S. Kap. 4.1., 15.1.

403 Vgl. Kutscher 1936, 194.

404 Vgl. ebd. Mehr zu den Ursprungsthesen von „Theater“ vgl. Fragen nach den Ursprüngen. In: Kotte 2012, 220–247, insb. 220–225.

405 Kutscher verweist an dieser Stelle auf seine Definition von „Mimus“ im I. Band „Die Elemente des Theaters“ (1932) in Referenz auf Hermann Reich: „Der Begriff des *Dramatischen* ist bereits im Tanz und Pantomime rein ausgeprägt. *Das Mimische ist Urbestand alles Dramatischen, allerdings auch sein künstlerisches Minimum.* Eine Steigerung und Bereicherung – über Tanz und Pantomime hinaus – erfährt es im *Mimus*. [...] Unser Interesse hat der Mimus zunächst deswegen, weil er die ältestüberlieferte Bühnenhandlung bedeutet. Herrmann Reich hat uns seine unschätzbare Untersuchung [Reich 1903] geschenkt.“ Vgl. Kutscher 1932, 81.

406 Kutscher 1936, 194f.

407 Vgl. ebd., 210f.

408 Ebd., 211.

ernbühne“, die angeblich keinen Untersuchungsgegenstand der Theaterwissenschaft darstellten:

„Max Herrmann verweist die *Laien- und Bauernbühne* aus der Theaterwissenschaft in die Kulturwissenschaft. Liebhabertheater haben für ihn mit ‚Kunst‘ nichts zu tun und gehören nicht in den Bereich seiner Wissenschaft. Ich bin der Überzeugung, daß das Berufstheater wie das Laientheater in unseren Bereich gehören, weil beide aus der gleichen Wurzten stammen, aus dem Mimus, und nicht artverschieden sind, sondern nur gradverschieden.“⁴⁰⁹

Herrmann stand einer theaterwissenschaftlichen „Volkskunde“, die nach einer mystischen Ursprungsgeschichte des „Mimus“ suchte, wie im Falle Hermann Reichs, tatsächlich skeptisch gegenüber.⁴¹⁰ Der Erscheinungsform der Laienspiele räumte Herrmann jedoch auf der Grundlage seines ‚weiten‘ Theaterbegriffs und seiner theaterästhetischen Wirkungstheorie, entgegen der Behauptung Kutschers, einen Platz innerhalb der Theaterwissenschaft ein. In Herrmanns Antragschreiben um „Errichtung eines Theaterwissenschaftlichen Instituts an der Universität Berlin“ war das *breite* Forschungsfeld der Theaterwissenschaft, einschließlich „der Volksunterhaltung und Volksbildung“, eines seiner erstgenannten universitätspolitischen Argumente *für* die Institutionalisierung der Theaterwissenschaft:

„Mit elementarer Energie macht gerade in unsern Tagen das Theater seine Ansprüche geltend: sowohl in seiner ursprünglichen Funktion als soziales Spiel, als bedeutsames Mittel der Volksunterhaltung und Volksbildung, wie andererseits in seinem Bemühen, dem stärksten Gebilde der Wortkunst, dem Drama zu einer wirkungsreicheren Verlebendigung zu verhelfen.“⁴¹¹

Diesen Umstand verschweigt Kutscher in seinem Vergleich zu Herrmanns ‚Berliner Schule‘ auf der Suche nach einem Distinktionsmerkmal der NS-Theaterwissenschaft.⁴¹²

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die transnationale Wissenszirkulation vor und nach 1933: Zur Legitimation seiner „völkerkundlichen“ Methodik rezipiert Kutscher 1936 seinen ehemaligen Studenten Oskar Eberle, den Schweizer Theaterwissenschaftler, Regisseur und Mitbegründer der SGTK:

409 Ebd., 200.

410 Vgl. Herrmann 1962, 161. Zu „Völkerpsychologie“ und Mimus vgl. Corssen 1998.

411 Max Herrmann an Konrad Haenisch, Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Berlin, Januar 1919, Herrmann 1998c, 292.

412 Vgl. Herrmann 1914, 4.

„Der theaterwissenschaftlichen Forschung sind alle Texte gleich, seien es Dilettantenstücke, Laienspiele, Mimenstücke, Dramen. Was *wir* brauchen, ist keine Geschichte literarischer Spitzenleistungen, sondern eine Geschichte der Theatertexte überhaupt.“⁴¹³

Eberle erläuterte den Gegenstand der Theaterwissenschaft bereits 1928 in seiner Schrift „Theaterwissenschaftliche Grundbegriffe“. In wissenshistorischer Kontinuität griff Eberle dabei auf Herrmanns Unterscheidung zwischen Berufstheater und Laientheater sowie dessen Plädoyer für ein weites, theaterhistoriografisches Untersuchungsfeld zurück, übernahm jedoch von Kutscher dessen fachhistorischen Abgrenzungsgestus:

„Nicht will er [Herrmann] die ganze Theatergeschichte darstellen, sondern nur die Geschichte der Theaterkunst. Danach verweist er die Geschichte der Laienbühne aus der Theaterwissenschaft in die Kulturgeschichte. Liebhaberbühnen haben mit Kunst nichts zu tun und gehören danach nicht in den Bereich der Theaterkunst. Artur Kutschers Theatergeschichte umfasst nicht nur die Kunst der Berufsbühnen, sondern auch das Liebhabertheater.“⁴¹⁴

Neben Kutscher zählte auch Julius Petersen, Herrmanns „arisierte“ Nachfolger an der Berliner Universität, zu denjenigen Theaterwissenschaftler*innen im „Dritten Reich“, welche Herrmanns Werk offen rezipierten und seine theaterwissenschaftliche Pionierleistung derweilen auch verdankten.⁴¹⁵ Die „gleichgeschaltete“ „Gesellschaft für Deutsche Literatur“ beglückwünschte Herrmann beispielsweise 1935 zu seinem 70. Geburtstag. Petersen betont in seinem Festschriftbeitrag zur „Stellung der Theaterwissenschaft“ die *Interdisziplinarität* der Theaterwissenschaft. Die Theaterwissenschaft sollte seiner Ansicht nach zur „völkischen“ Analyse ‚des Theaters‘, das hieße zur Untersuchung des „Charakters“, der „Rasse“ und des „Stils“ eines Volkes vordringen und sich dafür der Methodik der „Völkerpsychologie“, Moralwissenschaft, Erziehungslehre als auch der Charak-

413 Oskar Eberle. 1928. Theaterwissenschaftliche Grundbegriffe. Basel und Freiburg, S. 15, zit. nach Kutscher 1936, 197f.

414 Eberle 1928a, 1.

415 „Max Herrmann, den ausgezeichneten Gelehrten, der verschüttete Quellen wiederaufgedeckt, Geisteszeugnisse neu gedeutet, junge Wissenschaften in ihr Recht gesetzt, der mit ungewöhnlichem Lehrgeschick Tausenden den Weg zur Literatur- und Theaterwissenschaft erschlossen, der alle die in Forschung und Lehramt entfalteten reichen Gaben in den Dienst unserer Gesellschaft gestellt und diese in beinahe zwanzigjähriger Wirksamkeit geleitet, gefördert, angeregt und über bedrohliche Kippen sicher hinweggeführt hat, begrüsst die Gesellschaft für Deutsche Literatur an seinem siebzigsten Geburtstage, herzlichen Glückwunsch mit innigem Dank vereinigend.“ [Glückwunsch zum 70. Geburtstag Max Herrmanns von der Gesellschaft für Deutsche Literatur]. In: Petersen 1935, [o. S.]

terologie und „Hygiene“ bedienen.⁴¹⁶ Sowohl Petersen als auch Kutscher geben in theaterwissenschaftlichen Publikationen, die in der NS-Zeit erschienen, Herrmann als wissenshistorische Referenz an und betonen seine wissenschaftlichen Leistungen zur Etablierung der Theaterwissenschaft als eigenständige Disziplin.⁴¹⁷ Aus antisemitischen Gründen hatte Herrmann jedoch bereits 1933 seinen Lehrstuhl verlassen und in den frühzeitigen Zwangsruhestand treten müssen.⁴¹⁸ Angesichts Herrmanns Deportation ins KZ Theresienstadt, wo er 1942 verstarb, wirken Petersens und Kutschers⁴¹⁹ Gesten der Anerkennung heuchlerisch und grotesk.⁴²⁰ Als wissenschaftlicher Kollaborateur befürwortete Herrmanns Nachfolger am Berliner Lehrstuhl die NS-Theaterpolitik als ein massenpsychologisches Machtinstrument einer affirmativen Gefühlspolitik: „Indem der Staat das Theater an sich nimmt, führt er sein bedeutungsvolles Wirken in die *politische Geschichte* ein“.⁴²¹ Die „gleichgeschaltete“ Einheit aus ‚Theater‘, Politik und Wissenschaft sei laut Petersen untrennbarer Bestandteil der NS-Theaterwissenschaft.

Eine ähnlich ideologiepolitische Argumentation ist beim NS-Theaterwissenschaftler Heinz Kindermann zu finden. Der Mitbegründer des „Zentralinstituts für Theaterwissenschaft“ an der Universität Wien (1943) propagierte in seiner Schrift „Das Burgtheater. Erbe und Sendung eines Nationaltheaters“ (1939) ein rassistisch „völkisches“ Sendungsbewusstsein für ein angeblich theaterhistoriografisches „Erbe“ als „volksformende Kraft im politischen Werdeprozeß der Nation“:

„Daher konnte ich dieses Buch nicht darauf beschränken, vom geschichtlichen Bereich der Vergangenheit her lediglich das Erbe sichtbar zu machen. Es zeigt darüber hinaus auch, von dort ausgehend, die notwendige Sendung im geschichtlichen Raum der Zukunft. Da es aber zu den eigenständigen Erkenntnissen unserer neuen Epoche gehört, die Kunst nicht als Ding an sich, sondern als volksformende Kraft im politischen Werdeprozeß der Nation anzusehen, wurde hier – im Gegensatz zu früheren Darstellungen ähnlicher Art – erstmals der Versuch einer politisch und weltanschaulich begründeten Theatergeschichte unternommen, die von den Grundwerten: Rasse, Volk, Reich ausgeht und gleichzeitig die Sicht für künftige Auf-

416 Vgl. Petersen 1935, 38 f.

417 Kutschers Referenz auf Herrmann in „Stillkunde des Theaters“ (1936), vgl. Kutscher 1936, 175, 189, 195, 198, 200, 202, Fußnoten 216, 221.

418 Vgl. Corssen 1998, 91.

419 „Seinem schweren Ringen um Wissenschaftlichkeit in Theaterangelegenheiten haben nicht nur die Studenten zu danken, die unter seiner Leitung von 1898 bis 1933 fast 50 theatergeschichtliche und dramaturgische Schriften, meist Dissertationen, verfaßt haben, sondern schließlich wir alle.“ Vgl. Kutscher 1936, 190.

420 Vgl. Corssen 1998, 66.

421 Vgl. Petersen 1935, 29.

gaben dieser Erlebnisräume ermöglicht. Wir wissen nun wieder, daß das Theater als Faktor der Volkserziehung und Kulturpolitik nicht leicht überschätzt werden kann.⁴²²

Kindermann betont in seiner Schrift die Bedeutung seines theaterhistorischen Ansatzes einer massenpsychologisch-rassistisch angelegten, „völkerpsychologischen“ Publikumsforschung, welche konstitutiv für den Erkenntnisgewinn über ein affirmatives, theaterästhetisches „Gemeinschaftserlebnis“⁴²³ zwischen „Bühne und Volk“ sei:

„[...] Weil jedoch die Vollendung des theatralischen Geschehens nur von der unlösbaren Dreiheit: Dichtung, Aufführung, Publikum und ihrem wechselseitigen befruchtenden Gemeinschaftserlebnis zustande gebracht werden kann, durfte es nicht allein bei einer Zeichnung von Erbe und Sendung des Hauses [...] bleiben. Vielmehr wurde hier zum erstenmal [sic] unternommen, auch eine Geschichte des Publikums einzubeziehen in den theatralischen Werdeprozeß und in das Bild der weiteren Entwicklung des dauernden Wirkungskreislaufs: Bühne und Volk.“⁴²⁴

Der Theaterwissenschaftler behauptet, dass der „völkerpsychologische“ Ansatz *der* methodische „Schlüssel zum Erfassen der letzten Wurzelbedingungen“ seiner Theatergeschichtsschreibung sei: Aufgrund einer „völkerpsychologischen“ Emotionstheorie könne Kindermann beispielsweise die Bedeutung ergründen, warum die „nordisch-dinarische Haltung [...] die Ostmark-Deutschen zum besten, zum begeisterungsfähigsten Theaterpublikum der ganzen Nation werden“ lasse.⁴²⁵ „Die Erfüllung des theatralischen Kunstwerks hängt ja zu einem wichtigsten Teil auch von diesem aktiven Mitgehen des Publikums ab“⁴²⁶, lautet Kindermanns Prämisse seiner theaterästhetischen Wirkungstheorie.

In Kindermanns rassistischem und „völkercharakterologischem“ Distinktionsversuch einer Theatergeschichtsschreibung über die „Ostmark-Deutschen“ sei es vor allem das Wiener Burgtheater, welches zum Inbegriff eines Schauplatzes von Glückswissen als Teil einer nationalsozialistischen Gefühlspolitik avanciert sei: Als kulturrassistische Einheit einer „deutsch-österreichischen Angelegenheit“ sei mit dem militärstrategischen „Anschluss“ „künstlerische Lebenskraft [...] aus dem ganzen deutschen Raum“ dem Burgtheater ‚geschenkt‘ worden.⁴²⁷ Seit 1938 würde diese affirmative „Lebenskraft“ in Kindermanns kulturbio-

422 Kindermann 1939, 6.

423 Zum „Theater als Gemeinschaftserlebnis“ bei Karl Mayer-Exner vgl. Mayer-Exner 1943.

424 Kindermann 1939, 6.

425 Vgl. ebd.

426 Ebd.

427 Vgl. Kindermann 1944, 5.

tischem Verständnis eines gefühlspolitischen Lebenskreislaufmodells „von der begeisterungsfähigen Theaterstadt Wien her – wieder an den ganzen deutschen Raum“ und an zukünftige Generationen weitergegeben werden.⁴²⁸

„Bei dieser glücklichen Voraussetzung muß eingesetzt werden. Das große künstlerische Ziel des Burgtheaters, wieder der ganzen Nation zu dienen, ist erst erreicht, wenn *jeder* Wiener Hitlerjunge, wenn *jedes* BDM-Mädel, woher immer sie sozial kommen mögen, das Bewußtsein hat: *unser* Burgtheater!“⁴²⁹

Den „Lehrern“ und „Schulungsleite[rn] aller Parteiformationen“ käme die gefühlspolitische Erziehungsaufgabe zu, einer in der gemeinschaftsstiftenden „Volksgemeinschaft“ soziale Unterschiede überwindenden „Jugend“ vom Wissen eines „Burgtheater-Erlebniss[es]“ als Teil einer „deutsch-österreichischen“ Gefühlkultur zu berichten:

„Ist es nicht unschätzbar wichtig, daß sie der Jugend mit leuchtenden Augen von diesem großen Burgtheater-Erlebnis erzählen können und wieder und wieder in neuen Generationen die Sehnsucht wecken nach dem Größten, das uns die Muttersprache, das uns deutsche Dichter aller Jahrhunderte schenkten? Ich meine aber auch die Schulungsleiter aller Parteiformationen. Auch ihnen sollte dieser Weg ermöglicht werden; auch sie sollten erfüllt sein vom Gedanken: ‚*unser* Burgtheater‘ und das Wissen um diesen beglückenden Besitz weitergeben an alle, die guten Willens sind, ihn zu teilen.“⁴³⁰

Ziel dieser theaterwissenschaftlich geförderten Wissenspolitik sei, eine autosuggestive und leistungsorientierte Verbundenheit mit dem kulturellen wie auch rassistischen Konzept des „großen Burgtheater-Erlebniss[es]“ bei den Zuschauer*innen zu bewirken.

„Aus solchen Erwägungen schuf das Reichserziehungsministerium im April 1943 in der traditionsreichen Theaterstadt des deutschen Volksraumes, in Wien, ein *Zentralinstitut für Theaterwissenschaft*.“⁴³¹

Kindermann bezeichnet seine Forschungstätigkeit als eine „Lebendige Theaterwissenschaft“.⁴³² Angesichts des Holocausts und des Zweiten Weltkriegs mutet diese Bezeichnung grotesk an:

428 Vgl. ebd.

429 Kindermann 1939, 232.

430 Ebd., 233f.

431 Kindermann 1943b, 187.

432 Vgl. ebd.

„Bald geht der Vorhang hoch [...] und das Wort des Dichters, die Gestaltung des Schauspielers zaubern in die Verwüstung den Trost der Verklärung, die aufrichtende Macht des Herzens und der Weihe, die stählende Kraft germanischer Tragik oder die lösende Heiterkeit echt deutschen Lachens und Lächelns.“⁴³³

Im Sammelband „Ruf der Arbeit“ erweitert Kindermann den „völkerpsychologischen“ Ansatz seiner Forschung um eine *arbeitspsychologische* Perspektive.⁴³⁴ Der Theaterwissenschaftler interpretiert in seiner knapp 100-seitigen Einleitung ausgewählte Gedichte, Romane und Dramen der deutschsprachigen Literatur- und Theatergeschichte vor dem Hintergrund des arbeitspsychologischen Glückswissens der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“. Dabei lässt er sein emotionspolitisches Glückswissen unbehellig in seine literatur- und theaterwissenschaftlichen Untersuchungen einfließen. Kindermann unternimmt den Versuch, den arbeitspsychologischen „Wandel[...] zur nationalsozialistischen Haltung und Lebensform“ anhand des wissenshistorischen „Wandel[s] der Arbeitsauffassung in der deutschen Dichtung“ aufzuzeigen.⁴³⁵ Ausgehend von der Prämisse eines teleologischen Entwicklungsprozesses schlägt Kindermann einen Bogen vom „große[n], deutsche[n] Lebensideal“ bei Friedrich II. bis in seine Gegenwart, deren Vollendung sich in der nationalsozialistischen Selbstdarstellung der Arbeit in Wort und Bild manifestiere.⁴³⁶

Die Friderizianische Haltung einer angeblich opferfreudigen Lebensform in der *Schlichtheit* gelte bereits zur Zeit des schwülstigen Rokokos als vorbildliche Charaktereigenschaft „der besten Deutschen“.⁴³⁷ Kindermann veranschaulicht seine Lehrmeinung am Beispiel von Lessings Lustspiel „Minna von Barnhelm oder: Das Soldatenglück“. Die geschlechterstereotypisierte Gefühlskultur einer paramilitärischen Charaktereigenschaft sei in der „so typisch friderizianischen Offiziersgestalt“ Tellheims, dem angeblich die „Berufsehre, das Berufsethos über alles“ gehe, exemplarisch.⁴³⁸ Kindermann interpretiert den Dramentext im Sinne der leistungsorientierten und selbstdisziplinarischen NS-Arbeitspsychologie wie folgt: „Der Weg zum Kantschen Pflichtbewußtsein, zu diesem Aufruf der sittlichen Arbeitsverpflichtung, der nicht nur Wertsteigerung des Ichs, sondern zugleich Lebensdienst bedeuten möchte, wird hier gebnet“.⁴³⁹ Die „Gefühlskultur der

433 Ebd., 186. Zu den „Aufgaben des Theaters im Kriege“ vgl. u. a. Stang 1942, Künkler 1943.

434 Vgl. Kindermann 1942.

435 Vgl. ebd., 6.

436 Vgl. ebd., 24. Zur kritischen Auseinandersetzung mit der affirmativen Gefühlspolitik Friedrichs des Großen vgl. Frevert 2012.

437 Vgl. Kindermann 1942, 24.

438 Vgl. ebd. Mehr zur Rezeptionsgeschichte des Dramas s. Kap. 15.4.

439 Vgl. Kindermann 1942, 24 f.

Aufklärung“⁴⁴⁰ fasse im „Ruf zur Arbeitspflicht und Arbeitsfreude“⁴⁴¹ erstmals den „arbeitenden Mensch[en]“⁴⁴² in der bürgerlichen Dichtung der „neuen Sturm und Drangdramen“⁴⁴³ („Gefühl ist alles!“⁴⁴⁴) ins Auge.

Kindermann erläutert die theater- und literaturhistorische Bedeutung vom Topos der Arbeit und der Arbeitenden in der deutschsprachigen Dichtung, Literatur und Dramatik auf der theoretisch-methodischen Grundlage einer arbeitspsychologischen Gefühlspolitik. Wie lässt Kindermann arbeitspsychologisches Glückswissen in seine theaterwissenschaftlichen Analysen im Kontext der affirmativen NS-Gefühlspolitik einfließen?

„Wenige Fragen des menschlichen Verhaltens zum Leben und seinen Aufgaben sind nun so aufschlußreich für die rassische und völkische Eigenart, aber auch für den jeweiligen Grad der Treue gegenüber dieser Eigenart wie die Bewertung der Arbeit. Es ist uns heute klar, daß von der Antwort auf diese Frage wichtige Voraussetzungen für das Glück und den aufwärts führenden Weg unseres Volkes abhängen.“⁴⁴⁵

Arbeit und Arbeitende werden in der nationalsozialistischen Weltanschauung Kindermanns als „rassische und völkische Eigenart“ definiert. Die „NS-Rassenideologie“ bilde die Grundlage für das Erlangen eines leistungsorientierten und „rassenhygienisch“ definierten „Glücks“ der „gleichgeschalteten“ „Volksgemeinschaft“. Hitler, als „Führer der Nation“ begriffen, bezeichne sich „mit Recht und Stolz als erste[n] Arbeiter des Volkes“.⁴⁴⁶ Regimetreu erläutert Kindermann, dass der Arbeitstopos folglich im Zentrum der rassistisch, antisemitisch⁴⁴⁷ und „völkerpsychologisch“ gedeuteten NS-Dichtung stehen müsse. „Ewige Arbeit als letzter Daseinssinn: das ist der Urgrund der neuen Dichtung“, so Kindermann pathetisch.⁴⁴⁸

440 Vgl. ebd., 25.

441 Vgl. ebd., 21.

442 Vgl. ebd., 25.

443 Vgl. ebd., 25.

444 Vgl. ebd., 25.

445 Ebd., 5.

446 Vgl. ebd., 6.

447 Beispiel einer antisemitischen Passage zur Literatur in der Weimarer Republik: „Die alttestamentarischen Einflüsse schwellen mit zunehmender Judenmacht, auch im geistigen Leben, in dieser destruktiven Literatur zu ungeahnter Gewalt an.“ Kindermann 1942, 58. Zum Legitimationsversuch des Holocausts und einer systematischen Verfolgung Andersdenkender: „Um so mehr mußte der Nationalsozialismus darauf dringen, die schädigenden Kreise, vor allem das Judentum und die Freimaurer, radikal auszuschalten.“ Kindermann 1942, 59.

448 Kindermann 1942, 92.

Wie greift die NS-Dichtung den Arbeitstopos gemäß Kindermann auf? Die Antwort fällt beim Theaterwissenschaftler propagandistisch, im Sinne der arbeitspsychologischen Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“, aus. Die NS-Dichtung habe die Arbeit und den Arbeitenden nicht nur zum *Gegenstand*, sondern habe sie ins Zentrum der literarischen und dramatischen Darstellung gestellt.⁴⁴⁹ Kindermann veranschaulicht seine Lehrmeinung beispielsweise mit der „Feierabend“-Szene „Wir kämpfen weiter!“ im Drama „Die Straße“ der NS-Bühnenautoren Karl Schulz und Georg Basner. Darin singt ein Kollektiv des „NS-Arbeitsdiensts“ selbst *nach* Feierabend das „Werksoldatenlied“, während es „durch den Saal auf die Bühne“ marschiert.⁴⁵⁰

Die zentralen Aspekte des literarischen NS-Arbeitstopos (gemäß Kindermann)⁴⁵¹ werden im Sammelband mit Abbildungen aus einer Ausstellung der „Deutschen Arbeitsfront“, welche vom Gauleiter Dr. Meyer angeregt worden sei, sowie mit Bildern aus der „Ostmark“ von Kindermann redaktionell ergänzt.

Der Theaterwissenschaftler beendet seine Ausführungen im Sinne der leistungsorientierten, autosuggestiven und selbstdisziplinarischen NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“:

„So strömt in Wort und Bild dies neue Leben in diesem Band auf den Leser ein. Möge er den Zeitgenossen Freude geben in der Beseelung des Alltags und in seinem geschichtlichen Dienst am Volksganzen. Und möge er für die kommenden Geschlechter ein kulturhistorisches Dokument werden von einer deutschen Schicksalswende, die, nicht zuletzt auch dank dieser Heilung der Arbeit, unser Volk zu höchsten Leistungen und zur führenden Rolle in Europa befähigte. Heinz Kindermann. Im Kriegsjahr 1942.“⁴⁵²

Die Zensurakte der Sektion Buchhandel in der Abteilung Presse und Rundfunk der Schweizer Behörden in Bern zeigt, wie der Sammelband im deutschsprachigen Ausland rezipiert wurde. Die Lektoren Stadler und der in Moskau geborene Schweizer Volkswirtschaftler und Publizist Dr. Vital Gawronsky (1907–1989) empfahlen am 10. Januar 1944 ein „Ausstellungs- und Anpreisungsverbot“.⁴⁵³ Die Gründe lauten bei Gawronsky wie folgt:

449 Vgl. ebd., 6.

450 Auszug aus Theatertext mit Regieanweisung, zit. nach Kindermann 1942, 418–421, 418.

451 „I. Die große Wende“, „II. Urkraft der Bauernwelt“, „III. Von Handwerkern, Fischern und Schreibern“, „IV. Von Bergmännern, Hochöfen und Maschinengetös“, „V. Von schaffenden Frauen und liebenden Müttern“, „VI. Vom schöpferischen Lebensdienst“, „VII. Werkgemeinschaft“, „VIII. Wehnhafte Arbeit“ und „IX. Ewige Arbeit“. Vgl. Kindermann 1942, 503–520.

452 Kindermann 1942, 93.

453 Vgl. Buchkontrolle Zürich, Nr. 2067, Autor: Kindermann, Titel: Ruf der Freiheit, Nordland Verlag Berlin 1942, Entscheid: 10.01.1944, Bestands-Nr. 4450, Archiv-Nr. 3558, BAR.

„Die Einführung ist ihrer Tendenz nach rein nationalsozialistisch: antidemokratisch (bes. S. 42), antisemitisch (51, 58, 63), antifreimaurerisch (59) und von der Ueberzeugung durchdrungen, dass der Nationalsozialismus die ‚wahrhaft sozialistische Lebens- und Denkform‘ sei (59, 60 usw.). Die Gedichte und Prosastücke sind, mit wenigen Ausnahmen literarisch eher zweitklassig; sie betonen Deutschtum, Kameradschaft, Arbeitssehre usw. sind aber, im Unterschiede zur Einführung frei von eigentlicher Polemik. Ein Gedicht ‚Bauernerbe‘ (S. 21) ist von Huggenberger.“⁴⁵⁴

Gawronskys Nivellierung der ideologisch-propagandistischen Parole der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ ist angesichts seiner ansonsten kritischen Analyse der antidemokratischen, antisemitischen und antifreimaurerischen Tendenzen in Kindermanns Lehrmeinung bemerkenswert. Sie ist ein Indiz für die transnationale Wissenszirkulation eines arbeitspsychologischen Glückswissens, das von den Schweizer Lektoren (weil vermutlich wissenshistorisch vertraut) für unproblematisch gehalten wird. Dabei ist die NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ und deren „rassenhygienisches“ Glückswissen besonders in den Kapiteln „V. Von schaffenden Frauen und liebenden Müttern“, „VI. Vom schöpferischen Lebensdienst“, „VII. Werkgemeinschaft“, „VIII. Wehrhafte Arbeit“ und „IX. Ewige Arbeit“ omnipräsent.

Ein Beispiel dafür ist Kindermanns Typologisierung einer aufgrund von arbeitspsychologischem Glückswissen begriffenen NS-Dichtung bei den NS-Schriftstellern Rudolf Paulsen (1883–1966) und Heinrich Lersch (1889–1936):

„Denn nun wissen endlich alle um diese bergende, freilich immer neu zu erwerbende Kraft der Scholle und des ihr verbundenen Blutes. Nun wissen alle, daß es sich ‚wieder lohnt, zum Leben Ja zu sagen‘ (Paulsen)⁴⁵⁵, so daß das neue Lied der deutschen Werkleute, woher immer sie kommen mögen, zum ‚Morgenlied der neuen Arbeit‘ wird (Lersch)⁴⁵⁶. ‚Werkbeglückt‘ stehen sie alle nun vor ihrer täglichen Tat. Und ihr Beginnen verheißt nicht nur Brot, sondern auch wehrhafte Sicherung der Freiheit:

„Wir Werkleute all schmieden ein neues Volk / in stolzer Freiheit wieder zusammen.“⁴⁵⁷

454 Zensurbericht Nr. 304 von Vital Gawronsky an Abteilung Presse und Funkspruch Sektion Buchhandel, Armeestab, Bern, 08.01.1944, Bestands-Nr. 4450, Archiv-Nr. 3558, BAR.

455 Rudolf Paulsen. „Fabrikschornsteine“ (Gedicht). Aus: Will Vesper, Hrsg. 1940. Die Ernte der Gegenwart. Deutsche Lyrik von heute. Ebenhausen: Langenwiesche-Brandt. Abgedruckt in: Kindermann 1942, 131.

456 Heinrich Lersch. „Morgenlied der neuen Arbeit“ (Gedicht). Aus: Max Barthel, Karl Bröger, Heinrich Lersch. 1934. Schulter an Schulter. Gedichte. Berlin-Schöneberg: Volkschaft-Verlag. Abgedruckt in: Kindermann 1942, 132.

457 Heinrich Lersch. „Wir Werkleute all“ (Gedicht). Aus: Max Barthel, Karl Bröger, Heinrich Lersch. 1934. Schulter an Schulter. Gedichte. Berlin-Schöneberg: Volkschaft-Verlag. Abgedruckt in: Kindermann 1942, 134. Vgl. Kindermann 1942, 67.

Ein weiteres Beispiel für Kindermanns arbeitspsychologisches Glückswissen ist seine geschlechterstereotypisierte und emotionspolitische Interpretation eines „rassenhygienisch“ *verzerrten* „Kinderglücks“⁴⁵⁸ der „deutschen Mutter“, wie es sich in Lerschs Gedicht „Arbeitsfrauen“⁴⁵⁹ präsentiert. Kindermann schreibt über das Gedicht:

„Das hohe Bild der Mutter taucht da auf. [...] Die immer Sorgende mit ihren gütigen, arbeitsschwierigen Händen, mit ihrem sorgenzerfurchten Antlitz und mit ihrem an Kinderglück sich erhellenden Herzen: so steht das dichterische Denkmal der schaffenden deutschen Mutter vor uns, für heute und für immerdar. [...] Und hatte nicht die Nachkriegsdichtung das deutsche Frauen- und Mutterbild zu Sexualorgien verzerrt und getan, als ob alle wahre Liebe erstorben oder überholt, als ob alle wahre Mütterlichkeit verlachenswert und belanglos wäre? Dieser gewissenlosen und undeutschen Verzerrung wird nun wieder, gerade vom nimmermüden Schaffen der ewig-deutschen Mutter her ein positives Gegenbild gegenübergerückt, das nun das neue Wachstum und die volksbewußte Erziehung eines harten und tüchtigen neuen Geschlechts verbürgt.“⁴⁶⁰

Kindermann nahm auch das Gedicht „Bauernerbe“⁴⁶¹ des „deutsch-denkende[n]“⁴⁶² Schweizer Bauers Alfred Huggenberger (1867–1960)⁴⁶³ in seinen Sammelband auf. Dieser redaktionelle Entscheid ist bezeichnend für eine transnationale Wissenszirkulation eines arbeitspsychologischen Glückswissens. Die Auswahl der literarischen Beispiele, wie jenes vom NS-Regime preisgekrönten Schweizer Heimatschriftstellers Huggenberger, begründet Kindermann im Sinne der „volkstümlichen“ NS-Literatur- und Theaterpolitik wie folgt:

„Wohl lassen wir in erster Linie die zu Wort kommen, die selbst aus dieser bäuerlichen Sphäre emporwachsen oder die ihr innerlich und ihrer Haltung, ihrer Erdverbundenheit nach sich nahe stehen.“⁴⁶⁴

458 Kindermann 1942, 84.

459 Auszug aus Lerschs Gedicht: „Arbeitsfrauen“: „Hier ist Pflichterfüllung! Hier ist die erlösende Tat; / das Opfer für das kommende Geschlecht, von dem ihr / glaubt, / daß es glücklicher sein wird, als ihr es seid.“ Aus: Max Barthel, Karl Bröger, Heinrich Lersch. 1934. *Schulter an Schulter. Gedichte*. Berlin-Schöneberg: Volkschaft-Verlag. Zit. nach Kindermann 1942, 84.

460 Kindermann 1942, 84.

461 Alfred Huggenberger. „Bauernerbe“ (Gedicht). Aus: Hans Mühle, Hrsg. 1935. *Das Lied der Arbeit. Selbstzeugnisse der Schaffenden. Ein Querschnitt durch die Arbeitsdichtung der Gegenwart, in Zusammenarbeit der Deutschen Arbeitsfront mit dem Reichsnährstand, dem Reichsstande des Deutschen Handwerks und dem Arbeitsdienst. Mit einem Vorwort von Dr. Robert Ley*. Gotha: Klotz. Zit. nach Kindermann 1942, 215.

462 Vgl. Kindermann 1942, 70.

463 Zur Biografie vgl. Meister 2018.

464 Kindermann 1942, 70.

Am Ende seines Zensurberichts kommt Gawronsky zum Schluss, dass es sich bei Kindermanns Sammelband um einen „Grenzfall“ handle, weil die propagandistischen Inhalte „ausschliesslich auf intern-deutsche Verhältnisse zugeschnitten“ seien.⁴⁶⁵ Dennoch befürwortet Gawronsky ein Anpreisungs- und Ausstellungsverbot. Stadlers Zensur-Bericht kommt zu ähnlichem Schluss. Kindermanns NS-ideologisch gefärbte Analyse sei im Kern eine „Verherrlichung des Nationalsozialismus“.⁴⁶⁶ Als Beispiel nennt Stadler einen Ausschnitt aus der hier länger zitierten Passage:

„Es war das unendliche Glück der deutschen Nation, daß ihr in diesem Augenblick des mahnenden Untergangs Adolf Hitler und seine Konzeption des Nationalsozialismus geschenkt wurde. Indem er die wahrhaft sozialistische Lebens- und Denkform an das Pflichtgebot und an den Raum der Nation band, überwand er die bestehenden Klüfte und schloß zugleich einen hohen Wall der schützenden Kraft um das Reich. [...] Der Tag der Machtübernahme durch den Führer und die Bewegung aber wurde zur Geburtsstunde nicht nur einer neuen Lebensordnung der Gemeinschaft in unserem Volke (anstelle der bisherigen individualistischen Egozentrik und des gegeneinander Ausgespieltwerdens), sondern er steht auch an der Wiege einer neuen, aufbauenden Arbeitsgesinnung. Erst seitdem die deutsche Arbeit in allen Volksschichten [...] als Lebensausdruck des ganzen Dritten Reiches, ihren neuen [...] verpflichtenden Sinn [...] erhielt, [...] ist der Bestand und das künftige Wachstum des Reiches gesichert! Und nicht nur das Leitwort: ‚Gemeinnutz geht vor Eigennutz!‘ erzog zu dieser neuen Arbeitsgesinnung, sondern auch die freudige Erkenntnis der Arbeitsehre, die jeglichen Schaffenden gebühre, wo immer er sein Werk verrichte. Von solchem volksbedingtem Arbeitsenthusiasmus aus ließ sich nicht nur der Arbeitsdienst als Bewährungsraum ausnahmslos aller an der Arbeitsehre [...] verwirklichen. [...] Nur ein nordischer Leistungsmensch typisch germanischer Prägung konnte solch einen kühnen und umwälzenden Gedanken in die Tat umsetzen. Nicht nur erst seit 1933, sondern schon von den schwierigsten Anfängen her begleitet die Dichtung der Besten und Reinsten diesen Werdegang der Bewegung des Führers [...]. Sorge und Glück, schweres Mühen und freudige Meisterung sprechen zugleich aus diesen Zeugnissen. Vor allem aber sind sie das Dokument einer leidenschaftlichen Liebe zu Führer, Volk und Vaterland.“⁴⁶⁷

Noch im Jahr 1944 analysiert der Theaterwissenschaftler Arnulf Perger die Theaterästhetik der NS-Dramatik im Kapitel zur „Wissenschaftlichen Wegbereitung“ der „deutschen Dramatik“ am Beispiel Kolbenheyers wie folgt: „Kunst ist Ausdruck von Gefühlerlebnissen, die dem Entwicklungsleben eines Volkes ent-

465 Vgl. Zensurbericht Nr. 304 von Vital Gawronsky an Abteilung Presse und Funkspruch Sektion Buchhandel, Armeestab, Bern, 08.01.1944, Bestands-Nr. 4450, Archiv-Nr. 3558, BAR.

466 Vgl. Zensurbericht Nr. 2067 von Stadler an Abteilung Presse und Funkspruch Sektion Buchhandel, Armeestab, Bern, 03.01.1944, Bestands-Nr. 4450, Archiv-Nr. 3558, BAR.

467 Kindermann 1942, 59 ff.

sprechen“.⁴⁶⁸ Perger bezeichnet Kolbenheyers mystisch verklärte Auffassung einer „völkerpsychologischen“ Entwicklungsgeschichte über die „Wesensart des Dramatischen in der kultischen Urhandlung“ als „biogenetische Ausdeutungsmethode“.⁴⁶⁹ Ein immanentes Merkmal der „völkischen“ NS-Theaterästhetiktheorie sei, die Theaterkunst als Ausdruck von *wechselnden* Gefühlserlebnissen aufzufassen und darin den „organischen Zusammenhang“ als eine „volkschöpferische Kunst“⁴⁷⁰ zu sehen.⁴⁷¹

Die Analysebeispiele konnten zeigen, wie stark die NS-theaterpolitisch konformen Theaterwissenschaftler (Kutscher, Petersen, Niessen) gemeinsam mit den Theaterschaffenden (Gründgens, Ziegler, Hilpert etc.) in einer wissenshistorisch ambivalenten Kontinuität einer affirmativen Gefühlspolitik standen. Ihre wissenschaftliche und/oder theaterpraktische Tätigkeit legten sie graduell einmal mehr biologistisch („biogenetisch“, „organisch“), ein anderes Mal mehr antisemitisch-rassistisch („rassenhygienisch“, „völkisch“) aus. Vordergründig berief sich die NS-Theaterpolitik im Sinne der Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ auf eine kulturnationalistische Rezeption „deutscher“ Theatertheorien wie Schillers und Lessings Theaterästhetiken, um die wissenshistorische Kontinuität zur Weimarer Republik als selbstversichernde Distinktionsstrategie zu negieren. (Kap. 15.3 und 15.4).⁴⁷²

468 Geboren 1883 in Graz, Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Germanistik in Wien und Graz, promovierte Perger 1905 und war, laut eines 1949 handschriftlich ausgefüllten Fragebogens zu seiner Person für das „Lexikon schöpferischer und schaffender Österreicher“, a.o. Professor für Theaterwissenschaft an der Deutschen Universität in Prag. Nach seiner Promotion führte er sein Studium in Berlin u.a bei Max Herrmann fort, wo er auf das Fach Theaterwissenschaft aufmerksam wurde. Bereits 1912 habilitierte Perger über die „Geschichte des neuen Dramas und Dramaturgie“ in Prag. Nach Kriegseinsatz widmete er sich „landwirtschaftliche[r] Tätigkeit“ und begann sich mit „Volkskunde“ und „Volksliedern“ zu befassen. Ab 1930 hatte er Lehraufträge in Prag und war von 1935 bis 1945 a.o. Professor für Theaterwissenschaft an der Deutschen Universität und gründete zudem ein „deutsches“ Theatermuseum, an welchem er bis 1945 tätig war. Vgl. Fragebogen Arnulf Perger, Wien, 15.11.1949, Signatur Autogr. 691/11–1, Österreichische Nationalbibliothek Wien. Zu seinen Schriften, vgl. Perger 1909, Perger 1929, Perger 1932, Perger 1936, Perger 1952. Zur Doktoratskakte, Archiv Universität Graz, <http://unipub.uni-graz.at/obvugruada/content/titleinfo/1597075>, 08.11.2020. Vgl. Perger 1944a, 39.

469 Vgl. Perger 1944a, 39.

470 Vgl. ebd., 129.

471 S. auch Kap 15.4.

472 Im Fall von Kolbenheyers „biogenetischer Ausdeutungsmethode“ sieht Perger zudem eine wissenshistorische Kontinuität zu Schlegels frühen Überlegungen „Über das Studium der griechischen Poesie“ und den von Johann Gottlieb Fichte beeinflussten Ausführungen im „Gespräch über die Poesie“, in der Schlegel eine Entwicklungsgeschichte der Poesie nach „Gesetzmäßig-

Die Untersuchung der wissenshistorischen Zusammenhänge eines theater-ästhetischen Wirkungsdiskurses im Nationalsozialismus lassen eine Wissenszirkulation aus der Weimarer Republik erkennen, die nach 1933 mittels massen- und „völkerpsychologischen“ Wissens (wie gesehen bei Kutscher, Kindermann, Petersen, Perger) umgedeutet und politisch instrumentalisiert wurde. Das einstmalige Interesse der Theaterwissenschaft im Sinne von Herrmanns ‚Berliner Schule‘ lag in der Analyse von Inszenierung und Aufführung als *künstlerische* Einheit, nicht als ein ‚*völkisch-organischer*‘ Verschmelzungsmoment.⁴⁷³ Herrmann distanzierte sich zudem von einer mystisch-verklärten Suche nach einem „völkerpsychologischen“ „Urtheater“⁴⁷⁴, wie sie Hermann Reich in seiner Schrift „Der Mimus. Ein literarisch-entwicklungsgeschichtlicher Versuch“ bereits 1903 darlegte.⁴⁷⁵

15.7 „Die Phantasie macht das Glück“: Laienspielende im Volkstheater als „völkerpsychologisches“ Forschungsfeld einer transnationalen Theaterwissenschaft

„Warum spielen wir? Um der Phantasiebetätigung und der damit verbundenen, daraus erwachsenen Freude willen. Das Freudebereitende ist der Genuß, der im Bewußtseinwerden eigener Kräfte sowie im Gefühle ihrer freien Benutzung liegt.“⁴⁷⁶

„Die Phantasie macht das Glück“⁴⁷⁷, schrieb der Theaterwissenschaftler Artur Kutscher in seiner Schriftenreihe „Grundriss der Theaterwissenschaft“.⁴⁷⁸ Die Laienspielenden⁴⁷⁹ empfänden „Genuss“ und „Glück“ im „Bewusstwerden“ eigener fantasievoller „Kräfte“.⁴⁸⁰ Eine ähnliche Auffassung vertrat bereits Schiller, als er im 23. Brief „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ schrieb: „[...] im Bezirke der Glückseligkeit darf Form seyn, und darf der Spieltrieb gebieten.“⁴⁸¹

keiten“ der „Epochen der Dichtkunst“ entwarf. Vgl. Perger 1944a, 40. Ein Beispiel Kolbenheyers „volksbiologische[r] Grundlagen“, vgl. Kolbenheyer 1933b.

⁴⁷³ Vgl. Hulfeld 2007, 237. Zur Überwindung normativer Theaterhistoriographie vgl. Hulfeld 2007.

⁴⁷⁴ Vgl. Eberle 1954.

⁴⁷⁵ Vgl. Herrmann 1962, 161.

⁴⁷⁶ Kutscher 1932, 11.

⁴⁷⁷ Vgl. Kutscher 1932, 12.

⁴⁷⁸ I. Teil „Die Elemente des Theaters“ (1932), II. Teil „Stilkunde des Theaters“ (1936).

⁴⁷⁹ Zum „Laienspieler“ bei Kutscher vgl. Kutscher 1932, 39–51.

⁴⁸⁰ „Das Freudebereitende ist der Genuß, der im Bewußtwerden eigener Kräfte, sowie im Gefühle der freien Benutzung liegt. [...] Die Phantasie macht das Glück.“ Vgl. Kutscher 1949, 13f.

⁴⁸¹ Vgl. Schiller 1962b, 387.

„Kraft durch Freude“ lautete die Arbeitsmoral der nationalsozialistischen Lebensführung. „Die Phantasie macht das Glück“ war die Devise der theaterästhetischen Wirkungsmacht gemäß Kutscher, der 1942 der NSDAP beitrug und nach dem Zweiten Weltkrieg rehabilitiert wurde.⁴⁸²

Im vorliegenden Kapitel sollen die Laienspielenden im Volkstheater als „völkerpsychologisches“ Forschungsfeld einer transnationalen Theaterwissenschaft im Kontext der Theaterpolitik und Theaterpraxis in NS-Deutschland und in der Schweiz untersucht werden. Ausgehend von Kutschers wirkungsästhetischer Prämisse „Die Phantasie macht das Glück“, stellt sich die Frage: Welches Erlebnispotential wies die NS-Theaterpolitik, Theaterwissenschaft und die Theaterpraxis dem „Laienspiel“⁴⁸³ im Unterschied zum Berufstheater zu?

Beim „Reichsdramaturgen“ Rainer Schlösser lässt sich im Kontext der NS-Jugendtheater eine Antwort darauf finden:

„Sinn und Zweck eines Theaters der Jugend liegen [...] darin, dass die kommenden von früh auf mit den vornehmsten Geistesgütern der Nation bekannt gemacht werden: es gilt ihnen dadurch eine, ein ganzes Leben vorhaltende Beglückung, zu dem das einzig wertbeständige Erbe, das es gibt, zuteil werden zu lassen!

Die Zukunft unseres Volkes soll zum Verständnis jenes Führerwortes reif gemacht werden, welches da sagt, dass die Stätten der Kultur noch immer die Altäre gewesen sind, angesichts deren sich die Menschheit auf ihre bessere Mission und höhere Würde besann. Eine *nationalpolitische* und *ethische* Aufgabe, wie man sie sich schöner nicht denken kann!“⁴⁸⁴

Vordergründig dient das Laienspiel der NS-Jugendtheater der „Beglückung“. Hintergründig verbirgt sich eine arbeitspsychologische Erziehungsfunktion: Die Weitergabe eines scheinbar überzeitlichen, „wertbeständige[n] Erbe[s]“ an die Jugend. Das beglückende Laienspiel, als ein praktiziertes Körperwissen, sollte dafür instrumentalisiert werden. Die NS-Ideologie („jenes Führerwortes“) sollte *selbstdisziplinarisch* in der Körperpraktik der Laienspieler*innen verinnerlicht werden. Sie sollten das Glückswissen der nationalsozialistischen Lebensführung

482 Mehr zu Kutscher und der Münchner Theaterwissenschaft in NS-Deutschland vgl. Buglioni 2016.

483 Zum „Laienspiel“-Begriff in der NS-Theaterpolitik vgl. Leonhardt, Paul [1939]: „Das Laienspiel. Erfahrungen. Grundsätze. Aufgaben. Arbeitsmaterial der Abteilung Volkstum/Bauernstum des Amtes ‚Feierabend‘ der Nationalsozialistischen-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘“, hrsg. in Gemeinschaft mit dem Hauptschulamt der NSDAP, der Reichsjugendführung, dem Amt Werkschar und Schulung und der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde, Schrifttum der Laienspielerarbeit, [Berlin]: [Verlag der Deutschen Arbeitsfront]. Mehr zum „Deutschen Volksspiel“ vgl. Anne Keller 2018.

484 Schlösser 1935, 26.

als „nationalpolitische und ethische Aufgabe“ im Volkstheater propagieren. Auf welche Weise? Die Selbstdarstellung der Laienspieler*innen diene als typologische Vorbildfunktion einer neugestalteten Lebensführung im „Dritten Reich“, welche die Laienspieler*innen an *sich selbst* bereits vollzogen hätten.

Die autobiografischen Erfahrungsberichte aus dem „NS-Arbeitsdienst“ über emotionspolitische Körperpraktiken (u. a. an Laienspielabenden) von Gustav Faber (1934) und Lisa Tasche (1935) sowie die Dissertationen von Raymund Koener (1938) und Adolf Gentsch (1942) bestätigen den praktischen Anwendungsbereich der NS-Laienspieltheorie (vgl. Kap. 13, 15.3, 15.4).

Faber beschreibt beispielsweise in seinem Erlebnisroman „Schippe, Hacke, Hoi!“ (1934) die Uraufführung des Volksstücks „Kampf um die Scholle“, welches der Verwalter des „Arbeitsdienstlagers“ Waldeck eigens verfasst habe. Das antisemitische Volksstück wird im Erlebnisroman auf einer Gasthausbühne in der Stadt Herrstadt im Rahmen der Abschiedsfeier der „Abteilung Nr. 2“ aufgeführt. Es schildert „das Schicksal eines Bauernhofes [...], der von einem Kurfürstendammjuden ruiniert wird“ und propagiert den Weg zur glückverheißenden Lebensführung der Jungen im „NS-Arbeitsdienst“⁴⁸⁵:

„Die Söhne des verarmten Bauern melden sich zum freiwilligen Arbeitsdienst, werden nach Herrstadt überwiesen, wo ihnen eine neue Hoffnung aufgeht. Sie finden eine zweite Heimat. Ein Schauspiel, sehr zeitgemäß, sehr ortsgemäß!“⁴⁸⁶

Die „Kameraden“ treten als Laiendarsteller auf die Bühne: „Lampe und Jospigale sehen köstlich aus. Rote Nasen, weiße Wangen. Obwohl sie Bauernsöhne darstellen. Aber in ihrer persönlichen Kostümierung haben sie selbst Regie geführt.“⁴⁸⁷ Über die Aufführung schreibt der Protagonist Paul:

„Handlung ist gut gelungen, Wirkungen nicht verfehlt. Außerdem kommen unserm Verwalter reiche wirtschaftliche Sachkenntnisse zugute, da er selbst Bauernsohn und aus der Umgebung Herrstadts stammt. Nur Selbsterlebtes gibt wahre Gestaltung: Die mitwirkenden Kameraden sind mit Feuer und Flamme dabei. [...]“⁴⁸⁸

Das Publikum widerspiegelt die Bevölkerung von Herrstadt: „Bürger“, „Frauen“, „Kameraden“ und selbst der Bürgermeister – als geschlechterstereotypisierte „Volksgemeinschaft“, wohnten sie alle *gemeinsam* der Aufführung bei.⁴⁸⁹ Am

⁴⁸⁵ Vgl. Faber 1934, 208.

⁴⁸⁶ Ebd., 211.

⁴⁸⁷ Vgl. ebd., 208.

⁴⁸⁸ Ebd., 211.

⁴⁸⁹ Vgl. ebd., 205, ganze Beschreibung 204–212.

Ende dankten die Zuschauer*innen den Laiendarstellern mit einem „langanhaltenden Beifall“.⁴⁹⁰ Die „gleichgeschaltete“ Presse berichtete begeistert von den Feierlichkeiten, die, nach den Wünschen des Bürgermeisters, einen „feuchtfröhlichen Verlauf“ nahmen.⁴⁹¹

Das Ziel einer Laienspielaufführung war, dass die theaterästhetische Rezeption des nationalsozialistischen Glückswissens in der stereotypisierten Darstellung der Laienspieler*innen verkörpert *beim Publikum* den autosuggestiven und emotionspolitischen *Wunsch* der Nachahmung bewirken würde. In diesem Sinne formuliert es der Theaterwissenschaftler Arnulf Perger über die „wissenschaftliche Wegbereitung“ der NS-Theaterästhetik und -dramatik, die in Zusammenarbeit mit der NS-Theaterwissenschaft stattfand:

„Neben den gefühlsmäßig propagierten Nachahmungs- und Erneuerungsvorschlägen hat suchender Forschungstrieb auf mühevolem Umweg die Reformationsbestrebungen durch steigende Einsicht gefördert und aus ihr auch wieder teilweise Schlüsse für die Zukunft gezogen.“⁴⁹²

Zu den gescheiterten „Reformationsbestrebungen“ einer affirmativen Gefühlspolitik von „Nachahmungs- und Erneuerungsvorschlägen“ zählte das „Thingspiel“⁴⁹³ (s. Kap. 16.5).

Das historische Wissen um ein Glücksempfinden beim mitwirkenden „Spielvolk“ wurde, wie die Beispiele aus der Theaterwissenschaft und Theaterpolitik zeigen, als anthropologische Konstante vorausgesetzt und diente der „völkerpsychologischen“ Grundlage einer affirmativen Gefühlspolitik, wie die Untersuchung zeigen kann.

Worin bestand der Unterschied zwischen Laiendarsteller*innen und der Berufsschauspieler*innen aus theaterwissenschaftlicher Sicht? Im Unterschied zu Berufsschauspieler*innen warf der Theaterwissenschaftler Kutscher Laienspieler*innen mangelnde „Technik [...], Beherrschung des Materials und der Form“ vor.⁴⁹⁴ Daher könne es sich beim „Laienspiel [...] nicht um Kunst handeln, sondern um eine *kunstähnliche* Betätigung“.⁴⁹⁵ Dennoch sei das Laienspiel eine „durchaus notwendige“, da „naturgewachsene Darstellungsform“, wie Kutscher aus einem

490 Vgl. ebd., 211.

491 Vgl. ebd., 210, 212.

492 Perger 1944b, 38.

493 Zum „Thingspiel“ vgl. Stommer 1985, Annuß 2019.

494 Vgl. Kutscher 1932, 41.

495 Vgl. ebd.

hegemonialen, biologistischen und überzeitlichen „Denkstil“ (Fleck)⁴⁹⁶ heraus argumentierte: „Das Volk spielt wie seit Jahrtausenden, so auch heute noch für sich selbst, vor einem atemlos lauschenden und schauenden, leicht hinzureißenden, unendlich dankbaren Publikum.“⁴⁹⁷ In der *Authentizität* der Laiendarstellung liege das *emotionspolitische* Instrumentalisierungspotential:

„Der Grundzug nämlich dieser Darstellung, ist *Echtheit*, und *Ernst*. Er tritt am häufigsten hervor in *unmittelbarem Gefühlsausdruck*, in direkter Ausstrahlung. Dabei wird immer wieder übersehen, dass der Laie noch etwas Anderes spielen kann als sich selbst. [...] Dem gegenüber muß aus jahrzehntenlangem [sic] umfassendem Studium der Sache festgestellt werden, [...] daß er aber auch die Möglichkeit zu *Objektivierung* und *Charakterisierung* besitzt, also der Menschendarstellung nach zwei Seiten wie der Tänzer, wie der Mime, wie der Schauspieler.“⁴⁹⁸

In der Darstellung der Laienspieler*innen trete einerseits ein „unmittelbare[r] Gefühlsausdruck“, welcher „*Echtheit*“ und „*Ernst*“ vermittele, hervor. Andererseits sei ihnen die Möglichkeit zur „*Objektivierung*“ und „*Charakterisierung*“ gegeben.⁴⁹⁹ Von Laienspieler*innen könne folglich eine *psychologisch* andersgelagerte Wirkungsmacht auf das Publikum ausgehen als von Berufsspieler*innen.

Die zeitgenössische Theaterwissenschaft unterschied zwischen der *emotionspolitischen* Wirkungsmacht, welche sich einerseits bei den mitwirkenden *Schauspieler*innen* und andererseits beim betrachtenden *Publikum* entfalte. Ferner unterschied die Theaterwissenschaft zwischen der *theaterästhetischen* Wirkungsmacht der *Berufsschauspieler*innen* und jener der *Laiendarsteller*innen*. Von den „gleichgeschalteten“ Berufstheatern forderte die NS-Theaterpolitik, gemäß Kindermann, eine „volksformende Aufgabe als künstlerischer Sendebote der mächtigen [sic]“, wie er in seiner Schrift „Theater und Nation“ (1943) festhielt.⁵⁰⁰ Der Theaterwissenschaftler formulierte diesen propagandistischen Appell als ein *emotionspolitisches* „Gemeinschaftserlebnis“.⁵⁰¹ Am Beispiel des Wiener Burgtheaters sah er die „Einheit“ aus „reichsdeutscher“ „Volksgemeinschaft“ und dem NS-Regime symbolisiert. Dieser „Schauplatz“ eines wirkungsästhetischen Glückswissens widerspiegle eine Gefühlspolitik, die *beim Publikum*, sowohl *psychopolitisch* „eine straffe nationale Willensgespanntheit“ bewirke als auch *bei*

⁴⁹⁶ S. auch Kap. 9.7, 10.4, 11.1., 11.2, 14.5.

⁴⁹⁷ Vgl. ebd.

⁴⁹⁸ Kutscher 1932, 43.

⁴⁹⁹ Auf diesen Aspekt wird betreffend Eberles Theatertheorie in diesem Kapitel und Kapitel 16.6 nochmals Bezug genommen.

⁵⁰⁰ Vgl. Kindermann 1943a, 64.

⁵⁰¹ Vgl. Kindermann 1939, 6.

*Berufsschauspieler*innen* ein Spiel ermögliche, welches *emotionspolitisch* aus „heiße[m] Herzen[...] erwidert“ würde:

„Das Burgtheater wird in diesem Augenblick Abend für Abend zum Schauplatz unseres gemeinsamen überpersönlichen Geschicks. Nicht die Schauspieler, sondern das Publikum wurde – wie immer seit Begründung des Nationaltheaters – zum ersten Handelnden des festlichen Abends. Und würdig des glanzvollen Rahmens kann nun die künstlerische Leistung, in der heute Wien und Berlin gemeinsam mit [...] den vielen übrigen deutschen Theatern in edlem Wettstreit vorangehen, zur unvergeßlichen Feier werden. Und zur Feier, in der eine Gemeinschaft zur anderen spricht, in der das Spiel aber auch heißen Herzens erwidert wird. Glauben wir [...], daß ein Nationaltheater auf der Zuversicht der Nation beruhe, dann dürfen wir das deutsche Theater der Zukunft als Bürgen deutschen Selbsterkennens grüßen. Selten noch [...] gab es ein so theaterfreudiges Zeitalter wie das unsere. Da es zugleich aber eine Epoche straffer nationaler Willensgespanntheit ist, wird und muß das Theater in ihm, dank der hohen Entwicklung der Schauspiel- und Inszenierungskunst in unseren Tagen, seine volksformende Aufgabe als künstlerischer Sendebote der mächtigen in sich geschlossenen Einheit und eines tiefen Glaubens an das glückhafte künftige Geschick der Deutschen in der Welt erfüllen.“⁵⁰²

Kutscher, der im „Mimus“⁵⁰³ den Ursprung ‚des Theaters‘ sah, knüpfte für die Erfolgchance einer *affirmativen* theaterästhetischen Erfahrung beim Publikum ebenfalls an ein „völkerpsychologisches“ Charakterkonzept an:

„Wirkung in die Breite, internationaler Erfolg haben Mimus, Posse, Schauspiel, Revue; während Volksstück, Lustspiel, Drama auf viel engere, auf wesentlich nationale Kreise beschränkt sind. Hermann Reich sagt: ‚Das vornehme Drama gibt eben dem aufs höchste kultivierten, von der gemeinsamen primitiven Grundlage am weitesten entfernten Gefühle höher entwickelter Nationen, ihren speziellen Anschauungen über die höchsten Schicksalsfragen, und meistens noch auf Grundlage einer eigenartigen Geschichte und Religion Ausdruck. Darum muß hier die Differenz eine sehr starke sein. Ja, es ereignet sich häufig, daß Dramen, die einem Volke herrlich erscheinen, einem anderen ganz närrisch vorkommen.‘“⁵⁰⁴

„Volksstück“, „Lustspiel“ und „Drama“ sei gemein, dass sie nicht dieselbe theaterästhetische Wirkung bei jedem „Volke“ gleich entfalten könnten. Mehr als das Schauspiel seien sie an scheinbar kulturnationalistische und „völkerpsychologische“ Kontexte gebunden.⁵⁰⁵

502 Kindermann 1943a, 64.

503 Zum „Mimus“ bei Kutschers Reich-Rezeption in Julius Babs soziologischer Untersuchung über Theater und die „Volksgemeinde als Trägerin des Theaterprozesses“ vgl. Bab 1930, 28 f.

504 Kutscher 1932, 172.

505 Auf Kutschers Auffassung wird bei Eberles Theatertheorie nochmals Bezug genommen, s. dieses Kap. und Kap. 16.6.

Welche praktische Anwendung fand der theaterwissenschaftliche Ansatz einer „völkerpsychologischen“ Gefühlspolitik im „Laienspiel“⁵⁰⁶, wie ihn Kutscher vertrat, bei den Theaterschaffenden? Dr. Hans Severus Ziegler, „Staatskommissar für die Thüringer Landestheater, Schauspieldirektor am Deutschen Nationaltheater Weimar“ sowie „Theaterreferent der NSDAP“, verfasste 1933 eine Broschüre mit dem Titel „Das Theater des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Volks-erziehung und Propaganda“.⁵⁰⁷ In seiner Schrift deklarierte Ziegler, ähnlich einer Ratgeberbroschüre zur nationalsozialistischen Lebensführung, die Absicht, das „Wesen“ und „die Ziele des Deutschen Theaters in volkstümlicher Form“ zu beschreiben.⁵⁰⁸ Mit seiner als „Aufklärungsschrift“ begriffenen Broschüre verfolgte der Theaterreferent zwei Ziele: 1. sollte eine klare Aufgabenstellung, nach welchen Kriterien die „Gleichschaltung“ der Theater in Deutschland zu „deutschen“ Volkstheatern vollzogen werden sollte, den Prozess vereinfachen. 2. sollte die Broschüre den „Volksgenossen den Weg ins Theater erleichter[n]“.⁵⁰⁹

Welche Anleitung gab Ziegler, um diesen „Weg“ zu vereinfachen? Nach der Lektüre sollte „dem Volk“ klar geworden sein, was ‚das Theater‘ *ihm* bedeuten „muss“.⁵¹⁰ Die Spielregeln „der marxistisch-liberalistisch-jüdischen Kulturepoche“ gälten nicht länger. „Die Hauptaufgabe der vorliegenden Schrift ist eine propagandistische“, gab Ziegler unumwunden zu.⁵¹¹ Es ginge ihm weder um eine „historische Abhandlung über die Entstehung von Theater und Drama“ noch um eine „theoretische Untersuchung tiefliegender Theaterprobleme.“⁵¹² Diese Aspekte waren Aufgabe der NS-Theaterwissenschaft. Zieglers Interesse lag im „volkstümlich[en] [W]erben“:

„[und] alle für die Erziehung Verantwortliche[n] mit dem Wesen des Theaters so vertraut machen, daß sie selbst in der Lage sind, das Kunstmittel des Theaters als Erziehungsmittel zu gebrauchen und fernhin auch noch in dieser Beziehung Propagandisten des Führers und Volkskanzlers Adolf Hitler werben, dessen ausdrücklicher Wille zur Erneuerung und Ausgestaltung des deutschen Theaters seit Jahren bekannt ist.“⁵¹³

506 Vgl. Hauptschulamt der NSDAP u. a. 1939. Mehr zum „Deutschen Volksspiel“ vgl. Anne Keller 2018.

507 Vgl. Ziegler 1933, 3.

508 Vgl. ebd.

509 Vgl. ebd.

510 Vgl. ebd.

511 Vgl. ebd.

512 Vgl. ebd.

513 Ebd., 3f.

Ziegler schloss sein Vorwort mit seiner Selbstdarstellung als „Propagandist“: In seiner Doppelrolle als „Theaterreferent“ der NSDAP und zugleich als Theaterdirektor besäße er „das hohe Glück“ dem „deutschen Gedanken [...] als praktisch Tätiger [...] unmittelbar dienen zu können.“⁵¹⁴

Die wissenshistorische Kontinuität zur autosuggestiven und selbstdisziplinarischen Ratgeberliteratur tritt in Zieglers „völkerpsychologischer“ Selbstdarstellung eines Theaterschaffenden im Dienst einer affirmativen Gefühlspolitik deutlich hervor. Ziegler befähigt sich in seiner Doppelrolle als „Propagandist“ und „Theaterdirektor“, ähnlich einem Ratgeberautor, den „Volksgenossen“ mit Hilfe seiner praktischen Anleitung den „Weg“ ins ‚neue‘ „deutsche“ Theater weisen zu können. Zu welchem Zweck?

„Außer der Kirch sind Hochschule und Theater die Hoherziehungsinstitute des Volks zur Veredelung von Geist, Charakter und Seel, und es ist daher die Aufgabe aller Kulturinstanzen der deutschen Nation, den Weg zur Volkswerdung möglichst abzukürzen, was nur dadurch geschehen kann, daß sie sich der Werte und Kräfte bewußt werden, die in diesen Einrichtungen der Nation enthalten sind, und daß sie vor allem die unvergänglichen Werte in rechter Weise nutzen und fördern, die die künstlerisch-schöpferischen Persönlichkeiten eines Volkstums ihrem Volke darbringen.“⁵¹⁵

Zieglers Aussagen rufen Schillers Ansatz über ein emotionspolitisches Wirkungspotential der „Schaubühne“, im Schulterschluss mit einer moralisierenden Erziehung durch Kirche und Staat, wach. Dabei erachtete der Dramatiker die Wirkungsmacht durch „Scherz und Satire“ *im Lustspiel* als ein besonders effektives, theaterästhetisches Erziehungsmittel:

„Aber der Wirkungskreis [sic] der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geseze [sic] es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsere Bildung noch geschäftig. Das Glück der Gesellschaft wird eben so sehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laster gestört. Eine Erfahrung lehrt es [...] und wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurückbegleiten, wir zehnenmal [sic] lächeln müssen, ehe wir einmal entsetzen [sic]. [...] Ein großer Theil [sic] dieser Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der großen Klasse von Thoren den Spiegel vorhält, und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier (schneller vielleicht, und unfehlbarer) durch Scherz und Satire.“⁵¹⁶

514 Vgl. ebd., 4.

515 Ebd., 32.

516 Schiller 1962a, 94.

Nicht nur Theaterwissenschaftler*innen im „Dritten Reich“, sondern auch in der Schweiz befassten sich mit „völkerpsychologischen“ Wirkungsästhetiken und Publikumstheorien im Laienspiel, wie das Beispiel des Schweizer Theaterwissenschaftlers Oskar Eberle (1902–1956)⁵¹⁷ im Folgenden zeigt. Eberle entwirft eine theaterästhetische Wirkungstheorie im „völkerpsychologischen“ Spannungsfeld aus Religion, Staat, „Volk“, „Theater“ und „Moral“. Eberle war bereits 1928 davon überzeugt, dass sich die Theaterwissenschaft mit Hilfe einer methodischen Systematik einer interdisziplinären Aufführungsanalyse zuwenden sollte:

„Mittelpunkt dieser Forschungen wäre die Aufführung. Von der Aufführung liefen Fäden zum Dichter und damit zum Spieltext, zum Spielleiter, zum Schauspieler, Sänger und Musiker, zum Dekorationskünstler, zur Kostümkammer, zum Bühnenhaus mit allen technischen Einrichtungen, zum Theaterpublikum, zur Kritik, zur Zensurbehörde und damit zu Staat und Kirche.“⁵¹⁸

Welche wissenshistorische Ausdeutung fand der transnationale Ansatz einer „völkerpsychologischen“ Gefühlspolitik im „Laienspiel“⁵¹⁹ im „Denkstil“ (Fleck) von Oskar Eberle? Eberle hatte in München bei Kutscher und in Berlin bei Max Herrmann Theaterwissenschaft und in Freiburg i.Üechtland (CH) und Königsberg bei Josef Nadler Literaturgeschichte studiert.⁵²⁰ 1927 promovierte Eberle bei Nadler in Königsberg mit einer Doktorarbeit zur „Theatergeschichte der innern Schweiz, 1200–1800“.⁵²¹ 1928 bemühte er sich um eine Systematisierung der Theaterwissenschaft. Aus diesem Grund verfasste er eine Schrift über die „Theaterwissenschaftlichen Grundbegriffe“.⁵²² Bezogen auf das Laienspiel stimmt Eberle mit Kutschers „Denkstil“ (Fleck) überein, dass der „Mimus“ den Ursprung ‚des Theaters‘ bilde und darum die Theatergeschichte sowohl die Berufsbühne als auch die Laienbühne einschließen müsse. Von Herrmann übernimmt Eberle die *Unterscheidung* zwischen einem Lientheater als „soziale[m] Spiel“ und einem „Berufstheater“ der „Kunst“.⁵²³

517 Zur Biografie vgl. Schorno 2005.

518 Eberle 1928a, 15. Dieser Aspekt wird von Kutscher rezipiert. Eberle zit. nach Kutscher 1936, 195.

519 Vgl. Hauptschulamt der NSDAP u. a. 1939. Mehr zum „Deutschen Volksspiel“ vgl. Anne Keller 2018.

520 Vgl. Stadler 1947, 94.

521 Vgl. Schorno 2005.

522 Vgl. Eberle 1928a.

523 Vgl. ebd., 1. Weiter verweist Eberle auf Willi Flemmings Vergleich von Herrmanns und Kutschers Ansätzen in seiner Schrift „Vom Wesen der Schauspielkunst“, Rostock 1927. Vgl. Eberle 1928a, 1.

Ein zentrales Ziel seiner theaterwissenschaftlichen Theorie basierte auf einem sozial- und theaterpolitischen Anliegen: der methodischen Neubewertung der „Kultur“ der Laienbühne gegenüber der „Kunst“ der Berufsbühne.⁵²⁴ Während das „kunstverständige“ Publikum der Berufsbühnen „nie das ‚Volk‘ repräsentiere, würde die Laienbühne „ein ganzes Volk bewegen“, so Eberle.⁵²⁵ Auf der Laienbühne würden abstrakte „Ideen“ von „Religion, Staat, Natur, Gesellschaft“ eine „konkrete Gestalt“ annehmen, „bestimmt zumeist durch Umwelt und Landschaft, deren religiöser oder staatlicher Mythos dargestellt wird.“⁵²⁶

Eberle untersuchte das Laienspiel aus der Perspektive einer Doppelrolle als *Theaterwissenschaftler* und *Theaterschaffender* (Regisseur und Mitbegründer der SGK). Vor diesem Hintergrund vertrat er die Ansicht, dass das „Volksspiel“ als erzieherisch-moralisierendes und zugleich gemeinschaftsstiftendes Instrument einer kulturel-nationalistischen Gefühlspolitik „völkerpsychologisch“ wirken könne:

„[...] wie in Athen ist in der Eidgenossenschaft das Festspiel die kennzeichnendste Leistung des demokratischen Staatstheaters. Jede andere Theaterform [...] ist für uns mehr oder weniger artfremdes Spielgut. Darum kann nur das nationale Festspiel, das wie die Bundesgründung religiös verankert sein muss, und das daraus entstehende Volksspiel, im letzten und tiefsten Sinn als repräsentatives schweizerisches Theater angesprochen werden.“⁵²⁷

Eberles Vorstellung über ein „religiös“, sprich im *christlichen Glauben* verankertes, nationales Festspiel und „das daraus entstehende Volksspiel“ als einzig „repräsentativ[e]“ „Theaterform“ eines demokratischen Staatstheaters für die Schweiz wurde in den Kreisen der SGK gerne herangezogen, wenn es 1. um eine mystisch-kulturel-nationalistische Suche nach einem „schweizerischen Theaterstil“, 2. um die fremdenfeindliche Forderung nach ausschließlich schweizerischen Bühnen, die Eberle teilte⁵²⁸, und 3. um die Idee eines Schweizer Nationaltheaters in Form der „Laienbühne als nationales Theater“ ging.⁵²⁹ So verwies der promovierte Schriftsteller Arnold Hans Schwengeler (1906–1981)⁵³⁰, Mitbegründer und Präsident (1940–1944) des „Berner Schriftstellerverbands“ und Vorstandsmitglied des „Schweizerischen Schriftstellervereins“ und der SGK (1945–1950, 1960–1967), nicht ohne Stolz auf die theaterwissenschaftlichen Leistungen Eb-

524 Vgl. Eberle 1928a, 7.

525 Vgl. ebd., 7 f.

526 Vgl. ebd., 8.

527 Schwengeler 1945, 35. Vgl. Grundlagen. In: Eberle 1943, 142–145.

528 Zur „Invasion fremder Schauspieler“ vgl. Eberle 1945a.

529 Vgl. Schwengeler 1945.

530 Zur Biografie vgl. Schönauer 2011.

erles und dessen Beitrag zur Bestimmung eines schweizerischen Nationaltheaterstils:

„[Eberle ist den Wegen nachgegangen], die zum eigenen schweizerischen Volkstheater führen können und oft in beglückender Weise auch tatsächlich führen. Er betrachtete das *Jugendtheater*, das *Vereinstheater* der dramatischen Gesellschaften und Heimatschutzvereinigungen, die heimatlichen und religiösen Volksspiele, endlich die *Festspiele*, die nicht nur die grossartigsten Manifestationen eines nationalen Theaterwillens gebracht, sondern auch zu einem in seiner Art nun tatsächlich einzig dastehenden Theaterstil geführt haben.“⁵³¹

Diese Argumentation über einen „einzig dastehenden Theaterstil“ als kultur- und emotionspolitische „Manifestation eines nationalen Theaterwillens“ im „*Festspiel*[...]“ lässt eine theaterwissenschaftliche Wissenszirkulation erkennen. In der Schrift über das „Laienspiel. Erfahrungen. Grundsätze. Aufgaben“, welche 1939 von der „Deutschen Arbeitsfront“ in Zusammenarbeit mit der „Abteilung Volkstum/Brauchtum des Amtes ‚Feierabend‘ der Nationalsozialistischen Gemeinde ‚Kraft durch Freude‘“ als „Arbeitsmaterial“ herausgegeben wurde, heißt es über den gemeinschaftsstiftenden Charakter des Laienspiels:

„In solcher Gemeinschaft wird die Arbeit stets weitergehen, wenn sich auch im Augenblick einmal nicht besonders Veranlagte finden. Zu dieser *Selbstsicherung der Gesamtheit*, die wir durch das Hineinwachsen in feste Lebensformen – im soldatischen u. a. Bereichen genau so! – erziehen, müssen wir auch im Brauchtum wieder kommen. Irgendwie liegen dann die Fähigkeiten in allen zusammen, in der Gemeinschaft insgesamt. Obwohl es eigentlich gar nicht aus ihnen, als einzelnen, kommt, wissen sie trotzdem: ‚So muss es sein!‘ Und jenes ‚So ist das!‘, „So ist das bei *uns!*, muß uns Deutsche auch im Brauchtum wieder selbstverständliche Einsicht und Richtschnur, muß uns natürlicher Besitz werden.“⁵³²

Das Laienspiel hatte das „völkerpsychologische“ und *emotionspolitische* Ziel einer „*Selbstsicherung der Gesamtheit*“ darzustellen, in welcher auch der mittelmäßig „Veranlagte“ (wie es schon das arbeitspsychologische Glückswissen de Mans lehrte, vgl. u. a. Kap. 10.4) in der kollektivistischen „Gemeinschaft“ eine leistungsorientierte Aufgabe (vordergründig/autosuggestiv) zu erfüllen glaubte.⁵³³ Hinter der Organisation von Laienspielen durch das NSDAP-Amt „Feierabend“ und „Volkstum/Brauchtum“ stand die paramilitärische Selbstdisziplinierungsabsicht, welche eine leistungsorientierte Selbstdarstellung einer scheinbar überzeitlichen, rassistischen Konzeption von „Brauchtum“ zur Schau stellte und zu

⁵³¹ Schwengeler 1945, 35.

⁵³² „Entnommen dem Buche ‚Ewiges Volkstum‘ von Otto Schmidt, das demnächst erscheint.“, vgl. Hauptschulamt der NSDAP u. a. 1939, 4.

⁵³³ Vgl. Hauptschulamt der NSDAP u. a. 1939, 4.

einer gemeinschaftsstiftenden Nachahmung („So ist das bei *uns!*“) mobilisieren sollte.

Eberle, der während der NS-Zeit im Wintersemester 1943/44 theaterwissenschaftlicher Lehrbeauftragter am Deutschen Seminar der Universität Zürich war, bewarb, im Unterschied zum Laien- und Festspieldiskurs in NS-Deutschland, ein *Schweizer* Festspiel, wie die „Altdorfer Telspiele“, als Schauplatz einer affirmativen Gefühlspolitik zur theaterpolitischen Selbstdarstellung eines „staatliche[n] Mythos“⁵³⁴:

„Um religiöse oder staatliche Ideen eines Volkes zu gestalten, braucht es keine dramatischen Kunstwerke; unsere Festspiele zum Beispiel waren es nie. [...] ‚Ein Volksschauspiel – Kunst? Davon sprach man gar nicht. Es war einfach schön. Ein Heimatspiel im wahrsten Sinne des Wortes.‘ Der Laie denkt gar nicht daran, Kunstwerke zu schaffen. Dazu braucht es einen Künstler. [...] Der Laienspieler will also Ideen vermitteln, religiöse Ideen in der Passion und im Heiligenspiel, staatliche Ideen im vaterländischen Drama, soziale Ideen im Volksstück der Gegenwart.“⁵³⁵

Die Laienspieler*innen hatten nach Eberle das *emotionspolitische* Ziel, „religiöse“, „staatliche“ und „soziale Ideen im Volksstück der Gegenwart“ zu vermitteln. Innerhalb des Liebhabertheaters weist Eberle den Laienspieler*innen folglich eine „völkerpsychologische“ und emotionspolitische Aufgabe zu, die im Festspiel, Fastnachtsspiel, Trauerspiel, Heimatspiel, Singspiel und in den Reigen als Tanzspiel eine praktische Anwendung finden sollte.⁵³⁶ Im Unterschied zum Drama der Berufsbühnen befasste sich das „Spiel“ der Laienbühne nicht mit einer Problemstellung des Dramatikers, sondern mit den bereits erwähnten „überpersönlichen Ideen wie Vaterland, Staat, Natur, Religion, Gesellschaft [...]“:⁵³⁷

„Das Spiel entsteht durch bühnengeschickte Anordnung solcher Stoffmassen, deren Idee sichtbar und damit wirksam gemacht wird. Das Spiel gibt darum meist keine Individuen, sondern Typen: den Typus des Helden, des Heiligen, des Jünglings, der Frau, des Arbeiters, des Narren, des Geizigen. Aristotelischen Dramengesetzen hat das Spiel sich nie gefügt. Mittelalter, Barock, schweizerische Staatsfestspiel des 19. Jahrhunderts, Laienspiel der Gegenwart bezeugen es.“⁵³⁸

534 Eberle 1928a, 8.

535 Ebd., 8f.

536 Vgl. Eberle 1928a, 9.

537 Vgl. ebd.

538 Ebd., 9.

„Das Spiel“ sei laut Eberle gekennzeichnet von stereotypisierten Figuren, wie jenen des Heldentypus, der geschlechterstereotypisierten Frau, Mutter oder Arbeiterin, die explizit *keine Individuen darstellten*. Diese Rollentypen würden sich im Verlauf der Handlung im Rahmen einer übergeordneten Idee, entsprechend ihrer charakterologischen Typologie, eines (*a-*)*moralischen Handelns* verpflichten. In wissenshistorischer Kontinuität zur praktischen Ratgeberanleitung für eine erfolgreichere und „glücklichere“ Lebensführung waren die Laienspielenden als charakterologische Gesellschaftstypen in ihren „Rollen“⁵³⁹ einer überzeitlich konzipierten Idee verpflichtet, die auf christlich fundierten, kulturnationalistisch konstruierten Schweizer Werten basierte.⁵⁴⁰

Folgender theaterästhetische Aspekt, bezogen auf die Laienspieler*innen, ist für eine Wissensgeschichte einer affirmativen Gefühlspolitik besonders erkenntnisreich: Eberle unterstellt den Laienspieler*innen aufgrund ihrer „unzureichende[n] mimische[n] Begabung“ eine höhere *Authentizität*, wodurch sie das Publikum emotional *direkter* erreichen und in ihm eine stärkere theaterästhetische Wirkung auslösen könnten als die Berufsspieler*innen.⁵⁴¹

„Man wirft dem Volkstheater so oft die Sentimentalität vor, dieses nackte Zurschaustellen kleiner menschlicher Gefühle, das ein künstlerisch empfindsamer Mensch einfach nicht verträgt. Theatermäßig dargestellte Gefühle erträgt man nur, wenn sie geformt sind; formen aber kann nur ein Künstler. Der Laie spielt da sozusagen nur Inhalt. Er stellt magische Kräfte, im Bereiche der bürgerlichen Welt also etwa **Gefühle** dar. Man könnte sagen: Der Laie projiziert mit mangelhaften Mitteln, mit unzureichender mimischer Begabung, seine Gefühle ins Publikum. Beim Berufsspieler ist es umgekehrt. In sentimental Rollen, um beim Beispiel zu bleiben, lassen seine Leistungen oft kalt, trotz aller mimischen Routine, selbst wo der Laie seine Zuschauer zu Tränen rührt.“⁵⁴²

Dass die theaterästhetische Erfahrung komplexer ist als sie Eberle darstellte, wurde bei Lessing bereits aufgezeigt (Kap. 15.3) und auch Eberles Dozent Kutscher kritisierte:

„So einfach liegen die Dinge doch nicht, wie uns Eberle glauben machen will: der Bereich des Laien sei das Gefühl, der des Mimen der Ausdruck. Mit Gefühlsstärke verbinde sich beim Laien Ausdrucksschwäche, mit Ausdrucksstärke beim Mimen Gefühlsschwäche.“⁵⁴³

539 „[...] Handlung für den einzelnen Schauspieler in einem Bühnenwerk [...]“, vgl. Haß 2014, 300.

540 Zu den Begriffen der Theatertheorie über „Charakter“, „Rolle“ und „Maske“ vgl. Haß 2014, Roselt 2014, Kreuder 2014.

541 Vgl. Eberle 1928a, 2f.

542 Eberle 1928a, 2.

543 Kutscher 1932, 75.

Vor diesem wissenshistorischen Hintergrund von Eberles Theatertheorie und theaterwissenschaftlicher Methodik erstaunt es nicht, dass Oskar Eberle 1939 das offizielle Festspiel der Schweizer Landesausstellung, „Das eidgenössische Wettspiel“⁵⁴⁴, in Zürich aufführen durfte (Kap. 16.6). Das Festspiel zeige „die Gefahren, die der Schweiz von aussen und innen drohen und wie sie überwunden werden können. Fast 150 000 Menschen haben es in 34 Aufführungen gesehen: das war der bisher grösste Festspielerfolg der Schweiz“, so Eberle in seinem Bericht über „Das Theater an der Landesausstellung“.⁵⁴⁵ „Die Aktualität des ‚Laienspiels‘ und Dramas beruht auf den bewegenden Ideen und Problemen eines Zeitalters [...]“⁵⁴⁶. Eberle war von der „völkerpsychologischen“ Wirkungsmacht des Laienspiels, das sowohl in einer Festspielhalle als auch auf einer Freilichtbühne stattfinden konnte (Kap. 16.6), überzeugt.

Nun stellt sich die Frage: Wie stand Eberles emotionspolitische Laienspieltheorie im Zusammenhang mit dem kulturalistischen Bestreben der „geistigen Landesverteidigung“, die Schweizer Theaterkultur zu fördern, und dem Wunsch der SGTK, einen Lehrstuhl für Theaterwissenschaft an einer Schweizer Universität zu gründen? Oder anders gefragt: Welche unterschiedlichen Interessensgruppierungen trafen hier im Kontext einer affirmativen Gefühlspolitik an der Schnittstelle zwischen Theaterpolitik, Theaterwissenschaft und Theaterpraxis aufeinander?

Seit Ende des 19. Jahrhunderts wurden an deutschsprachigen Universitäten vermehrt theaterwissenschaftliche Vorlesungen in Germanistik, Anglistik, Archäologie, Geschichte, Kunstgeschichte und Musikwissenschaft gehalten, was wenige Jahre darauf zur Gründung mehrerer theaterwissenschaftlicher Institute (Jena, Kiel, Berlin, München, Köln, Wien) führte.⁵⁴⁷ Auch in der Schweiz boten bereits im 19. Jahrhundert der Kulturhistoriker Jacob Burckhardt (1818–1897) in Basel und der Professor für Kunst- und Kulturgeschichte Friedrich Salomon Vögelin (1838–1888)⁵⁴⁸ in Zürich theaterwissenschaftliche Lehrveranstaltungen an.⁵⁴⁹ Im Untersuchungszeitraum 1933–1945 entstanden zahlreiche Doktorar-

544 „Das eidgenössische Wettspiel“ von Edwin Arnet, Regie: Oskar Eberle, Musik: Paul Müller, UA: Offizielles Festspiel der Landesausstellung 1939, Zürich. Mehr dazu s. Kap. 16.6.

545 Vgl. Eberle 1940, 31.

546 Eberle 1928a, 11.

547 Zum wissenschaftshistorischen Entstehungskontext, dem Netzwerk (Lehrstühle, Gesellschaften, Vereine), sowie einem Forschungsüberblick der Theaterwissenschaft aus einer nationalsozialistischen Forschungsperspektive vgl. Theaterwissenschaft. In: Kutscher 1936, 172–230.

548 Zu seiner Person vgl. Bürgi 2013.

549 Vgl. Stadler 1947, 94. Edmund Stadler (1912–2000), der bei Artur Kutscher in München studiert und 1937 seine Promotion „Die Entstehung des Landschaftstheaters in der Schweiz“ begonnen hat und 1949 beim NS-Theaterwissenschaftler Carl Niessen promovierte und dessen

beiten⁵⁵⁰ und wurden Lehraufträge⁵⁵¹ sowohl an Theaterschaffende (Oskar Wälterlin, Zürcher Schauspielhausdirektor) als auch an Theaterwissenschaftler*innen vergeben, die häufig in Deutschland studiert hatten (wie Eberle). Dennoch wurde erst 1992 das schweizweit erste und bis heute einzige Institut für Theaterwissenschaft an der Universität Bern gegründet. Warum so spät? Eine mögliche Antwort auf diese Frage geht auf die Zeit des Zweiten Weltkriegs zurück.

Zur Erinnerung: Angesichts der zunehmenden propagandistischen Einflussnahme auf die Schweizer Bevölkerung verkündete der Bundesrat im Dezember 1938 die „Kulturbotschaft“ zur „geistigen Landesverteidigung“. Als gefühlspolitisches Instrument einer pazifistischen Abgrenzungs- und zugleich kulturnationalistischen Distinktionsstrategie war ihr Ziel *affirmative* Gefühle in der Bevölkerung gegenüber den ideengeschichtlich abstrakten Schweizer Werten (Freiheit bzw. nationale Unabhängigkeit, Demokratie, Föderalismus, Neutralität) und ihrer viersprachigen *Kultur* (Französisch, Deutsch, Italienisch und Rätoromanisch) zu wecken.⁵⁵² In diesem Kontext wurde die Stiftung „Pro Helvetia“ ins Leben gerufen. Zu den „Organisationen“, mit denen das „Forum Helveticum“ im Mai 1938 bezüglich eines möglichen Beitritts in Kontakt stand, gehörte die SGTK, vertreten durch „Dr. Oskar Eberle“.⁵⁵³

Warum schien die SGTK auf den ersten Blick ein geeigneter Partner für die Schweizer Kulturpropagandastrategie zu sein? Bereits im ersten Jahrbuch der SGTK („Das vaterländische Theater“) umreißt die Gesellschaft das Ziel, die theaterwissenschaftliche Forschung durch die Gründung eines Schweizer Theatermuseums und die Etablierung eines „theaterwissenschaftlichen Lehrbetriebs

Assistent am Theatermuseum Köln (1937–1946) war, benannt als Gründervater der Schweizer „Theaterkunde“ den Luzerner Renward Cysat (1545–1614). Vgl. Stadler 1947, 94. Stadler war als Nachfolger von Karl Gotthilf Kachler (1906–2000) zwischen 1946 und 1977 für die „Schweizerische Theatersammlung“ in Bern zuständig und verwaltete u. a. die Nachlässe von Adolphe Appia und Oskar Eberle. 1946–1977 war er Vorstandsmitglied der SGTK, 1961–1975 Herausgeber des „Schweizer Theaterjahrbuchs“ und 1947–1982 Lehrbeauftragter für Theaterwissenschaft an den Universitäten Zürich und Bern. 1971 wurde S. zum Honorarprofessor der Universität Bern ernannt. Vgl. Caluori 2005c.

550 Verzeichnis ausgewählter Dissertationen der Theaterwissenschaft, 1933–1945, s. Anhang, Kap. 21.3.

551 Verzeichnis theaterwissenschaftlicher Vorlesungen an der Universität Zürich, 1933–1945, s. Anhang, Kap. 21.4.

552 Zur Identitätskonstruktion der Schweiz als Nation vgl. Marchal und Mattioli 1992.

553 „Forum Helveticum. Verzeichnis der Organisationen[...]“ Beilage zum „Forum Helveticum. Protokoll“, Lausanne, 02.05.1938 im Dossier „Vorakten und neues Material des Forum Helveticum“ mit dem Zusatz „Akten, die Herr Bundesrat Etter noch nicht gesehen hat“, P.70,911, StAZG.

an den schweizerischen Universitäten“ voranzutreiben.⁵⁵⁴ Zwischenzeitlich hatte es sich die SGTK zur Aufgabe gemacht, sich *stellvertretend* der theaterwissenschaftlichen Forschung zu widmen. Dafür entwarf Eberle 1928, ein Jahr nachdem der Zusammenschluss mit der 1926 gegründeten „Gesellschaft für das süddeutsche Theater in München“⁵⁵⁵ aus finanziellen Gründen gescheitert war, den Plan, im transnationalen Netzwerk „der internationalen Zusammenarbeit“ mit der „Berliner Gesellschaft für Theatergeschichte“ und der „Gesellschaft für das süddeutsche Theater“ eine „Welt-Theatergeschichte“ zu schreiben.⁵⁵⁶

1935 wurden unter dem Präsidenten Dr. Fritz Weiss die Dringlichkeit theaterwissenschaftlicher Publikationstätigkeit und die Schaffung eines Theatermuseums erneut thematisiert. Zu diesem Zweck wurden „die fruchtbaren Beziehungen zu gleichgerichteten Kreisen des Auslands verstärkt.“⁵⁵⁷ Die Früchte dieser transnationalen Zusammenarbeit mit der NS-Theaterwissenschaft ließen nicht lange auf sich warten: 1937 war es der SGTK aufgrund ihrer ‚guten‘ Beziehungen zum „völkischen“ NS-Theaterwissenschaftler Carl Niessen gelungen, so Stadler, die „drittgrößte Länderabteilung“⁵⁵⁸ in der internationalen Ausstellung „Theater im Freien“ in Frankfurt abzubilden.⁵⁵⁹ Dabei muss erwähnt werden, dass Stadler, der sich u. a. für die Schweizer Ausstellungssektion verantwortlich zeigte, seine Promotion über „Die Entstehung des Landschaftstheaters in der Schweiz“ bei Artur Kutscher in München begonnen hatte und diese 1949 bei Niessen ein-

554 Vgl. Stadler 1947, 94 f. Liste der Jahrbücher der SGTK, <https://sagw.ch/sgtk/publikationen/schweizer-theater-jahrbuecher-1928-2011/liste-der-theater-jahrbuecher/>, 22.11.2020.

555 Von München aus sei versucht worden, „ein paar Ortsgruppen der süddeutschen Gesellschaft zu bilden. [...] die Gelder einer schweizerischen Gruppe des süddeutschen Theaters, sagte man, wären für die Schweiz, da sie ins Ausland gingen, fast verloren. Da sie sowieso spärlich flössen, müsse versucht werden sie für die Schweiz und ihre eigenen Forschungen zu erhalten. Es wurde also in Aussicht genommen, in absehbarer Zeit eine Gesellschaft für das schweizerische Theater zu gründen und ihre Forschungen in einem eigenen Jahrbuch niederzulegen.“ Eberle, Oskar: „Die Gesellschaft für innerschweizerische Theaterkultur“. In: Aus dem Sonderdruck des Oktober-Hefts der „Schweizer Rundschau“, im Dossier: 44/3597, Staatsarchiv Luzern, vgl. Eberle 1927, [1].

556 Vgl. Eberle 1928a, 15.

557 Vgl. Stadler 1947, 95.

558 Vgl. ebd.

559 Ausstellung „Das Theater im Freien“ veranstaltet von der Stadt Frankfurt a. Main mit dem „Reichsbund der Deutschen Freilicht- und Volksschauspiele e.V.“ anlässlich der Römbergfestspiele vom 1. Juli bis 31. August 1937, Frankfurt a. Main, Sonderdruck aus der „Frankfurter Wochenschau“, Heft 4/1937, verantwortlich Hauptschriftleiter Dr. Franz Lerner, Frankfurt: Franz Zof. Henrich, vgl. Dossier „Beteiligung an Ausstellung ‚Das Theater im Freien‘“, Frankfurt a. Main 1937, V.2.10.44, Bestand E3001 A, Papier: 1000/727_17, BAR. Mehr zur Ausstellung s. Kap. 16.6.

reichen würde. Er war in der Zwischenzeit dessen Assistent am Institut für Theaterwissenschaft an der Universität Köln (1937–1946) geworden.⁵⁶⁰

Der Untersuchungszeitraum 1933–1945 ist folglich von unterschiedlichen Interessensgruppierungen gekennzeichnet: Einerseits bestand ein transnational erweitertes Netzwerk zwischen Mitgliedern der SGTK und Akteur*innen der Theaterwissenschaft in NS-Deutschland. Andererseits zeichnet sich in den Jahren 1933–1945 bei den Mitgliedern der SGTK eine bevorzugte Positionierung zur kulturalnationalistischen Theaterpropaganda im Sinne der „geistigen Landesverteidigung“ ab.

1939 war die SGTK beispielsweise an der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich in der Sektion „Theater“ prominent vertreten. Die in den Jahren 1937–1945 von Eberle herausgegebenen SGTK-Jahrbücher „Le théâtre en Suisse“ (1937), „Festspiel am Vierwaldstätter-See“ (1938/1939), „Das Volk spielt Theater“ (1940), „Wege zum schweizerischen Theater“ (1. Teil 1941/42) und „Das Schweizer Drama 1914 bis 1944“ sind von einer kulturalnationalistischen Distinktionsbemühung gegenüber der nationalsozialistischen Theaterkultur gekennzeichnet. Die SGTK-Theaterhistoriografen entwarfen unter dem politischen Einfluss der „geistigen Landesverteidigung“ und im (zuweilen) transnationalen Abgrenzungsversuch zur NS-Theaterkultur eine gesamtschweizerisch konzipierte Volkstheater-Kultur.

Die Wanderausstellung „Volk und Theater“, die 1942/43 stattfand, kann als Sinnbild für das theaterwissenschaftliche Forschungsfeld der SGTK im Kontext der „geistigen Landesverteidigung“ stehen. Sie war von Karl Gotthilf Kachler (1906–2000)⁵⁶¹ 1941 konzipiert und gemeinsam mit Eberle im Auftrag der Gewerbemuseen Basel und Zürich realisiert worden.⁵⁶² Die Wanderausstellung, die 1942/43 in fünf Städten (u. a. Zürich, Basel, Bern) gezeigt wurde, sollte den Ausstellungsbesucher*innen Sinn und Zweck der Berufs- und Laienbühnen vor Augen halten.⁵⁶³ In der Eröffnungsrede zur Ausstellung vom 30. Mai 1942, die bezeichnenderweise in der Aula der Universität Basel stattfand, betonte Fritz Weiss,

560 Vgl. Caluori 2005c.

561 Zur Biografie: geb. 1906 in Basel, Studium der Landwirtschaft, Architektur und evangelische Theologie in Zürich, Schauspielausbildung an der Theaterakademie Mattheus-Strakosch in Berlin, Engagements am „Deutschen Theater“, „Grossen Schauspielhaus“, „Jungen Volksbühne“; Studium der Theaterwissenschaft bei Max Herrmann und Artur Kutscher; Rückkehr nach Basel, seit Wintersemester 1933/34 Studium der Kunstgeschichte, Archäologie, Philosophie, 1937 Promotion „Schinkels Kunstauffassung innerhalb des deutschen Klassizismus“. 1936–1946 Leiter des Basler Studententheaters, 1938–1974 künstlerischer Leiter der Freilichtspiele in Augst, 1940–1943 Dramaturg und Werbeleiter am Theater Basel.

562 Vgl. Kienzle 1942, 3.

563 Vgl. Kienzle 1942, 3.

Präsident der SGTk, die kulturpolitische Synergie von *Theater und Universität*.⁵⁶⁴ Weiss nennt hierbei kulturpolitische Gründe, weshalb die Theaterwissenschaft im Interesse der Zuhörer*innen *universitär* institutionalisiert werden sollte. Dazu bedient er sich Gottfried Kellers Beschreibung einer Laientheateraufführung des „Tell-Spiels“ im bürgerlich-aufklärerischen Entwicklungsroman „Der grüne Heinrich“ (1855):

„Der größte Teil der spielenden Schar [...] zog als Hirten, Bauern, Fischer, Jäger von Schauplatz zu Schauplatz, sodass sich daraus ein festliches Hin- und Herwogen der kostümierten Menge und der Zuschauermassen ergab. Die einzelnen Reden wurden nicht theatralisch und mit Gebärdenspiel gesprochen, sondern mehr wie in einer Volksversammlung. Und als Tell schoss, zitterte er wirklich und unwillkürlich, so sehr war er von der Ehre durchdrungen, diese geheiligte Handlung darstellen zu dürfen. Durch das Volk aber verbreitete sich ein frohes Gemurmel, man schüttelte sich die Hände und sagte, der Wirt – er stellte den Tell dar – wäre ein ganzer Mann; solange sie solche hätten, tue es nicht not.“⁵⁶⁵

Weiss zieht, ausgehend von Kellers Beschreibung der theaterästhetischen Wirkungsmacht einer Laientheateraufführung, eine emotionspolitische Schlussfolgerung. Diese fügt sich im Rahmen der Ausstellung „Theater und Volk“ in einen kulturalistischen Kontext eines „völkerpsychologischen“ Instrumentalisierungsversuchs der Theaterwissenschaft ein:

„Wir brauchen in Kellers Darstellung nicht weiterzufahren; das kleine Stück zeigt auch ohne dies, wie sehr es sich hier um wirklich volkstümliches, schweizerisches Theater handelt, das poetisch verarbeitet, lebendig genug war einen Platz in dem grossen Entwicklungs- und Bildungsroman des Zürchers zu finden. Und wiederum sehen wir uns mitten hinein in die mannigfaltigen Probleme der Theaterwissenschaft geführt, diesmal der schweizerischen. Aufs neue tauchen eine Menge von Fragen auf: nach der Herkunft solcher Spiele, nach Sinn und Bedeutung, nach der Aufmachung im Einzelnen und Gesamten, nach der Ordnung der Massen, nach den darstellerischen Mitteln [...] Wiederum stellen wir als wesentlichen Ausdruck der ganzen Handlung die ausserordentliche und beispielhafte Verbundenheit von Spiel, Spielern und Zuschauern fest, die zu einem gemeinsamen Erlebnis, wenn auch nicht kunstmässiger, so doch unbedingt schöpferischer Art führt. [...] Legen sie [Kellers Beschreibung eines Tell-Spiels] doch Zeugnis davon ab, wie sehr das Theater in der von ihnen dargestellten Welt völlig aus dem Gedanken, dem Glauben und dem Gefühl des Volkes herausgewachsen war; wie sehr Dichter, Schauspieler und Zuschauer nicht nur geistig und gefühlsmässig in jener innern Verbundenheit miteinander lebten, deren es zu grosser und nachhaltiger Wirkung allezeit bedarf, sondern auch – um auf das Thema unserer Ausstellung hinzuweisen – sich den sinngemässen Rahmen und Raum zu schaffen.“⁵⁶⁶

⁵⁶⁴ Vgl. Weiss 1945, 13.

⁵⁶⁵ Ebd., 16.

⁵⁶⁶ Weiss 1945, 16f.

Das Ziel der SGK war es, mit der Wanderausstellung „Theater und Volk“ den finalen Anstoß zur Gründung eines Theatermuseums zu geben und die akademische Institutionalisierung der Theaterwissenschaft an Schweizer Universitäten zu bewirken.⁵⁶⁷ Der Erfolg der Ausstellung war groß, sodass das Depositum der SGK dank finanzieller Unterstützung von „Pro Helvetia“ in der Landesbibliothek Bern einen *vorübergehenden* Aufbewahrungsort für die „Schweizerische Theatersammlung“ (heute: SAPA)⁵⁶⁸ fand.⁵⁶⁹ Die SGK hatte zur Bedingung gestellt, dass diejenige Universität, welche als erste ein Institut für Theaterwissenschaft gründen würde, die Sammlung erhalten sollte.⁵⁷⁰

Zu dieser Zeit, 1942/43, gelangte das Schreiben der „Arbeitsgruppe Pro Helvetia“⁵⁷¹ an die Dekane der Universitäten Basel, Bern und Zürich mit der Forderung nach einem Ausbau der theaterwissenschaftlichen Lehre und Forschung an *einer* Schweizer Universität.⁵⁷² An der Universität Zürich wurde aufgrund des Schreibens von „Pro Helvetia“ in der Fakultätssitzung vom 23. Januar 1943 eine Kommission gegründet, die sich mit der Frage über die „Schaffung eines theaterwissenschaftlichen Seminars“ befassen sollte.⁵⁷³ Zu den Mitgliedern zählte auch der Professor für neuere deutsche und schweizerische Literatur und Schriftsteller Robert Faesi⁵⁷⁴ (1883–1972). In der Fakultätssitzung vom 8. Mai 1943 präsentierte die Kommission das Ergebnis ihrer Evaluation:

„V. Theaterwissenschaftliches Seminar: Die mit dem Studium dieser Frage beauftragte Kommission ist zu folgendem Ergebnis gelangt: Die Theaterwissenschaft hat heute allge-

567 Vgl. Stadler 1947, 96.

568 Die Stiftung SAPA, Schweizer Archiv der Darstellenden Künste umfasst mehrere Sammlungen u. a. die ehemalige Schweizerische Theatersammlung in Bern und Bestände des Tanzarchivs in Zürich und Lausanne, vgl. <https://sapa.swiss/>, 10.09.2020.

569 Vgl. Stadler 1947, 96.

570 Vgl. Eberle 1945b, 69. Bis 1946 sollte Kachler, der 1942–1946 Lehrbeauftragter an der Universität Bern, 1946–1956 Direktor des Stadttheaters St. Gallen und ab 1946 Dozent an der Hochschule St. Gallen und ab 1964 an der Volkshochschule der Universität Basel war, die Sammlung betreuen. Vgl. Blubacher 2005c.

571 Brief vom Rektor der Universität Zürich an Prof. Dr. M. Zollinger, Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich, Zürich, 22.12.1942: „[...] In der Beilage übermittle ich Ihnen ein Gesuch der Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia zwecks Förderung der theaterwissenschaftlichen Forschung an unseren Hochschulen[...]“, AL 7.99 Theaterwissenschaft, UZH-Archiv.

572 Vgl. Eberle 1945b, 69.

573 Sitzungsprotokoll der Philosophischen Fakultät der UZH, 23.01.1943: „VII. Anregung Stiftung Pro Helvetia z. Schaffung eines theaterwissenschaftlichen Seminars (Ref. Prof. Faesi). Antrag Prof. Faesi: Die Phil. I. bezeugt grundsätzlich Interesse, Studium durch eine Kommission in Aussicht gestellt. Kommission: 3 Herren Faesi, Jedlicka, Dekan.“, Z 70.2901, StAZH.

574 Zur Person vgl. Bucher 2001, vgl. Caluori 2005b.

meine Geltung erlangt. Ihr Aufbau in der Schweiz ist wünschenswert. Alle Voraussetzungen sprechen für aussichtsreiche Entwicklung in der Stadt Zürich. Deshalb sollte auf die Anregung der ‚Pro Helvetia‘ eingegangen und theaterwissenschaftliches Studium a. d. Universität Zürich ermöglicht werden, und zwar in Gestalt eines dauernden Lehrauftrags von wenigstens zwei Wochenstunden. Die bisherige Tätigkeit einer Reihe von Dozenten bildet aus dem Gebiete der hist., kunsthist., literar. und musikal. Forschung wertvolle Ergänzung hierfür. Als Lehrbeauftragte kommen in Frage Dr. O. Eberle, Dr. Kachler, Basel, so wie andere geeignete, mit dem Theaterleben verbundene Persönlichkeiten. Für den Lehrauftrag WS 43/44 wird Dr. Oskar Eberle in Vorschlag gebracht.“⁵⁷⁵

Für das Wintersemester 1943/44 wurde Eberle als Gastdozent angestellt.⁵⁷⁶ Am 6. November 1943 referierte Faesi über den „nicht restlos positive[n]“ Eindruck von Eberles Vorlesung.⁵⁷⁷ Diese schien dem Literaturprofessor zu „einseitig“ auf das Schweizer Volkstheater fokussiert.

1954 fand Eberles akademische Karriere ein Ende. Seine Habilitationsschrift „Das Theater der Urvölker“⁵⁷⁸ wurde erstmals 1953 und, nach dessen Rekursverfahren, erneut 1954 abgelehnt.⁵⁷⁹ Als Grund für die Ablehnung gab die Philosophische Fakultät der Universität Zürich den Mangel an „Selbstkritik und terminologische[r] Besinnung“ an.⁵⁸⁰ Obwohl Eberle eine „eindrucksvolle Leistung“ in der „eindringlich[en], klar[en] und energisch[en]“ Bewältigung einer „grosse[n] Stoffmenge“ aufzeige, könne die Fakultät das Manuskript als Habilitationsschrift nicht annehmen.⁵⁸¹ Kritisiert wurde zudem die Untrennbarkeit des Theaterwissenschaftlers vom Theaterpraktiker:

„Der Theaterpraktiker setze sich schon seit geraumer Zeit mit aller Energie für ein eidgenössisches Theater- und Festspielideal persönlichster Prägung ein, das er mit einer Tendenz zur Ausschliesslichkeit gegen alle anderen Richtungen temperamentvoll vertrete. Wie Dr.

575 Sitzungprotokoll der Philosophischen Fakultät der UZH, 08.05.1943, Z 70.2901, StAZH.

576 Sitzungprotokolle der Philosophischen Fakultät der UZH, 1938–1949 zum Thema „Theaterwissenschaft“, Staatsarchiv Zürich (Z 70.2901): 08.05.1943, 23.01.1943, 18.12.1943, 06.11.1943, 22.01.1944, 06.05.1944, 21.10.1944, 04.11.1944, 02.12.1944, 07.07.1945, 20.10.1945, 15.12.1945, 14.12.1946.

577 Sitzungprotokoll der Philosophischen Fakultät der UZH, 06.11.1943, Z 70.2901, StAZH.

578 Aus dem Protokoll des Regierungsrates 1954, Sitzung vom 4. März 1954, 689, [1], Universität (Habilitation Rekurs), „Nicht zustande gekommene Habilitationen“ C-E, G. 6.1.046, UZH-Archiv. Das Manuskript wurde unter neuer Titelvergabe 1954 publiziert: Oskar Eberle. 1954. Cenalora. Leben, Glaube, Tanz und Theater der Urvölker, Olten: Walter. Vgl. Eberle 1954.

579 Aus dem Protokoll des Regierungsrates 1954, Sitzung vom 4. März 1954, 689, [1], Universität (Habilitation Rekurs), „Nicht zustande gekommene Habilitationen“ C-E, G. 6.1.046, UZH-Archiv.

580 Ebd.

581 Ebd.

Eberle sich unter diesen Umständen mit einer städtischen Theaterkultur wie gerade der zürcherischen auseinandersetzen könnte, sei nicht abzusehen.⁵⁸²

Eberles Konzept eines „vaterländische[n] Theater[s]“⁵⁸³, das er seit spätestens 1928 vertrat und das ihm im Rahmen der affirmativen Gefühlspolitik der „geistigen Landesverteidigung“ Anerkennung bei Bundesrat Philipp Etter eingebracht hatte, wurde ihm im Umfeld der Universität Zürich der Nachkriegszeit zum Verhängnis. Seine Auffassung eines „eidgenössische[n] Theater- und Festspielideal[s]“ legte die Fakultät als eine einseitige Fokussierung auf ein schweizerisches Volkstheater aus.⁵⁸⁴ Davon abweichende Theaterkulturen im In- und Ausland, wie es die „städtische[...] Theaterkultur“ in Zürich aufweise, würden in Eberles Theatertheorie nicht genügend berücksichtigt. Die Fakultät befürchtete, Eberle würde als Lehrperson von dieser Position nicht abweichen.⁵⁸⁵ Grund für die Befürchtung gaben mitunter die Supervisionsberichte über den im Wintersemester 1943/44 abgehaltenen Lehrauftrag an der Universität Zürich.⁵⁸⁶ Bezeichnenderweise behauptete Eberle, seine „umfassende Auffassung von Theaterwissenschaft werde von allen Vertretern dieses Fachgebietes geteilt“.⁵⁸⁷ Damit meinte Eberle einen spezifischen Kreis von Theaterwissenschaftlern, die er aus seinem transnationalen Netzwerk u. a. zur NS-Theaterwissenschaft (Kutscher, Nadler, Niessen) kannte. Eberles theaterwissenschaftliche Arbeit disqualifizierte ihn für eine akademische Karriere an der Universität Zürich. Die von der SGTK seit 1927 ge-

582 Ebd.

583 Vgl. Eberle 1928b.

584 Aus dem Protokoll des Regierungsrates 1954, Sitzung vom 4. März 1954, 689, [1], Universität (Habilitation Rekurs), „Nicht zustande gekommene Habilitationen“ C-E, G. 6.1.046, UZH-Archiv.

585 Ebd.

586 „Der Eindruck der drei Fak.mitglieder, die den Kurs kontrollierten, lässt sich bei einigen Abweichungen dahin zusammenfassen, dass Dr. Eberle mit Gewissenhaftigkeit und umfassender Sachkenntnis wohlvorbereitet zu Werke ging und den Kurs anregend und instruktiv gestaltete, wobei allerdiengs [sic] die von uns schon früher erwähnte Einseitigkeit seines Gesichtspunktes bisweilen zu Tage trat. Erst ein Vergleich mit th.wissch. [sic] Kursen anderer Beauftragter wird die Frage abklären, in welchem Masse er bei der Fortführung berücksichtigt werden soll. Wir haben bekanntlich Dr. Oskar Wälterlin und Dr. Bernhard Diebold fürs kommende Sommersemester gewinnen wollen, und, da sie verhindert sind, Prof. Faesi in Verbindung mit Fr. Dr. Georgette Boner [Georgette Boner] mit einer 2 stündigen thw. Uebung beauftragt.“ [Anonymer Supervisionsbericht, Schreibmaschine, o.D. [nach Wintersemester 1943/44]], AL 7.99 Theaterwissenschaft, UZH-Archiv. Weiterführende Recherchen würden klären, ob Eberle noch an anderen Universitäten Lehraufträge erhielt.

587 Aus dem Protokoll des Regierungsrates 1954, Sitzung vom 4. März 1954, 689, [2] Universität (Habilitation Rekurs), „Nicht zustande gekommene Habilitationen“ C-E, G. 6.1.046, UZH-Archiv.

forderte Etablierung eines theaterwissenschaftlichen Lehrstuhls war vorerst gescheitert.

Es stellt sich die Frage: In welchem wissenshistorischen Kontext stand Eberles „völkerpsychologischer“ Ansatz „Das Theater der Urvölker“, welches er Bundesrat Philipp Etter, „dem Förderer der Künste“⁵⁸⁸, gewidmet hatte. Wo sind seine theaterhistoriografischen Arbeiten über das Schweizer Volkstheater im zeitgenössischen Forschungsstand zu verorten?

„Das Publikum spielt im Urtheater eine andere Rolle als im Theater der Hochkulturen. [...] Im Urtheater gibt es keine passiv Genießende, sondern nur Mitwirkende. Wer nicht als Rollendarsteller im Schauspiel oder Hörspiel auftritt, wirkt wenigstens im Singchor mit.“⁵⁸⁹

Die Totalität der theaterästhetischen „Urtheater“-Erfahrung kennt laut Eberles publizierter Version seines Manuskripts „Cenalora. Leben, Glaube, Tanz und Theater der Urvölker“ (1954) keine passiven Zuschauer*innen.⁵⁹⁰ Eberle entwirft stattdessen in seiner 1944 begonnenen Urtheater-Forschung ein „völkerpsychologisches“ Narrativ eines überzeitlichen „Drang[s] zur Verwandlung“.⁵⁹¹ Diese vollziehe sich in einer Gemeinschaft als genussvolle Darstellung einer mimenden „Nachahmung“⁵⁹² „eines andern Ich[s]“.⁵⁹³ Im Unterschied zur rezeptionshistorischen Konzeption der „Nachahmung“ („Mimesis“) nach Aristoteles’ Dichtungstheorie „Poetik“⁵⁹⁴ wendet Eberle den Begriff der „Nachahmung“ auf seine wirkungsästhetischen Überlegungen im Laienspiel an.⁵⁹⁵ In seiner „völkerkundlichen“ Untersuchung begibt sich Eberle auf die mystische, anachronistische Spurensuche nach wirkungsästhetischen Formen eines „Urtheaters“⁵⁹⁶ in der zeitgenössischen Schweizer Volkstheater-Kultur. Bereits Fleck kritisierte den Berührungspunkt zwischen Wissenschaft und Mythos aus einem „diachron-wissenschaftliche[n] Erkenntnisinteresse“⁵⁹⁷ heraus. (Dieser Aspekt wird mit Bacons Erkenntnistheorie über „Idola Theatri“ in Kap. 16.1 und 16.2 weiter ausgeführt).

588 Vgl. Eberle 1954, 5.

589 Eberle 1954, 485.

590 Weiterführende Forschungen müssten einen Vergleich zwischen Manuskript und Publikationsexemplar anstellen. Dies würde jedoch den Rahmen dieses Buches sprengen.

591 Vgl. Eberle 1954, 548.

592 Vgl. ebd., 487.

593 Vgl. ebd., 485.

594 Vgl. Aristoteles 1982.

595 Vgl. Eberle 1954, 487.

596 Eberle rezipierte folgende Ausgabe: Carl Niessen. 1949. Handbuch der Theaterwissenschaft. Emsdetten, Bd. 1./I, Emsdetten: Lechte, 133–332.

597 Vgl. Wirth 2008, 32.

Wissenshistorisch kann Eberles Ansatz in Kontinuität zur „Völkerpsychologie“ (1908) Wilhelm Wundts und zur mystisch-„völkerkundlichen“ Forschung über den „Mimus“ (1903) bei Hermann Reich verortet werden.⁵⁹⁸ Eberle stellte sich in diese wissenschaftliche Kontinuität, indem er die „völkerkundlichen“ Ansätze der Theaterwissenschaft, wie sie Carl Niessen (1890 – 1969) in seinem „Handbuch der Theaterwissenschaft“ (1949) für den Totenkult darlegte, in seine „Urtheaterforschung“ integrierte. Schon sein ehemaliger Dozent, Artur Kutscher, hatte den „Mimus“ als Ursprung ‚des Theaters‘ überbewertet, wie Andreas Kotte urteilt.⁵⁹⁹ Der „völkerkundliche“ Ansatz der Theaterwissenschaft zur Erforschung eines Ursprungsmythos im „Mimus“ wird von der aktuellen Forschung, wie schon im Gutachten der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich von 1954, als fragwürdig kritisiert:

„Überall dort, wo Mimus mit universellem Spieltrieb gleichgesetzt wird, wo Mimus anthropologisch statt als Hinweis auf historische Theaterformen verstanden wird, wo er eine wesentliche Einheit von Theater verkörpern soll statt einige widersprüchliche Elemente, sind zu Recht zahlreiche inhaltliche und methodische Einwände erhoben worden [...].“⁶⁰⁰

Wie im Gutachten bereits erwähnt, verzichtete Eberle auch in der publizierten Einleitung seiner Schrift darauf, seine Untersuchung im aktuellen Forschungsstand zu verorten. Außer Niessen wird kein weiterer Theaterwissenschaftler in der Bibliographie aufgeführt.⁶⁰¹ Die Terminologie seiner Untersuchung erläuterte er nicht, wodurch seine Forschung methodisch angreifbar wurde. Es ist in diesem Zusammenhang kein Zufall, dass Niessens „Handbuch der Theater-Wissenschaft“ bei Eberle Erwähnung fand. Darin führte Niessen den Ursprung ‚des Theaters‘ auf den Totenkult zurück, den er als ein überzeitliches Phänomen bei ‚primitiven Völkern‘ zu rekonstruieren glaubte. Beiden Ansätzen ist gemein, dass sie anhand ethnographischen Materials „spekulative Rückübertragungen“ von Festen, Arbeitsliedern und Tänzen ethnographischer Bevölkerungsgruppen auf „diachrone Erklärungsweisen“ konstruierten.⁶⁰² Eberle schloss seine „umfangreiche“ Rekursschrift mit der brüskierten Feststellung, dass die Ablehnung seiner Habilitationsschrift einen „Affront gegen die ‚Gesellschaft für Theaterkultur‘ und damit

598 Vgl. u. a. Wundt 1908. *Völkerpsychologie*. Band III. Die Kunst. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte, vgl. Wundt 1919, vgl. Reich 1903.

599 „*Der Kern der Philologie ist der Logos, der Kern der Theaterwissenschaft ist der Mimus.*“ Vgl. Kutscher 1936, 196.

600 Kotte 2012, 112.

601 Verweis auf Carl Niessen, *Handbuch der Theaterwissenschaft* 1949. I/1, 133 – 332, vgl. Eberle 1954, 561.

602 Vgl. Kotte 2012, 221. Mehr zum Thema vgl. Girshausen 1999.

gegen alle Vertreter der Theaterwissenschaft darstelle“.⁶⁰³ Eberles Anspruch auf eine Repräsentativität seiner Untersuchung in Bezug auf „alle Vertreter der Theaterwissenschaft“ war übertrieben, zumal im Verlauf der 1960er Jahre die Suche nach einem ‚Ursprung‘ mangels Evidenz aufgegeben wurde.⁶⁰⁴

Aufgrund der einhelligen Kritik der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich an Eberles Theaterwissenschaft drängt sich die Frage auf: Stellte Eberles christlich-mystisch-„völkerpsychologisches“ Forschungsfeld einen Einzelfall in der Theaterwissenschaft dar? Diese Frage kann am Beispiel Emil Ermatingers (1873–1953) beantwortet werden.

Von 1920 bis 1943 hatte Ermatinger einen Lehrstuhl für Neue deutsche Literaturgeschichte an der Universität Zürich inne, wo er einen kulturel-nationalistischen Ansatz der Literaturgeschichte verfolgte⁶⁰⁵, den er auch auf seine theaterwissenschaftliche Lehre und Forschung anwandte.⁶⁰⁶ Ermatinger ging vom „Drama“ als einer „[d]ichterische[n] Form“ aus, die er in Anlehnung an das „organologische[...]“⁶⁰⁷ Gedankengut, ähnlich wie Kindermann, *biologistisch* konzipierte. Parallel zur „völkerkundlichen“ Suche nach dem „Mimus“ als Ursprung eines „Urtheaters“ (Kutscher/Eberle) entwirft Ermatinger ein *entwicklungsgeschichtliches* Narrativ über eine „Freude am bunten Spiel der Phantasie“:

„Dichterische Formen sind wie Pflanzen: nicht jeder Boden und jede Zeit bringt die gleichen hervor. Das große mythisch-heroische Epos setzt als Stoffquelle ein kriegerisch bewegtes Zeitalter und als Publikum eine Gesellschaft von patriarchalischer Gliederung von gläubig-naivem Gemüte und mit der Freude am bunten Spiel der Phantasie, endlich eine mündliche Vortragsweise voraus; die Verbreitung und vor allem die Erfindung des Bücherdrucks hat es zerstört; ein heutiges Epos wie Spittlers ‚Olympischer Frühling‘ ist kein naturhaftes Gewächs mehr, sondern das Gemächt eines geschulten Willens; die organische epische Form unserer Zeit ist die Prosaerzählung.“⁶⁰⁸

603 Aus dem Protokoll des Regierungsrates 1954, Sitzung vom 4. März 1954, 689, [2]. Universität (Habilitation Rekurs), „Nicht zustande gekommene Habilitationen“ C-E, G. 6.1.046, UZH-Archiv.

604 Vgl. Kotte 2012, 221. Bei einer weiterführenden Forschung wäre es erkenntnisreich, die Vielstimmigkeit der theaterwissenschaftlichen Vertreter*innen in der Schweiz und deren unterschiedliche Theorieansätze von Berufs- und Laientheater zu untersuchen, um Eberles Stellung innerhalb der deutschsprachigen Theaterwissenschaft (D, CH, AT) eingehender positionieren zu können.

605 Zu nennen wäre u. a. vgl. Ermatinger 1933, Ermatinger 1936a, Ermatinger 1936b, Ermatinger 1943. Zu Ermatinger im Kontext einer „völkisch-stammeskundlichen“ Literaturgeschichtsschreibung vgl. von Arburg 2001, vgl. Bucher 2001, vgl. Ranzmaier 2008, 330–332, 335, 337.

606 Vgl. Ermatinger 1925, Ermatinger 1931. Zu seinen theaterwissenschaftlichen Vorlesungen und unter ihm betreuten theaterwissenschaftlich ausgerichteten Doktorarbeiten (Auswahl) s. Verzeichnis im Anhang, Kap. 21.3.

607 Vgl. Nation und Erbe. In: Hochholdinger-Reiterer 2014, 281–406.

608 Ermatinger 1931, 6.

Im Eintrag des Historischen Lexikons der Schweiz heißt es über den Literaturprofessor: „[...] der deutschfreundl. E.“ hätte „während mehr als eines Vierteljahrhunderts die Germanistik in der Schweiz massgeblich mitgestaltet.“⁶⁰⁹ Was war mit „deutschfreundl.“ gemeint? Aus den Personalakten des Literaturprofessors, die im Archiv der Universität Zürich aufbewahrt werden, geht hervor, dass Ermatinger mit einer Rede an der „Reichstagung“ der „Deutschen Christen“ einen schweizweiten Skandal provozierte.⁶¹⁰ Was waren die Umstände, die zu diesem Eklat führten?

Ermatinger hielt 1937 einen Vortrag über die „Literatur in der deutschen Schweiz“ in Eisenach (D) – in der naiven Hoffnung, dass „wenn wir uns gegenseitig immer wieder bestärken, was für ein auserlesenes Volk wir seien“, Literaturwissenschaftler*innen im Ausland einen „nützlich[en] und wertvoll[en] Beitrag“ zur „geistige[en] Landesverteidigung“ liefern könnten.⁶¹¹ Am Beispiel von Ermatingers Reise zu den „Deutschen Christen“, um im Rahmen einer Schweizer Kulturpropaganda über die ‚neue‘ Deutschschweizer Literatur im Ausland zu sprechen, können mehrere Aspekte einer affirmativen Gefühlspolitik im Kontext eines „völkerpsychologischen“ Forschungsfelds der Theaterwissenschaft zur Schweizer Volkskultur aufgezeigt werden. Ermatinger argumentiert in seinem Beitrag zu „Dichtung und Staatsleben in der deutschen Schweiz“:

„[Das Volk] sucht in dem Dichter nicht nur den unterhaltenden Schilderer eines schöneren Phantasielebens, es sucht in ihm seinen Erzieher und Führer. Denn eines hat der Dichter vor dem Politiker voraus: die Kenntnis oder Ahnung der geistigen Untergründe des Geschehens. [...] So läuft denn die Literatur der deutschen Schweiz nicht als ein fremdes und rein geistiges Wirken neben den Kämpfen und Nöten des praktisch-politischen Lebens einher, sondern sie lebt von ihm, sie durchringt es [...].“⁶¹²

Im Dramatiker und Politiker Gottfried Keller sieht Ermatinger in einer mystisch-romantizistischen Überhöhung einen vorbildhaften Heldentypus für die Schweizer Bevölkerung. In wissenshistorischer Kontinuität zur autosuggestiven Ratgeberliteratur und selbstdisziplinarischen Arbeitspsychologie entwirft Ermatinger einen „völkerpsychologisch“ stereotypisierten Lebensentwurf, der (wie angeblich im „Grünen Heinrich“ beschrieben) im „entsagenvollen und verantwortlichen

609 Vgl. Stauffacher 2004.

610 Dossier: Ermatinger, Emil (1873–1953), Phil I, OP Nr. 48 (48), Bestand AB, 10210, UZH-Archiv. Der Nachlass von Emil Ermatinger wird in der Zentralbibliothek Zürich aufbewahrt.

611 Vgl. Emil Ermatinger, „Prof. Ermatinger bei den Deutschen Christen. Wir erhalten folgende Erklärung“. In: NZZ, 19.10.1937, o.S., Dossier: Ermatinger, Emil (1873–1953), Phil I, OP Nr. 48 (48), Bestand AB, 10210, UZH-Archiv.

612 Ermatinger 1936b, 473.

Dienst für die Volksgemeinschaft auf Erden“ läge. Diese Lebensführung berge eine Abkehr vom christlichen Glauben an ein Jenseits, und ermögliche dadurch „die fröhliche Zuversicht eines festen Natur- und Lebensglaubens“.⁶¹³

Das starke Interesse Ermatingers an den „Deutschen Christen“, die eine ideologische, „völkisch-christliche“ Lebensführung statt eine rein christliche Dogmatik verfolgten, lässt sich möglicherweise auf solche Gedankengänge („Denkstile“ nach Mannheim/Fleck) zurückführen.⁶¹⁴ Fest steht: Der Theaterwissenschaftler selbst war auf der sprichwörtlichen Jagd nach dem „Glück“ in einem „repräsentativen Werk“⁶¹⁵ als moralischem Wegweiser in eine bessere Zukunft, an dem sich „die Phantasie“ der Leser*innen, mangels eines realpolitischen „Erzieher[s] und Führer[s]“, entzünden könne.⁶¹⁶

15.8 Fazit

Was wirkt die Bühne? ‚Theater‘ war in NS-Deutschland und in der Schweiz Teil der emotionspolitischen Propagandastrategie zur Erziehung zu einer leistungsorientierten Lebensführung. In NS-Deutschland und in der Schweiz wurden die „deutschen Klassiker“, wie Schiller und Lessing, und deren Theatertheorien über die Schaubühne als moralische Bildungsinstitution zur humanistischen Erziehung der Bevölkerung „rassenideologisch“, bzw. im Fall der „geistigen Landesverteidigung“, kulturelnationalistisch umgedeutet. Die theaterästhetische Wirkungsmacht einer Aufführung war ein theaterhistorischer Wissensbestand der Theaterwissenschaft. Deren Netzwerk aus Studierenden, Doktorierenden, Dozierenden und Theaterpraktiker*innen stand im Untersuchungszeitraum 1933 bis 1945 in einem regen, transnationalen Austausch von verschiedenen, rivalisierenden „Denkstilen“ (Mannheim) und „Denkkollektiven“ (Fleck), wie das Beispiel Eberle/Kutscher zeigt. Insbesondere das massen- und „völkerpsychologische“ Theaterwissen über eine ästhetische Theatererfahrung, die sich emotional *affirmativ* und gemeinschaftsstiftend beim Publikum entfalten könne, machte sich die Theaterpolitik im Rahmen der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ und der Kulturpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ zu eigen. Die emotionspolitische Instrumentalisierung der darstellenden Künste stand in einer transnationalen

⁶¹³ Vgl. ebd., 481.

⁶¹⁴ Weiterführende Forschungen, die den Rahmen dieser Untersuchung sprengen würden, müssten sich systematisch mit den Schriften Ermatingers in dessen Nachlass der Zentralbibliothek Zürich befassen.

⁶¹⁵ Vgl. Ermatinger 1936a, 484.

⁶¹⁶ Vgl. Ermatinger 1936b, 473. Vgl. Ermatinger 1936a, 484. Vgl. Ermatinger 1931, 1.

Wissenskonnuität zur Massenpsychologie, Arbeitspsychologie und Ratgeberkultur. An welchen Schauplätzen eine emotionspolitische Wirkungsmacht über Glückswissen zur Entfaltung kam, wird im folgenden Kapitel 16 dargelegt.

16 Schauplätze von „Glück“?

Emotionspolitische Mobilisierung in Zürich und Berlin, 1933 – 1945

Wenn Glückswissen gesellschaftlichen Normen unterworfen und „gleichgeschaltet“ wird, ist dies Ausdruck eines repressiven Machtmissbrauchs der Staatsgewalt, wie sie im Nationalsozialismus im Rahmen der NS-Arbeitspolitik „Kraft durch Freude“ praktiziert wurde. Die Ziele, nach denen ein Mensch seine Lebensführung ausrichtet, beeinflussen sein Glückswissen. In einem totalitären Regime sieht sich der Staat dazu befähigt, Glückswissen zur emotionspolitischen Selbstdarstellung und massenpsychologischen Mobilisierung zu *instrumentalisieren*.

In der Machtpolitik von „Idola Theatri“¹, einer wissenschaftlich gestützten Instrumentalisierungsstrategie zur *Mobilisierung* der Bevölkerung, sieht die vorliegende Untersuchung ein zentrales Merkmal einer Politik der ‚Glückskulturen‘.

16.1 „Idola Theatri“ – Oder: Von den Schauplätzen eines propagierten „Glücks“

Dem englischen Wissenschaftsphilosophen, Juristen und Politiker Francis Bacon (1561–1626) zufolge seien „Idola Theatri“ aus „Fabeln“ der wissenschaftlichen Theorien („ex fabulis theoriarum“), ihren „verkehrten Gesetzen der Beweisführung dem Verstand beigebracht und von ihm aufgenommen“ worden:²

„Es gibt [...] Idole [„Idola“], welche in den Geist der Menschen aus den verschiedenen dogmatischen Behauptungen philosophischer Lehrmeinungen wie auch aus den verkehrten Gesetzen der Beweisführungen eingedrungen sind; diese nenne ich die Idole des Theaters; denn so viele Philosophien angenommen oder erfunden worden sind, so viele Fabeln sind

1 „Idola Theatri, sive theoriarum, multa sunt, et multo plura esse possunt, et aliquando fortasse erunt; Die Idole des Theaters oder der Theorien sind zahlreich: sie können noch weit zahlreicher sein, sie werden es vielleicht auch einmal werden.“ Vgl. Bacon 1990, N.O.I. Aph. 61, 127.

2 „At Idola Theatri innata non sunt, nec occulto insinuata in intellectum; sed ex fabulis theoriarum et perversis legibus demonstrationum plane indita et recepta.; Die Idole des Theaters sind nicht angeboren, noch haben sie sich heimlich in den Geist eingeschlichen; sondern sie sind offensichtlich aus den Fabeln der Theorien und den verkehrten Gesetzen der Beweisführungen dem Verstand beigebracht und von ihm angenommen worden.“ Bacon 1990, N.O.I. Aph. 61, 125.

nach meiner Auffassung damit geschaffen und für wahr unterstellt worden, welche die Welt als unwirklich und erdichtet haben erscheinen lassen.“³

Mit seiner scharfen und zuweilen polemischen Kritik an den Wissenschaften glaubt Bacon, „die Welt als unwirklich und erdichtet [...]“ entlarvt zu haben. Bacon behauptet, dass die aus den Wissenschaftstheorien entwickelten „Fabeln“⁴ und die aus fiktiven Narrationen für die Schaubühne entwickelten Dramen („narrationes fictae ad scenam“) eine *wissenschaftshistorische Gemeinsamkeit* besäßen: Beide übten eine massenpsychologische Wirkungsmacht auf ihr Publikum aus:

„Diese Dichtungen des Theaters haben mit den für die Bühne gestalteten Dichtungen gemein [Theatari fabulae etiam illud quod in theatro poetarum usu venit], daß Theaterstücke [narrationes fictae ad scenam] gegenüber den wahren Erzählungen der Geschichte [narrationibus ex historia veris] beliebter, gefälliger und ganz nach dem Geschmack des Publikums sind [concinniores sint et elegantiores, et quales quis magis vellet].“⁵

Sowohl die Wirkung zahlreicher wissenschaftlicher Vorstellungen (von Bacon als Trugbilder entlarvt) als auch die fiktiven Narrationen, welche für die Schaubühne verfasst wurden („narrationes fictae ad scenam“), seien „gefälliger“ und beim Publikum „beliebter“ als die „wahren Erzählungen der Geschichte“.

Was haben „Idola Theatri“ und die Analyse einer Politik der ‚Glückskulturen‘ gemein? Eine Politik der ‚Glückskulturen‘ kann als eine auf unterschiedlichen Narrationen von wissenschaftlichen Theorien basierende Wissenspolitik begriffen werden. In einer wechselseitigen Wissenszirkulation kann eine Politik der ‚Glückskulturen‘ *ambivalent* als wissenschaftlich begründete, moralisierende Lebensführung und/oder als politische Ideologie propagiert werden. Die Politik der ‚Glückskulturen‘ basiert grundsätzlich auf einem arbeits- und massenpsychologischen Glückswissen.

Ein Beispiel: Theaterwissenschaftler wie Kindermann waren mit Blick auf die Schaubühne der Ansicht, dass sich in der theaterästhetischen Erfahrung ein einzigartiges Wirkungspotential eines *gemeinschaftsstiftenden* Theatererlebnisses entfalten könne, welches sich *emotionspolitisch* instrumentalisieren ließe. Der Theaterwissenschaftler bezeichnet die „gemeinschaftsbildende Kraft des Thea-

³ Bacon 1990, N.O.I. Aph. 44, 105.

⁴ In der deutschen Übersetzung wird das lateinische Wort „fabula“ als „Fabel“ übersetzt. Bedeutung nach Duden: „1. Lehrhafte, oft satirische Erzählung in Vers oder Prosa, in der Tiere nach menschlichen Verhaltensweisen handeln und in der eine allgemein anerkannte Wahrheit, eine praktische Lebensweisheit o.Ä. veranschaulicht wird, 2. erfundene, fantastische Geschichte, 3. einer Dichtung zugrunde liegende Handlung in ihren wesentlichen Zügen.“ vgl. Art. Fabel 2017.

⁵ Bacon 1990, N.O.I. Aph. 62, 129.

ters“ in Form einer theaterästhetischen „Augenblickswirkung“ als *das* Alleinstellungsmerkmal unter den Künsten:

„Keine andere Kunst kann sich ja, in solcher weithin nachhallenden Augenblickswirkung, mit der gemeinschaftsbildenden Kraft des Theaters messen. [...] Jedes Zuschauer-Ich, wie immer es aussehe, tritt in dieser festlichen Stunde des theatralischen Erlebnisses in den gemeinsamen Kreis und läßt die gleiche Verzauberung an sich geschehen, ja wirkt unwillkürlich selbst an ihr mit. Da prasselt es Beifall der Zustimmung nieder oder tiefe Ergriffenheit läßt ein heiliges Schweigen den Raum durchwallen [...]. Die Art der Verwandlung, ja Verzauberung aber hängt aufs innigste [...] zusammen nicht nur mit dem, was der Dichter zu sagen hatte, sondern auch wie die Theaterleute es in ihrem, einander ergänzenden, Gemeinschaftswerk darboten. So kommt es, daß das Theater auch die verschiedenartigsten Geister für das gleiche Ideal zu entflammen vermag. Das aber ist nicht zuletzt auch die Ursache dafür, daß das Theater im politischen und geschichtlichen Wachstumsprozeß der Nation zuzeiten eine erhebliche Rolle spielte und heute erfreulicherweise wieder spielt. Gemeinsam mit der Dichtung und den übrigen Künsten gehört ja gerade das volksbewußt geführte Theater zu den in vorderster Linie der Kulturpolitik mitkämpfenden Kräften im ständigen Ringen um die Bewahrung der rassischen und völkischen Art.“⁶

Dieses massenpsychologische Glückswissen der Theaterwissenschaft wussten die NS-Theaterpropagandisten für ihre Zwecke zu instrumentalisieren. Zur Erinnerung:

„Die Kunst ist eine Leidenschaft, die den ganzen Menschen erfordert und ausfüllt. Wer einmal von ihr ergriffen ist, kommt nicht mehr los davon. Es gibt kein größeres Glück unter den Menschen, als ihr dienen zu dürfen. Und ein Staatsmann kann sich nichts Höheres zur Ehre anrechnen, als ihr die Wege bereiten zu helfen.“⁷

Eine Politik der ‚Glückskulturen‘ ist kein singulär auftretendes Phänomen, das sich ausschließlich im Untersuchungszeitraum 1933 bis 1945 nachweisen ließe. Eine Wissensgeschichte über eine affirmative Gefühlspolitik, ein emotionspolitisches Zusammenspiel aus der machtvollen Trias von „Glück“, Wissen und Politik reicht bis in die Antike zurück. Nicht erst Goebbels, sondern bereits die griechischen Philosophen (wie gesehen in Aristoteles’ philosophischem Werk „Politik“)⁸ bezogen in ihre Überlegungen über „Glück“ und Gesellschaft sowohl die volkserzieherischen Aufgaben der griechischen Polis als auch das massenpsychologische Machtinstrument der Gefühle mit ein.

⁶ Kindermann 1943a, 9f.

⁷ Goebbels 1991a, 219.

⁸ Kap. 7.

16.2 „Wissen ist Macht!“ Glückswissen auf der Schaubühne

„Wissen ist Macht!“ Dieser vielzitierte Ausspruch geht auf Bacon zurück, der in den „Religious mediations“ (1598) den Gedanken „Knowledge is power“ postulierte.⁹ Die Entstehungszusammenhänge von Wissen beschrieb Bacon in Abhängigkeit zur empirischen Methodik der Wissenschaften als eine „Generalisierung von in Beobachtung und Experiment gesammelten Tatsachen.“¹⁰

„Macht ist Wissen – Wissen ist Macht“, so lautet 1872 die wissenshistorische Prämisse von Wilhelm Liebknecht (1826–1900), dem Mitbegründer der „Sozialdemokratischen Partei Deutschlands“ und Vater von Karl Liebknecht (1871–1919). In seiner „Festrede“ im Rahmen der Gründungsfeier des „Dresdener Bildungsvereins“ bezog sich Liebknecht auf Bacons Wissenskritik. Im Vorwort zur Ausgabe „Wissen ist Macht – Macht ist Wissen“ von 1888 forderte Liebknecht das „*arbeitende[...]* Volk[...].“¹¹ dazu auf, sich wissenschaftliches, „politische[s]“¹² und „soziale[s] Wissen“¹³ anzueignen. Auf diese Weise sollten „jene falschen Staatsmänner“¹⁴ und jene Wissenschaftler*innen, die als „Wissende[...].“ im Dienste der Gewalthaber“¹⁵ aufträten, davon abgehalten werden, weiterhin wie „Scharlatane“ „Lüge“ und „Dummheit“ zu verbreiten.¹⁶ „*Das Volk soll nichts wissen*, weil es sonst nicht länger regierbar ist.“¹⁷ Dieser macht- und erziehungspolitischen Doktrin, welche „*die Verdummung und Verrohung der Massen*“ herbeiführe, widersetzte sich Liebknecht vehement.¹⁸

Bacons Kritik an der vermeintlichen Objektivität der Wissenschaften lagen ähnliche Überlegungen zugrunde. Er entwarf eine Typologie von vier „Trugbildern“ („Idola“), welche die Erkenntnismöglichkeit über die Welt einschränken würden.¹⁹ Unter der Prämisse, *die Welt sei eine Schaubühne geworden*, verstand

9 Vgl. Henry 2002.

10 Vgl. Müller-Wille, Reinhardt und Sommer 2017, 4.

11 Liebknecht 1904, 10.

12 Ebd., 8.

13 Ebd., 8.

14 Ebd., 9.

15 Ebd., 8.

16 Vgl. ebd., 8.

17 Ebd., 9.

18 Vgl. ebd.

19 „Idola Specus“ („Höhlen-Trugbilder“), „Idola Theatri“ („Trugbilder des Theaters“), „Idola Fori“ („Trugbilder des Marktplatzes“) und „Idola Tribus“ („Trugbilder der Gattung“). Mehr zur Idolen-Lehre vgl. Kritik der Erkenntnisinstrumente. In: Krohn 2006, 100–115. Zur „Idola Theatri“ gemäß *Stanford Encyclopedia of Philosophy*: „According to the insight that the world is a stage, the Idols of the Theatre are prejudices stemming from received or traditional philosophical systems. These

Bacon jene Idola, die aus der wissenshistorischen Kontinuität philosophischer Denksysteme entstanden seien und die Welt in eine Schaubühne verwandelt hätten.²⁰ Zahlreiche, bislang nicht hinterfragte Lehrsätze würden das Verständnis über Mensch und Natur trüben.²¹ Auf welche Weise? Die tradierten Denkmuster hätten insofern etwas mit Theateraufführungen gemein, als sie auf der fiktionalen Erzählungslogik ihrer Verfasser*innen basierten. Ihre Erzählungen würden dem Geschmack des Publikums entsprechen und müssten zur Verifizierung zuerst einer wissenschaftlichen Überprüfung unterzogen werden. Folglich ist Bacon der Ansicht, dass man sich vom „scholastischen Buchwissen in Bibliotheken“ emanzipieren und „die Welt zu durchwandern und die Dinge selbst zu untersuchen“ habe.²²

Der Anlass für Liebknechts Wissenskritik war wiederum die *trügerische* Gefühlspolitik des Preußischen Staates ein Jahr nach dem Deutsch-Französischen Krieg: Dieser sähe in den „Arbeitern“ lediglich Soldaten, die sich im Krieg opfern sollten und dabei allein mit affirmativen „*Hurrah-Kanailen*“ die Gegner der Volkfeinde niederbrüllen dürften.²³ In diesem Zusammenhang rief Liebknecht „zur Rettung unserer Kultur“ auf, indem er seinen Kritiker*innen folgende Argumente entgegenbrachte:

„Aber, höre ich fragen: ist es denn auch wahr, daß ‚Wissen Macht‘ ist? *Und wenn es wahr ist*, sind wir dann nicht verloren in unserem Kampf gegen die Gewalthaber? Sind nicht die *Wissenden* auf ihrer Seite? Haben sie nicht die *Wissenschaft* wie die *Kunst* gekauft und in ihre Dienste gestellt? Und wie können wir hoffen, der *Summe* der Macht, die in diesem Wissen steckt, eine überlegene Macht gegenüberzustellen und so den Sieg zu erringen?

Nicht kleinlaut! Nicht so niedrig gedacht von der Wissenschaft und ihrer schönen Schwester, der Kunst! *Kunst und Wissenschaft lassen sich nicht kaufen* – [...] eine Kunst und eine Wissenschaft, die sich kaufen lassen, *sind keine Kunst und keine Wissenschaft*. Die ‚Wissenden‘ im Dienste der Gewalthaber, sie haben auf Wissenschaft ebensowenig Anspruch, wie eine Dirne auf Tugend.“²⁴

Liebknechts Polemik über das unmoralische Handeln jener Künstler*innen und Wissenschaftler*innen, die sich in seinen Augen wie „Prostituierte[...]“ des Geis-

systems resemble plays in so far as they render fictional worlds, which were never exposed to an experimental check or to a test by experience. The idols of the theatre thus have their origin in dogmatic philosophy or in wrong laws of demonstration.“ Vgl. Klein 2016.

²⁰ Vgl. Bacon 1990, N.O.I Aph. 44, 105.

²¹ Vgl. Krohn 2006.

²² Vgl. Köchy 2017, 258.

²³ Vgl. Liebknecht 1904, 9.

²⁴ Ebd., 7f.

tes“²⁵ in den „Dienst der Gewalthaber“ stellen und sich dafür bezahlen lassen, mag übertrieben klingen. Mit Blick auf die totalitäre Gefühlspolitik des *NS-Regimes* eröffnen Liebknechts Forderungen nach einer *Demokratisierung* von Wissen im Bereich der Politik, Wissenschaft und der Künste eine *wissenspolitische Dimension*. Liebknecht schließt sein Vorwort mit den Worten:

„Dieses *Wissen* dringt in immer weitere Kreise, und mit jedem Vordringen des Wissens wächst unsere Macht. Nicht in der Faust – im *Hirn* liegt die welterobernde Kraft. Die Faust ohne *Hirn* kann nur blind zerstören. [...] Am Tage, da das *Wissen die Massen des arbeitenden Volkes* erleuchtet, beherrscht, haben wir auch die *Macht*, und fällt krachend das *Zwingsuri* [*Zwing-Uri*] der Gewalthaber.“²⁶

Liebknechts *massenpsychologischem* Appell, mit „Wissen“ statt mit „Fäusten“ die „Gewalthaber“ zu Fall zu bringen, liegt seine *pazifistische* Überzeugung zugrunde. „[D]as Wissen des arbeitenden Volkes“ bedeute „Macht“ und „welterobernde Kraft“. Wie einst die innerschweizerischen Freiheitskämpfer*innen die sagenumwobene habsburgische Burg zum Fall gebracht hätten, sollte das „arbeitende Volk“ symbolisch die „Zwing-Uri“, die Macht des Kaiserreiches, zum Einsturz bringen und eine Demokratie errichten.

In Schillers Drama „Wilhelm Tell“, das 1804 uraufgeführt wurde, beugte die habsburgische Herrschaft, mit Sitz in der „Zwing Uri“, die Innerschweizer*innen unter ihre autoritäre Gewaltherrschaft:

„Zweiter Gesell:
Fronvogt, wie wird die Veste denn sich nennen,
Die wir dir bau'n?

Fronvogt:
Zwing Uri soll sie heißen,
Denn unter dieses Joch wird man euch beugen.“²⁷

Der Vergleich zwischen Liebknechts revolutionärer Forderung nach einer demokratischen Wissensmacht, welche das „arbeitende[...] Volk“ intellektuell erleuchten, emotionspolitisch beherrschen und ihm „welterobernde[...] Kraft“ spenden sollte, steht im wissenshistorischen Kontrast zur Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ und der Theaterpolitik im Nationalsozialismus.

Um bei Liebknechts Metapher des Schweizer Freiheitshelden zu bleiben: Schillers „Wilhelm Tell“ gehörte bis zu dessen Aufführungsverbot 1941 zu den

²⁵ Ebd., 8.

²⁶ Ebd., 10.

²⁷ Friedrich Schiller: *Wilhelm Tell*, 1. Aufzug, 3. Szene, V. 369–371, Schiller 1980, 148.

Lieblingsdramen Hitlers.²⁸ Tell und dessen moralisches Handeln in der Auflehnung eines Unterdrückten gegen den Tyrannen ist ein Beispiel für einen ambivalenten, transnational rezipierten Heldentypus einer affirmativen Gefühlspolitik im Untersuchungszeitraum 1933–1945. Für die „geistige Landesverteidigung“ diente Tell als stereotypisierte Ikone und Vorbild eines wehrhaften Schweizer Freiheitskämpfers, der im Kriegsfall sein Land auf der Grundlage von sogenannten Schweizer Werten gegen ausländische Eindringlinge verteidigen würde. So schreibt Eberle in seinem Vorwort zum Aktualitätsbezug des von ihm herausgegebenen Uerner Tell-Spiels, welches 1512 in Uri als „Volkspiel“ entstanden war:

„Schlicht und kraftvoll wie das Spiel sei die ganze Feier, in der der ‚Tell‘ als Höhepunkt erscheinen soll. Vor und nach der Aufführung singe das Volk seine alten Lieder. Und wenn am Schluß Spieler und Schauende einen Hügel hinanziehen und gemeinsam das Feuer entzündend und Schulter an Schulter stehen im Anblick der Flammen, die in den nächtlichen Himmel hinauflodern, muß da nicht jedem bewußt werden, daß wir uns zu einem festen Ring zusammengeschlossen haben, wie einst die Eidgenossen auf dem Rütli, um den Schwur in unseren Herzen zu erneuern: Daß wir keinen Tyrannen dulden – schwören wir!“²⁹

Der Theaterwissenschaftler Eberle ging 1942 in wissenshistorischer Kontinuität zur eidgenössischen Gründungslegende von einer mystisch überhöhten, „völkerpsychologischen“ Wirkungsmacht des Laienspiels aus. Die überzeitliche Idee eines eidgenössischen Gemeinschaftsgefühls und der daraus „organologisch“ gewachsene Verteidigungswille würden ihre „völkerpsychologische“ Wirkungsmacht im theaterästhetischen Gemeinschaftserlebnis des Laienspiels *jedes Mal aufs Neue* durch die emotionspolitische Partizipation der Zuschauer*innen entfalten.

In NS-Deutschland galt Tell als Inbegriff eines „arischen“ Führungstypus. Im Sinne der „rassischen“ „Blut-und-Boden“-Ideologie war er Sinnbild für einen opferbreiten Freiheitskämpfer, der seine Heimat verteidigen und sich für die vereidete „Volksgemeinschaft“ gegenüber fremden Mächten, die in antisemitischen Weltverschwörungstheorien oder in einer bolschewistischen Gefahr gesucht wurden, zur Wehr setzen würde. Ab der Spielzeit 1932/33 gehörte „Wilhelm Tell“ zu den meistaufgeführten Dramen während des NS-Regimes (1932/33: 22 Inszenierungen, 0,82%, mit dem Höhepunkt im Schillerjahr 1934–1933/34: 29 Inszenierungen, 1,09%, 1934/35: 28 Inszenierungen, 1,06%).³⁰ Den Auftakt zum

²⁸ Vgl. Eicher 2000, 327.

²⁹ Eberle 1942, 4.

³⁰ Vgl. Eicher 2000, 327.

Kult um den nationalsozialistisch gedeuteten „arischen“ Führungstypus Tell bildete Carl Ludwig Achaz' (1889–1958) Inszenierung am 5. Mai 1933 im Deutschen Theater in Berlin. Tell wurde vom Regisseur zum Retter der Nation stilisiert und die Aufführung zur „nationalen Kulthandlung“, wie der „Völkische Beobachter“ schrieb.³¹ In den Spielzeiten 1938/39 und 1939/40 stiegen die Aufführungszahlen im Kontext des „Anschlusses“ Österreichs nochmals an. Danach nahmen die Tell-Aufführungen sukzessive ab. Die theaterhistorische Forschung nennt mehrere Gründe. Eine plausible Begründung ist das gescheiterte Attentat des Schweizer Medizinstudenten Maurice Bavaud (1916–1941) auf Hitler. 1939 wurde Bavaud verhaftet und im Mai 1941 hingerichtet. Im selben Jahr wurde die Weisung ausgesprochen Schillers Tell als Schullektüre nicht mehr zu behandeln.³² Ein weiterer Grund könnte die forcierte Stilisierung der Tell-Figur zum Schweizer Nationalhelden im Kontext der „geistigen Landesverteidigung“ gewesen sein, wie der folgende Abschnitt zeigt.

Schillers Drama endet mit dem Schwur Bertas, „die erste Glückliche“ als „freie Schweizerin“ zu sein, die in den Bund der „Eidgenossen“ aufgenommen werde. Dieser Bund würde mit „Gut und Blut“ beschützt:

„Alle Es lebe Tell! Der Schütz und der Erretter!

Indem sich die vordersten um den Tell drängen und ihn umarmen, erscheinen noch Rudenz und Berta, jener die Landleute, diese die Hedwig umarmend. Die Musik vom Berge begleitet diese stumme Szene. Wenn sie geendet, tritt Berta in die Mitte des Volks.

Berta Landleute! Eidgenossen! Nehmt mich auf
 In eurn Bund, die erste Glückliche,
 Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.
 In eure tapfere Hand leg ich mein Recht,
 Wollt ihr als eure Bürgerin mich schützen?

Landsleute Das wollen wir mit Gut und Blut.

Berta Wohlan!
 So reich ich diesem Jüngling meine Rechte,
 Die freie Schweizerin dem freien Mann!

Rudenz Und frei erklär ich alle meine Knechte.

*Indem die Musik von neuem rasch einfällt, fällt der Vorhang.*³³

³¹ Vgl. Eicher 2000, 327.

³² Vgl. ebd., 328. Zur Biografie von Maurice Bavaud vgl. Weibel 2004.

³³ Friedrich Schiller: *Wilhelm Tell*, 5. Aufzug, Letzte Szene, V. 3281–3291, Schiller 1980, 277.

Mit der Aufführung von Schillers „Willhelm Tell“ am Zürcher Schauspielhaus in der Spielzeit 1938/39 positionierte sich die „Pfauen-Bühne“ unter der Leitung Oskar Wälterlins nach dem jahrelangen Zürcher-Theaterstreit um die Direktionsleitung des von rechts-konservativer Seite scharf kritisierten ‚Emigranten-Theaters‘ Ferdinand Riesers neu als eine Schweizer Nationaltheaterbühne. Bereits im Vorfeld der Premiere, am 25. Januar 1939, betonte die Schauspiel AG die theaterpolitische Bedeutung von Wälterlins Tell-Inszenierung für die „geistige Landesverteidigung“. Zu den Aufgaben des Schauspielhauses zählte Wälterlin explizit die Erfahrung eines „Gemeinschaftserlebnis[ses]“ im Sinne einer affirmativen Gefühlspolitik der „geistigen Landesverteidigung“³⁴, der sich das gesamte Theaterensemble verpflichtet fühlte, wie der Theaterdirektor seinen Skeptiker*innen gegenüber versicherte:

„Unser Volk hat sich gesammelt, es ist aufgerufen worden durch ein Gemeinschaftserlebnis und wenn dieses auch vorläufig nur die gemeinsame Sorge um die Existenz von ideellen Gütern ist, so ist diese Sorge doch aktiv, indem sie Vorsorge wird, in dem sie zur Selbstbesinnung mahnt, zur Erkenntnis der Kräfte, Zusammengehörigkeit innewohnt, zum Entschluss, für Werte einzustehen, die heute selten geworden sind und die es gilt zu bewahren und hinüberzuretten in die Zukunft für kommende Generationen [...]. Unser Spielkörper folgt unseren Intentionen mit einer Hingabe und Arbeitsfreudigkeit, die selten ist. Wir bekennen uns zu einer Form, die die Einfachheit sucht [...], entsprechend auch dem einfachen Wesen unseres Landes und seiner Einrichtungen, entsprechend wohl auch den zurückhaltenden Tendenzen unserer politischen Staatsform. Und wo sie fremd aus anderen Ländern zu uns gekommen sind, ehren und lieben sie unsere Ziele und haben sie zu ihren eigenen gemacht. [...] Wenn wir dazu beitragen können, den Zusammenhalt zu festigen, Mut zu machen und zum Einsatz zu mahnen, dann sind wir eine Notwendigkeit geworden, die man nicht mehr missen kann. Und das ist unsere Aufgabe.“³⁵

Wälterlin sieht einen zentralen Legitimitätsgrund der „Pfauen-Bühne“ nicht in erster Linie in ihrer Bedeutung als Kulturinstitution, sondern in arbeitspsychologischer Wissenskontinuität einer leistungsorientierten *Selbstdarstellung* eines kulturelnationalistischen Wertesystems der Schweiz. Diese affirmative Darstellung des Zürcher Schauspielhauses, als „moralische Anstalt betrachtet“, sowie die kollektivistische Ensembleleistung ermögliche es, als erziehungspolitisches Propagandainstrument Schweizer Werte zu vermitteln. Der kulturelnationalistische Aspekt der Tell-Inszenierung wurde durch die Zurschaustellung des Bühnenbilds bei der Landesausstellung 1939 in der von Oskar Eberle kuratierten Ausstellung zur Geschichte des Schweizer Theaters in der Rubrik „Staatsfestspiel“ unterstri-

34 Wälterlin 1955, 69.

35 Wälterlin 1955, 69 ff.

chen.³⁶ Einen wesentlichen Beitrag zum emotionspolitischen Gemeinschaftserlebnis während der Tell-Aufführung dürfte der Schweizer Schauspieler Heinrich Gretler (1897–1977) in seiner Rolle als Wilhelm Tell geleistet haben (Abb. 16). Während der Kriegs- und noch in der Nachkriegszeit galt Gretler aufgrund seines patriotisch ausgerichteten Theater- und Filmrollenrepertoires als Symbol der Schweizer „Vaterfigur im familialen Gemeinschaftsdiskurs“ der „geistigen Landesverteidigung“.³⁷ Gretler wurde über die Jahre von der Schweizer Bevölkerung zur Ikone eines Schweizer Nationalhelden stilisiert.

Auf dem Theaterplakat (Abb. 16) betrachtet die Figur des Tell sein Gegenüber mit einem durchdringenden Blick aus einer erhöhten Blickposition als Zeichen seiner Wehrbereitschaft, trotz bescheidener Ausrüstung in Form einer Armbrust. In ikonografischer Kontinuität zu Richard Kesslings Altdorfer Telldenkmal von 1895 stilisiert der Fotograf Richard Schweizer Gretler zum vaterländischen Helden. Bezeichnenderweise wurden in der Wälterlin-Ära, die das Schauspielhaus in den erziehungspolitischen Dienst der „geistigen Landesverteidigung“ stellte, die übrigen Ensemblemitglieder, welche zum Teil Exilant*innen waren, auf dem Theaterplakat nicht genannt.³⁸

Der nationalsozialistisch orientierte Theaterwissenschaftler Heinz Kindermann wiederum veranschaulicht in seiner Schrift „Volk und Nation“ exemplarisch anhand des Heldentypus der Tell-Figur, wie die wissenshistorische Kontinuität vom selbstbestimmten Akt eines „politischen Volkswillens“ im Kontext der NS-Theaterpolitik instrumentalisiert wurde:

„Wir brauchen uns auch nur in Erinnerung zu rufen, dass im Saargebiet in den Wochen knapp vor der Saarabstimmung Abend für Abend Schillers „Wilhelm Tell“ gespielt wurde und dass bei der Rütli-Szene jeden Abend wieder sich das gesamte Publikum erhob und – als machtvolles Bekenntnis der Treue zum angestammten Reich – den Schwur: ‚Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern‘ im Chor mitsprach. Wir wissen heute, wie hier die Stimme des Volkstheaters und die des politischen Volkswillens selbst in einem Akkord verschmolzen.“³⁹

Der Akt eines „politischen Volkswillens“, symbolisiert im Bündnisschwur angeblich Gleichgesinnter, sollte auf der „gleichgeschalteten“ Theaterbühne der nationalsozialistischen Gefühlspolitik zur *Selbstdarstellung*, *Emotionalisierung* und *Mobilisierung* dienen.

³⁶ Vgl. Amrein 2004, 514 f. Mehr zur Landesausstellung s. Kap. 16.6.

³⁷ Vgl. ebd., 281.

³⁸ Mehr zur Zürcher Inszenierung vgl. Amrein 2004, 514–521. Mehr zu „Tell“-Inszenierungen und der Schweiz vgl. u. a. Utz 1984, Blatter und Groebner 2016.

³⁹ Kindermann 1943a, 56 f.

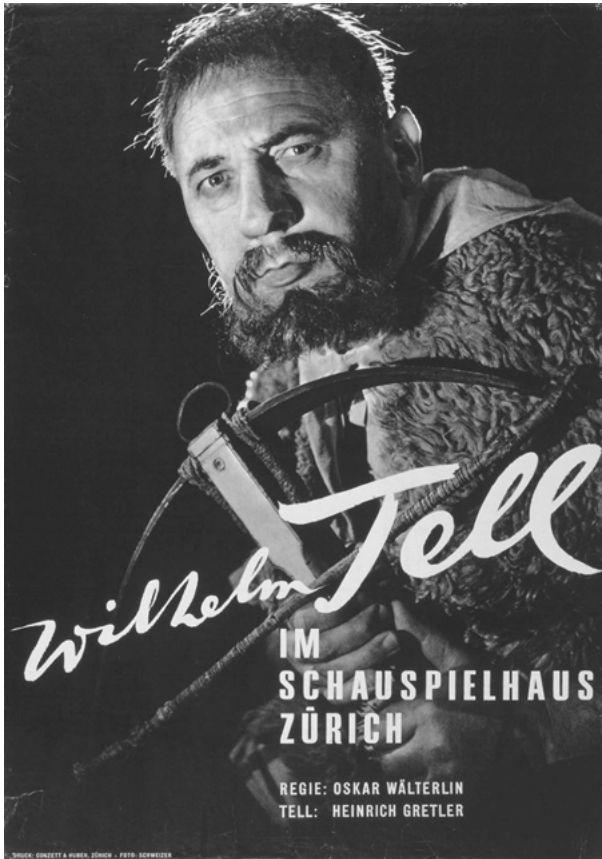


Abb. 16: [Gretler als Tell: Eine Ikone der „geistigen Landesverteidigung“], „Willhelm Tell im Schauspielhaus Zürich“ von Friedrich Schiller, Regie: Oskar Eberle, [Plakat], Schauspielhaus Zürich, 1939

Sowohl die Nationalsozialisten als auch Vertreter der „geistigen Landesverteidigung“ entwarfen, wohl zum Entsetzen Bacons und Liebknechts, ihre eigenen „Idola Theatri“, gemäß *ihrer Auffassung einer* emotionspolitischen Theaterdramatik. Unter dem Deckmantel eines politischen Volkswillens konnten sich die Wissenschaft, die Politik und die Künste *wechselseitig* auf bereits bestehende „Idola Theatri“ ausrichten und diese kontextspezifisch umdeuten. Dabei griffen Theaterwissenschaftler und Theaterpraktiker, wie bei Kindermann, Eberle und Wälterlin gesehen, in wissenshistorischer Kontinuität auf Glückswissen der Massenpsychologie und Arbeitspsychologie zurück, wie sie bereits Hendrik de Man in seiner empirischen Studie über den „Kampf um die Arbeitsfreude“ ver-

treten hatte.⁴⁰ Welche „Idola Theatri“ de Man auf der Grundlage seines arbeitspsychologischen Glückswissens in seiner dreifachen Funktion als Wissenschaftler, Dramatiker und Sozialist entworfen hatte, soll das folgende Beispiel aus Zürich zeigen.

16.3 „Wir! Ein sozialistisches Festspiel“: Arbeitspsychologisches Glückswissen in Hendrik de Mans Massenspiel an der 1. Maifeier in Zürich 1933

„Der Kampf um die Arbeitsfreude“⁴¹ beschäftigte Hendrik de Man nicht nur als Arbeitspsychologen, sondern auch als *Dramatiker* des Massenspiels „Wir! Ein sozialistisches Festspiel“.⁴² Das Festspiel hatte zur 1. Maifeier 1932 in der Frankfurter Festhalle vor 18.000 Zuschauer*innen Uraufführung gefeiert.⁴³ In der Schweiz wurde es 1933 im transnationalen Kontext der sozialistischen 1. Maifeier und der als Bedrohung wahrgenommenen Errichtung der NS-Diktatur veranstaltet.⁴⁴ In Zürich selbst fand das sozialistische Massenspiel vor dem Hintergrund des lokalen Gemeinderatswahlkampfes statt.⁴⁵ Das Zürcher Festspiel wurde 1933 an sechs Aufführungen von rund 10.000 Zuschauer*innen gesehen.⁴⁶

40 Vgl. Hitler 2016a, 220, Fußnote 203.

41 Vgl. Man 1927.

42 Zur Produktion: Wir. Ein Sozialistisches Festspiel, Text: Hendrik de Man, Musik: Ottmar Gerster, Regie: Otto Zimmermann, Besetzung: 2 Flügelhörner in B, 4 Trompeten, 4 Hörner, 3 Posaunen, 2 Tuben in C, 2 Schlagzeuge (Pauke, Trommel, Timbale), Gemischter Chor, Männerchor, Frauenchor, Sprech- und Bewegungschöre mit Solosprechern, UA: 01.05.1932, Festhalle, Frankfurt a. Main. Vgl. Man 1932a (Premieren-Programmheft), Zürcher Aufführung: 3 Aufführungen zur 1. Maifeier in Zürich, 23.04., 29.04. und 01.05.1933, Limmathaus Zürich, Arbeitersängerkartell Zürich (Veranstalter). Vgl. Man 1933a (Zürcher Programmheft).

43 Zum Festspiel vgl. Eichberg 1977, 91 f., 99, 100, 102, 104, Mennen 2013, 132 f.

44 De Man verfasste mehrere antifaschistische Schriften u. a. „Sozialismus und Nationalsozialismus“ (1931) und „Masse und Führer“ (1932) über die affirmative, massenpsychologische Gefühlspolitik der NSDAP im Gegensatz zu den sozialdemokratischen Parteien Europas sowie einen „Plan d’action“ (1933), einen antifaschistischen Aktionsplan. Vgl. Man 1931, Man 1932b, Man 1933b.

45 Vgl. Amstutz, Käser-Leisibach und Stern 2000, 218.

46 Laut Programmheft waren es drei Aufführungen, die Forschungsliteratur erwähnt 6 Aufführungen. Vgl. Amstutz, Käser-Leisibach und Stern 2000, 218. Dem der Untersuchung vorliegenden Programmheft zufolge fanden drei Aufführungen am 23.04., 29.04., 01.05.1933 um jeweils 20 Uhr im Limmathaus in Zürich statt. Vgl. Man 1933a, 3. Zur Zürcher Aufführung liegen im SSA die gedruckte und handschriftl. Partitur und Notenblätter, das Programmheft und das Regiebuch vor, Mappe 1–3, Ar 58.31.15, SSA. Zum Programmheft vgl. Man 1933a.

Im Folgenden werden die Dramatik des Festspiels, die Regieüberlegungen und die Aufführung anhand folgender Forschungsfragen historisch analysiert:

1. Was war die Handlung des Festspiels und wie wurde sie in der Inszenierung von Regisseur Otto Zimmermann umgesetzt?
2. Inwieweit ließ der Dramatiker arbeitspsychologisches Glückswissen aus seiner Forschung in das Festspiel einfließen?

Anstelle einer dramatischen Handlung entschied sich de Man für eine „Darstellung von gegenwärtigen, zum Erlebniskreis aller Proletarier und aller Menschen gehörigen Gefühlsspannungen.“⁴⁷ Aufgrund dieser *emotionspolitischen* Theaterästhetik verleiht „der große Sprechchor [...] den empfindungen des proletariats ausdruck“, wie der Regisseur Otto Zimmermann (1894–1956)⁴⁸ seine Inszenierung erklärt.⁴⁹ „Das Proletariat“ wird während der ganzen Aufführung durch den großen Sprechchor dargestellt.⁵⁰ Sprech-, Bewegungs-, und Gesangschöre, die von einem Orchester begleitet werden, stellen den emotionspolitischen Vorgang auf einer pyramidenförmigen Bühne in vier Teilen dar: 1. „Welt der Entsagung“, 2. „Die Geißeln“, 3. „Der Weckruf“, 4. „Versuchung und Erlösung“.⁵¹

Die Aufführung wird durch ein Orchester-Vorspiel und einen vierstimmigen, gemischten Chor eröffnet, welcher die sozialistische Forderung nach einer affirmativen Gefühlspolitik aus der anthropologischen Prämisse „allgemeinmenschliche[...] Bedürfnis[se] des natürlichen Lebensdranges und Glücksstrebens“⁵² herleitet:

„Von allem Anfang an
 Ruft Natur den Menschen zur Freude.
 Ihr Reichtum ernährt ihn.
 Sein Blut ist Saft ihrer Wurzeln
 Und gebietet ihm Streben nach Glück,
 vom gestillten Hunger des Leibes
 zum höchsten Fluge der Seele!“⁵³

Zu Beginn der Aufführung steht der große Sprechchor an der untersten Schwelle einer Stufenpyramide. Im Handlungsverlauf wird das Proletariat als Symbol für

47 De Mans „Vorbemerkung“ im Premieren-Programmheft, vgl. Man 1932a, 5.

48 Zur Biografie vgl. Wüthrich 2005.

49 Vgl. Zimmermann 1933a, 6. [Die typografische Kleinschreibung ist dem Original entnommen.].

50 De Man, „Regiebemerkungen“, vgl. Man 1932a, 9 ff., 9.

51 Zürcher Festspieltext, vgl. Man 1933a, 1–19.

52 De Man, „Vorbemerkung“, vgl. Man 1932a, 3.

53 Zürcher Festspieltext als Beilage des Zürcher Programms, Man 1933a, 1.

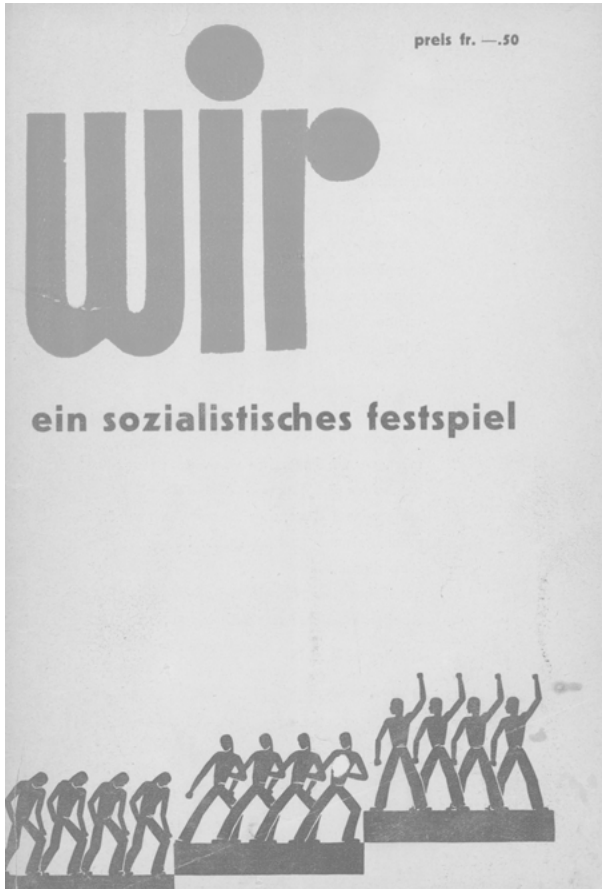


Abb. 17: „Wir! Ein sozialistisches Festspiel“ von Hendrik de Man, Musik: Ottmar Gerster und Hanns Eisler, Regie: Otto Zimmermann, [Zürcher Programmheft], Limmathaus, Zürich, 1933

den teleologischen Verwirklichungsprozess des Sozialismus diese Pyramide etappenweise erklimmen. Im Festspielplakat (Abb. 17) wird dieser herbeigesehnte Aufstiegsprozess „des Proletariats“, die symbolische Wandlung vom ‚Knecht‘ zum ‚Sieger‘ der „sozialistischen Revolution“, ikonografisch mit einer gesteigerten affirmativen Emotionspolitik in Verbindung gebracht, die sich in der final emporgestreckten Faust als Siegeszeichen symbolisiert.

Auf der obersten Stufe der Pyramide warten jedoch die emotionspolitisch *destruktiven* „Stimmen“, welche „das Proletariat“ vom Erklimmen des Gipfels bzw. von der Verwirklichung des Sozialismus abhalten möchten. Die Gesangschöre wie auch Teile des Orchesters nehmen nicht an der Handlung teil, sondern

stehen betrachtend daneben. Auf beiden Seiten der Festspielhalle sind die Gruppen der Sprech- und Bewegungschöre aufgestellt, die im letzten Teil in den „großen Sprechchor“ einstimmen und gemeinsam zum Podium schreiten werden. Der Theaterraum ist bis zum vierten Teil der Handlung im Dunkeln. Nur einzelne Scheinwerfer konzentrieren sich auf die Handlungsabläufe der Chöre. Im vierten Teil erhellt sich der gesamte Theaterraum „plötzlich stark“⁵⁴ als Symbol der *autosuggestiven, leistungsorientierten und selbstdisziplinarischen* Erlösung des Proletariats. Diese im *Kollektiv* herbeigeführte Erlösung *als emotionspolitischer Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls im Sozialismus* verleiht dem Festspiel seinen „kultischen“ bzw. gemeinschaftsstiftenden Charakter einer *affirmativen* Gefühls-politik, wie de Man erklärt⁵⁵:

„Kultisch bedeutet viel mehr als kirchlich. Kultisch ist jeder gemeinsame Ausdruck eines religiösen Gefühls, und religiös ist jedes Gefühl, das Menschen miteinander verbindet im Bekenntnis eines Glaubens an überpersönliche Werte und Ziele, in der Bereitschaft zum Opfer für ihre Verwirklichung, in der Hingabe an eine allen Menschen aufgetragene Bestimmung, in der Ergriffenheit durch etwas, das höher steht als sie und zu dem sie sich emporheben wollen.“⁵⁶

Der Regisseur Otto Zimmermann verfolgte mit seiner symbolhaften Theaterästhetik und seiner zurückgenommenen Regie eine „schlichte“ Form, die mit einem „Mindestmaß an theatralischen Mitteln“ arbeite.⁵⁷ Ziel der theaterästhetischen Wirkungsmacht sei es, den Zuschauer*innen das „eigene Erleben vor Augen zu führen“, schreibt Zimmermann im Zürcher Programmheft:

„Lichtregie, Ausstattung, Kostümierung, Bewegungsregie und Mimik sollen möglichst schlicht sein und mit einem Mindestmaß an theatralischen Mitteln arbeiten. Der Sinn des Spieles ist, den Zuschauern eigenes Erleben vor Augen zu führen, die Regie soll daher alle Effekte vermeiden, die über die sinnbildliche Verdeutlichung des Handlungssinnes hinausgehen oder die Aufmerksamkeit auf äußere Vorgänge lenken.“⁵⁸

Die folgende theaterhistorische Analyse bezieht sich auf die drei Aufführungen im Limmathaus in Zürich 1933.⁵⁹ Im Vergleich zur Uraufführung in Frankfurt 1932

54 De Man, „Regiebemerkungen“, Man 1932a, 9.

55 De Mans „Vorbemerkung“, vgl. Man 1932a, 3.

56 Ebd.

57 De Man, „Regiebemerkungen“, vgl. Man 1932a, 9 f.

58 Ebd.

59 Zur Produktion: „Wir. Ein sozialistisches Festspiel“ Text: Hendrik de Man, Regie: Otto Zimmermann, Musik: Ottmar Gerster und Hanns Eisler, Musikalische Leitung: Rudolf Wipf und Carl Danioth. Mitwirkende bei den Eislerchören: „Männerchor der Eisenbahner“, „Freiheit“, des ge-

weist die Zürcher Aufführung von 1933 Kürzungen auf. So wurden die vier Handlungsteile zu drei zusammengefasst. Dieses Verfahren war vom Dramatiker beabsichtigt worden. De Man schlägt in seinen „Regiebemerkungen“ Anpassungen vor, damit das Festspiel auch auf kleineren Bühnen mit weniger Darsteller*innen realisiert werden könne.⁶⁰

Im ersten Teil mit dem Titel „die welt der entsagung“ fordert die „gemeinschaft junger menschen“ das in der „welt der entsagung“ lebende „Proletariat“ in vier sogenannten „intermezzi“ dazu auf, affirmative „Lebensführungen“ auszuüben: „naturfreude“, „spielfreude“, „erkenntnisfreude“ und „anbetungsfreude“. Doch der „proletarische sprechchor“ erklärt den jungen Menschen jedes Mal aufs Neue, warum sie keine „glückliche“ Lebensführung bestritten und folglich deren Gefühlsausdruck nicht affirmativ ausleben könnten:

„Intermezzo 2 (Spielfreude). Mit Orchesterbegleitung.

Chor:

Im Takt pocht unser Blut,
im Takt tanzt Freude darin.
Komm, Mensch, genieße mit uns die Freude, das
Spiel!

Großer Sprechchor:

Wir können uns nicht freuen! Wir müssen schuffen
ums Brot.

Intermezzo 3 (Schaffensfreude). Mit Orchesterbegleitung.

Chor:

Höher als Freude am Spiel steht Freude am
Schaffen.
Wie wachsende Frucht und werdendes Stück
Erfüllt seinen Sinn das vollendete Werk.
Komm! Schaffe, kämpfe, siege mit uns!

mischten Chores „Freundschaft“, der Straßenbahner, der Typographie, Arbeitermännerchor Wiedikon. Bei dem Festspiel: Sängerbund Zürich, Männer- und Damenchor „Vorwärts“, Gemischter Chor „Freundschaft“, Männer- und Damenchor „Sängerbund Neumünster“, Arbeitermänner- und Frauenchor Höngg, Sängerbund Adliswil, gemischter Chor Affoltern bei Zürich, Arbeitersängerinnenverein Örlikon, Arbeitermusik Zürich, Satussektionen Zürich, Sozialistische Arbeiterjugend Zürich, Tanzgruppe „der Schaffenden“. Vgl. Man 1933a, 2f.

60 „Das Werk kann in kleineren Räumen mit bescheideneren Mitteln ohne Musik, als reines Sprech- und Bewegungschorwerk aufgeführt werden [...] sogar die Pyramide kann ganz weglassen werden, indem die Aufwärtsbewegung im vierten Teil durch eine Vorwärtsbewegung ersetzt wird.“ De Man, „Regiebemerkungen“, Man 1932a, 10.

Großer Sprechchor:

Unsre Arbeit ist *Müssen*, nicht *Wollen*.

Fremdes Hirn denkt sie, fremder Wille lenkt sie,

fremde Macht befiehlt sie, fremder Reichtum be-

sitzt sie. Unsre Arbeit ist Fron, nicht Freude. [...]“⁶¹

Die stereotypisierte „proletarische Masse“ schildert ihre Existenz als unglückliche, menschengewordene Maschine (Intermezzo 6), die schließlich in Arbeitslosigkeit und Hunger (Intermezzo 7) die „laster der unterdrückten“ (Intermezzo 8) auslebt. Die Gegensätze zwischen affirmativen und destruktiven Gefühlen, zwischen Natur und Stadt, der „Schaffensfreude“ und der „Fronarbeit“ veranschaulichen kurze Filmausschnitte auf einer Projektionswand, die oberhalb der Pyramide angebracht wurde. Film- und Orchesterintermezzi sind Teil der theaterästhetischen Wirkungsästhetik, die sich in den jeweiligen suggestiv-emotionspolitischen Handlungsabschnitten entfaltet, und lösen die Chorhandlung ab.⁶²

Am emotionalen Tiefpunkt angelangt, tritt der dramaturgische Wendepunkt ein.⁶³ „Der Weckruf“ im zweiten Teil beschreibt den „Ruf des Sozialismus“: „Der Weckruf“ lässt die „Masse“ in zwei Lager teilen: in den „Chor der Vorkämpfer“ als ein stereotypisiertes erfolgs- und leistungsorientiertes Führungskollektiv und in den „Chor der Entmutigten“, die „Zweifel“ an der sozialistischen Revolution hegen. Eine Einzelstimme, als Symbol der überpersönlichen, ideologischen Werte und Ziele, verkündet, das Ziel sei der Sozialismus und der Weg zu diesem Ziel die Organisation⁶⁴:

„Sozialismus heißt das Ziel,

Organisation der Weg.

Habt ihr die Rufe nicht gehört,

die Stimmen, die seit Jahrtausenden

den Menschen sprechen vom Glück

und von der Würde des Menschseins?

Sie verhallen, denn kein Mensch allein,

kann die Ketten des Schicksals sprengen,

die das Elend den Massen schmiedet.

Sein Leben gestaltet fremde Macht [...]

Erobert die Arbeitsmittel,

macht sie zum Besitz der Gesellschaft,

⁶¹ Zürcher Festspieltext, Man 1933a, 2f.

⁶² De Man, „Regiebemerkungen“, vgl. Man 1932a, 9.

⁶³ Zürcher Festspieltext, vgl. Man 1933a, 7 ff.

⁶⁴ Vgl. Zimmermann 1933a, 6.

macht euch zu Herren des Staates,
dann habt ihr das Schicksal bezwungen,
das euch hindert, Mensch zu sein!“⁶⁵

Die moralische Erkenntnis „ein Mensch zu seyn“ sollte bei den Festspielzuschauer*innen in wissenshistorischer Kontinuität zu Schillers humanistischem Erziehungsauftrag der „Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ geweckt werden. Das erziehungspolitische Ziel de Mans war im Unterschied zu Schiller, eine *emotionspolitische* Forderung basierend auf dem humanistischen Wissen über eine moralisch begründete Menschenwürde und dem utilitaristischen Recht auf ein „Glücksstreben“ im real existierenden *Sozialismus* zu propagieren⁶⁶:

„Darum habe ich in diesem Spiel die Not des Proletariats dargestellt als das, was der junge Marx die Entmenschlichung genannt hat; darum habe ich die darin vorgebrachten sozialistischen Forderungen humanistisch begründet, d.h. abgeleitet aus den allgemeinemenschlichen Bedürfnissen des natürlichen Lebensdranges und Glücksstrebens, der Spielfreude, der Schaffensfreude, der Erkenntnisfreude und der Anbetungsfreude; und darum habe ich den Sieg des Proletariats als Verwirklichung von sittlichen Forderungen dargestellt.“⁶⁷

Anders als bei Schiller war die kulturnationalistische Antwort auf de Mans *sittliche Forderungen* eine affirmativ-moralisierende Gefühlspolitik eines glückverheißenden *Kultursozialismus*, der sich in der „Spielfreude“ der Laiendarsteller*innen selbstdarstelle. De Mans Glückswissen beruhte im Wesentlichen auf seinen arbeitspsychologischen Forschungen über den Verlust der „Arbeitsfreude“ und einem angeblich weit verbreiteten „Minderwertigkeitsgefühl“ in der Arbeiterschaft (Kap. 10).

Im dritten und letzten Teil („versuchung und erlösung“) wird der stufenweise erklommene Aufstieg der „schaffenden“ geschildert, wie es das Zürcher Festspielplakat als emotionspolitische Klimax symbolisiert (Abb. 17). Auf ihrem Weg lauern Gefahren, Versuchungen und destruktive „stimmen der selbstsucht, der machtgiert, des imperialismus und des nationalismus“, die sowohl von außen (als Stimmen) als auch von innen (die „Entmutigten“ und „Stimmen des Zweifels“) den „emporstrebenden menschen“⁶⁸ zu behindern versuchen. Doch die proletarischen Vorkämpfer*innen wissen sich zur Wehr zu setzen: Den inneren „Stimmen des Zweifels“, die behaupten, dass es sich bei der „Idee des Sozialismus“ nur

⁶⁵ Zürcher Festspieltext, Man 1933a, 8.

⁶⁶ De Mans „Vorbemerkung“, vgl. Man 1932a, 3.

⁶⁷ Ebd., 3.

⁶⁸ Vgl. Zimmermann 1933a, 6.

um einen „schönen Traum“ handle, entgegnet der große Chor des Proletariats im Sinne der affirmativen Gefühlspolitik des Sozialismus:

„[...] Der Wille ist stark!
Wir wollen Freude, glückliches Leben. Wir wollen,
frei sein von der Angst vor Hunger!
Wir wollen freudige Arbeit!
Wir wollen gesund wohnen!
Wir wollen frohe Frauen!
Wir wollen glückliche Kinder!
Wir wollen Freizeit!
Wir wollen Wissen und Schönheit!
Wir wollen Menschenwürde für alle!
Wir wollen die Einheit der Welt!“⁶⁹

Gegen die Stimme der „Selbstsucht“...

„[...] Für einen Traum,
setzt ihr alles aufs Spiel:
das Brot und das Glück eurer Lieben. [...]“⁷⁰

... erhebt ein Sprecher aus dem Chor der Vorkämpfer*innen die Stimme der „Solidarität“. Dabei wird eine Fahne mit demselben Schriftzug hochgehalten:

„[...] Brüder! Laßt euch nicht beirren!
Selbstsucht macht Lohndrücker, Streber
und Knechte des Kapitals!
Eine bessere Losung lehrte uns die Not:
Einer für alle, alle für einen!
Solidarität!“⁷¹

Der mühselige Aufstieg des Proletariats, als entwicklungshistorischer Prozess symbolisiert, fördere „die solidarität, die demokratie, die völkerfreiheit, die internationale“⁷² in der „Sehnsucht“⁷³ nach dem Tag der „verwirklichung des sozialismus“.⁷⁴ So lauteten zentrale Wissensbestände des sozialistischen Glückswissens, welche 1. die Laienspieler*innen in der Hoffnung auf realpolitische

69 Zürcher Festspieltext, Man 1933a, 11.

70 Ebd., 13.

71 Zürcher Festspieltext, Man 1933a, 13.

72 Vgl. Zimmermann 1933a, 6f.

73 Zürcher Festspieltext, Man 1933a, 10.

74 Vgl. Zimmermann 1933a, 7.

Verwirklichung auf der Schaubühne als Spiegel der Gesellschaft *selbst darstellten* und welche 2. den Kern der Baconschen Kritik an den „Idola Theatri“ verkörpern, die von Wissenschaftlern (wie de Man) geschaffen worden waren und als Fabeln zirkulierten. Das Ziel war die Welt in eine ‚Schaubühne‘ einer sozialistischen Gefühlskultur zu verwandeln.

Kurz vor dem Gipfelziel angekommen, schwinden die Kräfte: „Wer gibt uns neue Kraft?“, fragt der Chor verzweifelt. „Wir!“, ruft die herannahende „Jugend“. Und das Proletariat erwidert erleichtert und wieder voller freudigem Tatendrang:

„Chor:
Kampferprobte Fahnen, neue Menschen!
Junges Blut bringt neue Kraft!
So komm, Jugend, zu uns!“⁷⁵

Der Regisseur ist davon überzeugt: „[...] die Jugend, wird das Werk vollenden. Das ist unser Glaube“.⁷⁶ Das Festspiel endet mit dem „Arbeiterjugendlied (Wir)“, das im Sinne einer affirmativen Gefühlspolitik unter der eingangs erwähnten anthropologischen Prämisse eines „Streben[s] nach Glück“⁷⁷ zur kollektivistischen Tat aufruft.

Das Ziel „proletarischer Festgestaltung“ war, das Publikum emotionspolitisch zu aktivieren.⁷⁸ Um diese politische Emotionalisierung und zielgerichtete Mobilisierung zu erreichen, wurde im Schlussteil die ‚Vierte Wand‘ durchbrochen, indem die Zuschauer*innen dazu aufgefordert wurden, als theaterästhetisches Symbol einer sozialistischen Vergemeinschaftung sich gegenseitig die Hände zu reichen und nach dem „Arbeiterjugendlied Wir!“ in den „allgemeinen Schlußchor“ (Abb. 18) miteinzustimmen:

„Arbeiterjugendlied (Wir!)

Allein sind wir nichts,
zusammen sind wir alles!
Du und du und du
Gehörst auch dazu!
Faß die Hand, bist auch ein Mensch!
Wir sind die Kette,
die umspannt die Welt!
Wir! Wir Wir!

⁷⁵ Zürcher Festspieltext, Man 1933a, 18.

⁷⁶ Zimmermann Man 1933a, 7.

⁷⁷ Zürcher Festspieltext, Man 1933a, 1.

⁷⁸ Vgl. Zimmermann 1933b, 11.

2. Welche wissenshistorischen Kontinuitäten, Brüche und Ambivalenzen hinsichtlich einer affirmativen Gefühlspolitik können zwischen 1. dem sozialistischen Festspiel de Mans, 2. der NS-Theaterästhetiktheorie „des deutschen Volkstheaters“ und 3. Eberles Vorstellung eines Schweizer Laienspiels aufgezeigt werden?
3. Welche „Aufgabe der Kunst“ wurde im Wissensbestand der sozialistischen Ideologie manifestiert und welchen Sinn und Zweck verfolgte de Man mit seinem Festspiel?

De Mans Festspiel stand in der wissenshistorischen Kontinuität zur sozialistischen und kommunistischen Massenspieltradition. Das Festspiel „Wir!“ war im Auftrag des „Kulturkartells“ der Arbeiterbewegung in Frankfurt a. Main entstanden, um im Rahmen der 1. Maifeier 1932 dem „Tag der Arbeit“ eine „Gestalt zu geben, die der sozialistischen Auffassung von der Aufgabe der Kunst entspricht.“⁸⁰

Das Laienspiel war ebenfalls ein emotionspolitisches Instrument der Arbeitsideologie „Kraft durch Freude“ und deren affirmativer Gefühlspolitik. Das Ziel der nationalsozialistischen Massenspiele war die „Idee der Gemeinschaft“⁸¹ als kulturellnationalistische und „rassenhygienische“ Einheit aus „Volksgemeinschaft“ und „NS-Staat“ darzustellen. Das gemeinschaftsstiftende Theatererlebnis sollte durch die leistungsorientierte *Selbstdarstellung* sowohl bei den beteiligten Laienspieler*innen als auch beim Publikum eine autosuggestive *Emotionalisierung* sowie eine selbstdisziplinarische *Mobilisierung* erwirken. Auf welche Weise? Die totalitäre Intention einer theaterästhetischen Gefühlspolitik sollte einerseits bei den Laiendarsteller*innen andererseits beim betrachtenden Publikum eine wirkungsmächtige Wiedererkennung der stereotypisierten Rollen auslösen und dadurch zur Nachahmung der szenischen Handlung, die eine nationalsozialistische Lebensführung propagierte, anregen (s. Kap. 15.7, 16.5).

Die Kontinuität von Glückswissen im wissenshistorischen Rückblick auf die sozialistische Massenspieltradition ist von transnationalen *Brüchen*, *Kontinuitäten* und *Ambivalenzen* geprägt, wie die folgende Analyse anhand de Mans Festspiel „Wir!“ exemplarisch aufzeigen wird.

80 „Vorbemerkung“, vgl. Man 1932a, 2. In Frankfurt a. Main war zudem de Mans Arbeitsort als Dozent an der „Akademie der Arbeit“ 1929 – 1933.

81 Vgl. Das Deutsche Volksspiel. Jugendliche Propagandisten im Visier und Dienst der „Volksgemeinschaft“. In: Anne Keller 2018, 375 – 383, 383. Mehr zum „deutschen Volksspiel“ vgl. Annuß 2019.

Dem *proletarisch-revolutionären* Konzept des politischen Theaters nach Erwin Piscator und Leopold Jeßner lag eine *politische* Aufgabe zugrunde, wie später auch der NS-Massenspielpolitik. Die politischen Ideologien waren jedoch dichotom: Im Unterschied zum *Nationalsozialismus* sollten gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Themen im sozialistischen Massenspiel im Rahmen des sogenannten *Kultursozialismus* verhandelt werden.⁸² Der „Sozialismus als Kulturbewegung“⁸³, wie das gleichnamige Werk de Mans von 1929 lautete, hatte eine zentrale Botschaft an das Theaterpublikum: Den Zuschauer*innen sollte die Dringlichkeit der Abschaffung der *bürgerlichen* Gesellschaft und die Errichtung einer *klassenlosen* Gesellschaft über die Schaubühne als Propagandainstrument vor Augen geführt und theaterästhetisch erfahrbar gemacht werden. Die revolutionäre „Idee“⁸⁴ einer klassenlosen Gesellschaftsutopie sollte insbesondere über das Massenspiel der Laienbühne eine *emotionspolitische* Verbreitung finden. Das Medium ‚Theater‘ diente dem Sozialismus als wissenshistorische „Waffe im Klassenkampf“.⁸⁵ Folglich wussten sich *sowohl* Sozialisten (de Man), Nationalsozialisten (Jedzek) *als auch* Schweizer Demokraten (Eberle) das „Theater als politische Kraft“⁸⁶, als Propagandamittel einer affirmativen Gefühlspolitik, für ihre Ideologien dienstbar zu machen.

Welche theaterästhetischen Mittel standen de Man und Zimmermann zur Verfügung, um die massenpsychologische Wirkungsmacht ihrer Politik einer sozialistischen Gefühlskultur im Festspiel beim Publikum auszulösen? Theaterästhetisch war ein Durchbruch der ‚Vierten Wand‘, die eine Öffnung zum Zuschauerraum bewirkte, ein avantgardistisches Mittel, um im Mikrokosmos eines gemeinschaftsstiftenden Theatererlebnisses, je nach Kontext, eine *klassenlose*, *demokratische* oder *nationalsozialistische* Gesellschaftsutopie zu symbolisieren.

Die wirkungsästhetische Konzeption der Zuschauer*innen war beispielsweise für Piscators emotionspolitische Regiearbeit, die sich nach 1927 radikalisierte, zentral: Zuschauer*innen wurden auf die Bühne entführt, um das gemeinschaftsstiftende Theatererlebnis *kollektiv* erfahrbar zu machen.⁸⁷ Es ist daher nicht verwunderlich, dass allein die emotionspolitisch *intendierte* Wirkungsmacht der sozialistischen Theaterbewegung in der Weimarer Republik Skandale provozieren

⁸² Vgl. Mennen 2013, 130.

⁸³ Vgl. Man 1929.

⁸⁴ Vgl. Brauneck 2003, 397–410.

⁸⁵ Vgl. Lilje 1992, 254, 261 ff.

⁸⁶ Zu Jedzek vgl. Jedzek 1935. S. Kap. 15.3.

⁸⁷ Vgl. Brauneck 2003, 423.

konnte und deren Aufführungen von nationalsozialistischen Trupps regelmäßig gestört wurden.⁸⁸

Zimmermann benennt drei theaterästhetische Formen, welche die „neue festgestaltung“ kennzeichnen würden:

1. die Forderung nach einem „neuen, dem proletarischen empfinden gemäßen stil“,
2. die „forderung freude [zu] wecken“, und
3. ideologisch „zielweisend zu sein“.⁸⁹

Zimmermann erläutert insbesondere sein neues Verständnis einer proletarischen Gefühlskultur im Abgrenzungsgestus zur bürgerlichen Vergnügungskultur:

„von einem proletarischen feste kann auch gefordert werden, daß es freude wecke. nicht aber freude um der freude willen allein, etwa um des bloßen vergnügens willen. unsere feste sollen freude wecken, um kraft zu geben für den kampf.“⁹⁰

Das sozialistische Festspiel sollte emotionspolitische *Kraft durch Freude* wecken. So ließe sich pointiert die arbeitspsychologische Wirkungsintention des Festspiels „Wir!“ als Teil einer sozialistischen Gefühlskultur deuten, zu welcher, in ambivalenter Wissenszirkulation, das später entwickelte rassenideologische NS-Massenspiel im Kontrast stand.

Zentral für die neue Festspielgestaltung sei, laut Zimmermann, die „zielweisend[e]“ emotionspolitische Aktivierung der Zuschauer*innen. Wie sollte die emotionspolitische Aktivierung der Zuschauer*innen theaterästhetisch bewirkt werden? Zimmermann schwebte eine *affirmative* Körperpolitik vor, die auf der Grundlage von Glückswissen ihre theaterästhetische Wirkungsmacht beim beobachtenden Zuschauenden entfalten könne:

„aktivierung der massen ist das letzte ziel neuer proletarischer festgestaltung. zunächst aktive beteiligung der zuhörenden und zuschauenden massen! sie sollen mitsingen, mit-sprechen, mitgestalten. sodann aber auch aktivierung des proletarischen wollens überhaupt! sie sollen bei sich selbst anfangen, unsere ideale zu verwirklichen.“⁹¹

Das zentrale „ausdrucksmittel dieser neuen gestaltungen ist der entfesselte menschliche leib“, so Zimmermann. In wissenshistorischer Kontinuität zur Körperpolitik im Ausdruckstanz sollte der „proletarische chor“ „von dem, was er

⁸⁸ Vgl. Petersen 1995, 206–244. Vgl. Brauneck 2003, 418–425

⁸⁹ Zimmermann 1933b, 11.

⁹⁰ Ebd.

⁹¹ Ebd.

gestalten will, so erfüllt sein, daß er mit dem ganzen bewegten leib sich äußern muß“:

„alle ihm zur verfügung stehenden ausdrucks mittel, so also in erster linie sprache und körperliche bewegung zusammen, sollte er anwenden, um die massen zu überzeugen, zu werben und mitzureißen.“⁹²

Die Fotografie (Abb. 19), vermutlich eine Probenaufnahme, illustriert im Zürcher Programmheft, wie sich der Bewegungschor als Symbol für den proletarischen Massenkörper darstellte. Der homogen und dennoch aus Einzelindividuen *auto-suggestiv* zu handeln *wirkende* Bewegungschor veranschaulicht mit Hilfe choreografisch aufeinander abgestimmter Gesten und Mimik eine emotionspolitische Abwehrhaltung. Deren fließende Bewegungen scheinen aus einem *als Kollektiv erfahrenen Gemeinschaftsgefühl* zu entspringen.

Die *ambivalente* Gefühlspolitik der *Selbstdarstellung*, *Emotionalisierung* und *Mobilisierung* war folglich bereits beim *sozialistischen* Massenspiel zentral, um die

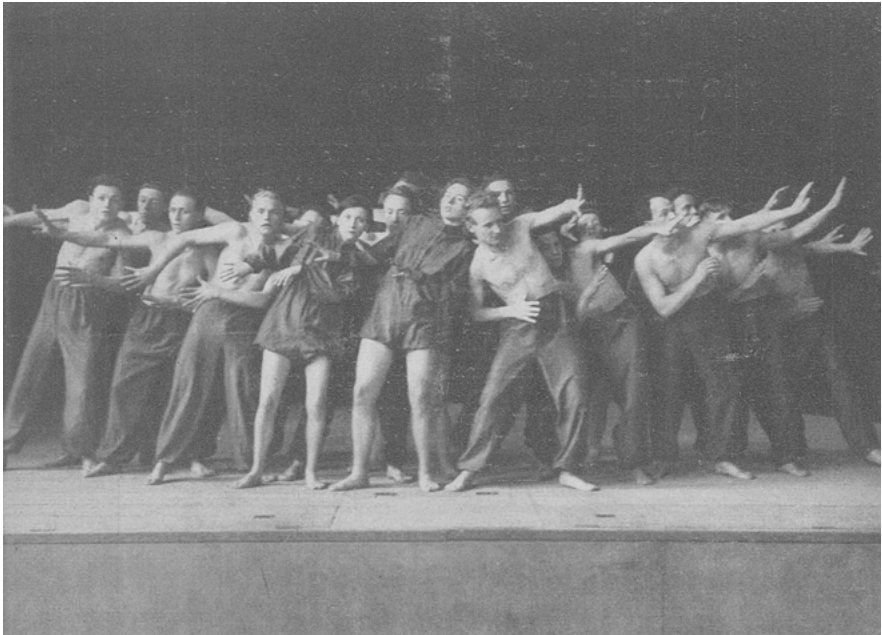


Abb. 19: [Emotionspolitischer Bewegungschor in Otto Zimmermanns Festspielregie „Wir!“], [Zürcher-Programmheft], Limmathaus, Zürich, 1933

92 Ebd.

Utopie einer ‚glücklicheren‘ „Lebensführung“ auf der Schaubühne zu propagieren.⁹³ Dieser Grundsatz basierte auf einem arbeitspsychologischen und massenpsychologischen Wissen über eine *leistungsorientierte Selbstdisziplinierung*, welche de Man mit seiner Theaterkunst verfolgte:

„Wir erwarten vom Sozialismus [...] einen neuen Kulturaufstieg der Menschheit, weil die sozialistische Idee den von ihr ergriffenen Menschen einen neuen Lebenszweck und einen neuen Lebenssinn gibt. Wir sehen die neuen Kunstformen, die zu dieser entstehenden Kultur gehören, als Ausdruck dieses Zweckes und Sinnes.“⁹⁴

De Man sah im Festspiel eine „neue Kunstform“, welche 1. die *sozialistische Ideologie* als „Ausdruck“ selbst darstellen und deren Sinn und Zweck verbreiten, 2. die Menschen über ihre theaterästhetische Erfahrung *emotionspolitisch* ergreifen und 3. einen entwicklungsgeschichtlichen Prozess hin zur Utopie eines revolutionären Gesellschaftsumsturzes auslösen sollte.

De Man und Zimmermann griffen ohne den Einsatz einer dramatischen Handlung auf den multimedialen Einsatz von Orchestermusik und Chorgesang sowie auf kurze Filmausschnitte zurück, um ein theaterästhetisches Massengefühl auszulösen. Diese Elemente sollten zu Beginn jeder neuen Handlung als Hilfsmittel zum Verständnis der zugrundeliegenden Vorstellung dienen und das Publikum in den jeweiligen „Gefühlskreis“ einführen.⁹⁵ Im Sinne der sozialistischen Kulturkritik wurden laut dem Dirigent Rudolf Wipf absichtlich Lieder von Hanns Eisler⁹⁶ gewählt, die mit ihrem Jazz-Stil ein „rückhaltloses sich-in-sie-hineinarbeiten“⁹⁷ ermöglichen. Die Kompositionen von Ottmar Gerster (1897–1969) wiederum seien, wie seine früheren Werke „Lied vom Arbeitsmann“ und „Rote Revue“, von einer „bewundernswerten Leichtigkeit“ erfüllt.⁹⁸ Ihre Wirklichkeitsnähe zum Musikgeschmack des Publikums, in Kombination mit einer „überzeugende[n] ausdrucksstärke“ seiner Musik, erlaubten, „mit aller individualistischen und naturalistischen aufmachung“ und „theatralische[n] gester“

93 Weiterführende Forschungen könnten die Politik der ‚Glückskulturen‘ in sozialistischen und kommunistischen Kulturbewegungen systematisch vergleichen. Zum „Happines Soviet Style“, wobei der Theaterbereich in der Untersuchung marginalisiert wurde, vgl. Balina und Dobrenko 2011.

94 Man 1932a, 2.

95 Vgl. Man 1932a, 6.

96 „Lied der Baumwollpflücker“, Musik: Hanns Eisler, Text: Bruno Traven, „Ballade von der Wohltätigkeit“, Musik: Hanns Eisler, Text: Kurt Tucholsky, „Lieder der Bergarbeiter“, Musik: Hanns Eisler, Text: Anna Gmeier, vgl. Man 1933a, 4.

97 Rudolf Wipf. 1933. „die musik von hanns eisler und ottmar gerster“, vgl. Man 1933a, 8.

98 Vgl. ebd. Zur Musik vgl. auch Man 1932a, 8.

zu brechen und Gersters sozialistischer „kunst“ den „ausdruck eines wahren massenerlebnis“ zu geben.⁹⁹

Der „große Sprechchor“ sollte von der Regie so aufgestellt und verwendet werden, „daß die Zuhörer sich sozusagen von selbst mit ihm identifizieren.“¹⁰⁰ Der „Gegensatz zwischen produzierenden Künstlern und konsumierendem Publikum“ sollte möglichst aufgelöst werden.¹⁰¹

Wie ist die sozialistische Massenspielästhetik im theaterhistorischen Kontext zu verorten? Um 1930 stellte die Inszenierung großer Menschenmengen einen theaterästhetischen Abgrenzungsgestus zum vorherrschenden Repertoire an den Berufstheatern dar: Kollektiv inszenierte Massenspiele mit Laienspieler*innen, wie sie in Berlin von Erwin Piscator und Ernst Toller prominent vertreten wurden, sollten das Ende des professionellen „Berufsspielers“ einläuten.¹⁰² Sprech- und Bewegungschöre, wie sie transnational als Mittel zur Ästhetisierung des stereotypisierten Arbeiterkörpers im Ausdruckstanz bereits eingesetzt worden waren, gehörten spätestens seit 1926 zu den theaterästhetischen Stilmitteln der Massenspiele der deutschsprachigen Arbeiterbewegung.¹⁰³

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Das massenpsychologische Moment eines *autosuggestiv erfahrbar gemachten Gemeinschaftserlebnisses der Laienspieler*innen* war bereits im sozialistischen Laienspiel der Weimarer Republik ein zentrales Element der affirmativen Gefühlspolitik. Die theaterästhetische *Selbstdarstellung* der Laienspieler*innen im charakterologischen Rollentypus der Arbeiter*innen verfolgte ein arbeitspsychologisches Ziel: Sowohl die Laienspieler*innen als auch die zur Partizipation *aktivierten*¹⁰⁴ Zuschauer*innen sollten sich im Fall des *sozialistischen* Massenspiels

1. in der übergeordneten (sozialistischen) Idee einer (klassenlosen) Gesellschaft wiedererkennen,
2. sich über das theaterästhetische Gemeinschaftserlebnis für die politische Aufgabe des revolutionären Handelns *autosuggestiv* emotionalisieren,

99 Rudolf Wipf. 1933. „die musik von hanns eisler und ottmar gerster“, vgl. Man 1933a, 8.

100 Vgl. Man 1932a, 6.

101 Vgl. ebd.

102 Vgl. Mennen 2013, 132.

103 Zur Theaterästhetik des Regisseurs Otto Zimmermann vgl. Zimmermann 1928. Zum Ausdruckstanz von den Anfängen der Reformbewegung um 1900 bei Emile Jaques-Dalcroze, Robert v. Laban, den avantgardistischen Mitteln Mary Wigmans, zu den sozialistischen, zionistischen und nationalsozialistischen Ausprägungen, vgl. Hardt 2004, Hardt 2005, Brandstetter und Wulf 2007, Baxmann 2009, Brandstetter 2013, Haffter 2015.

104 Vgl. Zimmermann 1933b, 11.

3. sich in das emotionspolitische Kollektiv eines imaginierten Proletariats *selbstdisziplinarisch* einfügen, um sich schließlich
4. *selbst zur leistungsorientierten* Nachahmung der Handlung zu *mobilisieren*.¹⁰⁵

De Man war sich in seiner dreifachen Funktion 1. als Arbeitspsychologe, 2. als Politiker und 3. als Theaterpraktiker der massenpsychologischen Wirkungsmacht des Laienspiels bewusst. Geprägt vom massenpsychologischen Glückswissen des arbeitspsychologisch geschulten Dramatikers, konzipierte de Man sein Festspiel als ein emotionspolitisches Instrument, um das sogenannte proletarische Klassenbewusstsein im Kampf gegen den Nationalsozialismus zu stärken.

De Man betont in seinen 1933 veröffentlichten Überlegungen „Pour un Plan d'action“, dass der Grund für den Zulauf zur nationalsozialistischen Bewegung die affirmative, arbeitspsychologische Gefühlspropaganda („Kraft durch Freude“) sei.¹⁰⁶ Dieser Umstand werde von den sozialdemokratischen Parteien Europas bisher unterschätzt. Gegenüber dieser affirmativen Gefühlspolitik müsste die *transnational* vernetzte sozialistische Bewegung dringend konkurrenzfähig werden, um ihre Attraktivität gegenüber den Wähler*innen längerfristig unter Beweis stellen zu können (wie es später auch Neff von Bundesrat Etter fordern sollte).¹⁰⁷

De Man propagiert, im Unterschied zum länderspezifischen *Kulturnationalismus*, wie gesehen bei den Theaterschaffenden Eberle und Kolbenheyer, einen transnationalen *Kultursozialismus*. De Man räumte zwar gewisse „völkerpsychologische“ Unterschiede zwischen einem „fascisme allmand, le fascisme autrichien, le fascisme italien, le fascisme hongrois“ ein. Dennoch war der Arbeitspsychologe der Ansicht, dass die affirmative Gefühlspolitik dieser Bewegungen *jede* einzelne Person ergreifen könne:

„Assurément, on ne peut comprendre le triomphe de Hitler et la physionomie spéciale du fascisme allemand qu'en fonction de certaines particularités du milieu national et de la psychologie nationale. Mais cela ne donne encore nullement raison à certain pharisaïsme, au fond nationaliste, et même quelquefois raciste, qui est répandu, hélas! jusque dans nos milieux socialistes. Je songe à ceux qui se complaisent à dire: ‚Heureusement que nous ne sommes pas ainsi! Jamais on ne pourra voir se produire chez nous pareilles manifestations de caporalisme, de passivité dans la résistance, de manque de spontanéité dans l'esprit de révolte, et, après la réussite du coup d'Etat de sadisme dans la façon d'exercer le pouvoir et de soumission morale chez la masse de ceux sur qu' il s'exerce!‘“¹⁰⁸

105 Zur „inszenierung des festspiels ‚wir‘“ und der „neuen festgestaltung“ in der Auffassung des Regisseurs Otto Zimmermann, vgl. Zimmermann 1933a, 6 f und 1933b, 10 ff.

106 Vgl. Man 1933b.

107 Vgl. Man 1933b, 5–7.

108 Man 1933b, 7.

De Man wusste genau, wovon er sprach, wenn er seine Genoss*innen vor der massenpsychologischen Wirkungsmacht der affirmativen Gefühlspolitik warnte, die er in der nationalsozialistischen Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ zu erkennen glaubte: Wie ambivalent der Arbeitspsychologe *selber* dem psychopolitischen Glückswissen des Nationalsozialismus im Laufe seines Lebens gegenüberstehen sollte, wurde bereits im Kap. 10.4 aufgezeigt.

Welche massenpsychologische Wirkung versprach sich de Man von seinem Festspiel und welche Aufgabe erfüllte dabei arbeitspsychologisches Glückswissen? De Man fasst den Sinn und Zweck eines sozialistischen Massenspiels im Vorwort zu seinem Maifestspiel „Wir!“ zusammen:

„Also sollen Zweck und Sinn der Maifeier Inhalt und Gestalt eines Maifestspieles bestimmen. Die Maifeier aber ist kein bloßes Fest. Sie ist in erster Linie eine Demonstration von Massen, die den gemeinsamen Willen zum Kampfe für den Sozialismus bekunden und durch diese Kundgebung bewußter und stärker gestalten wollen. Der Hauptzweck eines Maifestspieles ist also eine Darstellung der sozialistischen Idee. Darum ist dieses Spiel in erster Linie ein Lehrstück.“¹⁰⁹

De Man gibt an, dass er aufgrund seiner theaterästhetischen Auffassung das Festspiel zur 1. Maifeier als emotionspolitisches Massenspiel konzipiert habe.¹¹⁰ Im Sinn eines kollektiven, kultischen Kunsterlebnisses sollte es als sozialistisches „Lehrstück“¹¹¹ dienen.¹¹²

Der Begriff des „Lehrstücks“ wurde in der politischen Theaterbewegung Ende der 1920er Jahre in der Weimarer Republik von Piscator und Brecht geprägt: „Alles, was man Zeitstück oder Piscatorbühne oder Lehrstück nannte, gehört zum epischen Theater“, schrieb Brecht.¹¹³ Das Ziel des Lehrstücks war es einerseits, in der aktiven Beteiligung der Laienspieler*innen eine kritische Auseinandersetzung mit dem Zeitgeschehen, welches in der Theateraufführung verhandelt wurde, zu bewirken sowie in der körperpolitischen Ensembleleistung *emotional* ein arbeitspsychologisches Gemeinschaftserlebnis zu erzeugen. Andererseits sollte die wirkungsästhetische Durchbrechung der ‚Vierten Wand‘ die Zuschauer*innen aktivieren und sie zum kritischen Denken und einer Urteilsurwägung bewegen.¹¹⁴

109 Man 1932a, 2.

110 Vgl. Man 1932a, 2, 8.

111 Man 1932a, 2.

112 Vgl. Man 1932a, 2, 8.

113 Vgl. Brecht 1973c, 262.

114 Vgl. Primavesi 2014, 95.

Erwin Piscator erarbeitete zur selben Zeit das Konzept des „Politischen Theaters“ (1929).¹¹⁵ Mit der Betonung einer politischen Stoßrichtung lag Piscators Ansatz nicht in erster Linie eine autonome Kunstauffassung zugrunde.¹¹⁶ Stattdessen stellte er die Theateraufführung „in den Dienst des Kampfes der proletarischen Klasse“.¹¹⁷ Um seiner theaterpolitischen Forderung gerecht zu werden, benötigte Piscator (wie Brecht) eine neue, nicht-illusionäre Theaterästhetik. Diese umfasste eine auf Einfühlung weitgehend verzichtende Erzähltechnik und Inszenierungsstrategie mit Hilfe von Projektionen, Filmausschnitten und Förderbändern. Dennoch war sie nicht emotionslos.¹¹⁸ Im Gegenteil. Brecht argumentiert in seiner „Kritik der Einfühlung“ über eine nichtaristotelische Dramatik emotionshistorisch:

„Die Verwerfung der Einfühlung kommt nicht von einer Verwerfung der Emotionen und führt nicht zu einer solchen. [...] Die Emotionen haben immer eine ganz bestimmte klassenmäßige Grundlage; die Form, in der sie auftreten, ist jeweils historisch, spezifisch, begrenzt und gebunden. Die Emotionen sind keineswegs allgemein menschlich und zeitlos.“¹¹⁹

In diesem historischen Kontext einer explizit *politischen* Theaterbewegung ist de Mans sozialistisches Festspiel zu verorten. De Man beabsichtigte, mit seiner *sozialistischen* Dramatik einen Abgrenzungsgestus zum „bürgerlichen Konzertwesen“, zu den „bürgerlichen Vereinsfeste[n]“ und der damit einhergehenden *bürgerlichen Moral* zu demonstrieren. Den bürgerlichen Kulturformen unterstellte der Theaterpraktiker und Arbeitspsychologe – in ähnlich polemischem Vokabular wie Hitler in „Mein Kampf“ – eine „Entartungserscheinung“, die sich „rein ästhetischen Genüsse[n]“ und „virtuosenhafte[n] Einzelleistungen“ im „Amüsier- und Zerstreuungsbetrieb“ widme.¹²⁰ Es gelänge ihnen aber nicht, „eine sozialistische Idee“ zu vermitteln, von der die Menschen angesichts eines „neuen Lebenszweck[s] und eine[s] neuen Lebenssinn[s]“ ergriffen würden.¹²¹

Die übergeordnete Erziehungsmoral einer affirmativen Gefühlspolitik war in de Mans Dramatik ein zentrales Element. Darin lag, im Unterschied zu Brechts Kritik an einer anthropologisch konstanten Emotionsgeschichte, eine wissenshistorische Ambivalenz, welche de Man über eine arbeitspsychologische und leistungsorientierte Anleitung zu einer idealisierten sozialistischen Lebensfüh-

115 Vgl. Piscator 1929.

116 Vgl. Fischer-Lichte 2014, 259.

117 Vgl. Piscator 1986, 216.

118 Vgl. Fischer-Lichte 2014, 259.

119 Brecht 1973d, 242.

120 Vgl. Man 1932a, 2.

121 Vgl. ebd.

nung sowohl gegenüber den Laiendarsteller*innen als auch gegenüber den Zuschauer*innen zu verdecken versuchte. Mit Begriffen wie „kultische feier“ offenbart de Man seine wissenshistorische Kontinuität zur christlichen Messe und der ihr inhärenten Doktrin eines totalitär „einheitlich denkende[n], einheitlich fühlende[n] [...] ‚wir“:

„dieses werk ist der großartige versuch, eine kultische feier für die arbeiterschaft künstlerisch einheitlich zu formen. gesangschöre, sprechbewegungschöre, bewegungschöre, tanzgruppe, orchester und film werden verbunden zur gestaltung einer idee. ziel ist die aktivierung der zuhörenden und zuschauenden. Am ende des werkes sollen die gestaltenden und aufnehmenden menschen eine einheit werden: ein großes einheitlich denkendes, einheitlich fühlendes, von einheitlichem willen beseeltes ‚wir“.¹²²

Das emotionspolitische Ziel der „kultischen feier für die arbeiterschaft“, ein „von einheitlichem willen beseeltes ‚wir“ aus „gestaltenden und aufnehmenden menschen“ zu schaffen, verfolgte auch das NS-Regime, wie das folgende Fallbeispiel zeigen wird.

16.4 *Wir* und *die Anderen*. Die Festhalle als Schauplatz eines exklusiven Glückserlebnisses im Bericht eines Auslandschweizers 1936

„Ich bin allein und sie sind eine Gemeinschaft.“¹²³ Mit diesen Worten beschrieb der Schweizer Philosoph Denis de Rougemont (1906–1985)¹²⁴ seine emotionspolitische Exklusionserfahrung, als er 1936 Zeuge einer NSDAP-Veranstaltung in

¹²² Zimmermann 1933a, 6.

¹²³ Rougemont 2004, 112. „Je suis seul et ils sont tous ensemble.“ Denis de Rougemont. 1938. Journal (1935–1936). In: Ders. Journal d’Allemagne. Paris: Gallimard, 11. März 1936, 49. [Abk.: Rougemont 1938]

¹²⁴ Denis de Rougemont (1906–1985) war ein Schweizer Philosoph und politisch engagierter, antifaschistischer Intellektueller, der u. a. von 1935–1936 das NS-Regime und dessen nationalsozialistischen Alltag als Lektor an der Frankfurter Universität beobachten konnte. 1940 verfasste er das Manifest des „Gotthardbundes“, eines Zusammenschlusses von rund 8.000 Mitgliedern (männlich, christlich, mehrheitlich großbürgerlich, unterschiedlicher politischer Ausrichtung), die im Sinne der „geistigen Landesverteidigung“ noch bis in die Nachkriegszeit aktiv waren. Nach 1945 machte R. sich für die Idee eines vereinten Europas stark und gründete dazu u. a. 1963 das Institut universitaire d’études européennes in Genf. Zu seiner Person, Jeanneret-de Rougemont 2012.

der Festhalle in Frankfurt a. Main im Kontext der Wiederbesetzung des Rheinlands wurde. Wie lässt sich das emotionspolitische Erlebnis in *jener Festhalle*, in welcher vier Jahre zuvor de Mans sozialistisches Massenspiel „Wir!“ aufgeführt wurde, wissenshistorisch untersuchen? Was de Rougemont in der Festhalle beobachtete, wird anhand seiner autobiografischen Aufzeichnung als *eine* Politik der ‚Glückskulturen‘ gedeutet. Die Parteiveranstaltung diente der emotionspolitischen Selbstdarstellung eines vermeintlich kollektiv erfahrbaren Gemeinschaftserlebnisses, das auf einem massenpsychologischen Glückswissen basierte.¹²⁵ Die Festhalle als Schauplatz eines *exklusiven* Glückswissens diente der affirmativen Gefühlspolitik als Versammlungsort gemeinschaftsstiftender Inklusions- (*Wir*) bzw. ausschließender Exklusionserfahrung (*die Anderen*). Die Festhalle wird als ein Ort einer massen- und arbeitspsychologischen Wissenspraktik begriffen, an welchem, je nach Wahrnehmungsperspektive, „Glück“ 1. *top down* in der Selbstdarstellung des Regimes propagiert und 2. *bottom up* als selbstdisziplinarisches Erlebnis und autosuggestive Erfahrung von *Inklusion* beziehungsweise *Exklusion* im Bericht des Auslandschweizers kritisch reflektiert wurde. Die Festhalle diente als Schauplatz einer politischen Selbstdarstellung von Glückswissen, an dessen affirmativer Gefühlspolitik das Publikum als Akteur*innen *aktiv* beteiligt war.

Aus einer wissenshistorischen Perspektive stellen sich folgende Fragen: Welche Vorstellungen, Begrifflichkeiten und Denkrichtungen über „Glück“ werden über de Rougemonts Selbst- und Fremdwahrnehmung in der Quelle dokumentiert? Welche emotionspolitischen Propagandamechanismen sowie medientechnischen Kommunikationsmittel (seitens der Produktion) und individuellen Handlungsspielräume (seitens der Rezeption) werden beschrieben, die aus Sicht des Auslandschweizers eine massenpsychologische Wirkungsmacht entfalteten?

Die Wirkungsmacht, welche die nationalsozialistische Gefühlspolitik im Kontext der Wiederbesetzung des Rheinlands auslöste, beschrieb der Schweizer Philosoph de Rougemont 1936 als „leicht obszön“ anmutende „Erregung der ‚befreiten‘ Bevölkerung“, einem „Geschlechtsakt“ ähnlich, der sich in einer „[...] seltsame[n] Euphorie [...], die in der Luft der Stadt, im Betrieb der Menge, in den sich zugeworfenen Blicken und in den verstreuten Äußerungen liegt“, zur Schau stellte.¹²⁶ De Rougemont nahm die geschlechterübergreifende, euphorisch-se-

125 Zur Aktualität der Deutung der Frankfurter Festhalle als Erlebnisraum vgl. Homepage: „Emotionale Event- Kulisse unter der 29 Meter hohen Glaskuppel“, <https://festhalle.messefrankfurt.com/frankfurt/de.html>, 21.01.2020.

126 Denis de Rougemont „Der Traum von sechzig Millionen“, 9. März 1936, Frankfurt a. Main, vgl. Rougemont 2004, 108 f. „Comment expliquer autrement cette euphorie bizarre qui est dans l’air de

xualisiert anmutende Stimmung bei der Frankfurter Bevölkerung als ein Vorspiel wahr, welches auf den emotionspolitischen Höhepunkt, nämlich die Festrede Hitlers am 11. März 1936, zielte.¹²⁷ De Rougemont wurde Zeuge von Hitlers affirmativer Gefühlspolitik:

„[...] da geht ein Murmeln durch die wogende Menschenmenge, Trompeten sind von draußen zu hören Die Bogenlampen unten in der Halle verlöschen, während an der Hallendecke Lichtpfeile angehen, die sich auf eine Tür im ersten Rang richten. Ein aufleuchtender Scheinwerfer läßt einen kleinen braungekleideten Mann auf der Schwelle erscheinen, mit bloßem Haupt und ekstatischem Lächeln. 40 000 Menschen, 40 000 Arme haben sich in einer einzigen Bewegung erhoben. Der Mann schreitet sehr langsam vorwärts, grüßt unter einem betäubenden Donnern rhythmischer *Heil*-Rufe mit langsamer, bischöflicher Geste. [...] Schritt für Schritt schreitet er voran und nimmt die Huldigungen entlang des schmalen Verbindungsganges entgegen, der zur Tribüne führt. Es dauert sechs Minuten, das ist sehr lang.“¹²⁸

Drei Techniken sind dabei bezeichnend: Das dramaturgische Zusammenspiel zwischen 1. einer choreografierten Bewegungsabfolge des kostümierten Rednerkörpers, dessen zum Publikum gewandter Mimik, Gestik und Stimmführung, 2. einer gezielten Lichtführung, die von musikalischen Trompetenklängen begleitet wurde, und 3. der rhetorisch ausgeklügelten Rede, die sich mit der bevorstehenden „Neuwahl‘ des Reichstages nach der militärischen Besetzung des Rheinlandes“ befasste. Diese Rede hielt Hitler, mit kleinen inhaltlichen Abweichungen, in den folgenden Wochen in mehreren Städten. In wissenshistorischer Kontinuität zu kultischen Feiern entfaltete die multimediale Ästhetik der affirmativen Gefühlspolitik, die auf Wort, Klang, Mimik, Bewegung und Gestik aufbaute, eine synästhetische Wirkungsmacht, die sich in der *freiwilligen* Aktivierung der Zu-

la ville, dans la circulation de la foule, dans les regards croisés, les propos égarés?“ Vgl. Rougemont 1938, 45.

127 Den Recherchen der Autorin im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt zufolge, hielt Hitler am 16. März 1936 in einer Festhalle in Frankfurt a. Main eine Rede, von der auch Fotoaufnahmen vorhanden sind, aber nicht vom 11. März 1936.

128 De Rougemont, 11. März 1936, Frankfurt a. Main, Rougemont 2004, 111. „Mais voici un remueur de marée, des trompettes au dehors. Les lampes à arc s'éteignent dans la salle, tandis que des flèches lumineuses s'allument sur la voûte, pointant vers une porte à la hauteur des premières galeries. Un coup de projecteur fait apparaître sur le seuil un petit homme en brun, tête nue, au sourire extatique. Quarante mille hommes, quarante mille bras se sont levés d'un seul coup. L'homme s'avance très lentement, saluant d'un geste lent, episcopal dans un tonnerre assourdissant de *heil* rythmés. [...] Pas à pas il s'avance, il accueille l'hommage, le long de la passerelle qui mène à la tribune. Pendant six minutes c'est très long.“ Rougemont 1938, 48.

schaauer*innen (vgl. Piscator/De Man) und der daraus resultierenden arbeitspsychologischen Mobilisierung manifestierte.

Während das Spektakel seinen Lauf nahm, erwachte in de Rougemont heimlicher Widerstand gegenüber dieser ambivalenten Körperpolitik eines *selbstdisziplinarischen* und zugleich *ekstatischen* Glückserlebnisses, das von einem ohrenbetäubenden Chor aus *Heil*-Rufen stimmlich und rhythmisch mitorchestriert wurde.¹²⁹ Beharrlich weigerte sich de Rougemont an diesem kollektiven „Kult“ der „Huldigungen“ teilzunehmen: „Niemand kann bemerken, daß ich die Hände in den Taschen habe: Sie stehen aufrecht, unbeweglich und im Takt brüllend, während sie mit den Augen auf [...] dieses Gesicht mit dem ekstatischen Lächeln [starren], und ihnen im Dunkeln die Tränen über die Gesichter rinnen.“¹³⁰ Diese euphorischen Gefühlsausbrüche beim Anblick des „Führers“ und dessen religiös anmutende „kultische“ Zelebrierung durch die Zuschauer*innen jagten dem ausländischen Beobachter einen gehörigen „Schrecken“ ein. Er fühlte sich inmitten der Menschenmenge emotional isoliert:

„Ich hatte gedacht, an einer Massenveranstaltung teilzunehmen, an einer politischen Kundgebung. *Aber sie zelebrieren ihren Kult!* Und dabei wird eine Liturgie abgehalten, die große sakrale Zeremonie einer Religion, der ich nicht angehöre und die mich überrollt und

129 „(Bald höre ich nichts anderes mehr als die heiseren Schreie meiner Nachbarn vor einem Hintergrund aus Sturm und dumpfen Schlägen.)“, de Rougemont, 11. März 1936, Frankfurt a. Main, Rougemont 2004, 111.

130 De Rougemont, 11. März 1936, Frankfurt a. Main, Rougemont 2004, 111. Zu Rausch, Kult, Glück, Ekstase in Diktaturen vgl. u. a. Balina und Dobrenko 2011, Pyta 2010, Klimó und Rolf 2006, Brockhaus 1997. Gudrun Brockhaus versucht in ihrer Studie, Motive für die breite Akzeptanz des Nationalsozialismus in der Bevölkerung, ausgehend von verschiedenen Untersuchungsfeldern, darzulegen: die Erfolge in der Außenpolitik, die totalitäre Politikstruktur, den Autobahn-Mythos sowie die ambivalenten NS-Frauenbilder. Im Rückgriff auf soziologische Studien kommt sie zum Schluss, dass insbesondere der hohe propagandistische Erlebnischarakter und die Ästhetisierung politischer Ereignisse und des NS-Alltags ein Gemeinschaftsgefühl förderten, welches das Trauma des Ersten Weltkriegs überwinden und eine neue kollektive Identitätsbildung stärken sollte. Aus heutiger Sicht sind diese Erkenntnisse nicht neu. 1997 grenzte sich die Autorin jedoch gegen eine gängige Forschungsthese ab, die Hitler ins Zentrum der NS-Machtstrukturen stellte und ihn als „Verführer“ der deutschen Bevölkerung beschrieb. Kritisch an der Studie zu beurteilen sind die subjektiv ins Zentrum gestellte autobiografische Betroffenheit der Sozialpsychologin der zweiten „Täter“-Generation sowie ihr Versuch, Parallelen zwischen der NS-Zeit und dem soziokulturellen Erlebnischarakter der Nachkriegszeit der 1950er bis 1980er Jahre herzustellen. Aus einer emotionshistorischen Perspektive ist die Studie dennoch interessant, da B. in ihrer Quellenauswahl den Fokus auf die Analyse positiv konnotierter Gefühle im Kontext von Propagandastrategien legt.

mich mit sehr viel mehr Kraft, *sogar physischer Kraft* zurückdrängt als diese schrecklich strammen Körper. Ich bin allein, und sie sind eine Gemeinschaft.“¹³¹

Am nächsten Tag verarbeitete der Philosoph das Erlebte, indem er die Geschehnisse in der Festhalle mit den Berichten seiner „jüdischen Freunde“, den Schweizer Journalist*innen und den „Vorurteilen der Durchschnittsfranzosen“ verglich und diese in einen transnationalen Zusammenhang zeittypischer Machtssysteme einzuordnen versuchte:

„[...] comment faire sentir aux Français ce que j’ai senti, ce que j’ai *miterlebt*? (Le mot n’est même pas traduisible). Les plus puissantes réalités de l’époque sont affectives et religieuses, et l’on ne me parle que d’économie, de technique politique et de droit.“¹³²

Mit einem zeitkritischen Blick verweist de Rougemont auf die von seinem Umfeld bisher unterschätzte politische Wirkungsmacht des massenpsychologischen und ästhetischen Zusammenspiels aus affirmativen Gefühlen und kultischer Feiern gegenüber wirtschaftlichen, politischen und juristischen Aspekten. Dieser Politik einer affirmativen NS-Gefühlkultur müsste, de Rougemont zufolge, in zukünftigen Berichterstattungen und politischen Analysen mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die bereits publizierten soziologischen Schriften Max Webers zu Herrschaftstypologien in „Wirtschaft und Gesellschaft“ (posthum 1922), Karl Mannheims „Ideologie und Utopie“ (1929), Hendrik de Mans „Sozialismus und Nationalfacismus“ (1931), die sozialpsychologischen Arbeiten Gustav Le Bons „Psychologie der Massen“ (1895) oder Wilhelm Reichs „Die Massenpsychologie des Faschismus“ (1933) waren dem Lektor offenbar nicht geläufig.¹³³ Schließlich war ihm auch Sigmund Freuds kulturkritische und sexual-psychoanalytische Abhandlung, u. a. zur Frage nach „Glück“ und „Unglück“ in einer modernen Gesellschaft in „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930), scheinbar entgangen.¹³⁴

131 Rougemont 2004, 112. „Je me croyais à un meeting de masses, à quelque manifestation politique. *Mais c’est leur culte qu’ils célèbrent!* Et c’est une liturgie qui se déroule, la grande cérémonie sacrale d’une religion dont je ne suis pas, et qui m’écrase et me repousse avec bien plus de puissance *même physique*, que tous ces corps horriblement tendus. Je suis seul et ils sont tous ensemble.“ Rougemont 1938, 48f.

132 13.–21.5. 1938, Rougemont 1938, 50. „[...] wie kann ich die Franzosen jetzt spüren lassen, was ich gespürt habe, was ich *miterlebt* habe? (Nicht einmal das Wort kann man übersetzen.) Die wirkungsmächtigsten Realitäten der Epoche sind affektiv und religiös, aber man erzählt mir nur von Wirtschaft, politischem Handwerk und Recht.“

133 Zur Massenpsychologie s. Kap. 15.5 – 15.7.

134 Vgl. Weber 2009c, Mannheim 2015, Man 1931, Le Bon 2008, Reich 1933, Freud 2010. Norbert Elias’ Buch „Über den Prozeß der Zivilisation“ erschien erst 1939. Lucien Febvres Aufsatz „Sur la

Neben seiner Kritik gegenüber der Ignoranz betreffend des Propagandainstrumentes einer affirmativen Gefühlskultur wurde dem politischen Philosophen die sprachliche Unzulänglichkeit, die eigenen Gefühle *und* die ‚der Anderen‘ zu beschreiben, um das „Geheimnis“ der nationalsozialistischen Gefühlspolitik für Außenstehende möglichst objektiv und gleichzeitig eindrucksvoll zu erläutern, bewusst:

„Wenn ich versuche, von diesem Auftritt zu erzählen, der mir ‚ihr‘ Geheimnis offenbart hat, so werde ich, kaum erzähle ich auch nur mit ein wenig Leidenschaft, belehrt, ich sei Anhänger Hitlers! [...] Erzählen Sie ihnen [den Menschen] nicht von einem Massaker mit dem Maschinengewehr an einer Menschenmenge: Weit davon entfernt, sich zu empören, werden sie Sie bitten, mehr davon zu erzählen. Aus diesem Grund glauben sie – da sie von sich auf mich schließen – nicht einen Augenblick, daß ich das nicht so liebe [...] wie sie es bereits lieben.“¹³⁵

Aus einer wissenshistorischen Perspektive macht de Rougemonts selbstreflektive Zeiteugenaussage vom Sprechen von und über Gefühle *der Anderen* auf ein zentrales methodisches Problem der Emotionsgeschichte aufmerksam. Er weist auf die Schwierigkeit hin, Gefühle Dritter, deren „emotionale Praktiken“¹³⁶ und das darin spezifisch erlernte Gefühlswissen in Worte zu fassen. Denn Historiker*innen teilen weder die emotionspolitischen Erfahrungen (Mannheim) der Zeiteug*innen noch deren spezifisches Glückswissen. Die methodische Herausforderung für eine kritische Geschichtswissenschaft besteht darin, die *ambivalent* auftretenden Wissens- und Gefühlsbestände aus einer zeitlichen, geografischen und politischen Perspektive für eine Leserschaft in einer möglichst objektiven Darstellung und kontextualisierenden Analyse zu erläutern, ohne dabei in den Leser*innen eine Sensationslust am Hitler-Kult zu wecken.

De Rougemont erkennt im obigen Textausschnitt ebenfalls, dass die unmittelbare, da körperlich erfahrbare Wirkungsmacht von politisch gelenkten und im Kollektiv praktizierten Gefühlen viel eindrücklicher sei als jede „objektive“ Berichterstattung von Journalist*innen, welche „eine unechte Welt zu beschreiben scheinen“¹³⁷. Diese Beobachtung liefert der vorliegenden Untersuchung ein wei-

doctrine nationale-socialiste. Un conflit de tendances“ erschien erst 1939 in den „Annales d’histoires sociales“, die deutsche Übersetzung „Der Nationalsozialismus – eine Doktrin?“ wurde 1988 in „Gewissen des Historikers“ publiziert, vgl. Febvre 1988, und „La sensibilité et l’histoire: Comment reconstituer la vie affective d’autrefois?“ erst 1941, vgl. Febvre 1941.

135 De Rougemont, 13.–21. März 1936, Frankfurt a. Main, Rougemont 2004, 113.

136 Vgl. Scheer 2009, Scheer 2012. Vgl. auch Eitler und Scheer 2009, s. Kap. 4.1.

137 Vgl. De Rougemont, 13.–21. März 1936, Frankfurt a. Main, Rougemont 2004, 112. Forschungen zu „collective emotions“ vgl. Scheve 2014.

teres quellenbasiertes Argument für das Forschungsinteresse am Zusammenspiel von Gefühlswissen, kulturellen Praktiken, Massenpsychologie und Theaterwissenschaft als Teil einer affirmativen Gefühlskultur, die von Selbstdarstellung, Emotionalisierung und Mobilisierung gekennzeichnet ist.

16.5 „Reist ins fröhliche Deutschland“: Das Festspiel „Glückliches Volk“ als leistungsorientierte Selbstdarstellung nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938

In den folgenden Kapiteln 16.5 bis 16.6 werden die historischen Aufführungen des Festspiels „Glückliches Volk“, die vom 18. bis 28. August 1938 im Rahmen der Berliner Sommerfestspiele im Olympiastadion stattfanden, und „Das eidgenössische Wettspiel“, das 1939 als offizielles Festspiel der Landesausstellung in Zürich veranstaltet wurde, aus einer transnationalen Vergleichsperspektive analysiert und historisch kontextualisiert. Dem Forschungsvorhaben liegt die These zugrunde, dass nationale Festspiele zwischen 1933 und 1945 massenpsychologische Propagandainstrumente politischer Festkulturen in NS-Deutschland und in der Schweiz darstellten und als solche zur Untersuchung einer Politik der ‚Glückskulturen‘ wissenshistorisch analysiert werden können. Die Festspielleitungen griffen in wissenshistorischer Kontinuität zur Weimarer Republik¹³⁸ auf Glückswissen aus der transnational rezipierten Arbeitspsychologie und Theaterwissenschaft zurück und deuteten dieses *kulturnationalistisch* auf die länderspezifischen Werte- und Machtsysteme um. Die in den Festspielen transportierte „Sendung“ diente der Konsensbildung über die ideologischen Werte einer Nation und die Vorstellung einer nationalistisch konstruierten Kultur, Lebensführung und Arbeitsmoral. Die Fallbeispiele zeigen, dass die Festspiele verschiedene Lebensführungen *moralisierend* darstellten. Mit Hilfe einer emotionspolitischen Abgrenzungs- und Distinktionsstrategie propagierten sie die Dichotomie eines ideologisch begründeten *Wir*, das sich von *den Anderen* unterscheidet. Die historische Komplexität der eigenen Nationalgeschichte sowie der Aktualitätsbezug der Festspielbotschaft wurden im Zuge einer *emotionspolitischen* Theaterästhetik simplifiziert.

Ziel der Festspiele war die Schaffung eines *imaginierten* Gemeinschaftsgefühls, welches 1. auf einer leistungsorientierten Selbstdarstellung aufbaute, 2.

¹³⁸ Wie bereits in Kap. 16.3 exemplarisch anhand des sozialistischen Festspiels von Hendrik de Man im Zäsurjahr 1933 aufgezeigt wurde.

eine autosuggestive Emotionalisierung erwirken sollte und sich damit 3. eine selbstdisziplinarische Mobilisierung versprach. Zu diesem Zweck wurde auf arbeits- und massenpsychologisches sowie theaterwissenschaftliches Glückswissen zurückgegriffen, um im Rahmen der Festspielkultur eine gemeinschaftsstiftende Gefühlspraktik („emotional practice“¹³⁹) von und für Berufs- und Laienspieler*innen und deren Zuschauer*innen zu entfalten.

Die vorliegende Untersuchung schließt an die geschichtswissenschaftliche Forschung über Prozesse der Nationenbildung an, wie sie exemplarisch in der vergleichenden Studie „Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich. 19. und 20. Jahrhundert“ von Etienne François, Hannes Siegrist und Jakob Vogel 1995 betrieben wurde.¹⁴⁰ Diskussionen über ein kollektives Selbstverständnis einer Nation sind seit den 1990er Jahren in den öffentlichen Diskurs zurückgekehrt. Zuvor galt das Konzept der *Nation* nach 1945 im Kontext der internationalen und supranationalen Organisationsgründungen (UNO, NATO oder EU) allmählich als überholt. 1994, nach dem Ende des Kalten Kriegs, konstatierten die Historiker*innen des Sammelbands zu ihrem Erstaunen einen wiederkehrenden Nationalismus, der heute, 27 Jahre später, in Form rechtspopulistischer Parteibildungen in zahlreichen europäischen Ländern (Schweiz, Deutschland, Österreich, Frankreich, Polen, Ungarn, den Niederlanden u. a.) immer mehr Zuspund gewinnt.

Die Historiker*innen begriffen, beeinflusst von konstruktivistischen Studien wie jenen des angloamerikanischen Politikwissenschaftlers Benedict Anderson¹⁴¹, die *Nationenbildung* als ein *soziales Produkt* eines fortlaufenden, sich zeitlich wandelnden gesellschaftlichen *Prozesses*. Die Nation besäße eine *kollektive Identität*, der ein *kollektives Gedächtnis* zugrunde liege und die eine ambivalent-selektive *Erinnerungskultur* hervorbringe.¹⁴² Die Nation wurde, um es im Sinne Andersons pointiert auszudrücken, als eine „imaginierte Gemeinschaft“ aufgefasst.¹⁴³ Vor diesem theoretischen Hintergrund wurde die Nation von der Geschichtswissenschaft vermehrt als *kulturelle Praxis* in den Fokus genommen. Nationale Denkmäler, Rituale, Mythen und Symbole sowie nationale Stereotypen und Feindbilder rückten ins Blickfeld der Historiker*innen. Turnfeste, Paraden und Massentänze wurden als kulturelationalistische Verkörperungen gedeutet, die in ihren synchronen Bewegungen die Selbstdarstellung einer Nation de-

139 Vgl. Scheer 2012. Mehr zum methodischen Ansatz s. Kap. 4.

140 Vgl. François, Siegrist und Vogel 1995.

141 „Imagined communities. Reflections on the origin and spread of Nationalism“ von 1983, Anderson 2016.

142 Vgl. Assmann 1988, vgl. Assmann 2013.

143 Vgl. François, Siegrist und Vogel 1995, 14.

monstrierten. „Dem Zuschauer bot sich die Möglichkeit zur Identifikation mit der Nation und zum Erleben von Gemeinschaftsgefühl.“¹⁴⁴

Diese theoretischen und methodischen Überlegungen lassen sich für die vorliegende transnational angelegte Analyse einer Politik von ‚Glückskulturen‘ in NS-Deutschland und der Schweiz mit Fokus auf die historische Aufführungspraxis von nationalen Festspielen in den Transitstädten Berlin und Zürich in den Jahren 1938/1939 fruchtbar machen. Aus methodischer Sicht stellt sich die Frage: Welche Funktionen wurden Emotionen in der historischen Nationenforschung zugesprochen und welche Forschungsfragen entwickelten sich daraus?

Den Historiker*innen ging es erstens um die Frage, „wie in Ritualen, Kulturen und Mythen nationale Emotionen erzeugt und ausgelegt, verstärkt, ausgerichtet und synchronisiert wurden.“¹⁴⁵ Zweitens wurde in der Untersuchung sogenannter „nationale[r] Emotionen“ danach gefragt, wie diese in „vorhandenen Emotionsregeln sozial und kulturell umdefiniert und auf das politische Werte- und Herrschaftssystem ausgerichtet wurden“. Drittens wurde aufgezeigt, wie „Geschichte“ in der Gestalt von Mythen, Geschichtsbildern und Erinnerungen bei der Interpretation, Definition und Steuerung von Emotionen – etwa als Schuld, Trauer, und Hoffnung – mitwirke.¹⁴⁶ Die Autor*innen kamen zum Schluss, dass Nationalgefühle erstens eine „diffuse Mischung aus kognitiven und emotionalen, kollektiven und individuellen Elementen, formellen und informellen Rollen und Erwartungen“ seien.¹⁴⁷ Zweitens würden Emotionen wie „Liebe“ und „Hass“ im Kontext von Nationalismus und Nation eine neue Intensität und Bewertung erfahren, so zum Beispiel die patriotische Vaterlandsliebe im deutschen Kaiserreich oder der antisemitisch geprägte Judenhass im NS-Regime. Eine Schlussfolgerung daraus sei, dass im Verlauf des Nationenbildungsprozesses vom 19. ins 20. Jahrhundert das Individuum und dessen *freiwillige* Bindungen an die Nation immer wichtiger wurden und die Gefühle für die Nation sich aus unterschiedlichen Gründen veränderten.¹⁴⁸

Spätestens seit dem von den Sozial- und Geisteswissenschaften proklamieren *emotional turn* räumen Historiker*innen (*National-)*gefühlen eine wichtige Bedeutung im Rahmen sozialhistorischer Nationenbildungsprozesse ein.¹⁴⁹ Diese gelten im Sinne von Georg Simmels „Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung“ (1908) als der notwendige „Kitt“, der das imaginierte Gebilde einer

144 Ebd., 95, 28.

145 Vgl. ebd., 15.

146 Vgl. ebd., 15.

147 Vgl. ebd., 15.

148 Vgl. ebd., 15.

149 S. Einleitung, Kap. 2.1., Kap. 4, Kap. 7.

Nation zusammenhält.¹⁵⁰ Die Autor*innen des Sammelbands zu „Nation und Emotion“ fassen den sozialhistorischen Forschungsstand der 1960er bis 1980er Jahre wie folgt zusammen: „Die Nation habe die ‚Identität‘ von Individuen und Kollektiven stabilisiert, die im Zuge von Modernisierungs-, Rationalisierungs- und Differenzierungsprozessen aus den traditionellen politischen, sozialen, kulturellen, emotionalen und wirtschaftlichen Zusammenhängen und Bindungen freigesetzt worden waren.“¹⁵¹

Die Problemstellung, mit der sich die vorliegende Untersuchung in ihrer zunächst paradox anmutenden Forschungsperspektive auf eine *affirmative* Gefühlspolitik zur NS-Zeit befasst, wird virulent, wenn Nationalgefühle wie „Ehre“ oder „Stolz“ in Verbindung mit Glückswissen, z. B. im Rahmen eines nationalen Festspiels, als konstruierter Nationalkult eine gemeinschaftsstiftende Wirkungsmacht nur für eine *exklusive*, als *homogen* gedachte Kollektivkultur entfalten. In einem solchen Fall basiert der emotionspolitische „Kitt“ einer Gemeinschaft auf Identifikationsfiguren und -bildern, Zielen und Werten einer Lebensführung, die im Rückgriff auf eine vermeintlich *gemeinsame* Vergangenheit (Mannheim) legitimiert werden, aber *nicht für alle* Bürger*innen einer Nation gelten. Dann hat die affirmative Gefühlspolitik einer national konstruierten ‚Glückskultur‘ zwangsläufig den Ausschluss „der Anderen“ zur Folge. Sie konstruiert eine emotionspolitische Dichotomie aus Eigenem und Fremdem, bzw. einem affirmativen *Wir* und einem diffamierenden *Anderen*.

Vor diesem Hintergrund soll die wissenshistorische Analyse exemplarisch aufzeigen, wie das Festspiel „Glückliches Volk“ als Schauplatz eines ambivalenten Glückswissens und als Teil einer affirmativen Gefühlskultur zur leistungsorientierten Selbstdarstellung nach dem „Anschluss“ Österreichs am 12. März 1938 emotionspolitisch wirken sollte und wie diese affirmative Suggestion vom Publikum rezipiert wurde.

Warum fiel die Wahl zur Erforschung emotionshistorischer Nationalgefühle auf die Gattung Festspiel als Untersuchungsgegenstand einer Politik von ‚Glückskulturen‘ im Zeitraum 1933 bis 1945? Das Festspiel gilt für den Zeitraum 1933 bis 1945 als repräsentativ.¹⁵² Die Fallbeispiele können diese Annahme im transnationalen Vergleich zwischen NS-Deutschland und der Schweiz exemplarisch bestätigen. Zu zahlreichen Anlässen wurden Festspiele veranstaltet, sei es im Rahmen des parteipolitischen Feierkalenders der NSDAP, von Firmen- und Vereinsjubiläen, nationalen Feierspielen an der Schweizer Landesausstellung

150 Vgl. Simmel 1908, 34.

151 François, Siegrist und Vogel 1995, 17 f.

152 Vgl. Das Festspiel, 126–157. In: Stern 2000, 157.

1939 oder zur Jubiläumsfeier des Schweizer Bundesstaates 1941.¹⁵³ Darüber hinaus galten „Zweckoptimismus“ und „Positivität“ von den 1930ern bis in die 1950er Jahre für die jeweiligen Auftraggeber*innen und Veranstaltungsorganisationen als ein unverzichtbares Erfordernis der Gattung Festspiel.¹⁵⁴ Aus diesem Grund eignet sich das Festspiel besonders als Untersuchungsgegenstand für eine transnationale Politik der ‚Glückskulturen‘.

Die folgende Analyse baut auf dem Forschungsstand zur Geschichte der Festspielkultur in NS-Deutschland und in der Schweiz auf.¹⁵⁵ Martin Stern definiert in seiner theaterhistorischen Untersuchung über die Schweizer Festspielkultur, im Vergleich zum „NS-Thingspiel“, für den Zeitraum 1930 bis 1950 drei Gattungsfunktionen, die mit dem Erkenntnisinteresse der vorliegenden Untersuchung zur Politik der ‚Glückskulturen‘ in Bezug gestellt werden können: 1. „enkomiastisch-verklärend“, 2. „utopisch-verheißend“ und 3. „satirisch-realtätsbezogen“.¹⁵⁶ Ein Festspiel weist eine „enkomiastisch-verklärende“ Funktion auf, wenn es sich als Referenzpunkt mehr oder weniger zutreffender wirtschaftlicher und sozialer ‚Erfolge‘ präsentiert, die in der vorliegenden Untersuchung als leistungsorientierte Selbstdarstellung bezeichnet werden. Das Festspiel tritt in einer „utopisch-verheißenden“ Funktion auf, indem es auf ein zukunftsorientiertes Gesellschaftsbild (oder eine Lebensführung) verweist. Eine „satirisch-realtätsbezogene“ Funktion nimmt ein Festspiel in Fällen ein, in denen es eine Kritik an aktuellen Verhältnissen äußert, welche einer realen Wahrwerdung der auf der Bühne bereits erfüllten Utopie im Wege stehen. Diese theaterhistorischen Funktionen des Festspiels sollen in den folgenden Kapiteln als Vergleichskategorien herangezogen, kritisch geprüft und gegebenenfalls im Kontext der transnationalen Fallbeispiele weiterentwickelt werden.¹⁵⁷

Folgende Forschungsfragen gehen der Analyse voraus:

1. Welcher Entstehungskontext, welche Organisationsstruktur, Handlung, Dramaturgie und Theaterästhetik lagen dem Festspiel „Glückliches Volk“ zugrunde?
2. Welche „Nationalgefühle“ werden in den Festspielen benannt? An welche Gefühle appelliert die affirmative Gefühlspolitik im Rahmen des Festspiels und zu welchem Zweck?

¹⁵³ Vgl. Engler und Kreis 1988, Reichel 2006.

¹⁵⁴ Vgl. Das Festspiel, 126–157. In: Stern 2000, 147.

¹⁵⁵ Zum Festspiel in NS-Deutschland und in der Schweiz vgl. u. a. Eichberg u. a. 1977, Stommer 1985, Kreis 1988, Stern 1998, Das Festspiel, 126–157. In: Stern 2000, Reichel 2006, Kleiner 2013, Anne Keller 2018, Hoffmann-Allenspach 2018, Annuß 2019.

¹⁵⁶ Vgl. Das Festspiel, 126–157. In: Stern 2000, 157.

¹⁵⁷ Vgl. ebd., 157.

3. Welche Bedeutung und Funktion werden seitens der Festspielleitung den theaterästhetisch zu evozierenden Gefühlen zugesprochen und in welchem Zusammenhang standen diese zum NS-theaterpolitischen Auftrag der Gattung „deutsches Festspiel“?
4. Wie rezipierten die Zuschauer*innen das Festspiel?

Der Aufbau des Kapitels sieht, entsprechend der Forschungsfragen vor, dass im ersten Teil der historische Entstehungskontext des Festspiels „Glückliches Volk“ erläutert wird, um im zweiten Teil eine wissenshistorische Analyse des „Festspiels“ durchzuführen.



Abb. 20: Festspiel „Glückliches Volk“ unter der Festspielleitung von Hanns-Niedecken-Gebhard, [Plakat], Olympiastadion, Berlin, 1938

Das 94-minütige Festspiel „Glückliches Volk“ wurde im Rahmen der Berliner Sommerfestspiele, die unter dem Motto „Berliner Sommerfreuden“ standen, vom 18. bis 28. August 1938 im Olympiastadion aufgeführt.¹⁵⁸ 5.000 Teilnehmer*innen waren für das Festspiel vorgesehen, darunter Mitglieder des Musikkorps der „Schutzpolizei“, des „Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps“ (NSKK), der SA, der „Deutschen Arbeiterfront“, der „Ausbildungshundertschaft österreichischer Polizeianwärter des Schutzpolizeikommandos Berlin“, der „NS-Frauenschaft“, der „Hitlerjugend“ und des „Bund[es] deutscher Mädels“ aus dem Gebiet Berlins sowie Berufs- und Laientänzer*innen.¹⁵⁹ Die Gesamtspielleitung oblag dem erfahrenen Festspiel- und Opernregisseur, Musik- und Theaterwissenschaftler sowie NS-Dramatiker Hanns Niedecken-Gebhard (1889–1954)¹⁶⁰. Zusätzlich standen dem Festspielleiter 20 Mitarbeiter*innen für Regie, Dramaturgie, Kostüm, Maske, Bühnenbild und zur musikalischen sowie tänzerischen Leitung zur Verfügung.¹⁶¹

Zum Zeitpunkt der Berliner Sommerfestspiele 1938 konnte Niedecken-Gebhard auf eine lange Karriere zurückblicken, die bereits in der Weimarer Republik ihren Anfang genommen hatte.¹⁶² Nach dem Ersten Weltkrieg erhielt er als

158 Die theaterhistorische Untersuchung bezieht sich im Wesentlichen auf das Archivmaterial (Regiebuch, Fotografien, Berichte, Probestücke, Etat, Korrespondenzen, theaterwissenschaftliche Aufsätze zur Festspielästhetik), welches im Nachlass von Niedecken-Gebhard in der Theaterwissenschaftlichen Sammlung (TWS) der Universität Köln aufbewahrt wird. Das Programmheft „Glückliches Volk“ wurde im Archiv des Deutschen Historischen Museums in Berlin ausfindig gemacht. Im Landesarchiv Berlin befindet sich unter der Signatur Rep. 037–08 Nr. 507 ein Schreiben zum Kartenvorverkauf durch die Freizeitorganisation „KdF“ sowie ein Werbeplakat (Abb. 20). Im Archiv des Olympia Stadions sind laut Kontaktanfrage keine Unterlagen zur Aufführung erhalten geblieben.

159 Vgl. Niedecken-Gebhard, *Frohes, freies, glückliches Volk*. Festspiel. Aufführung im Olympia Stadion, Berliner Sommerfestspiele 1938, *Szenische Gestaltung*: Dr. Hanns Niedecken-Gebhard, Veranstalter von der Reichshauptstadt, Regiebuch, TWS [Abk.: Niedecken-Gebhard, Regiebuch]. Vgl. Brief vom „Gaupropagandaamt Berlin d. NSDAP“ an die „Kreispropagandaleiter“, „Leiter der Kreisinge“, „Gauringmitglieder“ und „Verbindungsmänner der Organisation“, Berlin, 07.07.1938, 2, Nachlass Niedecken-Gebhard, TWS. [Abk.: Vertraulicher Vorbericht, 07.07.1938].

160 Zur Biografie vgl. Dultz 1977, 214, 216 f., 220–223.

161 Vgl. Niedecken-Gebhard, Regiebuch, 5.

162 1914 promovierte Niedecken-Gebhard mit seiner musikwissenschaftlichen Dissertation über den Tänzer und Choreographen Jean Geogres Noverre. Von 1922–1954 wirkte Niedecken-Gebhard mit Unterbrüchen als Oberspielleiter der Göttinger Händelspielfeste, von 1922–1924 als Oberspielleiter an den Städtischen Bühnen Hannover, 1924–1927 als Intendant des Stadttheaters Münster. In Niedecken-Gebhards Regiearbeit galt sein besonderes Interesse dem Einsatz choreografischer Stilelemente des Ausdruckstanzes Mary Wigmans, Gret Paluccas, Kurt Joos' und der Schweizerin Berthe Trümpy (1895–1983). Im NS-Regime fand mehrfach eine Zusammenarbeit (u. a. für die Olympischen Spiele 1936) mit der „Wigman-Schulgruppe im D.K.V.“ statt, zu der sich die Palucca- und Trümpy-Schule 1934 zusammengeschlossen hatten. Trümpy lieferte Choreo-

Opernregisseur Engagements an verschiedenen Theaterhäusern, u. a. in Berlin und Genf. Darauf folgte zwischen 1931 und 1933 eine Anstellung als *stage director* an der Metropolitan Opera in New York. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland im Frühjahr 1933, zur Zeit der NS-Machtergreifung, etablierte sich Niedecken-Gebhard in seiner Doppelrolle als Theaterwissenschaftler und Theaterschaffender zum Experten für Massen- und Festspielinszenierungen und zählte zu den Mitbegründern der „NS-Thingspiele“.¹⁶³ Höhepunkt seines Schaffens im NS-Regime war sein Mitwirken am Festspielprogramm der Olympischen Spiele 1936 in der „Reichshauptstadt“ Berlin. 1940 erhielt Niedecken-Gebhard von Goebbels die Leitungsposition der „Deutschen Tanzbühnen“ in Berlin, einer Dienststelle innerhalb des Propagandaministeriums. Nachdem er seit 1936 in Berlin gelehrt hatte, wurde Niedecken-Gebhard 1941 zum Professor an der Musikhochschule in Leipzig ernannt. Nach kurzzeitigem Berufsverbot war er ab 1947 Dozent für Theaterwissenschaft an der Universität Göttingen.¹⁶⁴ Niedecken-Gebhards akademische wie auch künstlerische Karriere kann als Beispiel für eine Biografie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stehen, die von ambivalenten Kontinuitäten geprägt war und sich innerhalb der transnationalen Festspiel- und Musiktheaterkultur über zeitliche, geografische und politische Achsen im Kontext einer affirmativen Gefühlspolitik wissenshistorisch untersuchen lässt.

Im Folgenden wird der historische Entstehungskontext des Festspiels aufgezeigt. Die Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ unterbreitete dem „Fremdenverkehrsamt“ der „Reichshauptstadt“ Berlin den Vorschlag, nach dem Erfolg der Sommerfestspiele 1937 im Rahmen der „700 Jahrfeier der Reichshauptstadt“ Niedecken-Gebhard für das Jahr 1938 erneut die Festspielleitung zu übertragen.¹⁶⁵ Das wirtschaftliche Interesse am Festspieltourismus seitens des „Fremdenverkehrsamts“ sorgte für eine positive Rückmeldung. Unter der Festspielleitung

grafien sowohl für Niedecken-Gebhards „700-Jahrfeier der Reichshauptstadt“ im Olympia Stadion in Berlin, das „Deutsche Turn- und Sportfest“ 1938 in Breslau als auch für das Festspiel „Glückliches Volk“ in Berlin. Mehr zu Trümper vgl. Forster 2005.

163 Vgl. Dultz 1977, 214, 216 f., 220 – 223. Der Kölner Professor für Theaterwissenschaft, Carl Niessen, erinnerte sich in einem Brief an Michael Dultz 1965 daran, dass er die Pläne für ein „Thing“-Spiel im Sinne einer „rechtlich-politischen Versammlung im Steinring“ zum ersten Mal während einer Bahnfahrt zu einer Aufführung von Niedecken-Gebhard gegenüber seinem Fachkollegen Wilhelm Karl Gerst geäußert habe. Vgl. Brief an Michael Dultz, zit. nach Dultz 1977, 214.

164 Zur Biografie vgl. Helmich 1989. Vgl. Niedecken-Gebhard, Hanns. In: Klee 2009, 391 f.

165 Vgl. Niedecken-Gebhard, „Glückliches Volk“, „Bericht über die Durchführung der Berliner Sommerfestspiele 1938“, S. 1, Nachlass Niedecken-Gebhard, TWS, [Abk.: Niedecken-Gebhard, Bericht über die Durchführung, TWS], vgl. Niedecken-Gebhard, „Glückliches Volk“, [Bericht für Wiederaufführung], 25.02.1938, 2, TWS. [Abk. Niedecken-Gebhard, Bericht für Wiederaufführung].

Niedecken-Gebhards beschloss man, auf der „Dietrich-Eckart-Bühne“ des Olympia-Areals das barocke Musiktheater „Orfeo ed Euridice“ (UA 1762 in Wien) des österreichischen Komponisten Christoph Willibald Gluck (1714–1787) aufzuführen. Für das Olympiastadion sollte Niedecken-Gebhard mit seinen Mitarbeiter*innen ein monumentales Festspiel schaffen, welches sich an der touristischen Parole „Reist ins fröhliche Deutschland“ orientieren und sich explizit ans Ausland und insbesondere an die österreichische Bevölkerung richten sollte.¹⁶⁶

Der historische Kontext für diese Programmatik war der sogenannte „Anschluss“ Österreichs ans „Dritte Reich“, der im Frühjahr 1938 stattgefunden hatte. Am 12. Februar zitierte Hitler den damaligen österreichischen Kanzler Kurt Schuschnigg (1897–1977) nach Berchtesgaden und stellte ihm ein Ultimatum, welches Österreich zum Satellitenstaat degradierte. Für den 14. März berief Schuschnigg eine Volksabstimmung über die Unabhängigkeit Österreichs ein, die jedoch durch den nationalsozialistischen Staatsstreich in Form eines propagandistisch wirkungsmächtigen Einmarschs deutscher Truppen, die von einer jubelnden Menschenmasse willkommen geheißen wurden, „zunichte“ gemacht wurde.¹⁶⁷ Bei der Volksabstimmung vom 10. April 1938 stimmte die österreichische Bevölkerung mit 98% JA-Stimmen für die Annexion durch das NS-Regime.¹⁶⁸ Seither zählte der „arische“ Bevölkerungsanteil zur „rassenideologisch“ konzipierten „Volksgemeinschaft“ unter *Ausschluss* aller jüdischen Österreicher*innen und sogenannter „staatsfeindlicher Elemente“. Ein Ziel der Festspielaufführung „Glückliches Volk“ war, die militärische Annexion Österreichs im Kontext der „völkischen“ Expansionsparole „Heim ins Reich“ (als ‚herzlichen‘ Verschleierungsgestus eines gemeinschaftsstiftenden Zusammenführens zweier „Brüdervölker“) im Rahmen der nationalsozialistischen Gefühlskultur einer nationalen Sendung zu propagieren.

Im Folgenden soll aufgezeigt werden, was das inhaltliche Konzept des Festspiels war, welche theaterästhetischen Absichten Niedecken-Gebhard verfolgte

166 Der Werbeslogan „Reist ins fröhliche Deutschland“ war bei den Fremdenverkehrsvereinen in NS-Deutschland populär, wovon propagandistische Werbeplakate zeugen, die im Archiv des Deutschen Historischen Museums in Berlin vorliegen. Im besetzten Teil Russlands wurde während des Zweiten Weltkriegs das Leben im „Dritten Reich“ mit Fotoreportagen im Sinne der affirmativ propagierten NS-Gefühlkultur „Kraft durch Freude“ illustriert und mit Parolen versehen: „Das Leben in Deutschland ist wunderbar! Wir sind glücklich hier in Deutschland, komm auch Du hierher“ (Signatur P96/977). Ein weiteres Beispiel wären die „Kdf“-Schiffsreisen, die auf ihren Fahrkarten eine „Glückliche Fahrt“ wünschten (Signatur Do2 89/1000.1).

167 Vgl. Wildt 2008, 140.

168 Vgl. Wildt 2008, 140.

und in welcher Beziehung das Regiekonzept zur offiziellen NS-Theaterpolitik stand.

In einem vertraulichen Vorbericht des „Gaupropagandaamts Berlin“ an die „Kreispropagandaleiter“, „Leiter der Kreisringe“, „Gauringmitglieder“ und „Verbindungsmänner der Organisation“ vom 7. Juli 1938 wurde das inhaltliche Konzept des Festspiels „Glückliches Volk“ mitgeteilt. Gemäß dem Motto „Berliner Sommerfreude“ und der Parole „Reist ins *fröhliche* Deutschland“ sollte das Festspiel in einer Reihe von Schaubildern „das Volksleben“ im „Dritten Reich“ in „sinnfälliger Anschaulichkeit vermitteln, um dadurch für weiteste Kreise von Volksgenossen eine Unterhaltung im besten Sinne zu schaffen.“¹⁶⁹

Vier ideologische Grundgedanken lagen der Festspieldramaturgie, laut Niedecken-Gebhards Erläuterungen, zugrunde: 1. „Volk am Feiertag“, 2. „Volk in Leibesübungen“, 3. „Wehrhaftes Volk“ und 4. „Glückliches Deutsches Volk“.¹⁷⁰ Freizeitvergnügen, Sportsgeist, Wehrhaftigkeit und „Glück“. Mit diesen vier Schlagwörtern ließen sich die emotionspolitischen Pfeiler, auf denen die im Festspiel propagierten Nationalgefühle aufbauten, zusammenfassen. Sie verweisen auf ein arbeits- und massenpsychologisches Glückswissen im Kontext einer leistungsorientierten Gefühlspolitik.

Am Schauplatz dieses spezifischen Glückswissens, dem Berliner Olympiastadion, wurde die Selbstdarstellung der nationalsozialistischen Gefühlskultur in sechs Bilderbögen theaterästhetisch visualisiert. Zur „größtmöglichen Allgemeinverständlichkeit“ orientierten sich die Bilder an Niedecken-Gebhards klarem Aufbau seiner „Bewegungsregie“¹⁷¹, welcher in der Regel ein dramaturgisch dreistufiges Konzept aus 1. „Steigerung“, 2. „Gegensätze[n]“, 3. „Ausklang“ zugrunde lag.¹⁷²

Die Eröffnung des Festspiels wurde als „festlicher Aufklang“ zelebriert, bei welchem das Hissen der Berliner Stadtflagge am olympischen Fahnenmast zu den Trompetenklängen des „Musikkorps der Schutzpolizei“ stattfand.¹⁷³ „[A]uftragsgemäss“ musste die Festspielhandlung „alle seelisch belastenden Momente“

¹⁶⁹ Vertraulicher Vorbericht, 07.07.1938, 2.

¹⁷⁰ Ebd.

¹⁷¹ Niedecken-Gebhard, „Aufgaben und Probleme der monumentalen Festspielgestaltung“, 19.11.1938, 4, [deutsche, NS-ideologisch überarbeitete Fassung des Vortragstexts am internationalen Kongress für Singen und Sprechen, Frankfurt a. Main, 09.–16.10.1938]. [Abk.: Niedecken-Gebhard, Aufgaben und Probleme].

¹⁷² Niedecken-Gebhard, Aufgaben und Probleme, 3. Beim Festspiel „Glückliches Festspiel“ wurden keine ‚Gegensätze‘ aufgezeigt, sondern rein affirmative Darstellungen verwendet.

¹⁷³ Vgl. Niedecken-Gebhard, Regiebuch, 6.

vermeiden und im „Spiel auf eine politische Kundgebung“ verzichten.¹⁷⁴ Im Sinn der affirmativen Gefühlspolitik sollte „eine leicht spielerisch heitere Note mit der Parole ‚Berliner Sommerfreuden‘ eine „stilistisch[e]“ Festspielform finden.¹⁷⁵ Wie dieser theaterpolitische Auftrag von der Festspielleitung umgesetzt wurde, zeigt die folgende theaterhistorische Analyse.

Das 1. Bild „Volk am Feiertag. Ein Berliner Festtag zur Biedermeierzeit“ zeigt eine scheinbar „bunte“, „rassenideologisch“ jedoch stereotypisiert *homogene* Selbstdarstellung der Berliner „Volksgenossen“, welche als dramaturgischen Höhepunkt den Aufstieg der Luftballons feierten. Ursprünglich war eine Eisenbahnfahrt vorgesehen gewesen, welche die „deutsche“ Innovationskraft und industrielle Leistungsfähigkeit am Beispiel des 100-jährigen Jubiläums der „Ersten Eisenbahnfahrt“ von Berlin nach Potsdam am 19. Oktober 1838 als emotionspolitisches Ereignis und „freudiges Volkserlebnis“ demonstrieren sollte.¹⁷⁶ Der Regieeinfall musste jedoch aus finanziellen und logistischen Gründen aufgegeben werden.¹⁷⁷ Um Kosten zu sparen, wurde die Ausstattung der Biedermeierzeit mit 248 Kostümen aus dem Fundus des Berliner Jubiläumsfestspiels von 1937 und mit 160 Kostümen des „Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen“ bestückt. Um dem theaterästhetischen Konzept des „Tableau vivant“ (der szenischen Darstellung von Werken aus der Malerei) gerecht zu werden, traten vielfältige choreographische Tanzformationen auf, die in historisch ‚getreuer‘ Rekonstruktion zu Ludwig van Beethovens „Deutschen Tänzen“ und „Contre Tänzen“ die „Stiche der Biedermeierzeit auf dem Rasen lebendig werden“ ließen.¹⁷⁸

Das 2. Bild „Volk am Feiertag. Ein Berliner Festtag um die Jahrhundertwende“ stellt ein dynamischeres Treiben dar als jenes zur „Biedermeierzeit“. Ausgehend von der im Programmheft abgebildeten Zeichnung eines Berliner Biergartens um 1900 (Abb. 21), sollte ein „typisches Berliner Volksleben“ präsentiert werden. Über eine langsame Temposteigerung der Choreografie entwickelte sich das Bild vom „behaglichen Feiertagstreiben zur Fülle eines großen Blumenkorso[s]“, was in der theaterästhetischen Vorstellung des Regisseurs einen „wirkungssicheren Ausklang“ auslösen sollte.¹⁷⁹ Die Ausstattung des Berliner „Volksleben[s]“ um 1900 war mit hohen Kosten verbunden, da keine entsprechenden Kostüme zur Verfü-

174 Vgl. Niedecken-Gebhard, Bericht über die Durchführung, 3.

175 Vgl. ebd., 3.

176 Vgl. Vertraulicher Vorbericht, 07.07.1938, 2.

177 Die Rechnung ging nicht auf: Statt 1.000.– RM für die Eisenbahn mussten 4.000.– RM für die Luftballons bezahlt werden. Vgl. Niedecken-Gebhard, Bericht über die Durchführung, 4.

178 Vgl. Niedecken-Gebhard, Bericht über die Durchführung, 4.

179 Vgl. Niedecken-Gebhard, Regiebuch, 2.

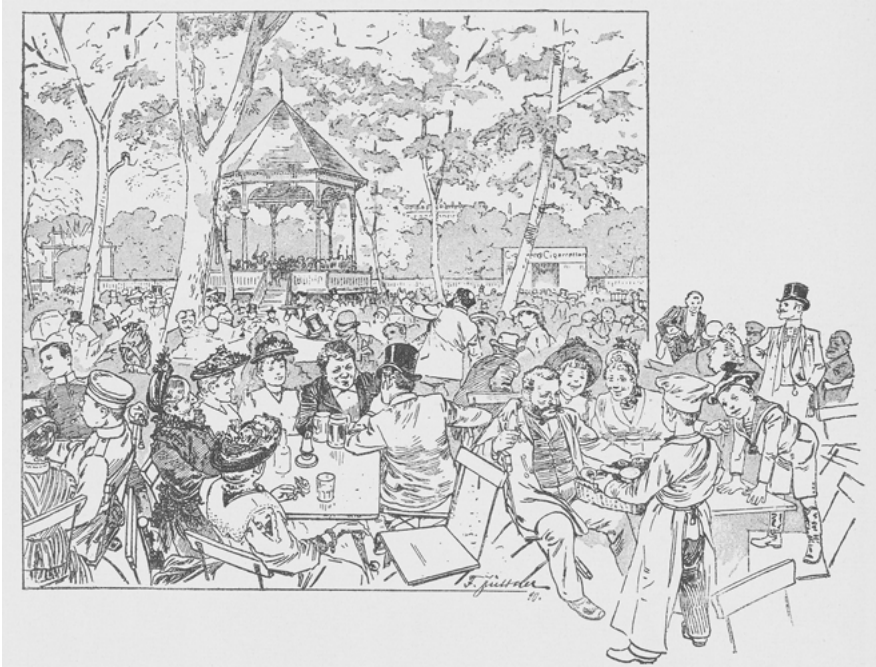


Abb. 21: „Zweites Bild: Volk am Feierabend. Ein Berliner Festtag um die Jahrhundertwende“, [Programmheft], „Glückliches Volk“, Berlin, 1938

gung standen und das Stadion erst mit Hilfe eines Bühnenaufbaus in ein Berliner Gartenlokal ‚verwandelt‘ werden konnte, das allein 30.000.– RM kostete (Abb. 22).

Das 3. Bild zum Thema „Volk in Leibesübungen“ widmete sich der nationalistischen Verklärung des „Ersten Deutschen Turn- und Jugendfest[s] zu Coburg 1860“ (Abb. 23). Gemäß Niedecken-Gebhards Regiekonzept „Theater auf dem Theater“, das als kommentiertes Zwischenspiel über die Verdoppelung der dramatischen Handlung auf der Bühne eine selbstreferentielle Funktion übernahm, sollte die Gründung der „deutschen Turnerschaft“ durch eine „geschichtlich getreue Darstellung“ widergespiegelt werden:

„Der heutige Zuschauer soll von den großen Ideen dieser früheren Turnbewegung ergriffen werden, und die hinreißende Gewalt der Ansprache durch den Begründer der deutschen Turnerschaft [Karl Kallenberg] muß jedem zum Bewußtsein bringen, daß aus dem Grundgedanken auch das hohe Ziel der politischen Einigung der deutschen Stämme erwachsen ist.“¹⁸⁰



Abb. 22: „Zweites Bild: Volk am Feierabend. Ein Berliner Festtag um die Jahrhundertwende“, [Tableau vivant des 2. Festspielbilds], „Glückliches Volk“, Berlin, 1938

Karl Kallenbergs (1825–1900) Rede von 1860 stand in der Tradition der sogenannten „Feuerrede“ am Wartburgfest von 1817, einem scheinbar unpolitischen Turnfest der „Vormärz“-Bewegung. An diesem Fest fand neben Fackelumzügen auch eine Bücherverbrennung statt, bei welcher, in Referenz zu Martin Luthers Verbrennung der Päpstlichen Bulle von 1520, ‚undeutsche‘ Literatur verbrannt wurde. Mit Kallenbergs „Ruf zur Sammlung“ wurde die Wiedergründung deutscher Turn- und Sportvereine nach deren kurzzeitigem Verbot anlässlich des „Ersten deutschen Turn- und Jugendfest[s]“ in Coburg 1860 gefeiert. Dieses Turn- und Jugendfest geriet zur nationalistischen Massenveranstaltung, welche die „politische Einigung der deutschen Stämme“¹⁸¹ symbolisch vorweg zu nehmen schien.¹⁸²

Das Ziel dieses kommentierenden Zwischenspiels im Festspiel war, das historische Entwicklungsnarrativ von der Gründung der „deutschen Turnerschaft“ über den „Reichsgedanken“ einer „politischen Einigung der deutschen Stämme“

181 Vgl. Niedecken-Gebhard, Regiebuch, 3.

182 Vgl. Bergmann 2009, Ulfkotte 2014.



Abb. 23: „Probe zum Festspiel Glückliches Volk im Berliner Olympiastadion. Die Darsteller stellen den Einmarsch des Coburger Turnfestes von 1860 dar. Vorne die Ehrenjungfrauen“, [Originaler Fototext], [Tableau vivant des 3. Festspielbilds „Das erste deutsche Turn- und Jugendfest zu Coburg 1860“], Berlin, 1938

bis zum aktuellen „Anschluss“ Österreichs an „das Großdeutsche Reich“ darzustellen.

Der historische Kontext der deutschen Turnerbewegung ist für eine quellenkritische Analyse des Festspiels aufschlussreich: 1811 errichtete der sogenannte „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) den ersten Turnplatz in Berlin. Jahn sprach sich zeitlebens für eine politische Nationenbildung aus. Die deutsche Turnerbewegung war seit ihrer Entstehung nicht nur eine sportliche Vereinigung, sondern auch eine politisch-bürgerlich-nationale Vergemeinschaftung in Form einer Burschenschaft. Nach der Reichsgründung 1871 traten nationalistische Aspekte vorerst in den Hintergrund. In den 1920er Jahren griff die NS-Bewegung den nationalistischen Sportsgeist der Turnerbewegung wieder auf und legte diesen ideologisch als einen Gründungsmythos für ihre Legitimationsstrategie einer

rassistisch-paramilitärisch konzipierten Körperkultur aus.¹⁸³ Die historischen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der deutsch-nationalen Turnerbewegung und den Sportveranstaltungen im NS-Regime sind von der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren eingehend erforscht worden.¹⁸⁴

Die Ausstattung des Coburger-Bildes im Festspiel „Glückliches Volk“ wurde aus dem Breslauer Festspiel, das im Mai 1938 stattgefunden hatte, entnommen. Dieses hatte, Niedecken-Gebhard zufolge, unter der Parole „Ein Volk in Leibesübungen“ denselben „rassenideologischen“ Expansionsgedanken einer militärstrategischen „Einigung Deutschlands“ durch die Annexion Österreichs als „wichtiges Zeitgeschehnis“ gefeiert wie das Festspiel „Glückliches Volk“.¹⁸⁵

Die Gegenüberstellung des 4. Bildes „Volk in Leibesübungen“ vollzog einen teleologisch konstruierten Zeitsprung von 1860 ins Jahr 1938, indem es ein sporthistorisches Entwicklungsnarrativ vom „Ersten deutschen Turn- und Jugendfest in Coburg“ 1860 zu den „[T]urnerisch[en] Vorführungen der Berliner Schuljugend“ entwarf. Im Programmheft wurde dem Publikum das Bild emotionalpolitisch gedeutet:

„Die Übungen der Berliner Schuljugend sind nicht nur ein Ausdruck an Genauigkeit, an Anmut und Schönheit der Bewegungen. In seinem Überschwang an Jugend und Kraft ist das Ganze zugleich eine Kundgebung wieder erblühter deutscher Volkskraft.“¹⁸⁶

Das Bild sollte im Sinne einer affirmativen Körperpolitik und der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ die Gefühlskultur des selbstdisziplinarischen Jugendtypus im Nationalsozialismus vorführen. Die leistungsorientierte Selbstdarstellung sollte das Publikum *autosuggestiv* emotionalisieren. Die Wirkungsmacht der synchronen Bewegungschoreografien der Turnerformation, die sich als „Massen in geformten Bewegungen“¹⁸⁷ (Abb. 24) präsentierten, sollten bei den Zuschauer*innen den autosuggestiven *Wunsch* wachrufen, die körperpolitische Selbstdarstellung des „Ideal[s] körperlicher Ertüchtigung“, welches „als Glaubensbe-

183 Zum Wartburgfest vgl. Hecht 2011.

184 Vgl. u. a. Pfeiffer 2015, Gand 2016.

185 Niedecken-Gebhard hatte zu Beginn der Verhandlungen sogar vorgeschlagen, das Festspiel „Volk in Leibesübungen“, welches für Breslau geschaffen worden war, als Wiederaufnahme in Berlin aufzuführen, um Kosten zu sparen. Aus „Prestige-Gründen“ wurde dieser Vorschlag jedoch abgelehnt. Niedecken-Gebhard, Bericht über die Durchführung, 4.

186 „Glückliches Volk“. Festspiel im Olympiastadion 18. bis 28. August 1938. Berliner Sommerfestspiele, veranstaltet von der Reichshauptstadt, Gesamtspielleitung: Dr. Hanns Niedecken-Gebhard, Programmheft, [14]. [Abk: „Glückliches Volk“, Programmheft]

187 Niedecken-Gebhard, Bericht für Wiederaufführung, 2.

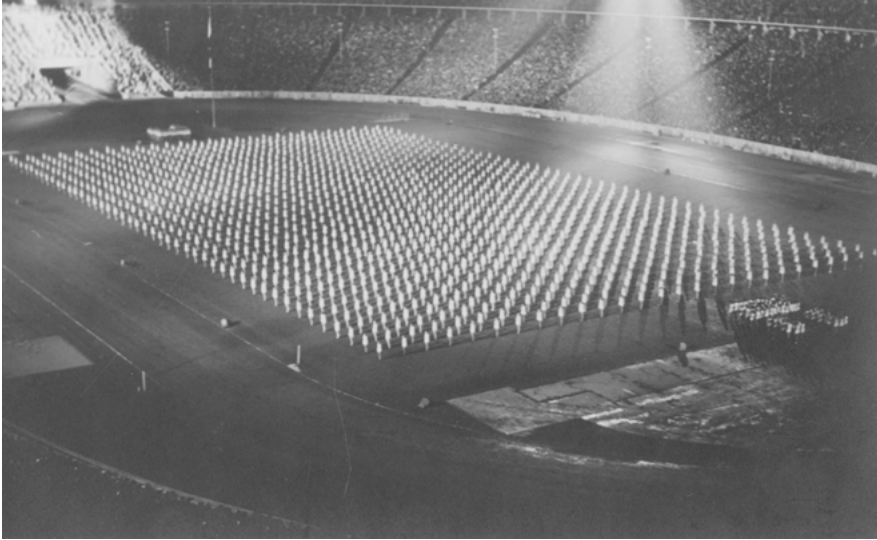


Abb. 24: [Viertes Bild: „Volk in Leibesübungen. Turnerische Vorübungen der Berliner Schuljugend“], [Programmhefttext zu 4. Festspielbild], „Glückliches Volk“, Berlin, 1938

kenntnis unserer völkischen erwachten Gemeinschaft in unseren Tagen“ scheinbar „verwirklicht wurde“, nachzuzahlen.¹⁸⁸

Die Festspielleitung hatte geplant, die Berliner Schuljugend als Laienspieler*innen für das 4. Bild zu mobilisieren. Da die städtischen Behörden jedoch den Wunsch äußerten, möglichst keine Schulen miteinzubeziehen, wurde die Bildbesetzung ein Problem. KdF hatte sich zunächst zur Bereitstellung von „Werkcharen“ verpflichtet, doch aufgrund eines Verbots durch Robert Ley, „Werkcharen ausserhalb ihrer Betriebe einzusetzen“, konnte KdF keine Laiendarsteller*innen zur Verfügung stellen.¹⁸⁹ Verhandlungen mit der SA scheiterten aufgrund der finanziellen Forderungen der SA-Führer. Während das „Deutsche Turn- und Sportfest“ in Breslau erfolgreich durchgeführt werden konnte, fanden parallel Verhandlungen mit dem „Reichsarbeitsdienst“ (R.A.D) statt. R.A.D. erklärte sich bereit, die Besetzung des „moderne[n] Sportbild[s]“ mit 400 „Arbeitsmädchen“ und 400 Männern zu übernehmen. Am 2. August kam jedoch die Absage durch die „Reichsführung des Arbeitsdienstes“ mit derselben Begründung wie schon bei den „Werkcharen“. In letzter Minute konnte „Ober-

¹⁸⁸ Vgl. Niedecken-Gebhard, Regiebuch, 3.

¹⁸⁹ Vgl. Niedecken-Gebhard, Bericht über die Durchführung, 2.

turnrat“ Rabenhorst überredet werden, das Bild mit Turner*innen zu bespielen. Der „Völkische Beobachter“ berichtete dennoch von der „Berliner Schuljugend beim Festspiel im Olympia Stadion“, wohl um den ‚schönen Schein‘ zu wahren.¹⁹⁰

Das 5. Bild sollte eine „Truppenschau von den Anfängen der Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes bis zur modernen Wehrmacht“ darstellen. Nach zähen Verhandlungen erteilte die „Wehrmacht“ Ende Juni eine definitive Absage der Teilnahme. So musste mit einer Besetzung aus Laiendarsteller*innen ausgeholfen werden, damit das Publikum ‚ihre‘ Soldaten des Dreißigjährigen Kriegs, der Friederizianischen Infanterie, der „Ziethenhusaren“, der „Landwehr der Freiheitskriege“, der „Lützower Jäger“ sowie des Deutsch-Französischen Kriegs 1870/71 zu Fuß und zu Ross im Stadion zu sehen bekam. Der historische Kontext des Bilds „Wehrhaftes Volk“ wurde den Programmleser*innen folgendermaßen erklärt:

„Der deutsche Geist und das deutsche Heer haben die Jahrhunderte überdauert. Immer wieder durchbrachen sie in den Zeiten der Zerrissenheit und des Niedergangs alles Dunkle, das sich um die Nation gelegt. Das deutsche Heer siegte auf den Schlachtfeldern gegen seine Feinde. Der deutsche Geist siegte in den Seelen. Niemand wird ohne Ergriffenheit die Soldaten von einst vorüberziehen sehen. Die Söhne des Volkes, die jederzeit bereit waren zu sterben, damit das Vaterland das heilige, lebe.“¹⁹¹

Die Sakralisierung der „Wehrhaftigkeit“ des „Volkes“ zur Beschreibung eines scheinbar überzeitlichen „deutschen Geistes“, der sich symbolisch im vorbeiziehenden männlich stereotypisierten Soldatentum der „deutschen“ Militärgeschichte manifestierte, hatte eine emotionspolitische Funktion. Dieses Bild eines „wehrhaften Volkes“ sollte beim Publikum in einer gemeinschaftsstiftenden „Ergriffenheit“ Nationalgefühle von „Stolz“ und „Ehre“ auslösen und neben dem rassistischen Verbrüderungsgedanken eines „deutschen Volkes“ auch die ideologische Einheit zwischen „Volksgenossen“ und ‚ihren‘ Soldaten, den „Söhnen des Volkes“, betonen. Diesem 5. Bild lag, im Sinne von Bacons „Idola theatri“, die Idee eines scheinbar historischen Entwicklungsprozesses zugrunde. Dieser zeigt sich im 1. und 2. Bild („Volk am Feiertag“), einer „völkercharakterologischen“ Feier- und Vergnügungskultur, über das 3. und 4. Bild („Volk in Leibesübungen“), einer leistungsorientierten Körperkultur, bis hin zu einer totalitären Militarisierung der ‚wiedervereinten‘ „Volksgemeinschaft“ als „wehrhaftes Volk“ im 5. Bild.

Im Schlussbild propagierte das Festspiel „Glückliches Volk“ eine nationalsozialistische Gefühlspolitik nicht als utopischen Wunsch, sondern als einen

¹⁹⁰ Vgl. Tägliches Beiblatt zum „Völkischen Beobachter“, Ausg. 236, 24.08.1938, [Titelseite].

¹⁹¹ „Glückliches Volk“, Programmheft, [16 f.].

scheinbar sowohl auf der Bühne als auch in der Realität wahrgewordenen Ist-Zustand. Im Regiebuch wird die Schlusszene und deren „tiefere[...] Bedeutung“ wie folgt erläutert:

„Als Sinnbild der Freude des **Glücklichen Volkes**‘ tanzen Hunderte von Tänzerinnen mit hinreißendem Schwung im weiten Rund des Stadions einen der großen deutschen Walzer, nämlich Johann Strauß’ ‚an der schönen blauen Donau‘. In diesen befreienden Jubel klingt das Spiel voll Heiterkeit und tieferer Bedeutung zu einem wahrhaft festlichen Erlebnis für alle Zuschauer aus.“¹⁹²

Im Rückgriff auf Sterns drei Grundfunktionen des Festspiels kann mit Bezug auf Niedecken-Gebhards Dramaturgie und Regiekonzept im Kontext der NS-Theaterpolitik festgehalten werden, dass die emotionspolitische Sendung des Festspiels sowohl eine „enkomiastisch-verklärende“, „utopisch-verheißende“ als auch eine „realitätsbezogene“ Funktion verfolgte. Ob die Sendung der Realität standhalten konnte, muss bezweifelt werden. Die satirische Festspielfunktion als gesellschaftskritischer, ironisierender Kommentar kam auftragsgemäß im Sinn der totalitären NS-Theaterpolitik nicht vor. Aus Furcht vor Opposition unterband das Regime diskursive Vielstimmigkeit und untersagte eine kritische Auseinandersetzung mit der Gegenwart auf der Bühne.¹⁹³

Ausgehend von diesem Fallbeispiel muss eine weitere Funktion hinzugefügt werden, welche die „rassenhygienische“ Propagandafunktion des Festspiels beschreibt. Diese wird, insbesondere im Abschlussbild „Glückliches Volk“, im scheinbar wohlwollenden Akt der Verbrüderung Österreichs mit NS-Deutschland dargestellt. Diesem imaginierten Zusammengehörigkeitsgefühl, das seine Wirkungsmacht durch die beschwingte Wiener Walzermusik und die schwebenden Tanzformen auf der Bühne unter „befreiende[m] Jubel“¹⁹⁴ beim Publikum entfalten sollte, liegt ein rassistischer *Wir*-Gedanke und ein antisemitisches Konzept *Der Anderen* zugrunde. Dieser emotionspolitische Ansatz der euphemistischen Festspielpolitik Niedecken-Gebhards wird im Programmheft anhand des Ab-

192 Niedecken-Gebhard, Regiebuch, 3. Vgl. auch Szenenanweisung: **„Glückliches Volk**. Sechstes Bild. Künstlerische Leitung: Dorothee Günther mit Gertrud Ganßauge. Ausführende: 334 Tänzerinnen. ‚An der schönen blauen Donau‘ **Große Walzerszene. Beim Ausblenden** sind Hunderte von jungen Mädchen in langen weiten Kleidern im ganzen Rund des Stadions aufgestellt und tanzen Johann Strauß’ An der schönen blauen Donau. Die Szene gestaltet sich zu einem mitreißenden, den gesamten Raum umspannenden Tanz.“ Niedecken-Gebhard, Regiebuch, 23.

193 Zur NS-Theaterästhetik s. Kap. 15. Ein Vergleich mit der Schweizer Festspielästhetik wird in Kap. 16.6. vorgenommen. Zum satirischen Kommentar auf der Bühne zur Zeit der Weimarer Republik s. Kap. 9.4.

194 Niedecken-Gebhard, Regiebuch, 3.

schlussbildes deutlich, in welchem Hitler in christlicher Analogie als „Schöpfer“ eines ‚wiedervereinten‘ „großen deutschen Vaterland[s]“ gefeiert wird:

„Da schwingt die volle Lust am Leben mit, die Dankbarkeit an den Schöpfer, die Liebe zu einer wunderschönen Heimat, die nun zum großen deutschen Vaterland zurückgekehrt ist. Wenn die Lichter im Stadium ringsum erglühn, tanzen unser aller die Herzen heimlich mit. Einen schöneren Abschluss für dieses ‚Berliner Sommerfestspiel 1938‘ kann es nicht geben.“¹⁹⁵

Das Festspiel sollte auftragsgemäß auf eine politische Kundgebung verzichten. Die Untersuchung des Festspiels unter der Perspektive einer Politik der ‚Glückskulturen‘ hat jedoch gezeigt, dass sowohl die militärische Expansionsparole „Heim ins Reich“, im Kontext der Annexion Österreichs, als auch die „rassenhygienische“ Selbstdarstellung der leistungsorientierten Körperkultur und der selbstdisziplinarische Mobilisierungsauftrag zur totalitären Militarisierung eines wiedervereinten „Deutschen Volkes“ *politische* Propaganda waren. Die Festspielaufführung „Glückliches Volk“ stand *im Dienst* der Politik einer nationalsozialistischen ‚Glückskultur‘.

Im Folgenden wird Niedecken-Gebhards Festspielgestaltung im Kontext seiner theaterwissenschaftlichen Festspieltheorie und der Gefühlspolitik der NS-Theaterpolitik wissenshistorisch untersucht und kontextualisiert.

Der „Festspiel-Gedanke“ sei in NS-Deutschland „lebendig“, hielt Niedecken-Gebhard am 25. Februar 1938 in seiner Konzeption für das Festspiel „Glückliches Volk“ fest.¹⁹⁶

„Und in der Tat bedeutet es für unsere Zeit die Erfüllung eines natürlichen Wunsches, dass die grossen Sportarenen, in denen Abertausende von Volksgenossen zusammenströmen, als Spielstätte für festliche Veranstaltungen genutzt werden, in denen Abertausende zu einem grossen Gemeinschaftserlebnis zusammengerufen werden. Es bahnt sich hier eine Entwicklung an, in der folgerichtig aus Bedürfnis und Nachfrage ein neuer monumentaler Stil festlicher Gestaltung sich herausbilden wird.“¹⁹⁷

Niedecken-Gebhard definiert seine theaterästhetische Festspielgestaltung als eine emotionspolitische Bedürfnisbefriedigung eines Konglomerats von *affirmativen* Nationalgefühlen, welche als „große[s] Gemeinschaftserlebnis“ für „Abertausende von Volksgenossen“ erfahrbar gemacht werden könnten. Um das Publikum emotionspolitisch zu ergreifen, brauche es einen „neue[n] monumen-

¹⁹⁵ „Glückliches Volk“, Programmheft, [18].

¹⁹⁶ Vgl. Niedecken-Gebhard, Bericht für Wiederaufführung, 1.

¹⁹⁷ Ebd., 1f.

talen Stil festlicher Gestaltung“, an dessen Entwicklung der Theaterwissenschaftler aktiv beteiligt war.

Was verstand der Regisseur unter „monumentale[m] Stil“ und wie sollte dieser ein emotionspolitisches „Gemeinschaftserlebnis“ bewirken? Kennzeichnend für Niedecken-Gebhards Festspielregie waren laut Evelyn Annuß einerseits ornamentalisch und musikalisch begleitete Bewegungschoreografien, die als „stumme Kollektivchoreografie“¹⁹⁸ auftraten, und andererseits Nummernrevuen und über Lautsprechanlagen eingespielte Zitate, die aus Hörspielen und Rundfunksendungen bekannt waren. Beeinflussen ließ sich Niedecken-Gebhardt vom Revue- und Propagandafilm. Davon zeugen seine Lichtdramaturgie, die Einspielung von Zitaten sowie die Vogelperspektive auf das Bühnengeschehen. Die von Niedecken-Gebhardt oft angewandte Konstruktion einer ovalen Publikumstribüne ging auf die architektonische Form des antiken Amphitheaters zurück.¹⁹⁹

Bezogen auf die theaterästhetische Konzeption „Glückliches Volk“ schrieb der Festspielautor und Regisseur:

„Über die reine Schau und blosser Revue hinaus erwächst aus den Komponenten: Massen in geformten Bewegungen, Einzelsprechern, Gesangschören, Musik, Licht und vor allem Farbkomposition bunter Kostüme und Trachtengestaltung eine künstlerisch zu verantwortende und künstlerisch zu betreuende Massendarbietung, die des lebendigsten Wiederhalls bei allen Zuschauern sicher ist.“²⁰⁰

Eine „magische Wirkung“ gehe von der „Massendarbietung“ im Olympiagelände aus, welche gemeinsam mit einem „monumentalen“ Regiestil „lebendigsten Wiederhall bei allen Zuschauern“ verspreche.²⁰¹ Niedecken-Gebhardt hatte über die Jahre ein Gespür dafür entwickelt, wie er, entsprechend der jeweiligen architektonischen Struktur eines Festspielgeländes, seinen Regiestil den räumlichen Gesetzmäßigkeiten anpassen musste, damit die einzelnen theaterästhetischen und dramaturgischen Elemente miteinander ‚harmonisierten‘. Was war damit gemeint? Niedecken-Gebhards Konzept einer gemeinschaftsstiftenden Festspielerfahrung aus der theaterästhetischen Verbindung zwischen Festspielinhalt, Theaterregie und Architektur wird dem Publikum in theaterhistorischer Kontinuität zum antiken Amphitheater als ‚neuer‘, ‚völkisch-‘ „monumentaler Stil“ erklärt:

198 Vgl. Annuß 2015, 202.

199 Vgl. Annuß 2015, 202.

200 Niedecken-Gebhardt, Bericht für Wiederaufführung, 2. [Die Durchstreichung ist dem Original entnommen].

201 Vgl. ebd., 4.

„Wo könnte in gleich würdigem Rahmen ein so breiter, weiter und bunter Teppich fröhlichen Volkslebens entfaltet werden, in den viele tausend Figuren eingewebt sind? Denn das geschieht in dem Festspiel von 1938 ‚Frohes, freies, glückliches Volk‘. Das Spielfeld der Fröhlichkeit umstehen die monumentalen Bauten des Stadions. Auf den Sitzreihen sind, wie einst im alten Hellas, die Scharen der Zuschauer vereint.“²⁰²

In seinem Vortrag „Aufgaben und Probleme monumentaler Festspielgestaltung“, den Niedecken-Gebhard am internationalen Kongress für Singen und Sprechen am 13. Oktober 1938 in Frankfurt a. Main hielt, nennt der Theaterwissenschaftler vier Merkmale seines „monumentalen“ Festspielstils:

„This [new style of festival play production] is determined by the space in which the performances are given.

1. The open-air natural theatre demands to the utmost a corresponding naturalness in the performance.
2. The open-air stage created by the mutual harmonization of architecture and landscape (e. g. Dietrich Eckart open-air theater in Berlin) has its own quite special intrinsic laws.
3. In places of festivals constructed on purely architectonic lines, a strict coherence and stylization of presentation should be striven after.
4. Performances in the arena of a stadium, in which the audience has to be faced on all sides at once, have to be carried out according to entirely new laws which have nothing more to do with ordinary theatrical production.“²⁰³

Der „monumentale“ Festspielstil werde im Wesentlichen vom *Raum* bestimmt, in welchem die Aufführung stattfände. Die ‚neuen‘ Gesetze, nach welchen sich ein Festspiel in einer Arena ausrichten müsste, bezögen sich 1. auf die Dramaturgie, 2. auf die Aufgabe der Musik, 3. den Einsatz großer Gesangschöre sowie 4. auf die Wichtigkeit audiovisueller Installationen. Die Festspieldramaturgie musste auf die Raumdimension und deren architektonische Determination abgestimmt werden. Darin sah Niedecken-Gebhard keinen Makel, sondern eine Chance für einen größeren Handlungsspielraum betreffend innovativer, *multimedialer* Regieeinfälle: „The determining factor is the space embraced by the stage and auditorium. The twentythousandth spectator must be able to take in directly all he

²⁰² „Glückliches Volk“, Programmheft, [5].

²⁰³ Niedecken-Gebhard, „The task and problems of monumental festival play production“, 13.10.1938, Internationaler Kongress für Singen und Sprechen, Frankfurt a. Main, 09.–16.10.1938, Summaries from Lectures (englisch), 35f., Nachlass Niedecken-Gebhard, TWS. [Abk.: Niedecken-Gebhard, Problems and Tasks, 13.10.1938].

sees and hears.“²⁰⁴ So könne eine Einzelstimme, die mit einem Mikrofon von der Mitte der Arena aus über Lautsprecher zum Publikum spreche, auch in einem Stadion eine effektvolle Wirkungsmacht erzeugen, indem sie beispielsweise aus dem Dunkeln heraus spreche oder nur ein Scheinwerfer auf den/die Sprecher*in gerichtet eingesetzt würde.²⁰⁵ ‚Neu‘ waren diese theaterästhetischen Konzepte der emotionspolitischen Bewegungsregie, welche auf massen- und „völkerpsychologischen“ Glückswissen aufbauten, nicht, wie in Kapitel 15 in Bezug auf die theaterwissenschaftlichen Arbeiten u. a. bei Max Herrmann und Oskar Eberle und die Festspielaufführung von Hendrik de Man (Kap. 16.3) gezeigt wurde.

Das folgende Analysebeispiel des 3. Bilds über das „erste Turn- und Jugendfest der Deutschen 1860 in Coburg“ kann anhand des auf theaterwissenschaftlichem Wissen basierenden Regiekonzepts Niedecken-Gebhards, mit Blick auf die Rede des Begründers der „Deutschen Turnerschaft“, Karl Kallenberg, aufzeigen, wie und zu welchem Zweck affirmative Nationalgefühle theaterästhetisch evoziert werden sollten.

Den Anweisungen des Regiebuchs zufolge richtete sich der Sprecher Gunther Nauhart aus dem „Dunkeln“ heraus mit folgenden Worten an das Publikum, während er von Eduard Griegs „Huldigungsmarsch“ musikalisch begleitet wurde: „Wir laden feierlich alle deutschen Turner zu unsrem [sic] Turn- und Jugendfeste in Coburg im Jahr 1860 ein!“ Gemäß dem Regiekonzept „Theater auf dem Theater“ stellte sich Niedecken-Gebhard das Bild wie folgt vor:

„**Im Dunkeln** ist in der Mitte des Rasenfeldes ein rechteckiger Festplatz mit Girlanden abgesteckt; auf ihm die für das historische Turnen erforderlichen Geräte (Barren, Pferd, Reck, ein Leitergerüst). Auf der Seite der Führerloge eine mit Blumen geschmückte Rednerkanzel, auf dem Westsektor eine Ehrentribüne. Vor dem Marathontunnel eine Ehrenpforte mit dem Bilde Jahn's durch die der Festzug seinen Weg nimmt.

Beim Aufblenden strömt **Volk (40 Kinder, 60 Frauen, 100 Männer, Ordnungspolizei)** über die Ost- und Marathontreppe und aus den Auftritten unter der Führerloge herein und bildet, in kleinen Gruppen über das Stadion verteilt, Zuschauer für den nun folgenden festlichen Einzug der Turner.“²⁰⁶

Zur Erläuterung des historischen Kontexts des Bildes wurde dem Publikum folgende emotionspolitische Interpretation nahegelegt, die einen aktuellen Bezug zum „Anschluss“ Österreichs implizierte:

204 Niedecken-Gebhard, Problems and Tasks, 13.10.1938, 35.

205 Vgl. ebd., 35.

206 Niedecken-Gebhard, Regiebuch, 15.

„Mitte des vorherigen Jahrhunderts. Immer brennender ist die Sehnsucht aller Deutschen nach dem einigen Reich. Wie schon zu Jahns Zeiten war es das Ideal der körperlichen Jugendertüchtigung, das über die Sonderinteressen der Länder hinweg es vermocht hat, die deutschen Stämme, die Schwaben, Bayern, Sachsen, Preußen, Märken, Hessen, Friesen und Tiroler beim ersten Turn- und Jugendfest der Deutschen 1860 in Coburg zusammenzubringen. Diese geschichtliche Begebenheit wird in diesem Festspielbild nach den Originalberichten historisch dargestellt [...].“²⁰⁷

Nachdem die Turner abgetreten waren, sollten die Bannerträger hervorkommen, während die „Festjungfrauen“ die Fahnen umkränzten. Am Rednerpult hielt Gunther Nauhart in der Rolle Kallenbergs die historische Rede, welche „noch heute einen Klang“ besäße, „der uns tief berührt“:

„Ich grüße euch, Brüder von Ost und West, von Süd und Nord! Wie wir hier sind, aus allen Teilen Deutschlands, sind wir hoffentlich einig im hellen Bewußtsein des Zusammengehörens. Ja, im Anschluss wohnt die Kraft und der Sieg, und siegen muß die gute Sache, denn die kranke Zeit will ein Gegengift, und das Naturwahrste ist Herstellung der Einheit in Leib und Seele, die allgemeine deutsche Turnerei. Waffentüchtig sollen unsere Söhne sein. Wir wollen in ihre Herzen die Liebe für Freiheit und Vaterland und des Lebens höchste Güter pflanzen. Tragen wir bei, was an uns liegt, sammeln und vereinigen wir unsere Kräfte, und daß der Lebensbaum des deutschen Volkes grüne und blühe und mächtig hereinrage in den Völkerfrühling, und stimmt mit ein in den Ruf: ‚Heil! Heil dem ganzen ungeteilten Vaterland! Heil Deutschland, unsere[m] Vaterlande!‘“²⁰⁸

Eine „Große Verbrüderungsszene“ schloss sich unmittelbar an Kallenbergs Rede an, in welcher die Darsteller*innen gemeinsam in Ernst Moritz Arndts Lied „Was ist des Deutschen Vaterland? [...] Das ganze Deutschland solle es sein!“ von 1813 einstimmten.

Kallenbergs Rede in Verbindung mit dem musikalischen Gesangserlebnis als Gemeinschaftschor war ein emotionspolitischer Appell an das Publikum, sich auf eine zukünftige „rassenhygienisch“ scheinlegitimierte, militärische Expansionspolitik vorzubereiten, die alle „Volksgenossen“ zum Dienst verpflichten würde. „Das glückliche Volk“ wurde emotionspolitisch zum Einsatz im Zweiten Weltkrieg mobilisiert. „Einheit“, „Waffentüchtigkeit“ und „das Heil Deutschlands“ seien vom Nationalgefühl der „Liebe für Freiheit und Vaterland und des Lebens höchste Güter“ getragen. Dieses Nationalgefühl in der Bevölkerung zu verbreiten war ein zentrales, emotionspolitisches Ziel des Festspiels „Glückliches Volk“. Um dieser emotionspolitischen Aufgabe nachzukommen, sei die Gattung Festspiel ein ideales Propagandainstrument, so der Regisseur. In Referenz zu Goebbels' Wor-

²⁰⁷ „Glückliches Volk“, Programmheft, [12].

²⁰⁸ Ebd.

ten, „dass der Nationalsozialismus vom Volke her zur Kunst vorstösst und von der Kunst wieder zum Volke zurückführt“, schreibt der Theaterwissenschaftler am 19. November 1938 in seiner NS-ideologisch überarbeiteten Vortragsfassung über die „Aufgaben und Probleme monumentaler Festspielgestaltung“:

„Hier, in dem Grossraum der festlichen Halle, der Freilichtbühne oder der Arena richtet sich das künstlerische Geschehen wirklich an das „Volk“ und aus dem Wiederklang, den es aus dem „Volk“ erfährt, erhält das Spiel seine Kraft, seine Wesensberechtigung, seine Bejahung. Aus dem einheitlichen Rund der Tausende[n] erwächst die wahrhafte Gemeinschaft der Zuschauer, die ohne Unterschied von Rang und ‚Rängen‘ das grosse, umfassende ‚Gemeinschaftserlebnis‘ an sich erfährt.“²⁰⁹

Eine autosuggestive Emotionalisierung und individuelle Einwilligung zur selbst-disziplinarischen Ausübung der nationalsozialistischen Lebensführung versuchte Niedecken-Gebhard in seinem Verständnis von „Theater als Kündlerin sittlicher Ideen“²¹⁰ über die theaterästhetische Wirkungsmacht der Festspielauführungen bei den Zuschauenden auszulösen.

Ein weiteres Ziel, welches Niedecken-Gebhard verfolgte, war, die „völkische“ Zusammengehörigkeit nicht nur darzustellen, sondern als „Gemeinschaftserlebnis“²¹¹ für sämtliche Laiendarsteller*innen als Teil der kollektivistischen „Spielgemeinschaft“ *individuell* erfahrbar zu machen (Abb. 25).

Die emotionspolitische Wissenszirkulation eines theaterästhetischen Zusammengehörigkeitsgefühls zwischen mitwirkenden Berufs- und Laiendarsteller*innen sowie den beobachtenden Zuschauenden als verklärtes Symbol der „NS-Volksgemeinschaft“ beschrieb der Spielleiter im Programmheft wie folgt:

„Aber die da unten tanzen, jubeln, turnen, marschieren in Kostümen einer verklungenen Zeit sind keine Schauspieler und keine Schauspielerinnen. Wer da in Gemeinschaft mit Schauspielern und Tänzern so vergnügt mittut im Landsknechtshabit, im Biedermeiergewande, im Turnerkleid von 1860, in der seltsamen, üppigen Frauentracht und der ein wenig komischen Männerkleidung um die Jahrhundertwende – wer also da ‚auftritt‘ – ist, sozusagen aus den Reihen des Publikums herabgestiegen, hat sich einen schönen Bart geklebt, hat sich kräftig geschminkt und wohl gepudert, wo es am Platze ist, um den Zuschauern und sich selbst einen trefflichen Spaß zu machen! Dazu kommen Männer des NSKK und Hunderte von Schülern und Schülerinnen der Berliner Schulen, die zeigen werden, von welchem Geist und von welcher Fröhlichkeit die Leibesübungen im Jahr 1938 beseelt sind.“²¹²

209 Niedecken-Gebhard, Aufgaben und Probleme, 1f.

210 Ebd., 2.

211 Ebd.

212 „Glückliches Volk“, Programmheft, [5].



Abb. 25: „Gemeinschaftserlebnis der Spielgemeinschaft“, [Originaler Fototext], „Glückliches Volk“, Berlin, 1938

In einem Aufsatz über „Spielgemeinschaft und Regisseur. Frohe Erwartungen“ erläutert Niedecken-Gebhard in seiner Doppelrolle als Theaterwissenschaftler und Regisseur die Bedeutung der nationalsozialistischen Festspielgestaltung:

„Die besondere Aufgabe der nationalen Festgestaltung ist die alte Aufgabe der Gemeinschaftsregie, der Leitung und Vereinigung von bewegten Massen, die organische Belebung von agierenden Körperschaften, die Erweckung und Gestaltung eines einheitlichen Erlebnisses, das der Teilhabe am festlichen Spiel entspringt, das dem Leben in der Volksgemeinschaft seinen Ausdruck verdankt und ihm wiederum seinen Sinn immer aufs Neue verleiht. Wer in dieser Auffassung dem Theater gedient hat, muss heute glücklich sein [...]“²¹³

213 Niedecken-Gebard, Spielgemeinschaft und Regisseur. Frohe Erwartungen, o. D., Typoskript, Nachlass Niedecken-Gebhard, TWS. [Abk.: Spielgemeinschaft und Regisseur. Frohe Erwartungen], 2.

Niedecken-Gebhard sah sein Ideal einer Festspielgestaltung, welche der nationalsozialistischen Lebensführung in der „Volksgemeinschaft“ zum theaterästhetischen Ausdruck verhelfe, bereits verwirklicht:

„Was unsere tiefste Sehnsucht war: dass das Volk im festlichen Festspiel sich selbst darstellt und sich selbst findet, das wird nun in weitem Grundriss geplant und ermöglicht.“²¹⁴

Wie entfaltete sich Niedecken-Gebhard zufolge die theaterästhetische Wirkungsmacht einer affirmativen Gefühlspolitik in der NS-Festspielästhetik?

„[...] es handelt sich immer um das Zusammenarbeiten von Einzelspielern, Spielchören, Bewegung und Musik, Raumbild und Zuschauerschaft; aus dem Ineinandergreifen der Kräfte, aus dem Kreislauf der Wirkungen nur erwachsen die wahren Erschütterungen, die reinigend und stählend über die Gemeinschaft der Spieler und Hörer hingehen.“²¹⁵

Die NS-Festspielästhetik könne, Niedecken-Gebhard zufolge, durch „wahre Erschütterungen“ eine Katharsis auslösen, die sich sowohl „reinigend“ als auch „stählend“ auf die als Gemeinschaft konzipierte Einheit aus mitwirkenden Spielenden und beobachtender Zuhörerschaft auswirke.²¹⁶ Niedecken-Gebhard nimmt eine wissenshistorische Umdeutung der aristotelischen Katharsis-Theorie und deren theaterästhetischer Wirkungsmacht, die ursprünglich für die antike Tragödie entwickelt wurde, vor. Der Theaterwissenschaftler interpretiert den theaterästhetischen Begriff der „Reinigung“ (Katharsis) aus einer vereinnahmenden Perspektive auf die „Spielgemeinschaft“ (aus Berufs- und Laiendarsteller*innen) als auch auf die Zuschauenden als *ein* imaginiertes, „rassenhygienisches“ Kollektiv um.²¹⁷ Die theaterpraktische Selbstdarstellung würde den *Laienspieler*innen* helfen zur ideologischen Selbstfindung zu gelangen.²¹⁸ Der Regisseur und Festspieldramatiker stellt hier eine theaterpädagogische Überlegung an, die wissenshistorische Ähnlichkeiten zur zeitgenössischen Ratgeberpraktik und deren autosuggestiven Selbstdisziplinierungsstrategie aufweist.

Das bindende Glied oder der emotionspolitische „Kitt“ der „Spielgemeinschaft“²¹⁹ aus Berufs- und Laiendarsteller*innen sei, ähnlich einem religiösen Verbund, der gemeinsame Glaube an die NS-Ideologie der „Volksgemeinschaft“,

214 Ebd.

215 Ebd.

216 Vgl. Ebd.

217 Gemeinsamkeiten und Unterschiede zur nationalen Festspielgestaltung beim Schweizer Dramatiker Edwin Arnet werden im nächsten Kapitel (16.6) vergleichend untersucht.

218 Vgl. Spielgemeinschaft und Regisseur. Frohe Erwartungen, 2.

219 Vgl. ebd., 1.

welche „die Einzelnen vor dem Hervorkehren ihrer ‚Personenstiles‘“ bewahre.²²⁰ Die Worte jeder Einzelperson, welche, wie gesehen bei der Rednerfigur Kallenberg, zwar aus der Masse heraustritt, sei nicht die Stimme eines Individuums, sondern eines heroischen Stereotyps, dessen Sendung auf „das Typische gerichtet“ sei und dessen schlichter Sprechstil den chorischen Ausdruck nicht verlassen dürfe.²²¹ Diese „Gesinnungsbasis“ eines Spielkollektivs habe theaterhistorisch schon immer das Fundament der Festgestaltung gebildet, so der Theaterwissenschaftler.²²² Von der nationalen Festspielgestaltung über das Aufmarschspiel bis zum Oratorium bauten die Gattungen auf der gemeinschaftsstiftenden „Gesinnungsbasis“ auf, so Niedecken-Gebhardt.²²³ Dem Ziel der „neugeschaffenen Spielgemeinschaften“ aus Berufs- und Laienspieler*innen läge die nationalsozialistische Kunstauffassung zugrunde, die der „sich aus dem Volk erneuernden Ausdrucksmacht erschlossen und gehütet werden möge“.²²⁴ So lautete der Wunsch des Regisseurs.

Der Regisseur mag in den hohen Kartenverkaufszahlen einen Beweis für die theaterästhetische Wirkungsmacht seines Festspielstils gesehen haben. Dies betraf das Festspiel „Olympische Jugend“ zur Eröffnung der Olympischen Spiele 1936 sowie das Festspiel zum 700-Jahre-Jubiläum Berlins. Letzteres wurde 1937 von rund 1 Million Zuschauer*innen in 10 ausverkauften Aufführungen gesehen und war für den damaligen Reichssportminister ein Grund, bei Niedecken-Gebhardt ein weiteres Festspiel für das „Deutsche Turn- und Sportfest“ in Auftrag zu geben, das im Mai 1938 in Breslau aufgeführt wurde. Im Sinne einer kritischen Geschichtswissenschaft müssen diese Zahlen jedoch quellenkritisch analysiert werden. Die hohen Verkaufszahlen allein erlauben weder zwangsläufig Rückschlüsse auf ein Bedürfnis des Publikums nach einer affirmativen Gefühlspolitik noch auf deren theaterästhetische Zufriedenstellung durch die monumentale Festspielgestaltung. Niedecken-Gebhardts Aufzeichnungen geben Aufschluss über die historischen Umstände, in welchen hohe Verkaufszahlen zustande kommen konnten und was geschah, wenn „Kraft durch Freude“ versagte.

Am 6. April 1938 einigten sich der Regiestab Niedecken-Gebhardts, Stadtamtmannt Stahl, „Gauwart“ Adam und Vertreter von KdF darauf, zwischen dem 18. und 28. August 1938 zehn Aufführungen zu veranstalten. Die KdF-Organisation übernahm für das Festspiel ein Kartenkontingent von 400.000 Eintritten und für das Barock-Musiktheater 90.000 zusammen mit der Aufgabe, „diese Karten an die

220 Vgl. ebd., 2.

221 Vgl. ebd.

222 Vgl. ebd., 3.

223 Vgl. ebd.

224 Vgl. ebd.

KdF Mitglieder zu verteilen.“²²⁵ Der Festspielleiter legte am 1. Juni 1938 seinen Manuskriptentwurf für das Festspiel „Frohes, freies, glückliches Volk“ nach zahlreichen Änderungen Reichspropagandaminister Goebbels zur Beurteilung vor und erhielt die Erlaubnis zur Durchführung. In der Zwischenzeit hatte KdF es versäumt, die Karten an die Zentralstellen weiterzuleiten, weil der Druckauftrag angeblich zu spät eingetroffen war. Aus diesem Grund gelangten die Karten erst vier Wochen vor Aufführungsbeginn in den Umlauf der KdF-Organisation. „Nachdem der organisatorische Vorverkauf bei KdF restlos und katastrophal versagt hatte“, fiel der übrige Vorverkauf aufgrund schlechter Wetterbedingungen ebenfalls unter den Erwartungen aus.²²⁶ Hinzu kamen mehrere Konkurrenzveranstaltungen, die den Besuch des Festspiels minderten. Der „Gau Berlin“ veranstaltete am 18. und 19. August eine Vorführung des Propagandafilms „Europa erwache“. Vom 24. bis 26. August zogen der ungarische Staatsbesuch und vom 26. bis 28. August die Festbeleuchtung Unter den Linden „ungeheure Zuschauermassen“ an. Der „Völkische Beobachter“ berichtete in jenen Tagen mit großen Fotoreportagen über das Treffen zwischen Hitler und dem ungarischen Staatspräsidenten Miklós Horthy (1868–1944). Das Festspiel wurde hingegen nur mit einer Fotografie des 4. Bilds über das „Volk in Leibesübungen“ dokumentiert.²²⁷ Weiter wirkte sich das „KdF-Fest der Millionen“ im Rahmen des Stralauer Fischzugs „katastrophal“ auf die Besucherzahlen des Festspiels aus.²²⁸

Unter dem Strich konnte die KdF-Organisation für das Festspiel knapp 20 % ihres Kartenkontingents und knapp 40 % für das „Orfeo“-Musiktheater verkaufen. „Dass der Verkauf des Volkswagens und des Volksempfängers während der Zeit des Vorverkaufs des Festspiels besonders stark propagiert wurde, war eine weitere Beeinträchtigung unserer Veranstaltung“, rechtfertigte sich der Festspielleiter gegenüber seinen Auftragsgebern.²²⁹ Es ist gut möglich, dass Niedecken-Gebhard mit seiner Einschätzung richtig lag. „Aus Publikumskreisen“ habe er vernommen, dass die Festspielleitung mit der hohen finanziellen Abhängigkeit gegenüber der KdF-Vorverkaufsorganisation eine „falsche Preispolitik“ betrieben hätte:

„Die von uns festgesetzten Preise mussten so hoch sein, damit der Wunsch von KdF, die ja selbst noch eine Erhöhung des niedrigsten Preises verlangten, erfüllt worden ist. Hätten wir ohne KdF die Veranstaltung durchgeführt, so hätten wir die Preise von RM -50 bis 2.- festsetzen können, ohne die im Etat vorgesehenen Einnahmesummen herabsetzen zu

225 Vgl. Niedecken-Gebhard, Bericht über die Durchführung, 2.

226 Vgl. ebd., 5.

227 Vgl. „Berliner Schuljugend beim Festspiel im Olympia Stadion“. In: Tägliches Beiblatt zum „Völkischen Beobachter“, Ausg. 236, 24.08.1938, [Titelblatt].

228 Vgl. Niedecken-Gebhard, Bericht über die Durchführung, 5.

229 Vgl. ebd., 5.

müssen, was natürlich zur Erfassung weiterer Volkskreise unbedingt erforderlich gewesen wäre.“²³⁰

Aufschlussreich an dieser Passage ist, dass einerseits die vorgegebene KdF-Preispolitik die Frage nach der wirtschaftlichen Rentabilität einer Festspielaufführung rhetorisch wirken ließ. Andererseits wird deutlich, dass bei der Frage, wie das Festspiel auf das Publikum gewirkt haben mag, in Betracht gezogen werden muss, dass ein Festspiel, das im Vorverkauf mehrheitlich von KdF-Organisationen betrieben wurde, ein entsprechend selektives Publikum rekrutierte, welches sich eventuell emotionspolitisch leichter von der leistungsorientierten Selbstdarstellung einer affirmativen NS-Gefühlspolitik ergriffen ließ als ein Zufälliges.

Auch ohne das Mitwirken von KdF besuchten mehr als 300.000 Zuschauer*innen das Festspiel und rund „100 000 Volksgenossen“ die „Orfeo“-Aufführung. Der „spontane und herzliche Beifall“ gebe seinem Festspielkonzept grundsätzlich recht, schrieb der Regisseur selbstbewusst in seinem Bericht. Und auch „die Ausländer“ hätten sich im Rahmen der Aufführungen vom „künstlerischen Aufbauwillen im dritten Reich“ beeindruckt gezeigt, wie der Generalsekretär des Internationalen Kongresses für Bildungswesen in seinem Dankeschreiben an die Festspielleitung versichert hätte.²³¹

Die rigorose Drosselung des Ausgaben-Etats wenige Tage vor der Aufführung hätte, laut Niedecken-Gebhard, ein finanzielles Debakel verhindert. Darüber hinaus habe auch die Stadt Berlin Einnahmen aus der Nutzung der öffentlichen Verkehrsmittel, der umliegenden Gaststätten, den Verkäufen im Stadion, der Kostümfirmen und der Lieferanten generiert. Zudem betonte Niedecken-Gebhard die arbeitspolitische Bedeutung, welche die Berliner Sommerfestspiele als Arbeitsgeber während 3,5 Monaten für ein Personal hatten, welches ansonsten „grösstenteils“ auf „Arbeitslosenunterstützung“ angewiesen gewesen wäre „oder der Wohlfahrt der Stadt Berlin zur Last gefallen wäre.“²³² Darüber hinaus hätte das Sommerfestspiel während der Theatersommerpause rund 160 Tänzer*innen, 70 Ankleider*innen, 48 Bühnenarbeiter*innen und 300 erwerbslosen Schauspieler*innen, Artist*innen und Bürokräften ein Auskommen gesichert.²³³

Für die Zukunft zog Niedecken-Gebhard Bilanz und wünschte sich 1. ein Festspielthema, welches zwar „spielerisch“ angelegt sei, dennoch einen „heroischen Charakter“ miteinbringe und 2. ein Festspielprogramm, in welchem die

230 Ebd., 5.

231 Vgl. ebd., 6.

232 Vgl. ebd., 6f.

233 Vgl. ebd., 6f.

Aufführung im Stadion als Mittelpunkt einer gesamten Berliner Festspielwoche oder einer großen Rahmenveranstaltung stünde, wie es bei den Olympischen Spielen oder bei der Jubiläumsfeier 1937 der Fall gewesen war. Wenn diese Voraussetzungen gegeben seien, dann könne das Festspiel eine „weithinreichende Fremdenverkehrliche Werbung bedeuten, die Erfüllung einer kulturpolitischen Mission im Rahmen der Gesamtaufgabe der Reichshauptstadt erbringen.“²³⁴

„Warum aber kann ein Volk so schöne Feste feiern? Weil es vor sich und vor der Welt ein reines Gewissen hat, weil es Werke des Friedens zu verrichten gewillt ist, weil es die einigende Kraft seines Volkstums, die Unlösbarkeit und Unverletzlichkeit allen Fühlens und Denkens auch in seiner Feierabendgestaltung bestätigt findet. Und das ist der tiefere Sinn auch dieser festlichen, unterhaltsamen BERLINER SOMMERFESTSPIELE IM OLYMPIA STADION.“²³⁵

Wie diese „kulturpolitische Mission“ des Festspiels „des Friedens“ bei der Bevölkerung ambivalent rezipiert werden konnte, zeigt der folgende Witz über die Politik der nationalsozialistischen Gefühlkultur angesichts des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs und der damit einhergehenden wirtschaftlichen Not des „glücklichen Volk[s]“ im „Dritten Reich“:

„Ein Schwede kommt in Berlin in einen Kolonialwarenladen.
Haben Sie Butter? – Nein. – Eier? – Nein. – Kaffee, Tee,
Südfrüchte? – Nein. – Ja, was haben Sie denn überhaupt?
– Karten für die Vorstellung ‚Glückliches Volk‘ 1938.“²³⁶

16.6 Das ‚Landi-Glück‘: Leistungsschau an der Schweizer Landesausstellung 1939 und ihr offizielles Festspiel „Das eidgenössische Wettspiel“ von Edwin Arnet

Im vorliegenden Kapitel wird die Schweizerische Landesausstellung 1939 (LA oder „Landi“) in Zürich und deren offizielles Festspiel, „Das eidgenössische Wettspiel“ von Edwin Arnet (1901–1962), im Zentrum stehen. Für die Untersuchung wird auf Bild-, Film- und Textquellen zurückgegriffen, welche sich in den Beständen des Bundesarchivs in Bern, im Online-Archiv des Schweizer Fernsehens, im Stadtar-

²³⁴ Vgl. ebd., 7.

²³⁵ „Glückliches Volk“, Programmheft, [5].

²³⁶ Brandt 2013.

chiv Zürich und im Nachlass von Oskar Eberle der SAPA in Bern befinden.²³⁷ Die folgende Analyse erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielmehr will die historische Untersuchung an den bisherigen Forschungsstand zur Landesausstellung und zu dessen offiziellem Festspiel anknüpfen und diesen um eine transnationale Perspektive ergänzen. Das Erkenntnisinteresse liegt auf der Erforschung einer Wissensgeschichte über kulturelle Nationalismen und deren affirmativer Gefühlspolitik.²³⁸

Bundespräsident Philipp Etter veröffentlichte im April 1939 in der ersten Nummer der offiziellen Ausstellungszeitung der LA ein propagandistisches Schreiben, in welchem er die Landesausstellung als eine „geistige Mobilmachung“ definierte:

„Was heißt das: ‚geistige Mobilmachung‘?

Das heißt: Aufbruch der geistigen Kräfte zur Besinnung auf das geistige Antlitz unseres Landes, auf den Sinn unseres Staates, auf das Wesen unseres schweizerischen Volkstums. Aufbruch zur Besinnung auf die Quellen unserer Kraft und auf das Recht unserer Eigenart.

Die Landesausstellung 1939 wird sich nicht darauf beschränken, die wirtschaftlichen und technischen Leistungen unseres Landes zur Schau zu stellen. Sie wird ausholen zu einer lebendigen Kundgebung schweizerischer Geistesgemeinschaft und schweizerischen Kulturwillens. [...]

Ich hoffe, es werde gelingen, der schweizerischen Kunst und Wissenschaft, dem schweizerischen Schrifttum und allen Äußerungen schöpferischen Schweizer Willens an der Landesausstellung einen würdigen und weiten Platz einzuräumen. Dann werden wir sehen, wie organisch, wie selbstverständlich und ungezwungen die Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit des schweizerischen Kulturschaffens sich zu einer kraft- und eindrucksvollen Einheit zusammenfügt.

237 Materialien zur „Schweizerischen Landesausstellung 1939“ (Bestand J1.153) und zum offiziellen Festspiel (Bestand J.2.144) im Bundesarchiv Bern; Archiv des Schweizer Fernsehens (SRF), <https://www.srf.ch/sendungen/archiv>, 10.11.2020; Bestand zur „Schweizerischen Landesausstellung 1939“, (Bestand V.80: Entstehungskontext der LA und des Festspiels: Konzepte, Pläne, Entwürfe, Etat, Korrespondenzen, Festspielunterlagen [Konzepte, Manuskripte, Etat, Korrespondenzen, Regiebuch, 1925–1940 (V.80.23)], Pressematerial, Plakate, Fotografien), Stadtarchiv Zürich; Druckmaterialien zur LA, Nachlass Oskar Eberle (Signatur 110: „Dr. Eberle, Sonder-schriften, Pläne, Protokolle, Nicht Theatralia nur Allgemeines über LA“; Eberle PA [Presseartikel] Schweiz Zürich-Diverse: Zürich: Schweizerische Landesausstellung: Festspiel, Ausstellungstheater, Diverse; Eberle 129 PA Landi 1939: Eidgenössisches Wettspiel) SAPA Bern; Forschungsliteratur zum Festspiel der Landesausstellung, Bibliothek der SAPA Bern.

238 Zur Landesausstellung vgl. u. a. Tschudi 2000, Kohler und Moos 2002, Kreis 2010, Baumann 2012, Deblü 2015. Zum Festspiel „Das eidgenössische Wettspiel“ vgl. Kreis 1988, Naef 1988, Tschudi 1993, Tschudi 2000, Das Festspiel, 126–157. In: Stern 2000, 137–140.

Die Landesausstellung wird uns aufrufen zu geistigem Aufbruch, zu geistiger Selbstbesinnung und Selbstbehauptung. Sie wird uns zusammenführen zu einem großen gemeinsamen Erlebnis und zu freudiger Bejahung dessen, was uns zu gemeinsamer Verteidigung anvertraut ist: des großen schweizerischen Geistesleben, das es zu erhalten und zu mehren gilt!“²³⁹

Mit diesen Worten beschrieb der Bundespräsident den Sinn und Zweck der LA, die im Dienst einer „geistigen Mobilmachung“ stand und einen „geistigen Aufbruch“, eine nationale „Selbstbestimmung“ und eine „Selbstbehauptung“ propagierte. Eine besondere Funktion sah Etter in der emotionspolitischen Selbstdarstellung einer „schweizerische[n] Geistesgemeinschaft“ und eines „schweizerischen Kulturwillens“, welche sich insbesondere im Bereich der „schweizerische[n] Kunst und Wissenschaft“ präsentieren sollten.²⁴⁰

Die vorliegende Untersuchung geht von der These aus, dass die LA ein arbeits- und massenpsychologisches Propagandainstrument einer leistungsorientierten, selbstdisziplinarischen *und* kulturnationalistischen Festkultur war und als solche zur Untersuchung einer Politik von ‚Glückskulturen‘ wissenshistorisch analysiert werden kann. Die Funktion der LA als eine „geistige Mobilmachung“ der Schweizer Bevölkerung war Teil der affirmativen Gefühlspolitik der „geistigen Landesverteidigung“. Die LA gilt es historisch als emotionspolitische Reaktion auf das faschistische und nationalsozialistische Bedrohungs- und Krisenszenario vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs zu kontextualisieren.²⁴¹

Folgende Forschungsfragen liegen der Untersuchung zugrunde:

1. Welche Propagandainstrumente standen dem LA-Ausstellungskomitee zur Verfügung, um die emotionspolitische Wirkungsmacht ihres Schauplatzes einer Schweizer Arbeitsmoral im Kontext der „geistigen Landesverteidigung“ und des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 entfalten zu können?
2. An welche Nationalgefühle appellierte die affirmative Gefühlspolitik der LA am Beispiel des offiziellen Festspiels und welches emotionspolitische Ziel verfolgten die Theaterschaffenden im Kontext einer Schweizer Theaterpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ und einer theaterwissenschaftlichen Debatte über ein Schweizer Nationaltheater?

239 Philipp Etter, „Die Landesausstellung – eine geistige Mobilmachung. Philipp Etter. Bundespräsident“. In: Offizielle Ausstellungs-Zeitung. Die Schweizerische Landesausstellung 1939 in Zürich, 28. April 1939, Nr. 1., 2, Signatur: Fc 204, StArZH.

240 Vgl. ebd.

241 Vgl. Etter 1939, 2.

Der Aufbau des Kapitels orientiert sich an den oben genannten Forschungsfragen. Folglich ist im ersten Teil das Augenmerk auf die Ausstellung und im zweiten Teil auf das Festspiel gerichtet. Der Fokus der historischen Untersuchung liegt 1. auf dem emotionspolitischen Ausstellungskonzept, 2. auf der Festspiieldramatik Edwin Arnets und 3. auf der theaterwissenschaftlichen Festspieltheorie und theaterhistorischen Festspielgestaltung des Theaterwissenschaftlers und Regisseurs Oskar Eberle. Die Problemstellung der Untersuchung fokussiert im transnationalen Vergleich zur NS-Arbeitsmoral und Festkultur „Kraft durch Freude“ auf die leistungsorientierte Selbstdarstellung der Schweiz als ein *demokratischer* Nationalstaat und zugleich als eine *biologisch-kulturnationalistisch* konstruierte „Schweizer Geistesgemeinschaft“.²⁴²

Die LA wurde vom 6. Mai bis 29. Oktober 1939 am Zürcher Seebecken veranstaltet. Auf der rechten Seite wurde die „traditionelle“, auf der linken Seite die „moderne“ Schweiz dargestellt.²⁴³ Für die Planung formierte sich bereits im Februar 1936 eine Ausstellungskommission, deren Präsidentschaft Bundesrat Hermann Obrecht (1882–1940)²⁴⁴ übernahm. Das Organisationskomitee bildete den rechtlichen Träger der LA, an deren Spitze ihr Direktor, der Architekt Armin Meili (1892–1981)²⁴⁵, für die Verwaltung zuständig war. Die einzelnen Fachgebiete wurden in verschiedenen Komitees durch Vertreter*innen der jeweiligen Berufsbereiche repräsentiert.²⁴⁶

Drei Monate nach der Eröffnung der LA zählte die Ausstellung bereits 6 Millionen Eintritte. Die Einwohnerzahl der Schweiz lag damals bei 4 Millionen. Trotz Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 bilanzierte der Abschlussbericht Ende Oktober 1939 eine Gesamtzahl von 10,5 Millionen Eintritten bei einem Tagesdurchschnitt von 60.000 Personen. Das Organisationskomitee hatte insgesamt mit nur 3 bis 4 Millionen Besucher*innen gerechnet.²⁴⁷

Das Ausstellungskonzept sah vor, dass die LA innerhalb von 14 Themenschwerpunkten eine „möglichst lückenlose Wiedergabe aller Zweige schweizerischen Schaffens“ präsentierte, wie Direktor Meili im Ausstellungskatalog fest-

242 Vgl. Etter 1939, 2.

243 Vgl. „Das war die Landi – Ein Erinnerungsfilm an die Schweizerische Landesausstellung 1939 in Zürich“, 3:45–3:51, ausgestrahlt am 18. Juni 1989, SRF Archiv, <https://www.srf.ch/play/tv/archivperlen/video/landi-39-in-zuerich?id=bc00b7a7-7c7c-4638-ad0b-00a60cb44412>, 10.10.2020. Dieser Dokumentarfilm zeigt historisches Foto- und Filmmaterial.

244 Zur Person vgl. Lätt 2009.

245 Zur Person vgl. Hürlimann 2015.

246 Vgl. Stalder 2000, 87.

247 Vgl. E.G. Graf, Schlussbericht der Schweizerischen Landesausstellung 1939 Zürich an die Grosse Ausstellungskommission erstattet im Namen und Auftrag des Organisationskomitees, [1940], [Verlag nicht ermittelbar], 82, Signatur: Fc 202, StArZH.



Abb. 26: „Schweizerische Landesausstellung in Zürich. Eröffnung 6. Mai 1939“, Beilage zum Tagblatt der Stadt Zürich, 6. Mai 1939

hielt.²⁴⁸ Im Unterschied zu den vorangegangenen Landesausstellungen (1883 in Zürich, 1896 in Genf, 1914 in Bern)²⁴⁹ wurde die LA 1939 als emotionspolitischer Schauplatz eines „großen gemeinsamen Erlebnis[ses]“ entworfen.²⁵⁰ Die Ausstellung sollte nicht nur eine Rückschau auf die bisher geleisteten Erfolge der

²⁴⁸ Vgl. Meili 1939, 14.

²⁴⁹ Vgl. Kreis 2010.

²⁵⁰ Vgl. Philipp Etter, „Die Landesausstellung – eine geistige Mobilmachung. Philipp Etter. Bundespräsident“. In: Offizielle Ausstellungs-Zeitung. Die Schweizerische Landesausstellung 1939 in Zürich, 28. April 1939, Nr. 1., 2, Signatur: Fc 204, StArZ.

Schweizer Kantone in den Bereichen Politik, (Land-)Wirtschaft, Wissenschaft, Technik, Literatur, Theater, Musik, Tanz und Kunst in den vier Landessprachen (Deutsch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch) darstellen. Das Ziel war, die Schweizer Bevölkerung aus allen vier Sprachregionen „zur freudigen Bejahung“ gemeinsamer Werte- und Moralvorstellungen zusammenzuführen und durch deren Proklamation, Rezeption und Verbreitung eine kulturelationalistische Funktion zu erfüllen.²⁵¹ Die 14 Abteilungen der Hauptausstellung²⁵² sowie die Gesamtarchitektur der LA-Anlage wurden im Sinn einer affirmativen Gefühlspolitik konzipiert. Die LA sei eine „Dokumentation schweizerischer Zusammenarbeit und Zusammengehörigkeit“, bei der die ausstellenden Firmen in den Hintergrund träten, schrieb der Wirtschaftsjournalist und Verleger Eugen Theodor Rimli (1909–1973) begeistert.²⁵³ Es sollte der Eindruck entstehen, dass die „schweizerische[...] Arbeit“ eine „Gemeinsamkeitsleistung“ darstelle und dabei politische, soziale und konfessionelle Unterschiede und Ambivalenzen im imaginierten Konsens überwunden würden. In der hegemonialen Dominanzhaltung der christlichen, autoritär-rechtskonservativen und männlich-stereotypisierten Gefühlspolitik einer „geistigen Mobilmachung“, welche Bundespräsident Philipp Etter prominent vertrat, wurden gesellschaftspolitische *Ambivalenzen* der masenpsychologisch motivierten Schweizer Arbeitsmoral zugunsten einer emotionspolitischen Wahrung des ‚schönen Scheins‘ in der LA bevorzugt *verdrängt*, wie die Analyse zeigen wird.²⁵⁴

251 Vgl. Philipp Etter, „Die Landesausstellung – eine geistige Mobilmachung. Philipp Etter. Bundespräsident“. In: Offizielle Ausstellungs-Zeitung. Die Schweizerische Landesausstellung 1939 in Zürich, 28. April 1939, Nr. 1., 2, Signatur: Fc 204, StArZ.

252 Die Ausstellung wurde in 14 Abteilungen aufgeteilt: Abt. 1 „Heimat und Volk“ widmete sich den Themen „Gegebenheiten der Natur“ und „Das Ideengut unserer Volksgemeinschaft“, das Thema „Rohstoffe“ wurde in der Abt. 2 „Elektrizität“, Abt. 3 „Holz“, Abt. 4 „Die Schweiz, das Ferienland der Völker“, Abt. 5 „Landwirtschaft“ und Abt. 6 „Jagd, Fischerei, Vogelschutz“ behandelt. Auf „Verarbeitung und Verbrauch“ legten die Abt. 7 „Zubereiten und Essen“, Abt. 8 „Fabrik und Werkstatt“, Abt. 9 „Bauen und Wohnen“ und Abt. 10 „Kleider machen Leute“ ihren Fokus. Für die Darstellung der „Verteilung u. Vermittlung – Kultur des Geistes und des Körpers“ waren die Abt. 11 „Soll und Haben“, Abt. 12 „Verkehr und Transport“, Abt. 13 „Kraft und Gesundheit“ und Abt. 14 „Lernen und Wissen, Denken und Dichten“ zuständig.

253 „Die Namen der ausstellenden Firmen traten weit zurück und konnten meist nur auf kleinen Täfelchen gefunden werden; dadurch wurde der früher übliche messeartige Charakter schweizerischer Ausstellungen zum ersten Mal konsequent verlassen und dafür die gemeinsamen Hauptzüge der landeseigenen Produktion hervorgehoben.“ Rimli 1939a, 5.

254 Vgl. Rimli 1939a, 5.

„A happy nation‘ is the leitmotiv of the whole Exhibition“, hieß es in der englischen Ausstellungsbroschüre des LA-Pressediensts.²⁵⁵ Die ausländische Berichterstattung war voll des Lobes. „The Efficiency Magazine“ schrieb:

„Surely the Swiss people deserve a word of congratulation. At a time when all Europe is in a turmoil, they have gone ahead and organized one of the finest Business Exhibitions that Europe has ever seen. If every other democratic nation would do as much, we would soon pass out of the Trepidation Period into a Period of Progress and Prosperity.“²⁵⁶

Die transnational rezipierte Gefühlspolitik einer leistungsorientierten Schweizer Gefühlspolitik schien ihre Wirkung bei der demokratisch-liberalen Presse Großbritanniens nicht verfehlt zu haben.

Der Schweizer Volksmund sprach ebenfalls vom ‚Landi-Glück‘, welches die Bevölkerung beim erlebnis- und emotionsreichen Besuch der Landesausstellung empfunden hätte, sei es bei der Zurschaustellung einer kollektiven Schweizer Arbeitsleistung in den verschiedenen Ausstellungsbereichen und Attraktionen²⁵⁷ oder während einer der zahlreichen kulturellen Veranstaltungen²⁵⁸, wie dem offiziellen Festspiel. Mag man den vielfältigen Zeitzeugenberichten²⁵⁹, die nicht nur gezielt vom LA-Pressedienst zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung publiziert, sondern auch in verschiedenen, insbesondere bürgerlichen Zeitungen und Zeitschriften²⁶⁰ abgedruckt wurden, Glauben schenken, erlebte derjenige Bevöl-

255 Vgl. R.A. Langford, „British appreciation of the Swiss National Exhibition“. In: Swiss National Exhibition Zurich 1939, 1939, Zürich: Freiz Bros., [7] [Ausstellungsbroschüre], Nachlass Eberle, 110 Landi, SAPA.

256 Pressestimme zit. nach A. Langford, „British appreciation of the Swiss National Exhibition“. In: Swiss National Exhibition Zurich 1939, 1939, Zürich: Freiz Bros. [2], [Ausstellungsbroschüre], Nachlass Eberle, 110 Landi, SAPA. „The Observer“ schrieb: „The Exhibition shows that the country is much more than the playground of Europe and a producer of cheese and condensed milk. Visitors to Zurich will realise the cultural and industrial importance of Switzerland, and also the unity of the people, in spite of their four different languages.“ Der britische Pressespiegel umfasste „The Observer“, „Daily Mail“, „Womens’ Wear News“, „Birmingham Mail“, „The Efficiency Magazine“, „News Chronicle“, „Glasgow Herald“ und „Yorkshire Post“.

257 Festumzug zur Eröffnung, Schwebebahn von 900 Metern, Wasserbahnfahrt („Schifflibach“), „Landi-Dörfli“, „Lueg ins Land“-Krahn, „Landi-Schwinget“, Seenachtfest am 23. August 1939.

258 Theateraufführungen im „Landi-Theater“, Festspiele, Konzerte, Figurentheater, Trachtenfest, Modeschauen im „Modetheater“ mit musikalischer, tänzerischer und gesanglicher Darbietung.

259 Zu einer akustischen Geschichtsschreibung der LA vgl. Baumann 2012.

260 U.a. „Schweizer Illustrierte“ (z.B. Nr. 19., 10.05.1939 [Sondernummer]; Nr. 24, 14.06.1939; Nr. 30, 16.07.1939; Nr. 34, 24.08.1939) und die sechs Sondernummern der „Zürcher Illustrierte“ über den Ausstellungsbau (Nr. 19, 12.05.1939), die Mode (Nr. 23, 09.06.1939), die Ausstellung und

kerungsteil, der sich eine Fahrt nach Zürich und den Tageseintritt leisten konnte und wollte²⁶¹, einen erlebnisreichen Tag voller Glücksgefühle. Die Bäuerin S. B. aus Dürrenast bei Thun äußerte mit Bedauern:

„Warum ich nicht an die Landi gehe? – Nun, das ist schnell gesagt, eine Schar Kinder, ein Haus und ein Garten, die bestellt sein müssen. Jetzt kommt die Beerenzeit, da gibt es doppelt Arbeit. Mein Mann und die beiden älteren Kinder werden diese Ferien dazu benützen, um an die Landi zu fahren mit dem Fahrrad. Dann werde ich an den Berichten der drei meine helle Freude haben können und die Landi so miterleben, als ob ich selbst dort gewesen wäre. Ich weiß das schon zum voraus und freu mich so auf die Landi.“²⁶²

Nach dem Grund dieser emotionalen Wirkungsmacht, welche der ‚Landi-Geist‘ bei vielen Schweizer*innen entfalten konnte, fragte schon der Wirtschaftsjournalist Rimli:

„Landi‘ – wie rasch ist das ein Begriff geworden! Viele konnten es kaum fassen, daß ihre Tore wieder geschlossen wurden und wenn es auf die regelrechte Liebe, die überall für sie empfunden wurde, angekommen wäre, so hätte die Landi noch ein zweites und drittes Jahr weitergeführt und immer wieder mit Millionenbesuch rechnen können. Wenn man aber jemanden fragte, warum er denn der Landesausstellung 1939 eine solche Zuneigung entgegenbringe, so bekam man eigentlich nirgends eine richtige Antwort. Das Volk fühlte sich einfach rein gefühlsmäßig zur Landi hingezogen, so wie die erwachende Liebe zweier junger Menschen nicht äußerlicher Schönheit oder verstandesmäßiger Ueberlegungen, sondern der Ahnung einer glückhaften großen Unbekannten entspringt. Dieses Glücksgefühl zaubert dann die Wunschträume und Ideale hervor, als deren Symbol der andere Teil erscheint.“²⁶³

Die folgende Untersuchung wird sich unter dem Aspekt einer Politik der ‚Glückskulturen‘ mit folgender Frage befassen: Welche autosuggestiven „Wunschträume und Ideale“ sorgten beim Publikum für Glücksgefühle, die als symbolträchtige „Ahnung einer glückhaften großen Unbekannten“ durch die

das „Landi Dörfli“ (Nr. 27, 07.07.1939), Trachtenfest (Nr. 38, 22.09. 1939), Jugend (Nr. 34, 04.08. 1939) und Technologie (Nr. 41, 13.10.1939).

261 Die Zürcher Illustrierte veröffentlichte eine kritische Fotoreportage mit Blick auf diejenigen Schweizer*innen, welche sich der „allgemein[n] Landesausstellungs-Begeisterung“ in erster Linie aus finanziellen Gründen nicht anschließen konnten, zum Beispiele Bäuer*innen, ausgerechnet jener symbolträchtige Berufszweig, der an der Landi idealisiert wurde. Vgl. „Was heet er gseet, Landesustellung?“ Bilder und Worte von solchen, die nicht kommen dürfen, können oder wollen!“ In: Zürcher Illustrierte, Nr. 28, 1939, S. 1196f., VII.80.50a, StArZ.

262 „Was heet er gseet, Landesustellung?“ Bilder und Worte von solchen, die nicht kommen dürfen, können oder wollen!“. In: Zürcher Illustrierte, Nr. 28, 1939, S. 1196 f., VII.80.50a, StArZ.

263 Rimli 1939a, 5.

Selbstdarstellung der LA eine emotionspolitische Wiedererkennung im Publikum auslösen konnten?

Die erste Abteilung des Ausstellungsteils an der Schweizerischen Landesausstellung von 1939 trug den Titel „Heimat und Volk“ und führte entlang der sogenannten „Höhenstrasse“ (Abb. 27). Das erziehungspolitisch-propagandistische Ausstellungskonzept sah vor, dass im ersten Ausstellungsteil den Besucher*innen als Auftakt zur „Höhenstrasse“ das „Ideengut unserer Volksgemeinschaft“ erklärt werde. Dieser Bereich war unter Leitung des Präsidenten des Ausstellungskomitees, Meinard Lienert, Direktor der Schweizerischen Zentrale für Handelsförderung, in acht Themengebiete unterteilt worden: „Unser Land“, „Unser Volk“, „Soziale Arbeit“, „Lebendiger Bund“, „Wehrwille“, „Arbeit und Wirtschaft“, „Ehrung“ und „Gelöbnis“ (Abb. 27).²⁶⁴

Bevor die Besucher*innen den Ausstellungsbereich betreten konnten, führte ihr Weg durch ein hohes Eingangstor mit der Aufschrift „Ewiger Bund“. Oberhalb des Tors schwebte eine überlebensgroße weibliche Plastik im Stil der Neuen Sachlichkeit, die – in Anlehnung an die Allegorie der Glücksgöttin Fortuna – den programmatischen Werktitel „Glückliche Zukunft“ (Abb. 28)²⁶⁵ trug.

Im Interesse Ethers emotionspolitischer Propagandabotschaft („Die Landesausstellung – eine geistige Mobilmachung“) sollten die Besucher*innen den „Geist der Landi“ nicht nur auf *schriftlichen* Texttafeln erfahren.²⁶⁶ Das Ausstellungskomitee setzte auf eine audiovisuelle Wissensvermittlung, die möglichst alle Sinne ansprach. Auffallende Typografien (von Handschriften über erste Druckschriften bis zum zeitgenössischen Stil der Neuen Sachlichkeit) auf Bannern, Plakaten und Stoffstücken gedruckt, soziologische, geografische und wirtschaftliche Statistiken und Grafiken in Verbindung mit leicht verständlichen Ikonografien und illustrativen Wandbildern verkleideten die Innen- und Außenfassaden der Ausstellungsgebäude. Hörstationen, historische Museumsobjekte und dreidimensionale Großraumplastiken als geschichtsträchtige Ikonografien ergänzten das multimediale Ausstellungserlebnis. Indem die Kurator*innen verstärkt auf den Einsatz von Bild- und Tonvermittlung setzten, konnte die erzie-

²⁶⁴ Vgl. Aufbau Abt. I „Heimat und Volk“. In: Schweizerische Landesausstellung 1939 Zürich. Katalog: Offizieller Führer mit Ausstellerverzeichnis und Orientierungsplan, Zofingen: Ringier, 29.

²⁶⁵ Vgl. Schweizerische Landesausstellung 1939 Zürich, Hrsg. 1940. Die Schweiz im Spiegel der Landesausstellung 1939, Bd.1, Zürich: Atlantis, 60, Signatur: FS 201:1, StArZ. Werkangaben: „Glückliche Zukunft“, Walter Knecht, Eingang Höhenweg. Vgl. ebd., 9.

²⁶⁶ Vgl. Philipp Etter, „Die Landesausstellung – eine geistige Mobilmachung. Philipp Etter. Bundespräsident“. In: Offizielle Ausstellungs-Zeitung. Die Schweizerische Landesausstellung 1939 in Zürich, 28. April 1939, Nr. 1., 2, Signatur: Fc 204, StArZH.

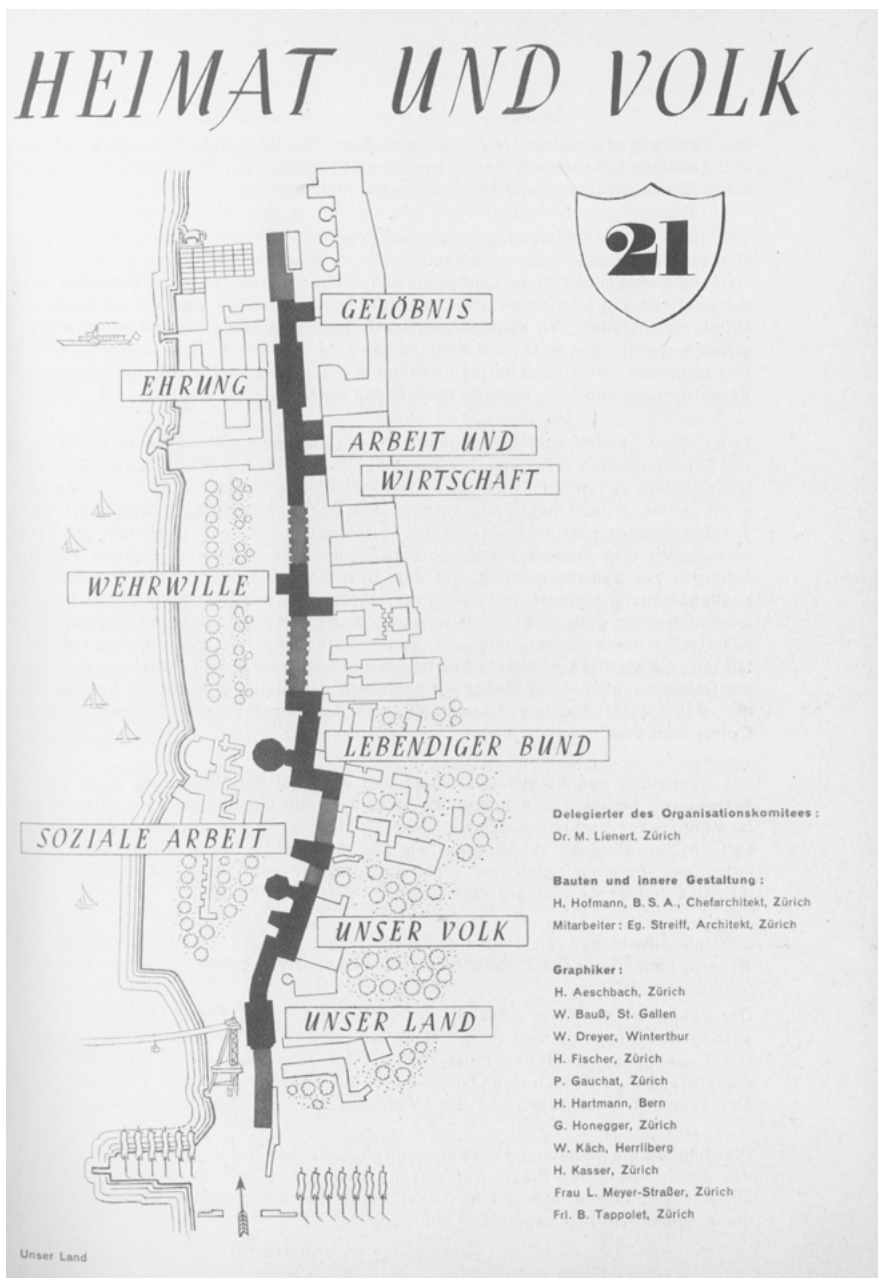


Abb. 27: Übersichtsplan des ersten Ausstellungsteils „Heimat und Volk“, Schweizerische Landesausstellung (LA), Zürich, 1939



Abb. 28: „Das Schweizervolk drängt sich zum Höhenweg seiner Landesausstellung“, [Originaler Fototext], [Eingangstor der „Höhenstrasse“ mit schwebender Figur „Glückliche Zukunft“ von Walter Knecht], LA, Zürich, 1939

hungspolitische Sendung des ‚Ländi-Geists‘ die gewünschte *emotionspolitische* Wirkungsmacht bei den Besucher*innen entfalten.

Im Ausstellungsbereich „Unser Volk“ wurden biologistische, charakterologische und „völkerpsychologische“ Eigenschaften der „schweizerische[n] Menschen“ dargestellt, welche, gemäß dem Ausstellungstext, trotz unterschiedlicher Herkunft, Sprache und christlicher (!) Konfessionen eine Nation bilden würden: „Sie sind nicht aus einem Holz geschnitzt, aber vom gleichen Geiste beseelt“ (Abb. 29).²⁶⁷ Die gesellschaftspolitischen Auswirkungen des „Ideenguts unserer Volksgemeinschaft“ wurden am Beispiel verschiedener Lebensgebiete („Schwei-

²⁶⁷ Vgl. Mojonier 1939a, 39.



Abb. 29: „Sie [Schweizer] sind nicht aus dem gleichen Holz geschnitzt, aber vom gleichen Geiste beseelt“, Abt. I „Heimat und Volk“, LA, Zürich, 1939

zer Familie“, Verbände, Vereine, Sport, Soziale Arbeit, Kirche) illustriert.²⁶⁸ Von den biologistischen Ansätzen abgesehen, unterschied sich das LA-Ausstellungskonzept über eine „glückliche Zukunft“ des stereotypisierten Schweizer Volkes vom „rassenhygienisch“ konzipierten Ausstellungskonzept einer *homogenen, gleichsprachigen*, „arischen Volksgemeinschaft“, wie sie zur selben Zeit in NS-Deutschland propagiert wurde (Kap. 14.2).

Im transnationalen Vergleich stellte die LA dennoch ein ähnlich leistungsorientiertes Glückswissen zur Schau, das – wie in NS-Deutschland – auf den Erkenntnissen der Arbeitspsychologie basierte. Beispiele dafür sind die arbeitspsychologische Selbstdarstellung einer selbstdisziplinarischen Persönlichkeits- und leistungsorientierten Körperkultur im Sport, im biopolitischen Kult um eine

²⁶⁸ Vgl. E.G. Graf, Schlussbericht der Schweizerischen Landesausstellung 1939 Zürich an die Grosse Ausstellungskommission erstattet im Namen und Auftrag des Organisationskomitees, [1940], [Verlag nicht ermittelbar], 20, Signatur: Fc 202, StArZH.

idealisierte Schweizer Jugend („Gesunde Jugend – Gesundes Volk“) und im geschlechterstereotypisierten, moralisierenden Schweizer Mütterglück („Gute Hausfrauen – Reiches Volk!“).²⁶⁹

Auf die stereotypisierte Schweizerfrau und ihren Beitrag zur Gemeinschaftsleistung ging die Ausstellung in einer Sondersektion ein. Die rechtliche und folglich berufliche Emanzipation der Frau, beispielweise im Bereich „Wissenschaft und Kunst“, wurde in der Ausstellung zwar benannt, aber im Sinne der christlich-rechtskonservativen Familienpolitik der „geistigen Landesverteidigung“ erst zögerlich befürwortet.²⁷⁰ So wird der Schweizer Frauentypus und ihr gesellschaftliches Wirken im offiziellen Ausstellungsführer nach wie vor im Sinne einer Kontinuitätstreuen, christlich-geschlechterstereotypisierten Schweizer Familienhierarchie beschrieben, wie schon in Hoppellers Frauenratgeber gesehen (Kap. 14.5):

„Das Wirken der Frauen wird im Leben des Volkes oft zu wenig gewürdigt. [...] Als Mitarbeiterin ihres Mannes, als Hüterin des Herdes, als Erzieherin der Kinder, opfert sie sich auf für ihre Angehörigen und leistet damit im Verborgenen wertvollste Arbeit für die Gesamtheit.“²⁷¹

Diese exemplarischen Ausstellungsbeiträge zeigen eine transnationale Kontinuität einer *ambivalenten* Wissenszirkulation von arbeitspsychologischem und biologistischem Glückswissen zwischen der Schweiz und NS-Deutschland auf, wie sie beispielsweise auch in der Ausstellung „Gesundes Leben. Frohes Schaffen“ thematisiert wurde, die vom 24. September bis 6. November 1938 im Berliner Funkturm präsentiert worden war (Kap. 14.2).²⁷² Die LA zeigte in diesem Ausstellungsbereich ihre nationalistisch-biologistische Vorstellung einer geschlechterstereotypisierten Schweizer Heirats- und Geburtenpolitik (Abb. 30)²⁷³, die wiederum – im Unterschied zu NS-Deutschland – eine ausländische Eheschließung mit einer Angehörigen des „Dritten Reiches“ aus einer hegemonial-männ-

²⁶⁹ Vgl. Mojonnier 1939a, 44, 46.

²⁷⁰ Auf die Forderung nach dem Schweizer Frauenstimmrecht wurde in der Ausstellung mit einem wirtschaftspolitischen Argument Bezug genommen: Mit einer eigenen Wählerstimme könnten sich die Schweizer*innen als Folge verstärkt in die Arbeitswelt einbringen, was wiederum für den Staat mehr Steuereinnahmen bedeuten könnte. Vgl. Mojonnier 1939a, 43.

²⁷¹ Schweizerische Landesausstellung 1939 Zürich. Katalog: Offizieller Führer mit Ausstellerverzeichnis und Orientierungsplan, Zofingen: Ringier, 35.

²⁷² Vgl. Ausstellungsführer zur Ausstellung „Gesundes Leben – Frohes Schaffen“. Hg. v. „Gemeinnützige Berliner Ausstellungs-, Messe- und Fremdenverkehrs GmbH, Berlin 1938, Signatur: Do2 96/3852, Deutsches Historisches Museum, Berlin.

²⁷³ Vgl. Mojonnier 1939a, 40.

lichen Perspektive nicht ausschloss. Zur Erklärung verwendete Arthur Mojonier in der Publikation „Das goldene Bruch der LA 1939“ ein problematisch rassistisches Vokabular, welches die „Verbreitung der neuen Blutzufuhr“ als geburtenpolitischen Nebeneffekt befürwortete:

„Jeder achte Schweizer heiratet eine Ausländerin! So unerfreulich das für die ‚achte Schweizerin‘ sein mag, so zeugt die stete vollständige Verarbeitung der neuen Blutzufuhr mit unseren hergebrachten Wesen doch für die Gesundheit und Gegenwarts kraft des Schweizerischen Geistes.“²⁷⁴

Im Dokumentarfilm des Schweizer Fernsehens „Das war die Landi – Ein Erinnerungsfilm an die Schweizerische Landesausstellung 1939 in Zürich“, der am 18. Juni 1989 ausgestrahlt wurde, kommentiert die Erzählerstimme mit pathetisch-patriotistischem Unterton die historischen Film-, Bild- und Tonaufnahmen der LA. Der letzte Raum mit dem prosaischen Titel „Gelöbnis“ wird den Fernsehschauer*innen im historischen Kontext der „geistigen Landesverteidigung“ erklärt:

„Der Patriotismus schlug hohe Wellen. Doch man hüte sich darüber zu lächeln. Dieser Patriotismus war damals von staats erhaltender Notwendigkeit. Hier in diesem Raum stand das berühmte Denkmal vom Wehrmann, der seinen Waffenrock anzieht. Was der einfache Soldat beim Betrachten dieser Skulptur wohl dachte? In dieser Halle ging es besonders feierlich zu. Ohne Geheiss, ganz spontan, zogen die Männer ihre Hüte, vor der Skulptur der vier Landesteile über denen ein Genius schwebte.“²⁷⁵

Der Raum „Gelöbnis“ verwies auf den am Eingangstor bekundeten ewigen Bund, der die Grundlage des Ideenguts der ‚Schweizer Volksgemeinschaft‘ symbolisierte und diese imaginierte „Geistesgemeinschaft“ (Etter) in eine „glückliche“ Zukunft führen würde. Das „Gelöbnis“ war im Kontext der „geistigen Landesverteidigung“ nicht allein dem mythenumwobenen Schwur der drei Eidgenossen von 1291 gewidmet, sondern es wurde als ein militärisches Treuegelöbnis gegenüber der Schweizer Armee und deren Oberbefehlshaber, General Henri Guisan (1874–1960), verstanden.

²⁷⁴ Mojonier 1939a, 40.

²⁷⁵ „Das war die Landi – Ein Erinnerungsfilm an die Schweizerische Landesausstellung 1939 in Zürich“ ausgestrahlt am 18. Juni 1989, 20:00–21:50, SRF Archiv, <https://www.srf.ch/play/tv/archiv-perlen/video/landi-39-in-zuerich?id=bc00b7a7-7c7c-4638-ad0b-00a60cb44412>, 10.10.2020.

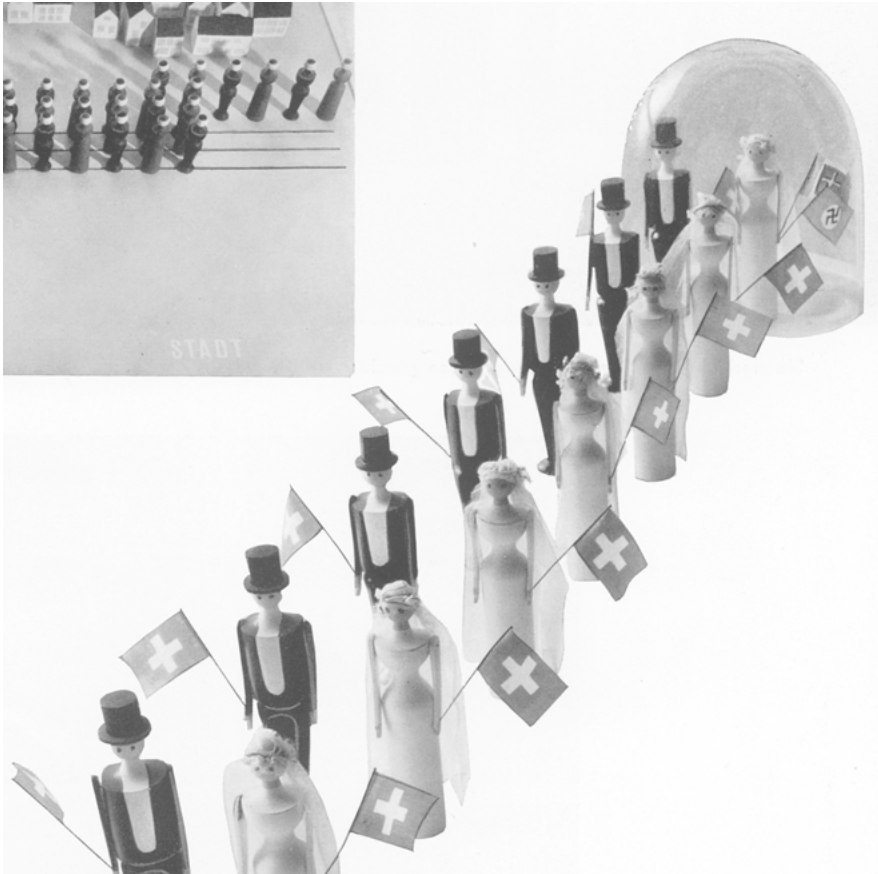


Abb. 30: „Verbreitung der neuen Blutzufuhr“: [Schweizer Heiratspolitik an der LA: Eine Braut hält die Hakenkreuz-Flagge des NS-Regimes], [Auszug aus originalem Fototext], Abt. I „Heimat und Volk“, LA 1939 Zürich

Die Skulptur der Schweizer „Wehrbereitschaft“ von Hans Brandenberger (Abb. 31)²⁷⁶ symbolisiert die selbstdisziplinarische Opferbereitschaft eines

²⁷⁶ Die Bildunterschrift zu dieser Illustration in „Das goldene Buch der LA 1939“ lautet: „Hätte dieser Geist und diese Bereitschaft nicht seit jeher in unserem Volke bestanden, so wäre die Eidgenossenschaft weder entstanden noch erhalten geblieben. Die Wehrpflicht jedes Bürgers ist in der Schweiz keine Erfindung der Neuzeit, sondern 650jährige Tradition, so dass die Pflicht fast mehr als ein selbstverständliches Recht aufgefasst wird. Wenn das Vaterland ruft, legt der Schweizer das bürgerliche Kleid weg und zieht den Waffenrock an. Hans Brandenbergers ‚Wehrbereitschaft‘ gibt diese Wandlung vom friedlichen zum kampfbereiten Bürger plastisch wieder.“

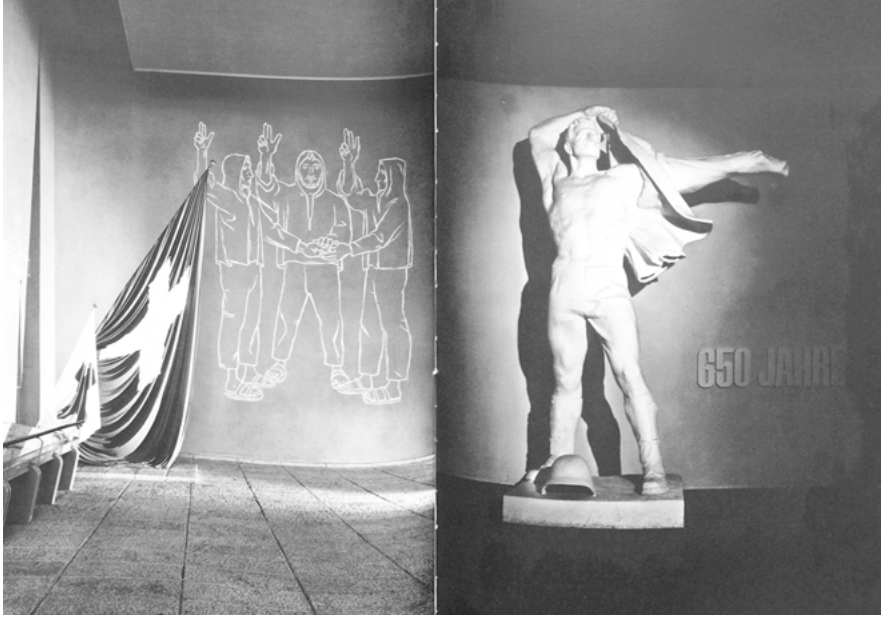


Abb. 31: [Ikone der Schweizer „Wehrbereitschaft“]: Hans Brandenberger (Bildhauer): „Wehrbereitschaft“, 1939. [Im Hintergrund: Der „Rütli Schwur“, die Gründungslegende der Alten Eidgenossenschaft symbolisiert durch den Schwur der drei Eidgenossen (Uri, Schwyz und Unterwalden) 1291, sich gegen die Habsburgische Fremdherrschaft zur Wehr zu setzen], Halle „Gelöbnis“, Abt. I „Heimat und Volk“, LA, Zürich, 1939

Schweizer *Bürgers*, der im Kriegsfall seine Zivilbekleidung ablegen und den „Waffenrock“ anziehen würde. Als *Soldat* würde er die Schweizer Werte des ewigen Bunds der Schweizer „Geistesgemeinschaft“ beschützen und damit nicht nur die nationale Freiheit seines Landes, sondern auch seine *eigene Freiheit als demokratischer Bürger* verteidigen. In diesem Sinne lautete das „Gelöbnis“ der Politik einer Schweizer Gefühlskultur, das im letzten Ausstellungsraum „Heimat und Volk“ von einer pseudoreligiösen Schweizer *Glaubensgemeinschaft* beschworen wurde, wie folgt:

„Rufst du mein Vaterland?
Sieh' Uns mit Herz und Hand

Die Wappen der drei Urkantone mahnen stolz an das kostbarste Erbe der Vergangenheit: unsere Freiheit. Und jeder fühlt, dass Rütli, Morgarten und Sempach sich tief in unsere Herzen eingegraben haben und in der Stunde der Gefahr ebenso opferfreudig Nachfahren finden werden. Wir sind bereit!“ Vgl. Mojonnier 1939b, 66.

All' dir geweiht!
Heil dir, Helvetia! [...]

Da wo der Alpenkreis
Dich nicht zu schützen weiß,
- Wall dir von Gott! -
Steh'n wir den Felsen gleich,
Nie vor Gefahren bleich,
Froh noch im Todesstreich,
Schmerz uns ein Spott.

Frei und auf ewig frei,
Ruf' unser Feldgeschrei,
Hall' unser Herz!
Frei lebt, wer sterben kann,
Frei, wer die Heldenbahn,
Steigt als ein Tell hinan,
Nie hinterwärts!

Doch wo der Friede lacht
Nach der empörten Schlacht
Drangvollem Spiel,
O da, viel schöner, trau'n.
Fern von der Waffen Grau'n,
Heimat, dein Glück zu bau'n,
Winkt uns das Ziel!²⁷⁷

„Froh noch im Todesstreich“ sollte die autosuggestive Emotionalisierung und „opferfreudige“ Bejahung des Schweizer Werte- und Machtsystems die leistungsorientierte Mobilisierung als selbstdisziplinarischen Dienst am „Vaterland“ legitimieren. „Tell“, die transnationale Mythenfigur eines Freiheitskämpfers, war das emotionspolitische Sinnbild der LA für einen männlich-stereotypisierten Schweizer „Wehrmann“ im Sinne einer affirmativen Gefühlspolitik im Kontext der „geistigen Mobilmachung“.²⁷⁸ Zukunftsweisend für diese affirmative Gefühlspolitik war ein ideologisch, biologistisch *und* kulturel nationalistisch konstruiertes Zusammengehörigkeitsgefühl einer „völkerpsychologischen“ Einheit in der kulturellen Vielfalt. In christlicher Analogie beruft sich diese imaginierte „Geistesgemeinschaft“ in Krisen-, Kriegs- und Friedenszeiten auf einen „ewigen Bund“, der die Nation auf der Grundlage ihrer arbeitsmoralischen Lebensführung in

²⁷⁷ „Gelöbnis“ neben gleichnamiger Plastik im letzten Raum der Abt. 1 „Heimat und Volk“, beim Ausgang aus der Höhenstrasse. Vgl. Mojonnier 1939b, 96.

²⁷⁸ Zu Tell s. Kap. 16.2.

selbstbestimmter „Freiheit“ zusammenhalten würde und in eine utopische, „glückliche“ Zukunft führen könne.

Vor diesem Hintergrund machte Bundespräsident Etter nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs eine gewagte Zeitdiagnose: Die Schweiz befände sich gegenwärtig „mitten im Kraftfeld der großen europäischen Entscheidung“, die er als eine „Glückliche Gefahr“²⁷⁹ bezeichnete.²⁸⁰ „Glücklich deshalb, weil sie uns wieder zur Besinnung auf die Werte unseres Landes zwang und die Flamme der Opferbereitschaft für das Vaterland in einem an die besten Zeiten unserer Geschichte erinnernden Maße entfachte.“²⁸¹ Etter deutete die Krisen- und Kriegssituation als „glückliche Gefahr“ für die Schweiz, in der sich der demokratische Nationalstaat und dessen Bevölkerung auf ihre historisch *gemeinsam* imaginierten Werte- und Moralvorstellungen und auf ein biologistisches Zusammengehörigkeitsgefühl besinnen müsse, um während und nach der Krise als „Geistesgemeinschaft“ emotionspolitisch vereint auftreten und den „glücklichen“ Wiederaufbau leistungsorientiert tätigen zu können. In einer Publikation über die emotionspolitische Bedeutung der „Höhenstraße“ im Kontext der internationalen Kriegsbedrohung hieß es im Rückblick:

„Eine solche Zeit verlangte geradezu, daß man dem Volke seine Höhenstraße erschloß, auf der es zusammenfassend all das sehen, erleben und schätzen konnte, was ihm als Einzelercheinung bereits als ein besonderer Vorzug seiner Heimat zum Bewußtsein gekommen war.“²⁸²

Das „Gelöbnis“ einer Schweizer Gefühlspolitik im „ewigen Bund“ war eine historische Referenz auf den mythischen Bund der alten Eidgenossenschaft, die sich gegen ideologische und militärische „Eindringlinge“ aus dem Ausland zur Wehr gesetzt hätte. Das „Gelöbnis“ stand im Rahmen der LA, wie schon 1291, in einem transnationalen Spannungsfeld: *innenpolitisch* gegenüber Sympathisant*innen der Gefühlspolitik der NS-Arbeitsmoral, *außenpolitisch* gegenüber der militärischen Überlegenheit der „deutschen Wehrmacht“. Umso mehr war es Etter im Sinn einer „geistigen Mobilmachung“ ein Anliegen, im Rahmen einer affirmativen Gefühlspolitik der Bevölkerung die Hoffnung zu vermitteln, dass die Schweizer Heimat nach dem Krieg (eine Invasion war zu diesem Zeitpunkt nicht auszuschließen) gemeinsam auf der Grundlage schweizerischer Werte wiederaufgebaut

279 Etter zit. nach Rimli 1939b, 5.

280 Vgl. Rimli 1939b, 5.

281 Vgl. ebd.

282 Ebd.

werden könne und die „Geistesgemeinschaft“ nach aller Entbehrung (wieder) ein kollektives „Glück“ finden würde. Dieses „Gelöbnis“ ist in der gleichnamigen Skulptur von Luc Jäggi (Abb. 32)²⁸³ in der Vereinigung der vier Sprachregionen, die von einem übernatürlichen Schutzgeist begleitet werden, symbolisiert.

Viele Besucher*innen der LA verstanden die emotionspolitische, nationale Sendung der Skulptur. Dies dokumentieren auch die historischen Filmaufnahmen jener Männer, die vor der Skulptur ehrfürchtig ihren Hut zogen. Diese Schweizer erkannten sich in der Darstellung des „ewigen Bundes“ und dessen „Gelöbnisses“



Abb. 32: [„Gelöbnis“ zur Wehrbereitschaft]: Luc Jäggi (Bildhauer): „Gelöbnis“, 1939, Inschrift: „Rufst Du, mein Vaterland“ in allen vier Landessprachen, Halle „Gelöbnis“, Abt. I „Heimat und Volk“, am Ende der Höhenstrasse, LA, Zürich, 1939

283 Bilder aus der Schweizerischen Landesausstellung Zürich 1939. Sonderdruck der Zeitschrift „Werk“. Schweiz. Monatsschrift für Architektur, Freie Kunst, Angewandte Kunst. In: Das Werk, Jg. 26, H. 5–6, 1939, Zürich: Gebr. Fretz, 41.

wieder. Ihre Zustimmung zum propagierten Schweizer Moral- und Wertesystem im Rahmen der affirmativen Gefühlspolitik der „geistigen Landesverteidigung“ (*top down*) demonstrierten die emotional mobilisierten Besucher spontan in ihrer Geste einer emotionspolitischen Körperpraktik (*bottom up*). Der ästhetische Erlebnisraum der Landesausstellung bot den angemessenen Schauplatz für die *aktive* Selbstdarstellung eines propagierten Glückswissens.

Der Ausstellungsbereich der Abt. I „Heimat und Volk“ mit seiner „Höhens- trasse“ und seinen Ausstellungsräumen zu Themen wie „Volk“ und „Gelöbnis“ wurde als eine multimediale Wissensvermittlung konzipiert und als erziehungs- und emotionspolitisches Propagandamittel massenpsychologisch eingesetzt. Das Ziel war, eine gemeinschaftsstiftende Gefühlspolitik bei den Besucher*innen auszulösen und sie im Sinne einer „geistigen Mobilmachung“ zwar für einen (militärisch eher aussichtslosen) Kriegseinsatz zu aktivieren, jedoch mit dem emotionspolitischen Versprechen zu vertrösten, dass die Schweiz am Ende zu- mindest die moralischen ‚Sieger‘ einer „glücklicheren“ Zukunft werden würden, wie es sie die Geschichte der Eidgenossenschaft in der Propagandausstellung „Heimat und Volk“ lehrte.

Folgende Erkenntnisse lassen sich an dieser Stelle zusammenfassen: Das Ziel der LA war es, die Selbstdarstellung einer „glücklichen“ Schweizer Arbeitswelt im Kontext der antifaschistischen und antinationalsozialistischen Abgrenzungs- und Distinktionsstrategie der „geistigen Landesverteidigung“ zu demonstrieren. Das Ausstellungskonzept der „Höhenstraße“ der Abt. I „Heimat und Volk“ zielte 1. auf eine leistungsorientierte Selbstdarstellung, 2. auf eine ideologische Anweisung zur autosuggestiven Emotionalisierung und Wiedererkennung in wissenshistorischer Kontinuität zur individualisierten Selbstoptimierungskultur der transnational rezipierten Erfolgs- und Glücksratgeber, 3. zur selbstdisziplinarischen Erziehung und 4. zur gemeinschaftsstiftenden Mobilisierung der Bevölkerung.

Die konstruierte Erlebniswelt der „Landi“, wie die Ausstellung verniedlichend im Volksmund genannt wurde, sollte, in wissenshistorischer Kontinuität zu Eberles theaterwissenschaftlicher Festspieltheorie einer Schweizer Volkstheaterkultur, in der architektonischen Form einer kultischen Feierstätte die Besucher*innen emotionspolitisch mobilisieren.²⁸⁴ Auf welche Weise? Die *interaktiv* gestaltete Ausstellung der LA als Propagandainstrument einer affirmativen Gefühlspolitik sollte die Besucher*innen, im Unterschied zu einer passiven Hörerschaft einer politischen Festrede, *emotionalisieren*.

Die Fotoreportage in der „Schweizer Illustrierten“ „Jeder genießt die Landesausstellung auf seine Weise“ vom 24. Juni 1939 veranschaulicht (Abb. 33), mit

²⁸⁴ Mehr dazu im Verlauf dieses Kapitels.

welchen emotionspolitischen Propagandamitteln das Ausstellungskomitee darauf abzielte, dass möglichst alle Altersgruppen gesellschafts-, sprachen- und geschlechterübergreifend im Sinne eines imaginierten Zusammengehörigkeitsgefühls und als Symbol einer kollektiven Schweizer Arbeits-, Leistungs- und „Geistesgesellschaft“ an den unterschiedlichen Partizipationsmöglichkeiten der LA teilnehmen konnten. Die Reportage zählt spielerische Aktivitäten auf, wie zum Beispiel die Wissensvermittlung für Fachleute²⁸⁵ und solche, die es einmal werden wollten.²⁸⁶



Abb. 33: [Emotionspolitische Aktivierung der LA-Besucher*innen]: „Jeder genießt die Landesausstellung auf seine Weise“, Fotoreportage in der „Schweizer Illustrierten“, 1939

285 Abb. 33: Wissenschaftler*innen begutachten die Ausstellungspräsentation ihres Fachgebiets, rechts: „Zwei vom Fach, die die Sache ganz gründlich anpacken. Bis in die kleinsten Details wird ihr Spezialgebiet studiert. Darin liegt für sie der wahre Genuß der ‚Landi‘“. Vgl. N.N. „Jeder genießt die Landesausstellung auf seine Weise“. *Schweizer Illustrierte Zeitung*, Sonderausgabe, 24.06.1939, Nr. 14, 790 f., 791, VII.80.52, StArZ.

286 Abb. 33: Knaben betätigen ein Kanonengeschoss: „Ausnahmsweise einmal keine Verbot-, sondern eine Erlaubnistafel. ‚Es ist *nicht* verboten, dieses Geschütz zu berühren‘, steht an einer Kanone in der Abteilung Wehrwesen zu lesen. Begreiflich, daß die Knaben von dieser Erlaubnis ausgiebig Gebrauch machen. Manch einer fühlt sich da schon als künftiger Kanonier.“ Vgl. ebd., 791.

Ein weiteres Beispiel einer emotionspolitischen Aktivierung der Besucher*innen waren die zahlreichen Kulturveranstaltungen (neben Theateraufführungen, Festspielen, Konzerten, Modeschauen etc.), die im Rahmenprogramm der LA stattfanden. Exemplarisch sei hier das Eidgenössische Trachtenfest genannt. Nationalgefühle wie „Glück“, Freude und Heimatliebe sowie eine tiefe, emotionale Verbundenheit und Solidarität mit dem Schweizer Bauernstand schien dieses Fest bei einigen Zuschauer*innen wachzurufen. Vom Anblick des Umzugs emotional ergriffen, schrieb ein Besucher:

„Die Trachtenbewegung wuchs an jenen beiden Augusttagen über sich selber hinaus. Sie sprengte den Kreis ihrer selbstgesetzten Ziele und wurde zur machtvollen Verkörperung unseres Nationalgefühls überhaupt. War es ihr vor dem bewusst gewesen, dass sie in Wirklichkeit Träger und Werkzeug einer Erneuerungsbewegung war, die das ganze Volk zu durchsäuern begonnen hatte und nun das Trachtenfest zum willkommenen Anlass nahm, sich im jubelnden Glück einer wahren Selbstfindung zu sonnen? [...] aus der Sache des Bauernstandes wurde durch die begeisterte Zustimmung Hunderttausender eine wahrhaft nationale Bewegung.

Denn in diesem Trachtenvolk, das in seiner Herrlichkeit vor uns Städtern vorüberzog, erkannten wir uns plötzlich selber in den besten Zügen unseres eigenen Wesens. Die Tränen herzbeklemmender Freude, die über tausend Wangen rannen, galten dem Heimatboden, zu dem wir alle uns in unserem tiefen Unbewusstsein heimlich zurücksehnen, dem Glück der Bestellung des Ackers [...].

[...] wir spürten alle leise in uns das Bauernblut rollen, das immer wieder die Bevölkerung der Städte mit neuen Säften durchsetzt und so zum Quell fortwährender Erneuerung der Volkskraft wird, die sich ohne solche Zufuhr neuer Energien in der Welt der Städte verzehren müsste. Und wer von uns beglückten Zuschauern irgendwo auf dem Lande draussen Verwandte wusste oder Angehörige seines Geschlechtes gar im Zuge sah, der wurde dieser Verbundenheit plötzlich mit einer Innigkeit froh, und Tausende mag der Wunsch angekommen sein, aus dem Spalier der Zuschauer hinauszutreten und in den Reihen des Trachtenvolkes mitzuschreiten.“²⁸⁷

Dieses Beispiel eines Augenzeugenberichts zeigt in erstaunlicher sprachlicher Nähe zur „Blut-und-Boden“-Ideologie des NS-Regimes und der NS-Theaterwissenschaft, welche emotionspolitische Wirkungsmacht das Trachtenfest als Propagandainstrument bei den Zuschauer*innen auslösen konnte und welche Nationalgefühle in diesem Zusammenhang genannt wurden. Der Städter fühlte sich „beglückt“ beim Anblick der romantizistisch-kulturnationalistischen Idealisierung des Schweizer Bauerntums im Kontext der Leistungsschau einer Schweizer Arbeitsmoral. Der Zuschauer fühlte sich biologistisch („organisch“ in den Worten Eppers) mit dieser antimodernistischen Illusion einer bäuerlichen Lebensführung verbunden. In wissenshistorischer Kontinuität zum leistungsorientierten Per-

²⁸⁷ Thommen 1939, 90.

sönlichkeits- und Selbstoptimierungsdiskurs der Ratgeberliteratur beschreibt der LA-Besucher ein Gefühlserlebnis „im jubelnden Glück einer wahren Selbstfindung“. Er begriff die „Trachtenbewegung“ als „nationale Bewegung“ einer affirmativen Gefühlspolitik. In der Wiedererkennung des Individuums im kulturel-nationalistischen Spiegel eines imaginierten Kollektivs erkannte der Zuschauer die „Verkörperung unseres Nationalgefühls“ im idealisierten Symbol des Bauernstands und in dessen Arbeitsglück, dem „Glück der Bestellung des Ackers“. Diese gefühlspolitische Erkenntnis, die über eine intellektuelle Reflexion hinaus in einer *körperlichen Gefühlsregung als* Glücksempfindung massenpsychologisch erfahrbar wurde, bewirkte beim Zuschauer ein selbstdisziplinarisches Bestreben, *selber aktiv zu werden*. Der LA-Besucher verspürte den Wunsch, an dieser politischen Feier der kulturel-nationalistischen Schweizer Gefühlskultur *mitzuwirken*. Im Dienst an dieser emotionspolitischen Selbstdarstellung eines ewigen Bundes wollte er „in den Reihen des Trachtenvolkes“ mitschreiten, in der Hoffnung, in dieser kollektivistischen Körperpraktik ein biologistisch gedeutetes Zusammengehörigkeitsgefühl (oder „Verschmelzung“ nach Kindermann) zwischen Städter*innen und Bauern/Bäuerinnen als Schweizer Volks- und Arbeitsgemeinschaft erleben zu können.

Diese emotionspolitische Identifikation mit einem imaginierten *Wir* erinnert im transnationalen Vergleich an die Beobachtungen des Auslandsschweizers Denis de Rougemont, der aus einer Außenperspektive das befremdliche Erlebnis eines emotionspolitischen Gemeinschaftsgefühls der „deutschen Volksgenossen“ bei einer kultisch anmutenden NS-Massenveranstaltung in Frankfurt beschrieb: „Ich bin allein und sie sind eine Gemeinschaft.“²⁸⁸ Vor diesem Hintergrund müsste, aus einer transnationalen Vergleichsperspektive, Hendrik de Mans Warnung vor populistisch-emotionspolitischen Glücksversprechen, die auf arbeitspsychologisches Glückswissen zurückgriffen, insoweit recht gegeben werden, als eine affirmative Gefühlspolitik in ihrer jeweiligen länderspezifischen Ausprägung historisch nicht nur in NS-Deutschland, sondern auch in einem demokratisch regierten Nationalstaat wie der Schweiz in Erscheinung treten konnte.²⁸⁹

Dem Eidgenössischen Trachtenfest der LA lag, wie schon in den vorangegangenen Fallbeispielen erwähnt, eine janusköpfige Eigenschaft als affirmative Gefühlspolitik zugrunde: In Wahrheit hatten viele Landwirte aufgrund ihrer beruflichen Sorgen, ihrer betrieblichen Verpflichtungen und mangels finanzieller Mittel *keine* Möglichkeit, die LA zu besuchen. Ein Milchbauer aus dem Appenzell äußerte gegenüber einem Journalisten auf die Frage, warum er nicht zur LA ginge:

²⁸⁸ Rougemont 2004, 112 (Kap. 16.4).

²⁸⁹ Vgl. Man 1933b (Kap. 16.3).

„Nää, i vermag’s nomme, d’ Süüch isch nütz Rentables.“²⁹⁰ Vom durchschnittlichen Milchertrag von 50 Litern pro Tag erhalte er aufgrund der Viehseuche noch 7 Liter pro Tag. Wenn die LA in St. Gallen stattfände, würde er einen Besuch vielleicht riskieren, „aber Zöri isch för miin Göldseckel ond zom Laufe e chli z’wiiteweg.“²⁹¹ Ausgerechnet der Berufsstand der Schweizer Bäuer*innen, welchen die LA propagandistisch und emotionspolitisch wirkungsmächtig für das LA-Publikum idealisierte, konnte oftmals nicht am ‚Landi-Glück‘ teilhaben. Dasselbe galt für viele Angestellte, welche sich die Reise nach Zürich und den Eintritt zur LA nicht leisten konnten. Ein Dienstmann, der am Basler Bahnhof arbeitete, erläutert pointiert: „[...] dann können die einfachen Arbeiter eben nicht an die Landi kommen. Und in dem Fall kann es mit diesem Unternehmen am Ende nicht gut herauskommen, denn der Arbeiter ist derjenige, der das Geld bringt.“²⁹²

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde Eppers Appell zur „geistigen Mobilmachung“ über Nacht Realität und die Landesausstellung wurde zum emotionspolitischen Sinnbild der Schweizer Wehrhaftigkeit gegenüber Hitlers „Blitzkrieg“-Strategie. Die per Gesetz angeordnete „Mobilmachung“ der Schweizer Armee galt für alle Schweizer Bürger, ob sie sich emotionspolitisch der „Glaubensgemeinschaft“ im Sinne der „geistigen Landesverteidigung“ zugehörig und dem „Gelöbniß“ des ewigen Schweizer Bundes aus patriotischen Nationalgefühlen verpflichtet fühlten oder nicht.

Nachdem im ersten Teil des Kapitels der Fokus auf dem Ausstellungskonzept der Abt. I „Heimat und Volk“ lag, soll im zweiten Teil das Augenmerk auf das emotionspolitische Konzept des offiziellen Festspiels der LA gerichtet werden.

290 „Nein, ich kann es mir nicht leisten, die Seuche (Viehseuche) ist nichts Rentables.“ [Übersetzung von der Autorin], vgl. „Was heet er gseet, Landesustellung?’ Bilder und Worte von solchen, die nicht kommen dürfen, können oder wollen!“. In: Zürcher Illustrierte, Nr. 28, 1939, S. 1197, VII.80.50a, StArZ.

291 „Aber Zürich ist für meinen Geldbeutel und für einen Fussmarsch zu weit weg.“ [Übersetzung von der Autorin], Ebd.

292 „Es ist dieses Jahr wirklich wenig los. Es kommen fast keine Fremden mehr. Aus Deutschland zum Beispiel kommt überhaupt kein Bein mehr. Ja und wie soll man dann in diesen Verhältnissen noch an eine Ausstellung reisen können? Wenn das so weitergeht, dann können die einfachen Arbeiter eben nicht an die Landi kommen. Und in dem Fall kann es mit diesem Unternehmen am Ende nicht gut herauskommen, denn der Arbeiter ist derjenige, der das Geld bringt.“ [Übersetzung von der Autorin]. Originaltext im Basler Dialekt: „Es isch das Johr hailles wenig los. Es kemme fascht kaini Fremde meh. Us em Diitsche zum Bischspiel kunnt iberhaupt kai Bai meh. Ja und wie soll me derno in däne Verheltnis no kenne an d’Usstellig reise? Wenn das däväg wyter goht, derno kenn halt die aifache Arbeiter nit an d’Landi. Und in däm Fall kas mit däm Unterähme nit geut useko, denn der Arbeiter isch däjenig, wo’s Gäld bringt!“ „Was heet er gseet, Landesustellung?’ Bilder und Worte von solchen, die nicht kommen dürfen, können oder wollen!“. In: Zürcher Illustrierte, Nr. 28, 1939, S. 1196 f., VII.80.50a, StArZ.

Aus einer transnationalen Perspektive wird „Das eidgenössische Wettspiel“ in seinem historischen Entstehungs- und Aufführungskontext mit Bezug auf Arnets Festspiieldramatik und Eberles theaterwissenschaftliche Festspieltheorie und -gestaltung vor dem Hintergrund der Schweizer Nationaltheater²⁹³-Debatte wissenshistorisch untersucht.

Für den transnationalen Vergleich orientiert sich die Untersuchung methodisch an Martin Sterns theaterhistorischen Kriterien zum Schweizer Festspiel, welche für den Zeitraum der 1930er bis 1950 Jahre herausgearbeitet wurden: „enkomiastisch-verklärend“, „utopisch-verheißend“ und „satirisch-realtätsbezogen“.²⁹⁴ Diese Analysekriterien werden in Bezug auf das LA-Festspielkonzept kritisch angewendet und um die Perspektive einer affirmativen Gefühlspolitik erweitert. Im transnationalen Vergleich zum Festspiel „Glückliches Volk“ (Kap. 16.5) geht die Untersuchung von folgenden Forschungsfragen aus:

293 Ansätze einer Schweizer Nationaltheater-Debatte sind bereits bei Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), dem Genfer Moralphilosophen und aufklärerischen Vordenker der Französischen Revolution, und dessen Favorisierung eines nationalen, ‚patriotischen‘ Festspiels gegenüber dem städtischen, als mondän und ‚unsittlich‘ empfundenen Schauspiel zu erkennen. Vgl. u. a. Brief an d’Alembert (1758, z.T. dt. 1761) und „Julie oder Die neue Héloïse“ (1761, dt. 1761/1776), „Emile oder Von der Erziehung“ (1762, dt. 1762), „Vom Gesellschaftsvertrag“ (1762 dt. 1782). Vgl. Jacob 2012. Weiter ist der im Übrigen schon damals transnational geführte Schweizer Nationaltheater-Diskurs beim Schweizer Schriftsteller Gottfried Keller („Am Mythenstein“ 1861) zu erwähnen. Keller verfasste anlässlich einer Feier zu Schillers 100. Geburtstag eine Abhandlung zu Schillers „Wilhelm Tell“ und zur Schweizer Festspielkultur und ergänzte diese mit dem Entwurf eines nationalen Festspiels. Vgl. Amrein 2016, 197. Auf Kellers „Mythenstein“ bezog sich wiederum Eberle u. a. im Rahmen des LA-Festspiels. Vgl. Eberle 1939a, 17–32. Ferner sind Diskursansätze bei dem von Schiller für die theaterästhetische Theorie der „Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ rezipierten Schweizer Philosophen und Theologen Johann Georg Sulzer (1720 – 1779) („Allgemeine Theorie der schönen Künste“ [1771–1774]) zu finden. Vgl. Sulzer 1994. Für die wissenshistorische Kontinuität der Debatte seit 1900, die bis in die 1940er und 1950er Jahre von politisch rechten (Gonzague de Reynold) bis linken (Jacob Bühler) Vertreter*innen bereits während der Weimarer Republik und später in der NS-Zeit heftig gegen „ausländische Einflüsse“ geführt wurde (z. B. durch den Schweizerischen Schriftstellerverein, SGTk), vgl. u. a. Max Zollinger 1909. Eine schweizerische Nationaltheaterbühne. Eine Studie zur schweizerischen Theatergeschichte, Aarau: Sauerländer & Co; Jacob Bühler. 1912. Die Schweizerische Theaterfrage und ein Vorschlag zu ihrer Lösung, Bern: A. Francke; Carl Friedrich Wiegand. 1909–1910. Eine schweizerische Nationalbühne? In: Wissen und Leben, 5: 401–403; Paul Lang. 1924. Bühne und Drama der deutschen Schweiz im XIX. und beginnenden XX. Jahrhundert. Zürich: Orell Füssli; Otto von Greyerz. 1924–1945. Zur schweizerischen Theaterfrage. In: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur, 4: 406–411. Zur historischen Forschung, vgl. u. a. Mattioli 1995, Rosenberger 2001, Amrein 2004, Amstutz 2000, Schulz 2012.

294 Vgl. Das Festspiel, 126–157. In: Stern 2000, 157.

1. Welcher Entstehungskontext, welche Handlung, Dramaturgie und Theaterästhetik lagen dem offiziellen LA-Festspiel zugrunde?
2. An welche Nationalgefühle appellierte die affirmative Gefühlspolitik des LA-Festspiels? Welches emotionspolitische Ziel verfolgten die Theaterschaffenden im Kontext einer „geistigen Mobilmachung“ und einer theaterwissenschaftlichen und theaterpolitischen Debatte über ein Schweizer Nationaltheater und eine Schweizer Volkstheaterkultur?
3. Wie wurde das Festspiel rezipiert?

Ausgehend vom Forschungsstand der theaterhistorischen Untersuchung bei Alain Tschudi über „Das eidgenössische Wettspiel“²⁹⁵ wird zunächst der Entstehungskontext und die Festspielhandlung kurz erläutert. Anschließend liegt der Schwerpunkt auf einer Analyse des Festspiels mit Fokus auf das emotionspolitische Konzept von Arnets Festspieldramatik und Eberles theaterwissenschaftlicher Festspieltheorie. Die praktische Anwendung Eberles Festspiel- und Laienspieltheorie wird einerseits im Kontext der LA-Gefühlspolitik einer Schweizer Nationaltheater-Debatte, andererseits im transnationalen Vergleich zu de Mans sozialistischem Massenspiel und der NS-Theaterwissenschaft (Kindermann, Niessen) sowie der NS-Theaterpraktik (Niedecken-Gebhard) analysiert.

Edwin Arnet, Inlandredakteur der „Neuen Zürcher Zeitung“, ging als Gewinner eines Wettbewerbs hervor, welchen das LA-Organisationskomitee im Vorfeld lanciert hatte. Dramatiker unterschiedlicher politischer Ausrichtungen nahmen an diesem Wettbewerb teil. Zu den Kandidaten zählten der Kabarettist Walter Lesch (1898–1958) vom „Cabaret Cornichons“ („Die kleine große Schweiz“), der Schriftsteller und Nationalrat Felix Moeschlin (1882–1969) („Festspiel 1939“) sowie der Dramatiker und Literaturprofessor Robert Faesi mit einem Entwurf für ein „Weihespiel“.²⁹⁶ Entsprechend der politischen Haltung der Festspielautoren enthielten die Festspielentwürfe, welche von sozialistischen Massenspielen bis zu kultischen Festspielen reichten, jeweils kritische Aussagen über das NS-Regime und/oder die Schweizer Politik. Folglich waren sie aus Sicht des LA-Komitees mehr oder weniger mit der emotionspolitischen Ambivalenz aus Schweizer Neutralität und „geistiger Mobilmachung“ vereinbar.

Das Festspiel von Arnet konnte nach intensiver Überarbeitung durch den Regisseur Oskar Eberle am Eröffnungstag der LA, am 6. Mai 1939, Premiere feiern

²⁹⁵ Vgl. Tschudi 1993, Tschudi 2000.

²⁹⁶ Zum Wettbewerbsverfahren und der Entstehung der Festspielleitung vgl. Eberle 1939c, Eberle 1940. Vgl. Tschudi 1993.



Abb. 34: „Das eidgenössische Wettspiel‘ von Edwin Arnet, Musik von Paul Müller, Regie: Oskar Eberle. Das Spiel zeigte die Gefahren, die der Schweiz von aussen und innen drohen und wie sie überwunden werden können. Fast 150 000 Menschen haben es in 34 Aufführungen gesehen: das war der bisher grösste Festspielerfolg in der Schweiz.“ [Originaler Foto-text], Offizielles LA-Festspiel, Festhalle, Zürich, 1939

und wurde anschließend wöchentlich in der Festhalle aufgeführt (Abb. 34).²⁹⁷ Es fanden 34 Abendvorstellungen statt, die von rund 150.000 Menschen gesehen wurden.²⁹⁸ Die Begeisterung im Publikum widerspiegelte das überwältigende Lob, die das Festspiel durch die Presse erfuhr. Die 100 Meter lange und 43 Meter

²⁹⁷ Zur Festspielproduktion: „Das eidgenössische Wettspiel“ von Edwin Arnet, Paul Müller (Musik), Oskar Eberle (Regie), Max Hengartner (Musikalische Leitung), Herta Bamert und Rösli Möschlin (Tanzleitung), Hedwig Giger-Eberle (Kostüm), 1000 Mitwirkende, Schweizer Berufsschauspieler*innen und Mitglieder der „Freien Bühne“ Zürich, sowie Berufsmusiker*innen des Tonhalle-Orchesters Zürich, UA: 6. Mai 1939, anlässlich der Eröffnung der LA, 20:30 – 22:30 Uhr, Festhalle der LA in Zürichhorn, Wiederholungen jeweils donnerstags, Preise Fr. 1.50.–, 3.–, 4.–, 5.– (inkl. Steuer und Programm). Vgl. Eberle 1939a, 32 [Liste der Mitwirkenden, vor der ersten Programmseite].

²⁹⁸ Vgl. Eberle 1939c, 71.

breite Festspielhalle konnte 5.000 Besucher*innen empfangen und hatte eine nach hinten gestuft ansteigende Festspielbühne.²⁹⁹

Wie der Titel des Festspiels bereits andeutet, stand im Zentrum der Handlung eine Wette zwischen „den „zeitlosen Grundkräfte[n] des Guten und des Bösen“.³⁰⁰ Damit bediente sich die Festspielleitung einer für die 1920er bis 1940er Jahre typischen Handlungsform, die in Kontinuität zu den Wetten der biblischen Hiobs-Figur oder Goethes „Faust“ standen. Bei einer Festspiel-Wette wurde in der Regel ein dramaturgisch dreistufiger Ablauf gewählt, aus dem sich die Dialektik einer These – Antithese – Synthese ergab. Im „eidgenössischen Wettspiel“ fiel die Wahl auf ein vierstufiges Verfahren. Auf Prolog und „Vorspiel“ folgten vier „Hauptspiele“ mit jeweils einem „Zwischenspiel“. Die in einer Wette oftmals in einem zweiten Schritt auftretende Helfer- oder Ratgeberfigur wurde im LA-Festspiel von der Figur des „Schweizermannes“ dargestellt, der als moralischer Wegweiser des fehlgeleiteten „Schweizer Volks“ fungierte.³⁰¹

Der „Wächter der Schweiz“, der „Genius“, tritt in der Wette gegen eine geschlechterstereotypisierte weibliche „Verführerin“ und einen männlichen „Verführer“ auf. Derjenigen Figur, welcher es gelingt, das „Schweizervolk“ bzw. dessen Stellvertreter, den charakterologischen Prototyp eines impulsiv handelnden „Schweizergesells“, auf ihre Seite zu ziehen, gewinnt die Schweiz.³⁰² Die *Seele* des „Schweizergesells“ steht im Zentrum der Wette, welche die höheren Mächte umwerben und für ihre amoralischen Absichten zu instrumentalisieren versuchen. Der Genius erklärt die Spielregeln: Beide „Höllengel“ suchen sich ihre „Trabanten“ aus.³⁰³ Die „Verführerin“ wählt den „Bürger“ und den „Bauherrn“ und möchte durch sie die Schweiz zu weiblich-stereotypisierter „Verweichlichung und Gottlosigkeit“ verleiten.³⁰⁴ Der „Verführer“ wählt den „Krieger“ und den „Regenten“, um die Schweiz zu männlich-stereotypisiertem/r „Krieg und Macht“ zu verlocken.³⁰⁵ Der Genius stellt dem „wankelmütigen“ „Schweizergesell“ einen im Sinne der „geistigen Landesverteidigung“ moralisch gefestigten „Schweizermann“ gegenüber, der das „Volk“ jedesmal kurz vor dessen moralischem Abgrund, entsprechend dem dramaturgischen Spannungsbogen, *viermal* retten wird.

299 Zur Bühnenarchitektur vgl. Eberle 1939c, 58 – 62.

300 Vgl. Eberle 1939d, 37.

301 Zur „Wette“ im Schweizer Festspiel vgl. Das Festspiel, 126 – 157. In: Stern 2000, 129.

302 Vgl. Eberle 1939a, 35.

303 Vgl. ebd.

304 Vgl. Eberle 1939d, 37.

305 Vgl. ebd.

Im „Schlusspiel“ verkündet der Genius den Sieg des Schweizermannes „des Wahrers der reinen Menschenwürde“.³⁰⁶ Auf Geheiß des Genius nimmt der Schweizermann im Landsgemeinding dem „Schweizervolk“ sein Gelöbnis des ewigen Bundes ab (Abb. 35). Diese Handlung steht in emotionspolitischer Referenz zum dramaturgischen Endpunkt der „Höhenstrasse“ des LA-Ausstellungskonzepts „Heimat und Volk“ und mag als solchen vom Publikum erkannt worden sein. Gemäß dem Regisseur waren Sinn und Zweck des Festspiels, dass „das Schweizer Volk“ die Moral des Festspiels, die im Gelöbnis des ewigen Bundes durch den Landsgemeinding symbolisiert wurde, begriff:

„Aufgabe des Schweizer Wehrmanns ist es, das freie Menschentum zu schützen; Aufgabe der Stände ist es, sich brüderlich zu verständigen; Aufgabe unserer Politik ist es, die Vielfalt zu bewahren; Aufgabe des ganzen Volkes ist, im Angesicht Gottes, das durch Natur und Geist vorgezeichnete Schicksal treu zu erfüllen. Das zu beschwören, treten die *Eid-Genossen* zum Ring zusammen.“³⁰⁷

Der Regieeinfall des Landsgemeinding kam von Eberle (Abb. 35), der den „Ring des Volkes“ bei Arnet zum Landsgemeinding als ein „sakral-politisches Urerlebnis der Eidgenossen“ umdeutete.³⁰⁸

Eberles Regieanweisung war, gemäß seiner nationalistischen Festspieltheorie, ein theaterästhetisches Zusammenspiel aus einem kultischen Weihespiel und einem „vaterländischen Festspiel“³⁰⁹ zu schaffen. Seiner Ansicht nach stellte das Festspiel die theaterhistorisch und „völkerpsychologisch“ „urtümlichste Theaterform der Eidgenossenschaft“ dar.³¹⁰ Gemeinsam mit anderen Ausprägungen der Volksfeste und Volksspiele würde das Festspiel der einzig ‚wahren‘ Schweizer Nationaltheaterform entsprechen. Unter „Festspiel“ verstand Eberle „Theateraufführungen des Volkes für das Volk anlässlich eines vaterländischen, jahreszeitlichen oder kirchlichen Festes.“³¹¹ Eberle erläutert seine Festspieltheorie wie folgt:

„[Die] Bedeutung [des Festspiels] beruht darauf, dass das Volk, ohne an materielle Gewinne zu denken, mit dem Einsatz seiner Leistung und Spielfreude selber die Bühne betritt, in ein höheres Wesen sich verwandelt, und sich als gläubig, als kämpfend, als heroisch erlebt. Das Volk erfährt damit leibhaftig jene Kräfte, die in siebenhundertjähriger Geschichte die Eid-

306 Vgl. Eberle 1939a, 38.

307 Eberle 1939d, 37.

308 Vgl. Arnet 1939, 46.

309 Dem „vaterländischen Festspiel“ widmete Eberle bereits 1928 eine Ausgabe der SGK-Jahrbuchreihe, vgl. Eberle 1928b.

310 Vgl. Eberle 1943, 144.

311 Vgl. ebd., 142.



«Das Eidgenössische Wettspiel»

Le festival de l'Exposition

Im Festspiel der L.A., dessen Uraufführung in der Festhalle am Tag der Ausstellungseröffnung stattfand, wird in heftigen Bemühungen um die Seele des leicht verführbaren Schweizergesellen gekämpft. Verführer und Verführter offen ihre Trabanten, den Königen der des letzten Bürger, der den Klassenkampf heraufbeschied, den Regenten als Urheber der Verwesung, die Bauern, der Gottlosigkeit und Unerbittlichkeit herbeiführt, auf der Plan, während dem strahlenden Wächter des bedrückten Schweizervolkes nur der Schweizermann, Sinnbild der Stärke und Güte, vor Seite steht. Emil Gyr (Freie Bühne Zürich) stellt den «Schweizergesellen» mit innerem Feuer und lebendigster Beweglichkeit dar.

Emil Gyr qui incarne le rôle d'un type de Suisse.
Photo Schuch



Für Edwin Arnet (links), Redaktor der N.Z.Z., war es eine besonders große Freude, das Festspiel der L.A. zu verlassen. Sein Direktor liegt dieses aus Kritik und Wahrheitsbestrebende Spiel, dessen Grundgedanke «Güte und Stärke, Güte und Güte ist, insbesondere am Herzen, schrieb er es doch zu seiner Zeit, als er gilt, die wahre Bestimmung des Schweizer mehr und mehr klar zu erkennen». Der Zürcher Paul Müller (rechts), Lehrer am Konservatorium, ist der Schöpfer der Musik zum Festspiel.

Edwin Arnet (à gauche), rédacteur à la N. Z. Z., auteur du festival de l'Expo, et son collaborateur Paul Müller (à droite) qui composa la musique.
Photo Schuch

Dr. Oskar Eberle, der Leiter des Festspiels, hatte die schwierige Aufgabe, fast tausend Menschen auf der großen Festhallenbühne zu dirigieren.

Oskar Eberle assumait la tâche particulièrement difficile de mettre en scène ce festival groupé près de 1000 acteurs et figurants.
Photo Roggenbühl-Princa



Wilhelm Zimmermann (Freie Bühne Zürich) als aufrechter «Schweizermann».

Le premier du festival «Das Eidgenössische Wettspiel», dont on voit ici la scène du serment, se déroule le samedi 4 mai en présence du haut Conseil fédéral, des autorités du pays et du corps diplomatique.
Photo L'Y

Abb. 35: [Emotionspolitisches Gemeinschaftserlebnis der Laiendarsteller*innen]: Foto oben: „Emil Gyr (Freie Bühne Zürich) stellt den ‚Schweizer-Gesellen‘ mit innerem Feuer und lebendigster Beweglichkeit dar“. Foto unten, links: Edwin Arnet (links) und Paul Müller (rechts). Foto unten, Mitte: „Dr. Oskar Eberle, der Leiter des Festspiels, hatte die schwierige Aufgabe, fast tausend Menschen auf der großen Festhallenbühne zu dirigieren“. Foto unten, rechts: „Wilhelm Zimmermann (Freie Bühne Zürich) als aufrechter ‚Schweizermann‘“. Fotoreportage in der „Zürcher Illustrierten“, 1939

genossenschaft schufen und erhielten. In der Verwandlungsfähigkeit und im Verwandlungswillen des einfachen Volksspielers in den heroischen Ahnen offenbart sich eine staaterhaltende Kraft, die jenseits aller intellektuellen ‚Beweise‘ für die Staaterhaltung liegt. Volksfeste und Volksspiele [...] sind eine Funktion der Volksseele und liegen der Sphäre des Unbewussten näher als der Verstandeshelle des Bewussten. [...] Die spielfreudige Urschweiz hat sich gegen den Einbruch fremder Heere zur Wehr gesetzt, als es galt, aus dem ‚Spiel‘ Ernst zu machen, nicht weil Theaterspieler bessere Kämpfer wären, sondern weil im Spiel seelische Kräfte zur Entladung kommen können, die sich im Ernstfall im Staatsleben auswirken [...].“³¹²

Die transnationale Wissenszirkulation einer arbeitspsychologischen „Kraft durch Freude“, die einer theaterästhetischen Wirkungsmacht zugrunde läge, instrumentalisierte zeitgleich die NS-Theaterwissenschaft und -politik (Kap 15.6). In Eberles Festspieltheorie kam eine theaterästhetische „Kraft durch Freude“, auf der Suche nach einem Schweizer Nationaltheater, im Kontext der nationalen Theaterpolitik einer „geistigen Landesverteidigung“ als leistungsorientierte „Urkraft des Schweizertums“³¹³ zum Ausdruck. Der Theaterwissenschaftler konstruierte eine metaphysisch-verklärte „Verwandlungsfähigkeit“ und einen „Verwandlungswillen“ der Laiendarsteller*in zur stereotypisierten Heldenfigur (z. B. Tell) auf der Volkstheaterbühne (Kap. 15.7, 16.2).³¹⁴ Die esoterisch-energetische Kraftfreisetzung der leistungsorientierten und heroisch überhöhten Selbstdarstellung würde die Laienspieler*in, in wissenshistorischer Analogie zum arbeitspsychologischen Glückswissen der Ratgeberliteratur, wiederum in leistungsorientierte Handlungen im Alltag umsetzen können. Im Unterschied zu „rassenhygienischen“ Auslegungen (wie bei Kindermann) argumentiert Eberle mit der „staaterhaltenden Kraft“ der Volksspiele.³¹⁵ Die Laiendarsteller*innen würden sich im Ernstfall aufgrund ihres „völkerpsychologischen“ Leistungswillens und ihrer Spielfreudigkeit *autosuggestiv* und *emotionspolitisch* zu wehrhaften Freiheitskämpfer*innen mobilisieren können, in anachronistischer Analogie zum Gründungsmythos der Schweizer Eidgenossenschaft. Eberle fährt fort:

„So ist das Festspiel in seiner reinsten Ausprägung kultisches Spiel und steht damit im Gegensatz zum mimischen Drama. Es wächst aus der Staatsidee, aus dem Glauben, aus der Natur und wird damit zum vaterländischen Festspiel, zum religiösen Festspiel, zum Jahreszeiten- Festspiel. [...] Festspiele sind nur die mit Festen, also gelegentlich wiederkehrenden dramatischen Aufführungen des Volkes. [...] Fast alle Befürworter für ein schweize-

312 Ebd., 144.

313 Ebd.

314 Vgl. Eberle 1943, 144.

315 Vgl. ebd.

risches ‚Nationaltheater‘ gehen von Festspielerfahrungen aus, fordern aber als ständige Einrichtungen in Wirklichkeit Volksspielbühnen.“³¹⁶

Mit welchen Mitteln Eberles Festspieltheorie in seiner Regiearbeit Anwendung fand, wird im Folgenden untersucht.

Die dramaturgische Ergänzung des Landsgemeinderings kann exemplarisch für Arnets Zusammenarbeit mit Eberle stehen, durch welche der Dramatiker Arnet, eigenen Aussagen zufolge, einen theaterästhetischen „Entstädterungsprozess“ erlebte.³¹⁷ In seiner Doppelrolle als Theaterwissenschaftler und erfahrener Festspielregisseur gab Eberle sein theaterhistorisches Wissen über das Mysterienspiel, Fastnachtsspiel und Barocktheater an Arnet weiter. Dabei betonte er die Wichtigkeit einer theaterästhetischen Unterscheidung zwischen der massenpsychologischen Wirkungsmacht des Volkstheaters und der einer „Stadt Bühne“.³¹⁸ Diese subjektive, christlich geprägte Wissenszirkulation in theaterhistorischer Volkstheaterkunde, die nicht frei von einer hegemonialen Blickperspektive auf einen stereotypisierten Volkstypus war, sei nach Ansicht Arnets nötig gewesen, um in einer „Riesenhalle, wo das Volk weder auf Wurst noch Tranksame verzichten will“, ³¹⁹ ein emotionspolitisch wirkungsmächtiges Festspiel aufführen zu können:

„Der bewusste Verzicht auf Kulisse und Vorhang, das Bestreben, die Orchestra nicht zu einem trennenden Graben zwischen Zuschauer Volk und Spielervolk auswachen zu lassen, die gesunde Abneigung gegen alle Effekte der städtischen Illusions- und Guckkastenbühne... das kennzeichnet Eberles Tätigkeit, und das tat mir eine Welt auf, in der es mir, wie einem Stadtgast auf dem Lande zunehmend wohler wurde.“³²⁰

Wie bereits in Kapitel 15.7 gesehen, war Eberle von der autosuggestiven Wirkungsmacht des Laienspiels überzeugt, der eine transnationale, „völkerpsychologische“ Freude am Spiel der Nachahmung zugrunde lag. Eine besondere Suggestionskraft besäße, laut Eberle, die authentisch anmutende Selbstdarstellung des Volkstypus im Laienspiel. Diese könne laut Arnet beim Publikum eine theaterästhetische Wiedererkennung bewirken, die sich wiederum in einer emoti-

316 Ebd., 144 f.

317 Vgl. Arnet 1939, 45 f. „Wo mein Stadtkopf ein paar eigenwillige Figuren, Symbole und Schauplätze erfand, die wage Erfindungen meiner Phantasie waren, und ganz vom ehrlichen Wege der Tradition ablagen, stufte mich Eberle beim Ellenbogen und riet mir zu bestimmteren und realeren Dingen.“ Vgl. Arnet 1939, 46.

318 Vgl. Arnet 1939, 46.

319 Vgl. ebd., 45.

320 Ebd., 46 f.

onspolitischen Mobilisierung manifestiere, wie Eberle es am Beispiel einer Auf-führung der Urner Tell-Spiele beschrieb (Kap. 16.2). Eberles „völkerpsychologi-sche“ Laienspieltheorie sah folglich eine theaterästhetische Funktion in der Akti-vierung der Zuschauer*innen zur Schaffung eines Gemeinschaftsgefühls zwischen „Zuschauervolk und Spielervolk“³²¹ (Kap. 15.7). Darüber hinaus stellte Eberle seine Festspielästhetik auf der Grundlage seiner theaterhistorischen For-schung in eine überzeitliche „völkerpsychologisch“-metaphysische Kontinuität mit mittelalterlichen Volksspielarten der ‚alten Eidgenossenschaft‘ (Mysterien-spiel, Fastnachtspiel, Staatsspiel) und konstruierte daraus ihre Legitimität:

„Festzuhalten ist ein für allemal, dass das Festspiel in seiner reinsten Ausprägung aus metaphysischem Grund wächst und dass es gilt seine *eigenen Gesetze* zu erkennen und seine *eigene Form* zu entwickeln. [...]“³²²

In seiner überhöhten Selbstdarstellung, als Erbe einer theaterästhetischen Er-neuerung des „nationalen Staatsspiels“, sah sich Eberle als Teil einer Reform-theaterbewegung, die auf Jean-Jacques Rousseau, Gottfried Keller und Johann Georg Sulzer im Rahmen einer Schweizer Nationaltheater-Debatte zurückgehe.³²³ Zeitenössische Bestätigung für seine Ansichten über ein Schweizer Volkstheater als Idealform eines Schweizer Nationaltheaters fand Eberle bei seinem ehemali-gen Doktorvater Josef Nadler.³²⁴ Dieser hatte mehrere theaterhistorische Ab-handlungen zur Schweizer Nationaltheater-Debatte geschrieben (u. a. im III. Jahrbuch der SGTk)³²⁵ und dabei „stammeskundlich-völkische“ Eigenschaften einer Schweizer Dichtung zu erkennen geglaubt, welche Einfluss auf die Ent-wicklung des Schweizer Volkstheaters genommen hätten und im Zusammenhang mit einer angeblich problematischen Schaffung einer Schweizer Nationalthea-terkultur an Schweizer Berufstheaterbühnen ständen.³²⁶

Weitere wissenshistorische Kontinuitäten in Eberles Festspieltheorie eines massenpsychologischen „Urtheaters“ (Kap. 15.7) sind auch in der sozialistischen Festspielästhetik zu finden, wie sie Le Bons Theorie einer sozialen Masse zu-grunde lag und bei Piscator und de Man praktische Anwendung fand (Kap. 15.6, 16.3). Wissenshistorische Referenzpersonen waren für Eberle auch die NS-Thea-terwissenschaftler Kutscher und Niessen in Bezug auf ihre methodisch interdis-

321 Vgl. ebd.

322 Eberle 1943, 145.

323 Vgl. Eberle 1939b.

324 Vgl. Eberle 1943, 25.

325 Vgl. Nadler 1930.

326 Vgl. Neuber 2002. Vgl. Ranzmaier 2008.

ziplinären Ansätze einer „völkerkundlichen“ Theaterwissenschaft (Kap. 15.6, 15.7). Kindermanns Vorstellung eines kulturel-nationalistischen Sendungsauftrags und einer biologistisch-metaphysisch-„völkisch“ verkörpert Verwandlung des „Ich-Zuschauers“ in eine homogene Einheit aus Zuschauer*innen und Darsteller*innen kommen Eberles Konzept einer metaphysisch überhöhten „Spielgemeinschaft“ nahe, wobei er in folgender Passage von einer explizit „rassenhygienischen“ Argumentation absieht:

„Das offizielle Festspiel der LA fasst alle Elemente des Volksspiels wieder straff zusammen: Früher wagten oftmals nur Fastnachtsspiele aktuell zu sein – hier ist es einmal ein Staatspiel. Die Bühne verzichtet auf jede Art von Theatermalerei. An Stelle von toten Kulissen steht, nach altem Brauch, das lebendige Spielrequisit. Alle Elemente des Volksspiels sind vereint: Aufzug und Requisit, belebte Gruppen und Einzelsprecher, instrumentale Musik und singende Chöre. Die Klammer aber, die alle Szenen fest zusammenhält, ist die Wette überzeitlicher Mächte um die Seele und Existenz der Eidgenossenschaft. Damit ist ein Staatsspiel über die aktuelle Problemstellung hinaus wieder in den Bereich ewiger Kräfte gestellt.“³²⁷

Im transnationalen Vergleich zu Niedecken-Gebhards monumentaler Festspielästhetik (Kap. 16.5) fallen bei Eberle ähnliche theaterästhetische Mittel auf: 1. hinsichtlich eines religiös verankerten kultischen Weihespiels mit musikalischen Einlagen und 2. hinsichtlich eines zunächst anachronistisch anmutenden Aktualitätsanspruchs im Zitationsgestus wissenschaftlicher Gründungsmythen und Figuren (u. a. Jahn, Kallenberg vs. Tell, Pestalozzi) als vermeintlich unverzichtbares theaterästhetisches Element eines „vaterländischen Festspiels“.

Carl Niessens Einladung an die SGK mit der Bitte, die Schweizer Landesektion an der internationalen Ausstellung „Theater im Freien“³²⁸ zu gestalten, die vom 1. Juli bis 31. August 1937 in Frankfurt a. Main stattfand, ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich. Niessens Schreiben zeigt, dass Eberle in seiner Doppelrolle als Theaterwissenschaftler und Theaterschaffender nicht nur transnational rezipiert wurde, sondern auch im Rahmen einer internationalen Ausstellung über historische und zeitgenössische Festspielformen von der NS-Theaterwissenschaft und NS-Theaterpolitik als regimiekonform erachtet und rezipiert wurde. Das Schreiben Niessens an Bundesrat Philipp Etter vom 22. Februar 1937

³²⁷ Eberle 1941, 72.

³²⁸ Niessen, Carl, Ausstellung „Das Theater im Freien“ veranstaltet von der Stadt Frankfurt a. Main mit dem „Reichsbund der Deutschen Freilicht- und Volksschauspiele e.V.“ anlässlich der Römbergfestspiele vom 1. Juli bis 31. August 1937, Frankfurt a. Main, Sonderdruck aus der „Frankfurter Wochenschau“, Heft 4/1937, verantwortlich Hauptschriftleiter Dr. Franz Lerner, Frankfurt: Franz Zof. Henrich, V.2.10.44, Bestand E3001 A, Papier: 1000/727_17, BAR. [Abk. Niessen, Theaterausstellung, Sonderdruck, 1937].

unterstreicht, dass Eberles theaterwissenschaftliche Forschungstätigkeit, die er seit 1927 im Rahmen der SGTK betrieb, auch nach 1933 transnational von einem bestimmten Kreis von „völkischen“ Theaterwissenschaftler*innen in NS-Deutschland wahrgenommen und geschätzt wurde:

„[...] Die Schweiz hat für den Gedanken des Theaters unter freiem Himmel in Vergangenheit und Gegenwart so Beispielhaftes geleistet, dass wir die Verdienste ausgedehnt zur Anschauung bringen möchten. Bereits bei den früheren Vorbereitungen haben wir mit der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur durch Herrn Dr. Oskar Eberle (Luzern, Kapuzinerweg 15a) Fühlung genommen. Ferner baten wir Herrn Dr. Eberle, in den wissenschaftlichen Beirat einzutreten. Deshalb würden wir sehr dankbar sein, wenn die Besichtigung in Verbindung mit Herrn Dr. Eberle, als dem massgebenden Kenner erfolgen könnte. [...]“³²⁹

Der wissenschaftliche Beirat war von „maßgeblichen Fachleuten aus allen beteiligten Ländern“ zusammengestellt worden und ergänzte Niessens Mitarbeiterstab, welcher ihm bereits für die Ausstellungen „Faust auf der Bühne“ in Braunschweig und „Faust in der bildenden Kunst“ zur Verfügung gestanden war.³³⁰ Das propagandistische Konzept der Theaterausstellung verfolgte ein kulturalistisches Ziel, nämlich die Darstellung des „mimischen Urtrieb[s], der als unzerstörbarer Kern in allen seinen vielfältigen Erscheinungsformen lebt“, sich im „festlichen Spiele[...] der Völker“ präsentiere und „das Ringen des neuen Deutschlands um kultische Vertiefung des Lebens der Nation“ darstelle, wie es „in architektonische[n] Feierstätten großen Ausmaßes“ in Erscheinung trete.³³¹ An dieser propagandistisch, hegemonial konzipierten Selbstdarstellung der NS-Festspielkultur in Vergangenheit und Gegenwart gegenüber dem „festlichen Spiele[...] der Völker“ nahm die SGTK bereitwillig teil.³³²

329 Brief von Prof. Dr. Carl Niessen an Bundesrat Philipp Etter, Vorsteher des eidgenössischen Departements des Innern, Frankfurt a. Main, 22.02.1937, vgl. Dossier „Beteiligung an Ausstellung ‚Das Theater im Freien‘“, Frankfurt a. Main 1937, V.2.10.44, Bestand E3001 A, Papier: 1000/727_17, BAR. [Abk. Brief, Niessen an Etter, 1937].

330 Vgl. Brief, Niessen an Etter, 1937. Zudem standen Niessen in einem Arbeitsausschuss sowohl Generalintendant Hans Meißner, „der Anreger und tätige Förderer dieser Ausstellung, *Universitätsprofessor Dr. Artur Kutscher*, der wertvolle Arbeiten über die Geschichte des Theaters im Freien anregte, *Universitätsprofessor Dr. Ernst Beutler*, Direktor des Frankfurter Goethe-Museums und *Intendant Dr. Rudolf Meyer*, der Geschichtsschreiber des Freilufttheaters im Barock und Rokoko“ zur Seite. Niessen, Theaterausstellung, Sonderdruck, 1937, 4 f.

331 Vgl. Niessen, Theaterausstellung, Sonderdruck, 1937, 7.

332 Weiterführende Forschungen könnten Erkenntnisse über die Finanzierung und die Ausgestaltung der Schweizer Sektion geben.

Um die transnationale Wissenszirkulation der kulturel-nationalistischen Fest- und Laienspieltheorie Eberles näher zu veranschaulichen, soll dessen Regiearbeit in der Schwurszene des Schlussteils des LA-Festspiels untersucht werden. Eberles theaterästhetische Regieanweisung lautet zu Beginn der Schlusszene: „Volles Licht flutet über das Podium des Landsgemeinderings, in dessen Mitte nun der Schweizermann steht“.³³³ Kinder „strömen in jubelnden Scharen von allen Seiten herbei und umringen in engem Kreis das Podium mit dem Schweizermann.“³³⁴ Der Schweizermann fordert die Kinder zum Schwur auf, ihre „Heimat zu lieben“: Die Kinder schwören es (Abb. 36).

Das „Trachtenvolk“ aller Schweizer Gemeinden aus vier Sprachregionen schließt zu ihnen auf und bildet einen zweiten Kreis und schwört: „Der Heimat Vielfalt wollen wir bewahren! Wir schwören es!“³³⁵ Darauf erwidert der Schweiz-



Abb. 36: [Emotionspolitische Festspielästhetik: Schwurszene mit Gesang der Schweizer Hymne von Arnet und Müller ‚Eidgenöss‘ entroll die Fahne‘]. „Das eidgenössische Wettspiel“ von Edwin Arnet, Regie: Oskar Eberle, Offizielles Festspiel der Schweizerische Landesausstellung, Festhalle, Zürich, 1939

³³³ Vgl. Eberle 1939e, 47.

³³⁴ Vgl. ebd., 37.

³³⁵ Vgl. ebd., 48.

ermann: „Naht jetzt, durch Glück und Not getrennte Brüder / Eint euch im neuen Schwure wieder.“³³⁶ „Bürger“ und „Arbeitslose“ folgen dem Ruf und schließen einen dritten Kreis, um den Schweizermann: „Wir wollen Brüder sein! Wir schwören es!“³³⁷ Als letzte werden die „Soldaten“ vom Schweizermann aufgefordert, den „Ring“ zu schließen, ihn zu bewachen und zu beschützen. Eberles Regieanweisung lautet:

„Zuletzt marschieren von allen Seiten die Wehrmänner in Feldgrau und Helm herbei. Sie schließen um die drei Kreise der Kinder, des Trachtenvolkes, der Bürger und Arbeitslosen den vierten Kreis, den machtvollen Schutzring.“³³⁸

Der Schweizermann fordert nun die Soldaten zum Schwur auf: „Unser Schwert beschütze den Menschen. Wir schwören es!“³³⁹

„Schweizermann:
Nun kreise über uns zwifacher Geist:
Des Tellen Mut und Pestalozzis Güte,
Und dräng' euch zu dem mutig-frommen Schwur:
Wir wollen stark und gütig sein.
Im Namen des Allmächtigen
Schwört alle, alle, diesen Schweizerschwur!

Alle:
(wiederholen in machtvollem Charakter diesen Schwur)
Wir wollen stark und gütig sein!
Im Namen des Allmächtigen.

Zum Schluss singen die Spieler auf der Bühne und das ganze zuschauende Volk die **Schweizer Hymne**.³⁴⁰

Der Schwur auf den ewig währenden Bund der Schweizer Eidgenossenschaft wurde vom gemeinsamen Anstimmen der Schweizer Nationalhymne als theaterästhetische Durchbrechung der ‚Vierten Wand‘ abgelöst. Die theaterästhetische Wirkungsmacht entfaltete sich beim Festspielpublikum, das bereitwillig in den Gemeinschafts-gesang miteinstimmte. Laut Pressemitteilungen war es ein massenpsychologischer Erfolg. Die Zuschauer*innen konnten als mitspielende Akteur*innen mobilisiert werden. Sie empfanden sich offenbar als Teil des thea-

336 Vgl. ebd., 48.

337 Vgl. ebd.

338 Eberle 1939e, 49.

339 Vgl. ebd.

340 Ebd.

terästhetischen Zusammengehörigkeitsgefühls aus Spieler- und Zuschauervolk, einer emotionspolitischen Selbstdarstellung der imaginierten Schweizer „Geistesgemeinschaft“.

„Das eidgenössische Wettspiel“, in Zusammenarbeit Arnets und Eberles, entwirft eine leistungsorientierte und zugleich moralisierende Schweizer Lebensführung auf der Festspielbühne, die als Schauplatz einer kulturnationalistischen Gefühlspolitik einer Schweizer Arbeitsmoral und zugleich einer „geistigen Mobilmachung“ eine propagandistische Wirkungsmacht entfaltete. „Das eidgenössische Wettspiel“ stellte gemäß Eberles Festspieltheorie eine theaterästhetische Überschneidung aus einem kultischen Weihespiel und einem „vaterländischen Festspiel“ dar.

Im Folgenden soll aufgezeigt werden, wie Arnets Festspieldramatik und Eberles Regiearbeit mit der kulturnationalistischen Botschaft der LA als eine „geistige Mobilmachung“ in Einklang gebracht wurden. Dazu muss nochmals das emotionspolitische Ausstellungskonzept der LA vor Augen geführt werden. Eine Leitfrage für das Ausstellungskonzept der Landesausstellung lautete: „Wie zeigen wir dem Schweizervolk und den Ausländern, eindrucksvoll und leichtverständlich, was wir können und wollen?“³⁴¹ Die LA sollte vordergründig keinen „Rechenschaftsbericht“ über die Leistungen der Schweizer Nation erbringen (was die Landesausstellung, dem leistungsorientierten Selbstdarstellungskonzept geschuldet, dennoch tat), sondern einen expliziten Blick nach vorne richten, auf die „Sendung der LA als Wegbegleiter und Plan für unser schweizerisches Schaffen in der **Zukunft**“.³⁴² Im Bewusstsein um die „Not der Zeit“ und der „Bedrohung unserer nationalen Existenz“ sah Direktor Meili die LA als ein bedeutsames ideologisches Propagandainstrument der „geistigen Landesverteidigung“: „[...] in Zeiten weltanschaulicher Umwälzungen“ müsse das „Ringens um die Seele“ mitberücksichtigt werden. Zwischen Meilis moralischem Erziehungskonzept der LA, in Anbetracht der ideologischen Bedrohung durch die faschistischen bzw. nationalsozialistischen Nachbarländer Italien und Deutschland, und der moralischen Festspielwette um die Seele des wankelmütigen „Schweizergesells“ bestand ein direkter Zusammenhang.³⁴³

Eine Hauptaufgabe der Ausstellung sah Meili folglich in der moralischen Überzeugungs- und Erziehungsaufgabe der ideologischen Gesinnungsgestaltung seiner Besucher*innen und der damit verbundenen emotionspolitischen Erwe-

³⁴¹ Meili 1939, 13.

³⁴² „Es handelt sich nicht nur um einen ‚Rechenschaftsbericht‘ über das Geleistete. Viel bedeutungsvoller ist die Sendung der LA als Wegleitung und Plan für unser schweizerisches Schaffen in der **Zukunft**.“ Meili 1939, 14.

³⁴³ Vgl. ebd.

ckung von Schweizer Nationalgefühlen: „Gäbe es ein stärkeres Mittel zur Formung eines Glaubens, als das **Ueberzeugen**? Das Schweizervolk von seinem moralischen Wert und seiner Tüchtigkeit zu überzeugen, ist eine der Hauptaufgaben dieser nationalen Kundgebung.“³⁴⁴ Mit welchen emotionspolitischen Propagandainstrumenten sollte diese Überzeugungsleistung in die Wege geleitet werden? Im Folgesatz betont Meili die Wichtigkeit der *Künste* und deren „Haltung“ als Teil der geistigen Überzeugungsleistung zur Erweckung emotionspolitischer Nationalgefühle, welche dem Ziel der „Landesausstellung – als geistige Mobilmachung“ (Etter) zugrunde läge.³⁴⁵

„Kein monumentales Portal bildet den Eintritt: [...] aber die Zeitläufe mahnen ihn [den LA-Besucher], dass alles menschliche Glück und aller menschliche Friede von Kampf und Vernichtung unwittert sind. Die Spannung macht die Seele bereit für Grösse und Verantwortung.“³⁴⁶

Vor diesem Hintergrund stellte sich der Dramatiker Arnet beim Entwurf seines Festspiels für die LA dieselbe Frage wie schon der LA-Direktor vor ihm: Was macht das wahrhaft Schweizerische eigentlich aus und wie kann die propagierte Schweizer Eigenart eines Schweizer Kulturwillens in der Selbstdarstellung eines Konglomerats aus Schweizer Nationalgefühlen auf die Festspielbühne gebracht werden?³⁴⁷ Arnets Antwort auf diese Frage lautet im Sinne Eberles kultischer Festspieltheorie wie folgt:

„Ein Staatsfestspiel hat ein Weihespiel zu sein. Ein Spiel, das bloss zu Hass und Polemik gegen einen andern Staat oder gegen einzelne Kreise des eigenen Staates aufriefe oder das ausschliesslich mit Kritik an den Schönheitsfehlern unserer Demokratie ausgefüllt wäre, könnte wohl reizvoll und interessant sein, niemals aber gelänge es ihm die Katharsis, die reinigende Verwandlung des Zuschauers, die der oberste Zweck eines jeden wahren Staatsfestspiels zu bleiben hat.“³⁴⁸

Arnet deutet Aristoteles' wissenshistorischen Katharsis-Begriff von der reinigenden Wirkungsästhetik der Tragödie auf das Schweizer Staatsfestspiel um. Die *emotionspolitische* Wirkungsintention des nationalen Festspiels als ein kultisches Weihespiel könne, nach Arnet, eine „reinigende Verwandlung des Zuschauers“ bezwecken. Arnet zufolge verfiel sich diese theaterästhetische Umdeutung der

344 Ebd.

345 Vgl. Meili 1939, 14.

346 Huber 1940, 64.

347 Vgl. Arnet 1939, 42.

348 Ebd., 45.

aristotelischen Dichtungstheorie, die mit Blick auf die Tragödie entwickelt wurde, nicht in konzeptionellen Widersprüchen. Der Festspielautor benutzte den Katharsis-Begriff, um die massenpsychologische Intention der kulturelernationalistischen Festspielästhetik als eine Politik der affirmativen Schweizer Gefühlskultur zu beschreiben. Im Unterschied zu Niedecken-Gebhards monumentaler NS-Festspielästhetik verzichtete Arnet auf ein biologistisches Vokabular. Die Idee einer theaterästhetischen „Reinigung“ bei Arnet kann zwar, mit Blick auf die Zusammenarbeit mit dem Dramatiker Eberle und dessen Laienspieltheorie, in einem „völkerpsychologischen“ Kontext situiert werden. Zentral bei Arnets theaterästhetischer Wirkungstheorie ist jedoch die Verortung im Rahmen einer *kultisch-nationalistischen* Gefühlskultur.

Aus kritischer Distanz stellt sich die Frage, wie es den mitwirkenden Laienspieler*innen während der Vorbereitung der Festspielaufführung ergangen war und ob sich die gewünschte „Begeisterungsfähigkeit“ bei der „Spielergemeinschaft“ entfalten konnte.³⁴⁹ Aus Sicht des voreingenommenen Dramatikers schilderte Arnet den Entstehungskontext der Aufführung als „beglückende[s] Erlebnis“ wie folgt:

„Aber das Packendste war, wie sich die Mitwirkenden, Leute aus allen Ständen, immer mehr zu einem Spielervolk verschmolzen, das wohl gelegentlich demokratisch schimpfte, dann aber trotz den Proben in eiskalter Halle und hundert anderen Strapazen jeden, der an seiner Begeisterungsfähigkeit hätte zweifeln wollen, kurzerhand geprügelt hätte. Wie sich hier eine Spielergemeinschaft für eine Aufgabe einsetzte, die sie als eine vaterländische empfand, wie sich in dieser grossen Familie ein wundervoller Geist der Kameradschaft entfaltete, das ist mir zu einem beglückenden Erlebnis geworden.“³⁵⁰

Die Presse war mehrheitlich begeistert vom „eidgenössischen Wettspiel“, welches alle drei Kriterien (nach Stern) eines typischen Schweizer Festspiels jener Zeit erfüllte: Es war sowohl „enkomiastisch-verklärend“, wenn es das Gelöbnis im Landsgemeinding darstellte und „utopisch-verheißend“, wenn es eine „glückliche“ Zukunft beschwor, als auch „satirisch-realtätsbezogen“, wenn es die Wehrhaftigkeit des wankelmütigen „Schweizergesells“ angesichts des drohenden Kriegsausbruchs ironisierend und realitätsnah in Frage stellte. Dennoch gab es vereinzelt kritische Stimmen, beispielsweise seitens der Kommunistischen Partei, welche die affirmative Gefühlspolitik, wie sie in Form des „vaterländischen Festspiels“ als ein verklärendes „Ideal der Wirklichkeit“ dargestellt wurde, an-

349 Vgl. Arnet 1939, 47.

350 Ebd.

gesichts der sozialpolitischen Missstände im Land und der weltpolitischen Krisenlage problematisierte:

„In den Dutzend Aufführungen, die bisher stattfanden, haben über 80 000 Personen dieses Festspiel der Landesausstellung gesehen. [...] Warum klatschen die 80 000? – Weil es schön farbig ist, weil die Fragen wohl tiefgreifend sind, aber ihre Behandlung nicht. Weil das glückliche Ende mit der Lösung, die Schweiz sei gütig und stark, ein richtiges Filmende ist. Ja, wir alle möchten die Schweiz gütig und stark. Aber sie ist in der sozialen Frage weder gütig, noch in der Außenpolitik stark. Sondern umgekehrt! Aber es tut den 80 000 wohl, sich das Ideal als Wirklichkeit vorlügen zu lassen, es beruhigt ihr Gewissen, speziell wenn sie 5 Fr. für den Eintritt bezahlt haben.“³⁵¹

Der rechtspopulistischen „Nationalen Front“, die mit NS-Deutschland sympathisierte, ging die Festspielgestaltung als emotionspolitische „Herzerquickung“ und „Gesinnungsbestärkung“ noch zu wenig weit:

„[...] *Schließen wir ab*: Der Dichter gehört zu jenen Leuten, die gemerkt haben, daß in der Welt etwas nicht in Ordnung ist. Insofern ist dieses Festspiel anders, als Festspiele gewöhnlich sind. Es wächst aus den Nöten und Aengsten der Gegenwart heraus. Es ist handgreiflich und hat Fleisch und Blut. Der Zuschauer fühlt, dass da um ihn gewettet wird und daß die Wette im Grunde genommen verdammt ernst ist. Aber wenn der Dichter gemerkt hat, daß etwas los ist, hat er wie die meisten Schweizer nicht gemerkt, was los ist. Aber was da über Ursache und Natur der Not und Gefahr gesagt wird, [...] ist genau das, was man tagtäglich am Bier-tisch zu hören bekommt. Daß es zieht ist klar: denn so mit Musik und Bögge und Versli³⁵² auf der Bühne zu hören, was man sonst selber am Biertisch verzapft und ins Käslättli³⁵³ schreibt, ist eine Herzerquickung und eine Gesinnungsbestärkung sondergleichen. Aber haben wir das wirklich nötig?“³⁵⁴

Der Theaterwissenschaftler Kachler sah sich das Festspiel bei der Premiere an und musste neben viel Lob auch theaterästhetische Mängel benennen: Das Festspiel stehe in seiner „künstlerischen Form“ in einer Kontinuität zu den „schweizerischen Mysterienspielen“, was ihm „Substanz“ verleihe.³⁵⁵ Dem „Wesen des Festspiels“ nach sei die Handlung „leicht begreifbar“ und in der „Abfolge der Szenen gut überschaubar. Zugleich hat es mit Darsteller-Massen zu rechnen, um Wir-

351 Arnold Tobler, „Zum Festspiel der Landesausstellung. Das eidgenössische Wettspiel“. In: Freiheit. Schweizerische Volkszeitschrift. Organ der Kommunistischen Partei der Schweiz, 28.07.1939, 2, Signatur: MFB 2, Schweizerisches Sozialarchiv, Zürich.

352 „Versli“, ein kleiner Vers.

353 „Käslättli“ (Käseblatt), Lokalzeitung.

354 Ulrich Osterwalder, „Das eidgenössische Festspiel des Edwin Arnet“. In: Die Front. Nationales Kampfblatt der Schweiz, 17.06.1939, o.S. Faksimile, vgl. Anhang: Dokumente, Nr. 20, Tschudi 1993.

355 Vgl. Kachler 1939, 209.

kungen in die weite Zuschauermenge zu erzielen.“ Die „eingehenden Melodien“ seien ein theaterästhetisch wirksames Mittel, um die Zuschauer*innen, trotz der großen Distanz zur Bühne, „zu beleben“. Jedoch:

„Nicht ganz glücklich in der Anlage scheint uns neben der Bühne auch der ungefähr fünftausend Menschen fassende Zuschauerraum zu sein. Wohl steigen die hintersten Plätze des imposanten mehr als hundert Meter langen, 43 Meter breiten und 13 Meter hohen Zeltes tribünenartig empor, aber schon im zweiten Block [...] ist [eine] einigermaßen gute Sicht auf die unteren Teile der Bühne nur noch für große Leute möglich.“³⁵⁶

Kachler kommt zum Schluss, dass der „ideale Aufführungsort für solche Festspiele“ das „ansteigende Amphitheater“ sei. Doch würden diese benannten „Einschränkungen die Gesamtwirkung des Festspiels keineswegs“ beeinträchtigen, „zumal das akustische Problem sehr befriedigend gelöst ist. Uns als Hauptsache bleiben die künstlerische Gesamtleistung und der Geist, von dem die Aufführung getragen wird.“³⁵⁷

Die historische Untersuchung des offiziellen LA-Festspiels „Das eidgenössische Wettspiel“ von Edwin Arnet in der Regie von Oskar Eberle konnte aufzeigen, wie das nationale Festspiel im Kontext von Etters Appell als emotionspolitisches Propagandamittel für die Schweizer Bevölkerung eingesetzt wurde, um über die Rezeption der theaterästhetischen Wirkungsmacht zur selbstdisziplinarischen Mobilisierung im Kontext der Annexionsgefahr durch das „Dritte Reich“ aufzurufen.

Das Festspiel sollte 1. eine moralisierende Selbstdarstellung in der theaterästhetischen Gattung eines nach Arnet und Etter konzipierten kultischen Wehespiels und „vaterländischen Festspiels“ demonstrieren, 2. eine autosuggestive Emotionalisierung, Selbsterkennung und gemeinschaftsstiftende Bejahung einer Schweizer Lebensführung, entsprechend Etters Wertesystems einer „Landesausstellung, als eine geistige Mobilmachung“, sowohl bei den Laienspieler*innen als auch beim Publikum der Landesausstellung bewirken und dadurch 3. eine leistungsorientierte Mobilisierung aufgrund der theaterästhetischen Festspielenerfahrung auslösen.

Im Sinn einer Politik der Schweizer ‚Glückskultur‘ stellte das Festspiel eine schweizerische Lebensführung in der charakterologisch moralisierenden Ratgeberfigur des Schweizermannes dar. Dieser setzte sich, stellvertretend für den Freiheitskämpfer „Tell“ und den moralisch gefestigten Erziehungspädagogen „Pestalozzi“, für ein rechtschaffenes Schweizer Volk ein. Mit dieser „nationalen

356 Ebd., 210.

357 Vgl. ebd., 211.

Sendung“ (Kindermann/Kolbenheyer) wurde ein utopischer Wegweiser in eine „glückliche“ Zukunft in Aussicht gestellt, die als eine arbeitspsychologische Glücksmoral im Kontext der LA durch Laienspieler*innen *selbst dargestellt* wurde. Das Festspiel entwarf in der dramaturgischen Handlung eines Wettspiels ein dichotomes Weltbild aus einem imaginierten *Wir*, den moralisch ‚Guten‘, welche, in einem Abgrenzungs- und Distinktionsgestus zum Konstrukt *der Anderen*, den ‚Bösen‘, als Gewinner der Wette hervorgingen. Diese emotionspolitische Dichotomie kann im transnationalen Vergleich als wesentliches Merkmal einer Politik der ‚Glückskultur‘ bezeichnet werden.

16.7 „An die Freude“: Musikästhetische Glückserfahrungen zu Hitlers 53. Geburtstag in der Berliner Philharmonie während des Zweiten Weltkriegs

In der „Feierstunde“ der NSDAP am Spätnachmittag des 19. April 1942, dem Vorabend des 53. Geburtstags von Diktator Adolf Hitler, spielten die Berliner Philharmoniker die 9. Sinfonie in d-Moll op. 125 von Ludwig van Beethoven (1770 – 1827) in der Berliner Philharmonie. Im Konzertsaal saßen Vertreter*innen der Staats-, Partei- und „Wehrmacht“-Eliten sowie „Soldaten, Verwundete und Rüstungsarbeiter. Es herrscht eine sehr würdige und weihevollte Stimmung.“³⁵⁸ Unter dem Dirigat von Wilhelm Furtwängler (1886–1954)³⁵⁹ gelang eine „vollendete Wiedergabe“, wie Reichspropagandaminister Joseph Goebbels in sein Tagebuch notierte.³⁶⁰ Ein Rezensent des „Völkischen Beobachters“ schrieb:

„Das erhabenste Werk des größten Genius im Reiche der deutschen Musik brachte dem Führer symbolhaft zum Ausdruck, daß die Nation, seinem Beispiel folgend, sich über die Not

358 Goebbels, Josef, Tagebucheintrag vom 20. April 1942. (Vgl. Goebbels 1942). Rundfunkübertragung des Konzerts vom 19.04.1942: Beethoven, van Ludwig, Symphony, No. 9, D Minor, Op. 125, UA 1824, Wilhelm Furtwängler, Berlin 19.04.1942, Bruno-Kittel Chor, Berliner Philharmoniker, P/C Archipel Desert Island Collection, 2004, Youtube: https://www.youtube.com/watch?v=F54_nb2dc6w, 12.03.2020. Bericht über die „Feierstunde“ in der Philharmonie, „Deutsche Wochenschau“, 22. April 1936, Nr. 306, <https://www.dailymotion.com/video/x341vew>, 12.03.2020

359 Furtwängler, der eine ‚unpolitische‘ Kunstauffassung vertrat, gilt in der musikhistorischen Forschung angesichts der historischen Umstände im „Dritten Reich“, in welchem „die Kunst“ propagandistisch als emotionspolitische und moralische „Erzieherin“ der „Volksgemeinschaft“ instrumentalisiert wurde, bis heute als einer der prominentesten Vorzeigidirigenten im Dienst des NS-Regimes. Vgl. Gregor 2011, 860f.

360 Vgl. Goebbels 1942. Zu den Berliner Philharmonikern im „Dritten Reich“ mit Fokus auf Krieg, Musik und Emotionen vgl. Müller 2012. Vgl. auch Aster 2007, Trümpi 2011.

der Zeit über das Schicksal, so hart es auch treffen mag, erheben will. Beethovens hinreißendes, titanenhaftes Werk erhob in dieser Feierstunde die Herzen der Millionen, die sich an diesem Tage mit heißen Wünschen dem Führer nahten, sich ihm und seinem Werk von neuem [sic] weihen.“³⁶¹

Die finale Sinfoniekantate nach Schillers Gedicht „An die Freude“ (1785), für welche neben dem „Bruno-Kittel Chor“ Erna Berger (Sopran), Gertrude Pitzinger (Alt), Helge Rosvaege (Tenor) und Rudolf Waatzke (Bass) engagiert worden waren³⁶², entfaltete eine „hinreißende Wirkung“: „Niemand habe ich sie [die Philharmoniker] mit einer solchen Inbrunst zur Darstellung bringen hören wie hier. Das Publikum war auf das tiefste [sic] ergriffen“, so Goebbels.³⁶³ Die seit 1801 bekannte Volkswaise „An die Freude“ schien einzelne Zuhörer*innen sehr bewegt zu haben: „Neben mir sitzen Soldaten und Arbeiter, denen die Tränen in den Augen stehen. Die Übertragung ging über alle europäischen Sender; sie wurde auch im Führerhauptquartier abgehört und hat dort einen tiefen Eindruck hinterlassen.“³⁶⁴ Wie können die von Goebbels beschriebenen „Tränen in den Augen“ der Arbeiter*innen und verwundeten Kriegssoldaten emotionshistorisch *quellenkritisch* untersucht und kontextualisiert werden?³⁶⁵

Im vorliegenden letzten Kapitel wendet sich die Untersuchung unter der Perspektive einer Politik der ‚Glückskulturen‘ einem Fallbeispiel aus der zweiten Hälfte des Zweiten Weltkriegs zu, der „Feierstunde der NSDAP am Vorabend von Hitlers 53. Geburtstag“.³⁶⁶ An diesem Beispiel werden Aspekte der musikästhetischen Wirkungsmacht der historischen Aufführungspraktik in der Berliner Philharmonie aufgezeigt und emotionshistorisch kontextualisiert. Sie sollen die Un-

361 Sch., „Die Feierstunde in der Berliner Philharmonie“. In: Völkischer Beobachter, 20.04.1942, 110. Ausgabe, 55. Jg., Berliner Ausgabe, 2, Zeitschriftenarchiv, Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

362 Vgl. Sch., „Die Feierstunde in der Berliner Philharmonie“. In: Völkischer Beobachter, 20.04.1942, 110. Ausgabe, 55. Jg., Berliner Ausgabe, 2, Zeitschriftenarchiv, Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

363 Vgl. Goebbels 1942. Zur Beethoven-Rezeption im NS-Regime und speziell der 9. Sinfonie D-Dur Op. 125, vgl. Eichhorn 1993, Budde und Witkowski 2007.

364 Goebbels 1942.

365 Zu Tränen in der Gefühlsgeschichte vgl. Frevert 2012, „Tränen lügen nicht“, 17 ff, 22 f., Plamper 2013b, Dixon 2015.

366 Vgl. Joseph Goebbels, „In Dankbarkeit und Treue. Ansprache von Reichsminister Dr. Goebbels in der Feierstunde der NSDAP am Vorabend des Geburtstages Adolf Hitlers“. In: Völkischer Beobachter, 20.04.1942, 110. Ausgabe, 55. Jg., Berliner Ausgabe, 2, Zeitschriftenarchiv, Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

tersuchung über „Glück“ als ein zentrales Propagandamittel einer Gefühls- und Wissenspolitik des NS-Regimes abrunden.³⁶⁷

Die Untersuchung geht von der These aus, dass die „Feierstunde“ im wissenshistorischen Kontext der selbstdisziplinarischen Arbeitspsychologie und transnationalen Theaterwissenschaft (wie gesehen u. a. bei Kindermann, Kutscher, Perger, Niessen, Niedecken-Gebhard, Eberle)

1. *emotionspolitisch* eine ‚kultische Feierstätte‘ symbolisierte, an der die Erneuerung des „rassenideologischen“ ‚Bunds‘ zwischen „Volk“ und NS-Regime als autosuggestives Treuegelöbnis auf den „Führer“ zelebriert wurde,
2. *arbeitspsychologisch* die „Feierstunde“ eine leistungsorientierte Selbstdarstellung in der Aufwartung der renommierten Berliner Philharmoniker zu ‚Ehren‘ von Hitlers Geburtstag *massenwirksam* über Film-, Bild-, Ton- und Textmedien³⁶⁸ für das In- und Ausland demonstrierte und
3. *massenpsychologisch* mit der „Feierstunde“ als Teil einer Gefühlspolitik einer totalitären ‚Glückskultur‘ eine selbstdisziplinarische Mobilisierung im Kontext der nahenden „totalen Mobilmachung“ in der zweiten Hälfte des Zweiten Weltkriegs bezweckt wurde.

Die musikästhetische Wirkungsmacht der Aufführung von Beethovens 9. Sinfonie sollte beim Publikum eine autosuggestive Emotionalisierung und Bejahung des Werte- und Machtssystems des NS-Regimes, dessen „rassenhygienischer“ Lebensführung und Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ auslösen und eine selbstdisziplinarische Mobilisierung im Hinblick auf die „totale Mobilmachung“ gegen Ende des Zweiten Weltkriegs erzeugen.

Schillers Ode „An die Freude“ wurde vom NS-Regime dahingehend instrumentalisiert, dass die lyrischen Verse in einem multimedialen Zusammenspiel zwischen Goebbels' Rhetorik und der musikalischen und gesanglichen Aufführungsästhetik im Konzertsaal der Philharmonie ein emotionspolitisches Glückserlebnis beim Publikum entfalten sollten.³⁶⁹ Der emotionspolitische Auslöser dürfte ein imaginiertes, „rassenideologisch“ und kulturnationalistisch konstru-

³⁶⁷ Zur Musikgeschichte und zu Emotionen vgl. Weber 2009c, 223, Budd 1985. Zu Musikgeschichte, Nationalismus und Emotionen vgl. Bohlman 2004.

³⁶⁸ Z. B. „Wochenschau“, illustrierte Zeitschriften, Rundfunk und Zeitungen.

³⁶⁹ In der Rezeptionsgeschichte besaß Schillers Gedicht, das 1785 kurz vor der Französischen Revolution entstanden war, mit seinem im 18. Jh. beliebten Motiv der Freundschaft einen hohen Stellenwert. Der Dichter selbst bewertete seine Ode jedoch als eher mittelmäßig. Früh gelangte der Text in Liedersammlungen volkstümlicher Gesänge und gilt mit 65 Kompositionen als das meistvertonte seiner Gedichte. Mehr zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Ode vgl. Meier, Göpfert und Alt 2004.

iertes Gemeinschaftsgefühl zwischen Künstler*innen (Sänger*innen, Philharmonikern), Publikum (Arbeiter*innen und Kriegssoldaten) und den Repräsentant*innen des NS-Regimes gewesen sein. Diese scheinbare Einheit aus den Vertreter*innen des „Volks-“ und „Staatskörpers“ vermittelte den „deutschen“ Rundfunkhörer*innen und Zuschauer*innen der „Wochenschau“ eine „rassenideologische“ *Inklusion* und manifestierte, aus einer transnationalen Perspektive, eine emotionspolitische Außenwirkung der rassistischen *Exklusivität*. Um sich der intendierten emotionspolitischen Suggestionkraft der 9. Sinfonie gegenüber den „Volksgenossen“ sicher zu sein, sprach Goebbels zur emotionspolitischen Einstimmung in die kultische Feierstunde ein explizites Konglomerat affirmativer Nationalgefühle („Glück“, Freude, ferner Gefühle der Liebe, Einheit, Verbundenheit, Geborgenheit, Gemeinschaft, Treue und des Schutzes) an, wie die Analyse zeigen wird. In den vertrauten Klängen Beethovens 9. Sinfonie und dem allseits bekannten Volkslied „An die Freude“ sollten die Zuhörer*innen eine emotionspolitische Wiedererkennung erfahren. Die „Feierstunde“ als Teil einer affirmativen Gefühlspolitik der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ dokumentiert im Kriegsjahr 1942 deren janusköpfige Ambivalenz und tragische Kontinuität im Kontext des verheerenden Kriegstreibens, dem sich die „deutsche“ Bevölkerung zusehends ausgesetzt sah und der katastrophalen Folgen des Holocausts, bei welchem rund 6 Millionen europäische Jüd*innen ums Leben kamen.

War es allein die Musik, die das Publikum zu „Tränen“ rührte oder war es die musikästhetische Wirkungsmacht aus Wort, Klang, Gesang und Orchestrierung? Goebbels betont in seiner Eröffnungsrede der „Feierstunde“ einmal mehr die emotionspolitische Bedeutung der Künste, am Beispiel von Schillers vertontem Gedicht in Beethovens 9. Sinfonie, als ein affirmatives Propagandainstrument einer Politik der nationalsozialistischen ‚Glückskultur‘:

„Wenn am Ende unserer Feierstunde die Stimmen der Menschen und Instrumente zum großen Schlussakkord der Neunten Symphonie ansetzen, wenn der rauschende Choral der Freude ertönt und ein Gefühl für die Größe und Weite dieser Zeit bis in die letzte deutsche Hütte hineinträgt, wenn *seine* Hymnen über alle Weiten und Länder erklingen, auf denen deutsche Regimenter auf Wache stehen, dann wollen wir uns alle – ob Mann, ob Frau, ob Kind, ob Soldat, ob Bauer, ob Arbeiter, ob Beamter – zugleich des Ernstes der Stunde bewusst werden und in ihm auch das Glück empfinden, Zeuge und Mitgestalter dieser größten geschichtlichen Epoche unseres Volkes sein zu dürfen!“³⁷⁰

Goebbels beschreibt im Verlauf seiner Rede die musikästhetische Dramaturgie von Beethovens 9. Sinfonie im Aufführungskontext der „Feierstunde“ während

370 Goebbels 1991b, 118.

des Zweiten Weltkriegs. Nach der Überwindung musikästhetisch erwirkter Gefühle von Schmerz, Entzweiung und Chaos in den ersten Sätzen der Sinfonie, werde das Orchester vom Dirigenten in einer kontinuierlichen Steigerung „zum großen Schlussakkord“ hingeführt. Im „rauschenden Choral der Freude“, in welchem alle negativen Gefühle überwunden scheinen, würden die Zuhörer*innen „Glück [darüber] empfinden, Zeuge und Mitgestalter dieser größten geschichtlichen Epoche unseres Volkes sein zu dürfen!“. Goebbels interpretiert Beethovens 9. Sinfonie als ein musikästhetisches Erlebnis im Kontext einer emotionspolitischen Kriegsmetaphorik. In musikästhetischer Analogie zum finalen Glücksgefühl impliziert der Reichspropagandaminister einen Vergleich zum siegreichen Glücksgefühl am Ende eines Krieges. Das musikästhetische Erlebnis der Aufführung Beethovens 9. Sinfonie wird durch Goebbels zum Propagandainstrument einer nationalsozialistischen Glückskultur. Dabei knüpft Goebbels mit seiner Interpretation an eine historische Deutungstradition an, die auf Richard Wagner (1813–1883) zurückgeht, wie Neil Gregor in seiner Untersuchung über die Aufführungskontinuität von Beethovens Werk zeigt.³⁷¹

Goebbels Rede lässt keinen Zweifel daran, dass er das in der Sinfoniekantate besungene „Elysium“³⁷², in welches ausschließlich die von den griechischen Göttern geliebten Helden (wie der Krieger Achill) eintreten durften, für seine Kriegspropaganda instrumentalisierte. Wie schon bei Niedecken-Gebhard (Kap. 16.5) gesehen, vollzog Goebbels in seiner Feierrede einen historischen Brückenschlag von der Gegenwart des „Dritten Reichs“ zur siegreichen Wehrhaftigkeit der Preußischen Armee unter Friedrich II. (1712–1786) in der „kritischen Phase des Siebenjährigen Krieges“.³⁷³ Anhand des 4,8 Millionen teuren Historienfilms „Der große König“ von Veit Harlan, der am 3. März 1942 uraufgeführt wurde, verglich Goebbels die „harten Proben und geschichtlichen Prüfungen“, mit denen sich der „große Preußenkönig“ mit „mitfühlendem Herzen als ein ringender Titan“ auseinandersetzen musste, mit Hitlers derzeitiger Lage. Wie schon Friedrich II. werde auch Hitler von seinem „Volk“ für sein angeblich vergleichbares „staatsmännische[s] und militärische[s] Genie[...]" und seine Warmherzigkeit als „Führer“ geliebt und bewundert.³⁷⁴ Goebbels' Lobpreisung von

371 Vgl. Gregor 2011, 861 f.

372 „Freude schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium, wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum [...].“ (Vgl. Beethoven 1978). Elision: *altgriech.* Ἠλύσιον Πεδίον „Seliges (Feld)“ oder „Insel der Seligen“, *lat.* Elysium. Dichterische Bedeutung für „Zustand des vollkommenen Glücks“, vgl. Duden, <http://www.duden.de/rechtschreibung/Elysium>, 10. 02. 2020.

373 Vgl. Goebbels 1991b, 112.

374 Vgl. Goebbels 1991b, 112 ff. Hinweis zum Historienfilm „Der König“ vgl. Goebbels 1991b, 112, Fußnote 1. Zur historischen Gefühlspolitik Friedrichs II. vgl. Frevert 2012.

Hitlers affirmativer Gefühlspolitik wirkt aus heutiger Sicht zynisch. Dabei war Goebbels nicht der einzige emotionspolitische Propagandist einer affirmativen Gefühlkultur während der Kriegszeit. Auch Göring nahm Hitlers Geburtstag zum Anlass, „das deutsche Volk“ zur Erneuerung ihres Treueschwurs zum „Führer“ aufzurufen und ihm angesichts des Krieges bedingungslose Opferbereitschaft zuzusichern:

„Männer und Frauen des deutschen Volkes! Vereint mit den Soldaten der Front, die Deutschlands Ehre und Freiheit weit über die Grenzen Europas hinaus tapfer und siegewohnt verteidigen, bringen die Schaffenden der Heimat, die in hartem Tagewerk in Stadt und Land dem kämpfenden deutschen Millionenheer treu und helfend zur Seite stehen, dem *Führer* zu seinem heutigen Geburtstag in heißer Liebe ihre aus dankerfüllten Herzen kommenden Glück- und Segenswünsche entgegen. [...]

Wir erneuern am heutige Tage aus dankbarem Herzen unseren Schwur: Tapfer zu sein, kein Opfer und keine Gefahr zu scheuen, in der Anspannung aller Kräfte nicht müde zu werden, bis der Endsieg errungen und des Großdeutschen Reiches Macht und Herrlichkeit für alle Zukunft gewährleistet ist! Den Allmächtigen flehen wir an: Schütze unseren geliebten Führer und segne weiterhin sein Werk!³⁷⁵

Auch Goebbels sprach in der Feierrede seine Zuhörer*innen *direkt* gesellschafts-, geschlechter-, generationen- und berufsübergreifend an („ob Mann, ob Frau, ob Kind, ob Soldat, ob Bauer, ob Arbeiter, ob Beamter“)³⁷⁶ und beschwor sie auf ihre Funktion als „Zeugen“ und auf ihre Aufgabe als „Mitgestalter“ einer als herausragend gedeuteten Zeitepoche.³⁷⁷

„Ob wir das größere Glück genießen, in seiner [Hitlers] unmittelbaren Umgebung zu wirken oder direkt unter seinen Augen arbeiten zu dürfen, ob wir nur dazu berufen sind, als unbekannte Soldaten, Arbeiter oder Bauern an seinem Werke kämpfend oder schaffend teilzunehmen [...] – gleichgültig: Wir sehen immer noch über uns eine Kraft, die uns stützt und hält, fühlen uns geborgen in der schützenden Hut eines Mannes, der unserem Jahrhundert wegweisend voranschreitet. *Wir* brauchen nur zu *folgen*, er aber muß die Bahn brechen. Er steht allein seinem und unserem Schicksal gegenüber, um den Titanenkampf, der uns um das Leben unseres Volkes aufgezwungen wurde, siegreich auszufechten. Wenn wir also heute, am Vorabend seines 53. Geburtstags, die ganze Nation um die Lautsprecher versammeln, dann ist das etwas anderes und viel mehr als eine feierliche Zeremonie. Hier soll nur bestätigt werden, was *alle* Deutschen fühlen und empfinden, und zwar heute *viel* tiefer und verpflichtender als *je* zuvor. Es ist gewissermaßen die Erneuerung der Treue und des

375 Hermann Göring, „Aufruf Görings an das deutsche Volk“. In: Völkischer Beobachter, 20.04.1942, 110. Ausgabe, 55. Jg., 1, Berliner Ausgabe, 1, Zeitschriftenarchiv, Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

376 Zur Geschlechter- und Körpergeschichte im Nationalsozialismus vgl. Frietsch und Herkommer 2009.

377 Vgl. Goebbels 1991b, 118.

Glaubens, die so millionenfach durch Taten und Leistungen, durch Opfer ohne Zahl, durch Einsatz von Blut und Leben und tausendenfältigen bitteren Tod ihre Bewährung gefunden haben, daß sie der Worte nicht mehr bedürften. Wenn *jemals* die deutsche Nation sich vereint gefühlt hat in *einem* Gedanken und in *einem* Willen, dann in *dem*, ihm zu dienen und seinem Gebote zu folgen. Diesmal sollen die Klänge der heroischsten [...] Titanenmusik, die je einem [...] deutschen Herzen entströmten, dieses Bekenntnis in eine ernste und weihevollte Höhe erheben [...].“³⁷⁸

In der Bewusstwerdung dieser ideologischen Deutung der „NS-Volksgemeinschaft“³⁷⁹ im „Dritten Reich“ mit Hitler als „liebe[m] Vater“ an der hierarchischen Spitze (worauf die Parallele vom „Dritten Reich“ zum „Elysium“, dem Ort vollkommener Glückseligkeit, vermutlich abzielte), sollten die Zuschauer „Glück empfinden“³⁸⁰.

Der Propagandaminister instrumentalisierte Beethovens Sinfonie und Schillers Verse, um unter den Zuhörer*innen ein überzeitliches, kulturnationalistisches Gefühl kollektivistischer Verbundenheit im pseudoreligiösen Bekenntnis der „rassenhygienischen“ Glaubensgemeinschaft gegenüber Hitlers NS-Staatsideologie erneut zu bekräftigen. Dabei wurde Hitler von Goebbels zum einsamen Helden stilisiert, der jederzeit bereit sei, für sein „Volk“ übermenschliche „Titanenkämpfe“ auszutragen, wie es die „deutsche“ Nationalgeschichte von ihm verlange. Wie schon Etter in seiner Rede beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs betont auch Goebbels am Ende seiner Feierrede die Ambivalenz des „Glücks“ angesichts der schweren Kriegszeit, in der sich das „Volk“ befände:

„Es gibt kein größeres Glück auf Erden, als dem Genius seines Volkes und seinem Werke zu dienen. Machen wir uns dieses Glück täglich teilhaftig. Die *Schwere* unserer Zeit ist auch Ihre *Größe*, wir möchten sie mit *keiner* anderen tauschen.“

In Dankbarkeit und Treue senden wir dem Führer unsere Grüße. Wie von einem unzerreißbaren Band fühlen sich Front und Heimat in dieser Stunde umschlungen. Das Deutschtum in aller Welt ist vereint in dem heißen Wunsche, den wir noch jedesmal am Vorabend seines Geburtstages in die Worte zusammenfaßten: Er soll uns bleiben, was er uns war und ist – *unser* Hitler! [starker Beifall].“³⁸¹

Es stellt sich die Frage, ob die weihevollte „Feierstunde“ wirklich die von Goebbels beschworenen, emotionspolitischen Nationalgefühle von „Glück“ und Freude, von Liebe, Einheit, Verbundenheit, Geborgenheit, Gemeinschaft, Treue und Schutz hervorrufen konnte und die Menschen deshalb zu Tränen gerührt waren.

378 Goebbels 1991b, 118.

379 Zur „Volksgemeinschaft“ vgl. Wildt 2007a, Reinicke u. a. 2014, Steber und Gotto 2014.

380 Vgl. Goebbels 1991b, 118.

381 Ebd., 119.

Eine Antwort auf die emotionspolitische Rezeption der „Feierstunde“ mag im über Jahrzehnte eingeübten bürgerlichen Habitus von Wahrnehmungs- und Handlungsmustern der Konzertgänger*innen gelegen haben, in welchem sich die musikästhetische Wirkungsmacht Beethovens 9. Sinfonie, unabhängig von politischen Machtwechseln, bei den Zuhörer*innen entfalten konnte.³⁸² Jene Soldaten und Arbeiter*innen, welche mit diesem bürgerlichen Konzerthabitus nicht vertraut waren, empfanden womöglich im Kriegsjahr 1942 Gefühle der Ehre und des Stolzes, zu den Auserwählten zu gehören, die an dieser staatlichen Feierlichkeit teilnehmen durften. Vielleicht war es tatsächlich ihre Liebe zum Vaterland oder zum „Führer“, welche die überwältigende, emotionale Ergriffenheit vieler Zuhörer*innen in der Philharmonie als kultischer Feierstätte angesichts der musikästhetischen Selbstdarstellung der NS-„Feierstunde“ auslösen konnte. Womöglich war es ein Konglomerat affirmativer Nationalgefühle im Spannungsfeld einer ideologischen Zustimmung zum opferbereiten Treuegelöbnis an den „Führer“ und das in ihm verkörpert geglaubte „Glück“ und einer ernüchternden Erkenntnis über das sich als utopisch herausstellende Glücksversprechen angesichts der Kriegsverbrechen und Bombardements, welche sich in den ambivalent zu deutenden Tränen der Zuschauer*innen widerspiegelte.

Abschließende Antworten werden auf diese Fragen keine gegeben werden können. Eine emotionshistorische Kontextualisierung der Konzertaufführung in der Berliner Philharmonie kann aus der Perspektive einer Politik der ‚Glückskultur‘ jedoch Hinweise liefern. Emotionspolitisch war das Publikum bereits im Vorfeld der Aufführung durch die von Goebbels als Geburtstagsgruß getarnte

382 Der Musikhistoriker Sven Oliver Müller sieht einen Grund für den ungebrochenen Erfolg der Berliner Philharmoniker nach 1933 im *bürgerlichen* Habitus der Konzertgänger, vgl. Müller 2012, 122. Müller kommt in seinem Vergleich zwischen der Weimarer Republik und dem „Dritten Reich“ sowie dem besetzten Frankreich zum „ernüchternden“ Schluss: „Die politische Situation änderte sich, aber der musikalische Kanon nicht. [...] Die Eliten, Künstler, Journalisten und Hörschaften beider Länder strebten musikalische Ähnlichkeiten an.“ Musikalische Experimente und emotionaler Widerstand wurden laut Müller nur selten geäußert, vgl. Müller 2012, 117, 127 f. Auf die Zuhörer*innen im NS-Regime bezogen, resümiert Müller: „Letztlich scheinen die meisten Hörer, die emotional im Musikleben beteiligt sind, wünschenswerte und fröhliche Emotionen zu erwarten.“ Müller 2012, 124. Ausgehend von diesem Forschungsstand hat die vorliegende Untersuchung mit Fokus auf Theaterpolitik, Theaterwissenschaft und Theatertätigkeit neben Kontinuitäten und Ambivalenzen auch eindeutige Differenzen im transnationalen Vergleich von der Weimarer Republik zum NS-Regime bzw. dem NS-Regime und der Schweiz (1933–1945) aufzeigen können (Kap. 15 u. 16).

Propaganda-Rede auf die umgedeutete Ode an den „Führer“³⁸³ eingestimmt worden.

Ian Kershaw zeigt in seiner einflussreichen Untersuchung zum „Hitler-Mythos“, dem Personenkult um Hitler, wie der Diktator seine Popularität im Laufe der NS-Herrschaft auf Kosten seiner Partei ausbauen konnte und welche wichtige „kompensatorische Funktion“ sein Personenkult dabei erfüllte.³⁸⁴ Ergänzend zu Kershaws Forschung soll im Folgenden aufgezeigt werden, welche unterschiedlichen Funktionen Glücksvorstellungen bei der Konstruktion des „Hitler-Mythos“ einnahmen. Grundvoraussetzung für den „Führer“-Kult sei der Umstand, dass Hitler als „nationaler Führer“ im psychologischen Bewusstsein der Bevölkerung „oberhalb und außerhalb der Sorgen des Alltagslebens“ stand und laut Kershaw daher nicht unmittelbar in Beziehung zu den ökonomischen Alltagsorgen der Menschen, den Terror- und Unterdrückungsmechanismen der Partei sowie dem Fehlverhalten der einzelnen in Verbindung gebracht wurde.³⁸⁵ Die Kurzformel dafür lautete noch bis zum Kriegsantritt gegen die UdSSR am 22. Juni 1941: „Der Führer, ja! Die Partei, nein!“³⁸⁶ Kershaw erklärt dieses grenzenlose und naive Vertrauen in den „Führer“ während der Friedensjahre 1933–1939 und der ersten Kriegsphase folgendermaßen:

„Die emotionale Zuneigung zu Hitler wurzelte in der Auffassung, er repräsentiere das Ideal der nationalen Gemeinschaft und der nationalen Größe, er führe Deutschland zu größerem Wohlstand, und was auch immer unmittelbar an Opfern verlangt werden möchte, so sei doch knapp jenseits des Horizonts für alle eine Glückssträhne zu erwarten.“³⁸⁷

Welcher Pfad ins Land des kollektiven „Glücks“ führen sollte, darüber wurde seitens der Zivilbevölkerung anscheinend zu wenig reflektiert, so Kershaw.³⁸⁸

Neben Goebbels bekräftigte Hitler *selber* seine mystisch-überhöhte Unfehlbarkeit und seine Funktion als Glücksbringer. In seiner Rede vom 13. September 1936, während des „Parteitag[s] der Ehre“ in Nürnberg, sprach er vor „den Kampforganisationen der Partei“ mit einer Mischung aus semantischer und me-

383 Zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Ode vgl. Meier, Göpfert und Alt 2004, Linder-Beroud 2009, Escher 2017.

384 Vgl. Kershaw 1999, 108.

385 Kershaw nennt als Gründe für die ablehnende und misstrauische Haltung der Bevölkerung gegenüber der Partei Angriffe auf christliche Kirchen, Arroganz, Rabaukentum, Vulgarität von organisierten Mobs, Korruption und Bestechlichkeit, vgl. Kershaw 1999, 198.

386 Vgl. Picker 1963, 132.

387 Kershaw 1999, 186.

388 Vgl. ebd., 186.

taphorischer Pseudoreligiosität von sich und seiner Einheit mit dem „deutschen Volk“:

„Das ist das Wunder unserer Zeit, daß ihr mich gefunden habt [hier unterbrach ihn langer Beifall] daß ihr mich gefunden habt unter so vielen Millionen! Und daß ich euch gefunden habe, das ist Deutschlands Glück.“³⁸⁹

In diesem spezifischen emotionshistorischen Kontext ist dann auch Goebbels pathetische Rede vom empfundenen „Glück“ zu verstehen, welches im Anschluss an seine Rede musikalisch und gesanglich in der orchestrierten Volksweise „An die Freude“ gesteigert werden konnte. So heißt es in den Strophen:

„1.
Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.

[...]
alle Menschen werden Brüder,
wo dein sanfter Flügel weilt.
Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt.
Brüder überm Sternenzelt
muß ein lieber Vater wohnen.
[...]

3.
[...]
Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt
[...]

4.
Freude heißt die starke Feder
in der ewigen Natur,
Freude, Freude treibt die Räder
in der großen Weltenuhr.
[...]
Sphären rollt sie [die Freude] in den Räumen,
die des Sehers Rohr nicht kennt.
Froh, wie seine Sonnen fliegen

389 Hitler, Adolf, Rede vom 13.09.1936 vor den „Kampfformationen der Partei“ am „Der Parteitag der Ehre“, 08.–14.09.1936, in Nürnberg. In: Domarus 1965, 643.

durch des Himmels prächt'gen Plan,
 laufet, Brüder, eure Bahn,
 freudig wie ein Held zum Siegen.“³⁹⁰

Die hier besungene ekstatische „Freude“ beim Betreten des „Elysiums“ und beim Lauf der „Brüder [...] freudig wie ein Held zum Siegen“ erinnern an die emotionspolitische Wirkungsintention der arbeitspsychologischen und während des Kriegs militärstrategisch umgedeuteten NS-Parole „Kraft durch Freude“, welche die Freizeitaktivitäten der gleichnamigen Organisation versprachen. Robert Ley priess 1936 „Kraft durch Freude“ in seiner Rede vor versammelten DAF-Funktionären als ein beispielhaftes Werk der neuen Sozialpolitik im NS-Regime: „Es heißt Mobilisation der Energien in einem Volke, heißt den Gemeinschaftsgedanken pflegen und heißt alles untermauern durch Freude [...]“³⁹¹ Diese historischen Glücksvorstellungen sind abschließende Beispiele für eine Gefühlspolitik *eines* spezifischen „Glücks“, nämlich eines eng mit dem „Führer“-Kult verknüpften, totalitär gedeuteten Kollektivglücks, welches im Zweiten Weltkrieg beharrlich über den „schönen Schein des Dritten Reiches“³⁹² hinwegzutäuschen versuchte. Diese These konnte mit Blick auf Schriften zur NS-Ideologie und die darin enthaltenen Moralvorstellungen bereits in den Kap. 7.3 und 7.4 aufgezeigt werden.³⁹³

Zu Beginn des vierten Kriegsjahrs erhielten diese propagandistischen Täuschungs- und Verschleierungsversuche der Partei angesichts der intensivierten Fliegerbombardements der Alliierten auf deutsche Städte³⁹⁴ deutliche Risse. Rhetorisch versiert, deutete Goebbels mit dem „Ernst der Stunde“ in seiner Feierrede nur vage die verheerenden Folgen militärischer Fehleinschätzungen der „Blitzkriegstrategie“ für die 6. Armee vor „Stalingrad“ (Wolograd) an, welche im Winter 1941/42 im angestrebten Vernichtungskrieg gegen die UdSSR unter der Parole des „Endsieg“ begangen wurden und Ende Januar 1943 in einer Kapitulation enden sollten. Diese Niederlage, welche sich bereits im Dezember 1941 abzeichnete, kennzeichnete eine Zäsur für die bisher als unbezwingbar geltende „Wehrmacht“.³⁹⁵

390 Beethoven 1978.

391 Wortprotokoll der 5. Tagung der Reicharbeiterkammer am 24. November 1936 in Berlin (Auszüge), vgl. Mason 1975, 191.

392 Reichel 2006.

393 Zur NS-Moral vgl. Bialas 2014, Konitzer und Fritz-Bauer-Institut 2014, Gross 2010, Konitzer, Gross und Fritz-Bauer-Institut 2009, Roth 2005, Haas 1992.

394 Seit dem Kommandowechsel an den britischen Luftmarschall Arthur Harris, vgl. Wildt 2008, 187 f.

395 Am 11. Dezember 1941 erklärte NS-Deutschland den USA den Krieg.

Ein weiteres düsteres Kapitel des Frühjahrs 1942, welches Goebbels in seiner Propagandarede über die rassenideologische ‚Glückskultur‘ NS-Deutschlands verschweigt, sind die katastrophalen Auswirkungen der Beschlüsse zur „Endlösung der Judenfrage“, zu deren Entwurf Reinhard Heydrich bereits im Januar 1941, in Absprache mit Hermann Göring, aufgefordert und am 31. Juli 1941 ermächtigt worden war. Auf der geheimen „Wannsee-Konferenz“ vom 20. Januar 1942, drei Monate vor Hitlers Geburtstag, wurden nicht – wie in früherer Forschung behauptet – die Deportationen der deutschen und westeuropäischen Jüd*innen in die besetzten Ostgebiete beschlossen. Diese hatten, wie die Beispiele der systematischen Deportationszüge von Wien, Prag und Berlin nach Łódź zeigen, bereits im Oktober 1941 im Zuge politischer und bürokratischer Radikalisierungsprozesse und Einzelaktionen zeitgleich mit dem Angriff auf die Sowjetunion begonnen.³⁹⁶ Auf der „Wannsee-Konferenz“, an welcher entscheidungsmächtige SA- und SS-Funktionäre aus unterschiedlichen Ministerien und SS-Institutionen teilnahmen, verständigte man sich über die systematische Massenermordung von über 11 Millionen Jüd*innen, aufgrund einer Liste von zum Teil noch nicht zum „Dritten Reich“ zählenden Ländern, u. a. der Schweiz.³⁹⁷

Vor dem Hintergrund dieser beispiellosen Verbrechen während des Holocausts, bei denen rund 6 Millionen Jüd*innen, Hunderttausende von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter*innen in Konzentrationslagern, zivile Kriegsopfer und Hungernde als Folge des Zweiten Weltkriegs ihr Leben verloren, wirken die Gesänge „Seid umschlungen Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt. Brüder überm Sternzelt. Muß ein lieber Vater wohnen“ sowie „Ihr stürzt nieder, Millionen? Ahnest du den Schöpfer, Welt? Such ihn überm Sternzelt“ wie blanker Hohn. Vielleicht waren es denn auch nicht Freudentränen, die Goebbels in den Augen der Soldaten und Arbeiter*innen sah. Vielleicht waren die Tränen Ausdruck einer schieren Beklommenheit angesichts einer solch dreisten Instrumentalisierung der Künste im Dienst der propagierten Gefühlspolitik eines totalitären „Glücks“.

Abschließend mag man sich fragen, wie Beethovens 9. Sinfonie nach dem Zweiten Weltkrieg rezipiert wurde. Die Rezeptionsgeschichte Beethovens 9. Sinfonie ist so ambivalent wie das ihr inhärente Glückswissen. Einerseits wurde die 9. Sinfonie kontinuierlich mit dem Nationalsozialismus und einer autoritären Gefühlsregung in Verbindung gebracht. Ein Beispiel wäre die musikalische Unter-

396 Vgl. Wildt 2008, 168f. Erste Deportationen polnischer, tschechischer und österreichischer Jüd*innen fanden bereits im Oktober 1939 im Rahmen der „Gestaltung neuer deutscher Siedlungsgebiete“ statt, vgl. Wildt 2008, 149f. Vgl. u. a. Broszat 1977, 739–775. Forschung zu den Deportationen nach Łódź und dem Vernichtungslager in Chelmno, vgl. Kárný, et al. 1995, 38–68.

397 Vgl. Wildt 2008, 174. Zur „Wannsee-Konferenz“ vgl. Pätzold und Schwarz 1992.

malung der Gewaltexzesse in Stanley Kubricks Verfilmung von „Clockwork Orange“ (1979).³⁹⁸ Andererseits erfuhr Beethovens 9. Sinfonie als „Europa-Hymne“, unter Verzicht auf Schillers deutsche Strophen, weltweite Bekanntheit. Die Hymne der Europäischen Union und des Europarats setzt sich seit 1972 aus dem letzten Satz der 9. Sinfonie zusammen und symbolisiert bis heute als „Song of Joy“ oder „Hymne à la joie“ das „Glück“ der seit dem Zweiten Weltkrieg in Frieden wiedervereinten Länder Europas.³⁹⁹ Die Europa-Hymne kann als Teil einer transnationalen Politik der europäischen ‚Glückskulturen‘ begriffen werden, welcher ein ambivalentes historisches Glückswissen zugrunde liegt.

16.8 Fazit

Die transnationalen Analysebeispiele aus Zürich und Berlin zwischen 1933 und 1945 zeigen, wie Schauplätze eines propagierten „Glücks“ in wissenshistorischer Kontinuität zu avantgardistischen und sozialistischen Massenspielen, Laienspielen, kultischen Feiern und der vielseitigen Konzert- und Festspieltradition der kulturnationalistischen Emotionalisierung und politischen Mobilisierung dienten. Ein zentrales Merkmal der affirmativen Gefühlspolitik an solchen Schauplätzen war die Dichotomie zwischen einem konstruierten *Wir* und den *Anderen*. Gemeinsamkeiten und länderspezifische Unterschiede dieser emotionspolitischen Beschwörung einer massenpsychologischen Exklusivität einer imaginierten Gemeinschaft der Nation konnte der transnationale Vergleich anhand verschiedener Fallbeispielanalyse darlegen.

³⁹⁸ Vgl. Kutschke 2010, 580.

³⁹⁹ Vgl. Linder-Beroud 2009. Mehr zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Ode vgl. Meier, Göpfert und Alt 2004.



Schlusswort und Ausblick

17 Politik der ‚Glückskulturen‘: Brüche, Kontinuitäten, Ambivalenzen

Das Ziel der Untersuchung war eine Forschungslücke in der transnationalen Wissens- und Gefühlsgeschichte über *kulturelle Nationalismen* aufzudecken. Die Konstruiertheit von Glückswissen als ein ambivalentes Experten- und Populärwissen ist im Untersuchungszeitraum 1933 bis 1945 von *Wandel, Kontinuitäten* und *Ambivalenzen* gekennzeichnet. Ausgehend von dieser These wurden in der vorliegenden Untersuchung die Bereiche der Politik, der Wissenschaft und der darstellenden Künste im transnationalen Vergleich zwischen NS-Deutschland und der Schweiz anhand quellenkritischer Beispielanalysen untersucht.

„Glück, was ist Glück? Wer weiß es mir zu nennen?“ Diese Frage über die „Jagd nach dem Glück“ im Glücksratgeber von Reinhold Gerling bildete den Auftakt zum Einleitungskapitel der vorliegenden Untersuchung.¹ Der Ratgeberautor war sich sicher, dass die Leserschaft ihr als *defizitär* begriffenes Selbst in eine ‚glücklichere‘ Lebensführung umwandeln könnte, sobald sie sich *autosuggestiv* mittels *seiner* arbeitspsychologischen Anleitung zur leistungsorientierten *Rationalisierung, Disziplinierung* und *Optimierung* selbstermächtigen würde.

Zehn Jahre später, 1930, warnte Thomas Heine mit seiner Karikatur vor der „Jagd nach dem Glück“ in einer nationalsozialistischen Lebensführung. Sein Appell blieb jedoch ungehört. Im Frühjahr 1933 errichtete der demokratisch gewählte Diktator Adolf Hitler das NS-Regime.

Am 11. Dezember 1935, an einer Großkundgebung der „Deutschen Arbeitsfront“, propagierte der „Reichsleiter“ und Mitbegründer der Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“, Dr. Robert Ley, vor rund 20.000 „schaffenden deutschen Menschen“:

„Wir wissen, wozu wir leben. Wir begreifen und wir verstehen, was Glück ist. Wir bekennen uns zum Nationalsozialismus. Der Erfolg wird immer größer. Deutschland wird immer schöner werden, und dieses Volk wird immer glücklicher sein.“²

In Referenz an arbeitspsychologische Schriften, wie Hendrik de Mans Studie zum „Kampf um die Arbeitsfreude“ von 1927, deutet Ley das Wissen der leistungsorientierten Arbeitspsychologie nach 1933 um. Ley zufolge könne sich die „Volksgemeinschaft“ *autosuggestiv* ihr individuelles „Glück“ erarbeiten, indem sie sich

1 S. Kap. 1, 3.

2 Ausschnitt einer Rede von Robert Ley (1890–1945), „Reichsleiter“ der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF), 11. Dezember 1935. In: Ders. 1937a, 207.

als selbstdisziplinärer „Volkskörper“ der „rassenhygienischen“ Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ verschreibe.

In diese pathetische Rhetorik stimmten zahlreiche NS-Ratgeber und autobiografische Erlebnisromane ein, wie dies der Glücksratgeber „Schicksalsmächte des Erfolges?“ von C.H. Huter oder die autobiografischen Veröffentlichungen über den „NS-Arbeitsdienst“ von Lisa Tasche und Gustav Faber zeigen. In ambivalenter Kontinuität zur Weimarer Republik propagierten die Autor*innen einen ‚neuen‘ Erfolgstypus im Stereotyp des „Ariers“. Entlang einer geschlechterspezifischen „Rassenpolitik“ versprach die pseudoindividualisierte Lebensführung „Kraft durch Freude“ einer ganzen Generation junger Menschen, die als Kriegsverlierer*innen nach dem Ersten Weltkrieg aufgewachsen waren, „Glück“ und „Erfolg“ im „Dritten Reich“.

Die darstellenden Künste, allen voran ‚das Theater‘, dienten als propagandistisches Leitmedium und Schauplatz der nationalsozialistischen Glückspolitik. Als Beispiel sei das Festspiel „Glückliches Volk“ genannt, welches im August 1938 unter der Festspielleitung von Hanns Niedecken-Gebhard als Tourismuswerbung „Reist ins fröhliche Deutschland“, an das annektierte Österreich gerichtet, im Berliner Olympiastadion aufgeführt wurde. Die im Festspiel dargestellte Gesellschaftsutopie führte in der Realität eine ganze Generation arbeitswilliger, hoffnungsvoller Menschen in ein von amoralischen Gewaltexzessen, Hass und Zerstörungswut getriebenes Massensterben im Zweiten Weltkrieg und in die Vernichtung Unschuldiger im Holocaust.

Wie reagierte nach 1933 die Schweiz auf die nationalsozialistische Gefühls politik eines totalitären „Glücks“? Der transnationale Vergleich zeigt, dass sich seit Anfang der 1930er Jahre die Schweizer Regierung *ebenfalls* darum bemühte, eine auf arbeitspsychologisches Wissen gestützte, dezidiert *affirmative Gefühls politik* in breiten Bevölkerungsschichten zu etablieren. Im Vergleich zur Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ orientierte sich die Regierung im Kontext der „geistigen Landesverteidigung“ ebenso an einer leistungsorientierten und geschlechterstereotypisierten Arbeitsmoral. Im Unterschied zur NS-Ideologie *fußte* diese jedoch auf *christlich-konservativen* und *humanistischen* Werten und lehnte rassenideologische Ansätze ab. Stattdessen beschworen die Vertreter*innen der „geistigen Landesverteidigung“ einen gemeinschaftsstiftenden *Kultur-nationalismus*, der Werte der Aufklärung, wie Vernunft und Moral, in Abgrenzung zur affirmativen Emotionspolitik des NS-Regimes als typisch schweizerisch für sich reklamierte. In einer verkärten Selbstdarstellung eines imaginierten Nationalmythos von Freiheit, politischer Souveränität und Demokratie schlugen sie einen Bogen bis zur Gründung der Eidgenossenschaft 1291. Zukunftsorientiert propagierten sie das überzeitliche Sinnbild des wehrhaften Schweizers im transnationalen Freiheitskämpfer Wilhelm Tell.

Mit der Annexion Österreichs im Frühjahr 1938 spitzte sich die nationalsozialistische Bedrohung für die Schweiz zu. Zugleich stieg die Bewunderung für die Wirtschaftserfolge des NS-Regimes in der Schweizer Bevölkerung. In der sogenannten „Kulturbotschaft“, die federführend vom rechtskonservativen Bundesrat Philipp Etter verfasst wurde, fand die affirmative Gefühlspolitik im Dezember 1938 eine politische Grundlage. Als *kultureller Nationalismus* hielt sie der NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ eine *alternative* Lebensführung entgegen. Mit dem Vorwurf konfrontiert, die „Kulturbotschaft“ sei für die Schweizer Bevölkerung mit ihrem Appell an ideengeschichtliche Werte und eine Einheit in der viersprachigen Vielfalt zu intellektuell, zu wenig emotional und zu wenig zugänglich, sah sich der Bundesrat abermals zum Handeln gezwungen.

Etter entschied sich für eine *affirmative* Selbstdarstellung einer *emotionspolitisch imaginierten* Gemeinschaft der Nation. Als Schauplatz der *kulturnationalistischen* Leistungsschau eines ‚glücklichen‘ Schweizer Volkes wählte Etter die Landesausstellung, die von Mai bis Oktober 1939 in Zürich stattfand und vom Ausbruch des Zweiten Weltkriegs im September jäh unterbrochen wurde. Das Ziel der Landesausstellung war es, eine „glückliche Zukunft“, wie die gleichnamige Skulptur über dem Eingangstor des Ausstellungsteils „Heimat und Volk“ hieß, im Sinne der massenpsychologischen Arbeitsmoral der „geistigen Landesverteidigung“ zu propagieren. Die heterogene Bevölkerung sollte auf dieselben *kulturnationalistischen* Werte eingeschworen werden, um sie im Kriegsfall damit militärstrategisch mobilisieren zu können.

Der mit der NS-Theaterwissenschaft transnational vernetzte Schweizer Regisseur und Theaterwissenschaftler Dr. Oskar Eberle wurde beauftragt, ein nationales Festspiel aufzuführen, das auf arbeits- und theaterwissenschaftlichem Glückswissen basierte. Der *kulturnationalistische* Auftrag lautete, die imaginierte Gemeinschaft der Nation sowohl für die Laiendarsteller*innen als auch das Publikum *emotionspolitisch* erfahrbar zu machen. Der dramaturgische Höhepunkt des offiziellen Festspiels der Landesausstellung, die Schwurszene im letzten Akt, war eigens dafür konzipiert worden (Abb. 36). Der Schwur auf den ewig währenden Bund der Schweizer Eidgenossenschaft, welcher vom gemeinsamen Anstimmen der Schweizer Nationalhymne als theaterästhetische Durchbrechung der ‚Vierten Wand‘ abgelöst wurde, war laut Pressemitteilungen ein massenpsychologischer Erfolg.

Der Ausgangspunkt der Untersuchung war die quellenbasierte Erkenntnis, dass eine dezidiert affirmative Gefühlspolitik im transnationalen Vergleich zwischen NS-Deutschland und der Schweiz festzustellen ist, die sich aus einer wissenshistorischen Perspektive als eine Politik der ‚Glückskulturen‘ untersuchen lässt. Diese quellengestützte Beobachtung ist überraschend. Lange Zeit fokussierten Forschungen zum Nationalsozialismus auf die aggressive, antisemitische

und antibolschewistische Propagandastrategie. In den letzten Jahren richteten Historiker*innen wie Ute Frevert mit ihrem emotionshistorischen Ansatz zur Analyse einer Gefühlspolitik, d. h. einer „Politik mit Gefühlen“, ihre Perspektive auch auf affirmative Gefühlspolitiken. An letzteren Forschungszweig lehnt sich die vorliegende Untersuchung an und ergänzt diesen um ein Forschungsdesiderat: Eine Wissensgeschichte über eine Politik transnationaler Wissens- und Gefühlskulturen eines propagierten „Glücks“.

Wissen über „Glück“ bedeutet Macht. Als ein emotionspolitisches Machtinstrument kann zur Selbstdarstellung einer Nation, ihres Werte- und Moralsystems, auf Glückswissen zurückgegriffen und dieses umgedeutet werden. Vor dem Hintergrund dieser These lauten die zentralen Forschungsfragen:

1. Wie veränderte sich Glückswissen im Übergang von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus im transnationalen Vergleich zur Schweiz?
2. Wo sind Wandel, Kontinuitäten und Ambivalenzen festzustellen?

Die Begrifflichkeit der Politik der ‚Glückskulturen‘ in ihrer Pluralform (‚Glückskulturen‘) dient dazu, die *Wissenszirkulation* und *Konstruiertheit* des historischen Quellenbegriffs „Glück“ als Teil einer transnationalen Wissenskultur zu untersuchen und *erstmalig* für den Untersuchungszeitraum darzulegen.

Kennzeichnend für eine affirmative Gefühlspolitik, wie sie im Rahmen der *Kontinuitäts*-These dargelegt wird, sind 1. eine leistungsorientierte *Selbstdarstellung*, 2. eine autosuggestive *Emotionalisierung* und 3. eine selbstdisziplinarische *Mobilisierung*. Aus diesem Grund wurde die Singularform der *Politik* gewählt, um die transnationalen Merkmale dieser kontextspezifisch *affirmativen* Gefühlspolitik zu beschreiben.

Und was bedeutet „Glück“? Mit dem Ansatz der *Emotions- und Wissensgeschichte* begreift die Untersuchung „Glück“ nicht als eindeutig bestimmbares Gefühl. Gefühle sind, Ute Frevert zufolge, sozial erlernbar und wandelbar. Sie können historisch kontextspezifisch interpretiert werden. Die Untersuchung fasst „Glück“ auch nicht als einen abschließend definierbaren Wissensbestand auf. Wissen zeichnet sich, im Sinne der Wissensgeschichte, durch vielschichtige, historisch kontextspezifische Umdeutungen aus. „Glück“ wird folglich als komplexer, dynamischer und daher im höchsten Masse *ambivalenter* Quellenbegriff verstanden.

Methodisch bietet sich ein Ländervergleich zwischen NS-Deutschland und der Schweiz an, weil 1. eine transnationale Wissenszirkulation und 2. eine dezidiert affirmative Gefühlspolitik nach 1933 nachgewiesen werden können, die auf arbeitspsychologischem Glückswissen basierten.

Den Ausgangspunkt der Recherchen bildete die Annahme eines wissenschaftshistorischen Wandels innerhalb der Glücksdiskurse nach 1933, der sich in NS-

Deutschland durch einen Bruch von *individualisierten* Glückversprechen im Zuge westlicher Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse zu *kollektivistischen* Glücksvorstellungen im Rahmen der totalitären NS-Arbeitsmoral „Kraft durch Freude“ manifestierte. Mit den theoretischen Ansätzen der Wissens- und Gefühlsgeschichte und der kulturhistorischen Methodik der *Quellenkritik* zeichnete sich während der transnational angelegten Quellenanalyse ein differenzierteres Zeitbild ab. Die anfängliche These musste kritisch überprüft und hinsichtlich wissenshistorischer *Kontinuitäten* und *Ambivalenzen* erweitert werden.

Es stellte sich heraus, dass sich in NS-Deutschland neben einem *Wandel* auch *Kontinuitäten* abzeichneten, was eine überraschende *Forschungserkenntnis* darstellte. Neben der Kontinuität war *Ambivalenz* ein entscheidendes Analyseergebnis, da dieser Begriff einerseits die diachrone Vielstimmigkeit von transnationalen Glückswissenszirkulationen aufzeigt. Andererseits deckt der Ambivalenzbegriff die innere Widersprüchlichkeit des deutschen Glücksbegriffs und dessen zeitgleich *transnational* rezipierter Glücksvorstellungen auf. Dies zeigte die Analyse von lexikalischem Glückswissen oder der Erfolgskarriere des NS-Ratgeberautors Walther von Hollander sowie der Professorin für Arbeitspsychologie Franziska Baumgarten in der Schweiz.

Die methodischen Herausforderungen und Chancen eines transnationalen Analyseansatzes liegen in der *Möglichkeit*, kultureltnationalistische Selbstdarstellungen zu dekonstruieren und stattdessen Verflechtungen und Widersprüchlichkeiten in *Transkulturationsprozessen* sichtbar zu machen.³

Die Auswahlkriterien des Quellenkorpus sind wie folgt begründet: Die Arbeitspsychologie und Theaterwissenschaft waren maßgeblich daran beteiligt, Glückswissen zu erzeugen, zu verbreiten oder zu verdrängen und in ihrer ambivalenten Kontinuität nach 1933 in den politischen Dienst ihrer Nation zu stellen. Dabei fand eine Wissenszirkulation über die exemplarische Glücks- und Erfolgsratgeberliteratur und die Volkstheater-Kultur statt, die ihrerseits wiederum Forschungsgegenstand der Arbeitspsychologie und Theaterwissenschaft waren. Aus diesem Grund wurden historische Begriffe von „Glück“ und dessen Trabanten (wie Freude, Frohsinn oder Euphorie) in wissenschaftlichen Studien, politischen Reden oder kulturellen Aufführungen herangezogen und auf ihre transnationalen Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin analysiert.

Die Hauptergebnisse der Untersuchung zeigen auf, dass in den Krisen- und Kriegsjahren von 1933 bis 1945, die von Verfolgung, Krieg und dem Holocaust geprägt waren, „Glück“ als historischer Gefühlsbegriff und Gegenstand einer transnational rezipierten Forschungstätigkeit 1. *kultureltnationalistisch* von Wis-

3 Vgl. Tanner 2020, 232.

senschaftler*innen auf Werte- und Machtsysteme ausgerichtet, 2. *ideologisch* von Politiker*innen umgedeutet, 3. *emotionspolitisch* an Parteiveranstaltungen propagiert wurden und 4. *massenpsychologisch* an nationalen Festspielen als gemeinschaftsstiftendes Zusammengehörigkeitserlebnis wirkten.

Ziele der Politik der ‚Glückskulturen‘ waren: 1. eine *leistungsorientierte* Selbstdarstellung zu demonstrieren, der eine emotionspolitische Erziehungsmoral zugrunde lag, welche 2. eine *massenpsychologische* Wiedererkennung der propagierten Lebensführung erwecken und 3. eine *autosuggestive* Emotionalisierung und Bejahung des *kulturnationalistischen* Werte- und Machtsystems bewirken und den *scheinindividualisierten* Wunsch nach einer leistungsorientierten Nachahmung⁴ auslösen sollte. Die *arbeitspsychologische* Wirkungsmacht einer Politik der ‚Glückskulturen‘ als ein emotionspolitisches Erziehungsinstrument einer moralisierenden Lebensführung begriffen, sollte 4. zur freiwilligen, *selbsterzieherischen* Mobilisierung verleiten, was 5. im Kriegsfall eine *selbstdisziplinäre* „Opferbereitschaft“ im Dienst an der „Volksgemeinschaft“ und am „Staat“ bedeuten würde.⁵ Transnationale Merkmale dieser kontextspezifisch *affirmativen* Gefühlspolitik waren folglich: *Leistungsorientiertheit*, *Autosuggestion* und *Selbstdisziplinierung*. Das Ziel einer affirmativen Gefühlspolitik war, die Legitimation und Zustimmung kulturnationalistischer Werte über eine emotionspolitische Arbeitsmoral in der breiten Bevölkerung zu festigen, um sie im Kriegsfall damit mobilisieren zu können.

Der transnationale Ansatz der Untersuchung stellt ein erweitertes Forschungsfeld zur Diskussion, welches zu einer Erforschung wissenschaftshistorischer Begriffe, Lehrmeinungen und akademischer Karrieren anregen soll. Die Untersuchung möchte für eine länderübergreifende Erweiterung interdisziplinär ausgerichteter Forschungsfragen plädieren, die über nationalstaatliche Sonderweg-Thesen hinausdenkt und auf Forschungsinteressen der Wissenschafts- und Kulturgeschichte sowie der Politik-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ausgeweitet wird.

⁴ Die spezifische Konzeption von Nachahmung („Mimesis“) als Grundlage von Aristoteles’ Dichtungstheorie wurde im Kontext des Laienspiel- und Festspielsdiskurses von Theaterwissenschaftlern wie Oskar Eberle umgedeutet, wie die historische Analyse exemplarisch veranschaulicht, s. Kap. 15.7.

⁵ Vgl. Denkanstöße für diese These gaben Untersuchungen von Rüdiger Hachtmann zur „völkischen“ Leistungsgemeinschaft in der Industriearbeit im „Dritten Reich“, vgl. Hachtmann 1989, sowie der Sammelband „Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich 19. und 20. Jahrhundert“, vgl. François, Siegrist und Vogel 1995.

18 „Glück“, Wissen, Politik – eine machtvolle Trias

Historiker*innen werden häufig gefragt, inwiefern ihre Forschungen mit der Gegenwart zusammenhängen. Aus diesem Grund schließt die Untersuchung mit einem Aktualitätsbezug. Glückswissen zirkuliert heute im jährlichen UN „World Happiness Report“, in Health Science Apps, in *Fake News*-Debatten, im deutschen Jugendwort des Jahres 2020 „lost“¹, im deutschen Wort des Jahres 2020 „Corona-Pandemie“² sowie in den Hygge-Bewegungen während der Lockdown-Phasen zur Eindämmung der Pandemie. Hier zeigt sich die machtvolle Trias aus „Glück“, Wissen und Politik und deren Einflussnahme auf die Meinungsbildung und Stimmungslage einer Bevölkerung als ein emotionspolitisches Machtinstrument.

Der Einfluss emotionspolitischer Debatten auf die öffentliche Meinung und das Interesse seitens der Politik an der Wirkungsmacht einer affirmativen Gefühlspolitik haben in den letzten Jahren angesichts schwindender Wählerzahlen bei den sozialdemokratischen und bürgerlichen Mitteparteien zugenommen. Die Frage, wie Gefühle durch staatliche Führung gelenkt beziehungsweise unterdrückt werden können, ist jahrtausendealt und wurde seit der Antike kontrovers diskutiert (Kap. 7). Aus dem staatstheoretischen Werk *Leviathan* (1651) von Thomas Hobbes (1588–1679) lässt sich die Erkenntnis gewinnen, dass negative Gefühle innerhalb einer Bevölkerung (z. B. Furcht oder Misstrauen) für eine Regierung problematisch werden könnten, weil diese Gefühle einer Staatssouveränität längerfristig schaden würden.³ Für John Locke (1632–1704) war *Vertrauen* die Basis einer konstruktiven Beziehung zwischen der Bevölkerung und der konstitutionellen Monarchie.⁴ Auch heute wird die Frage nach dem Vertrauen der

1 „Das englische Wort ‚lost‘ wird heutzutage in der deutschen Jugendsprache in verschiedenen Situationen genutzt. Eine Person, die lost ist, ist ahnungslos, verloren oder hat einfach keinen Plan, was eigentlich gerade abgeht. Und auch dieses Wort – machen wir uns nichts vor – gibt es nicht erst seit heute [...]. Jugendwörter und Jugendsprache wandeln sich zwar ständig, werden jedoch auch durch Trends und aktuelle Themen aus den Bereichen Musik, Kunst, Gesellschaft, Politik und sogar Memes beeinflusst. Aber vielleicht passt das diesjährige Jugendwort des Jahres auch ganz gut in die aktuelle Situation [...]. Womöglich sind wir durch Corona so ‚lost‘, wie noch nie zuvor.“ Vgl. Jugendwort des Jahres 2020: <https://www.langenscheidt.com/jugendwort-des-jahres>, 04.12.2020.

2 GfDS wählt ‚Corona-Pandemie‘ zum Wort des Jahres 2020, Pressemitteilung vom 30.11.2020: <https://gfds.de/wort-des-jahres-2020-1/>, 04.12.2020.

3 Vgl. Hobbes 1984. Vgl. Nielsen 2015, 32f.

4 Vgl. Frevert 2013b, 160 ff.

Bürger*innen in die Politik in der öffentlichen Debatte diskutiert.⁵ Insbesondere das zunehmend *fehlende* Vertrauen der Wähler*innen in den Nationalstaat⁶ und in die EU im Zusammenspiel mit Gefühlen des Zorns, des Hasses und des Misstrauens werden sowohl von den Medien (die selber eine Vertrauenskrise durchleben, Stichwort „Lügenpresse“) als auch von den Politiker*innen ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt. Dies geschieht meist in der Absicht, Erklärungen für den wachsenden Erfolg rechtsextremer Bewegungen und populistischer Parteien in Europa und in den USA zu finden.⁷

Politik kann Gefühle lenken und umgekehrt können Gefühle die Politik manipulieren. Eine Gefühlspolitik wirkt folglich nicht nur in tribalen, antiken, monarchischen, absolutistischen, diktatorischen, totalitären oder sozialistischen Herrschaftsmodellen, sondern auch in demokratischen Staatssystemen. Eine *affirmative* Gefühlspolitik zur Legitimation einer Regierungsbildung spielt insbesondere in einem demokratischen Rechtsstaat eine entscheidende Rolle.⁸ Schließlich basiert die Legitimation einer demokratischen Regierung auf der Bereitschaft der Bürger*innen, aus *moralischem* Pflichtempfinden an demokratischen Wahlen *teilzunehmen*, das politische Geschehen im *eigenen* Interesse *aktiv* zu beeinflussen, um *zukunftsorientiert* die Politik gestalten zu *wollen* und dies auch zu *können*.⁹ Dieser *freiwilligen* Teilnahme an demokratischen Wahlen liegt nicht zuletzt eine, wissenshistorisch gesprochen, *autosuggestiv-motivierte* und *selbstdisziplinäre* Handlung zugrunde. Der mediale Kampf um die Stimmbürger*innen, der im jeweiligen Wahljahr zwischen den Anwärter*innen auf einen Regierungssitz *ausgefochten* wird, ist in den letzten Jahren immer deutlicher

5 Vgl. Allmendinger und Wetzel 2020.

6 Die Bertelsmann-Stiftung zeichnete in ihrer 2019 veröffentlichten Studie „Schwindendes Vertrauen in Politik und Parteien“ ein positiveres Bild als von den Medien dargestellt und sieht noch lange keine Gefahr für den gesellschaftlichen Zusammenhalt, vgl. Bertelsmann Stiftung 2019.

7 Vgl. Leserdiskussion „Neues Vertrauen in die EU – Wie kann das gelingen? In Rom haben die Staats- und Regierungschefs der 27 EU-Staaten eine gemeinsame Erklärung zur Zukunft des Bündnisses unterschrieben. Darin beschwören sie ihre Einigkeit und Solidarität. Doch reicht diese Botschaft aus, um die Zweifel der Bürger auszuräumen?“. In: Süddeutsche Zeitung, 25.03.2017, vgl. Leserdiskussion 2017. Vertrauensfragen im Kontext terroristischer Bedrohungen in Berlin, vgl. Herfried Münkler, „Die Vertrauensfrage“. In: Die Zeit, 1/2017, 29.12.2016, vgl. Münkler 2016. Zu Vertrauen, Staat und Gesellschaft in der Moderne vgl. Leggewie 2011, Frevert 2013b, Frevert 2014b. Zur Frage nach einer politischen Bildung durch Gefühle vgl. Frevert 2018. Zu Hass- und Zornpolitik sowie einer „Politik der Demütigung“ vgl. Emcke 2019, Jensen 2017, Frevert 2017b.

8 Vgl. Nielsen 2015, 32ff.

9 Vgl. ebd.

zu einem Machtkampf um eine Politik *affirmativer* Gefühle geworden.¹⁰ Glückswissen ist ein medial wirksames Mittel, um Wählerstimmen zu mobilisieren.¹¹ Der Erfolg der affirmativen Gefühlspolitik des ehemaligen US-Präsidenten Donald Trump („Make America great again“) ist ein Beispiel.

Die machtvolle Trias aus „Glück“, Wissen und Politik ist in den letzten Jahren ein supranationales, gesellschaftspolitisches Diskursthema geworden. Eine Politik der ‚Glückskulturen‘ steht auf der aktuellen Agenda vieler politischer Regierungsvertreter*innen, sei es in der Volksrepublik China unter dem kommunistischen Regime Xi Jinpings oder im Rahmen der „good-governance-policy“-Bestrebungen¹² der OECD¹³, die seit 2010 einen jährlichen Bericht mit dem Titel „How is life being? Measuring Well-being“¹⁴ veröffentlicht und darin einen „better life index“ aller OECD-Länder (inklusive Deutschland und der Schweiz) zu bestimmen versucht.

Wie diese Messungen 2021 aufgrund der Corona-Pandemie ausfallen werden, gilt abzuwarten. Fest steht, dass weltweit Regierungsvertreter*innen und Politiker*innen, welche eine Politik der ‚Glückskulturen‘ in ihr politisches Moralsystem integriert haben, angesichts der unvorhersehbaren Folgen der Corona-Krise sowohl für die Weltwirtschaft als auch für die Lebensqualität der Weltbevölkerung vor große Herausforderungen gestellt werden.

10 Zur Politikverdrossenheit in demokratischen Ländern und zur Frage, wie aus „Wutbürgern“ „Mutbürger“ werden, um die Vertrauenskrise gegenüber demokratischen Staaten wiederzugewinnen, vgl. Streitschrift: Leggewie 2011.

11 Vgl. Hitzer und Gammelr 2013, 33, Nielsen 2015, 33 f., Cabanas und Illouz 2019a.

12 Vgl. Durand M. und C. Exton (2019), „Adopting a Well-Being Approach in Central Government: Policy Mechanisms and Practical Tools“. In: Global Happiness Policy Report 2019, Sustainable Development Solution Network, New York, <http://happinesscouncil.org/>, 15.03.2020. Auf diese Studie beruft sich u. a. die OECD in ihrem „How’s Life? 2020 Measuring Well-being“-Report, <https://www.oecd.org/berlin/publikationen/how-s-life-2020.htm>, 20.03.2020.

13 OECD „Organisation for Economic Co-operation and Development“ („Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung“), Zum Hintergrund des „OECD Better Life Index“ (OECD Lebenszufriedenheit Index) heißt es erläuternd: „Die Messung von Gefühlen kann zwar subjektiv sein, ist aber dennoch hilfreich, um objektivere Daten zu ergänzen und so die Lebensqualität zwischen den einzelnen Ländern zu vergleichen. Subjektive Einschätzungen liefern Werte zu Gesundheitszustand, Bildungsniveau, Einkommen oder Selbstverwirklichung sowie zu den sozialen Bedingungen der Befragten. Umfragen werden besonders gerne genutzt, um Lebenszufriedenheit und Glücksempfindungen zu erfassen. [...] Auf einer Skala von 0 bis 10 gaben die Einwohner der OECD-Länder im Durchschnitt einen Zufriedenheitsgrad von 6.5 an.“, <http://www.oecdbetterlifeindex.org/de/topics/life-satisfaction-de/>, 10.03.2020.

14 „How’s Life 2020: Measuring Well-Being“ erschien am 9. März 2020, <https://www.oecd-ilibrary.org/docserver/9870c393-en.pdf?expires=1586876095&id=id&accname=guest&checksum=82FF81E3FF43F42E6020C7B30D167AE7>, 10.03.2020.

Die Soziolog*innen Eva Illouz und Edgar Cabanas betitelten ihre Studie „Happycracy“ zur Erforschung von „new coercive strategies, political decisions, management styles, consumption patterns, individual obsessions and hierarchies that, together with a new notion of citizenship, have emerged in the age of happiness.“¹⁵ Zum Beweis ihrer pointiert formulierten Thesen über eine Glückstechnokratie („Techno-Happycracy“)¹⁶ nennen die Soziolog*innen die seit einigen Jahren boomende *Positive Psychology* und die damit im Zusammenhang stehende *Happiness Economy*.¹⁷

Die empirische Erkenntnis über die Konstruiertheit arbeitspsychologischen Glückswissens, welche Illouz und Canabas in ihrer gesellschaftskritischen Studie zutage fördern, ist für unsere Gegenwart aufschlussreich. Dennoch sind das *Phänomen* und die *Praktik* einer arbeitspsychologischen Instrumentalisierungsstrategie einer Politik der ‚Glückskulturen‘, aus einer wissenshistorischen Perspektive betrachtet, nicht „new“. Die vorliegende historische Untersuchung hat im Übergang von der Weimarer Republik zur NS-Zeit im transnationalen Vergleich mit der Schweiz gezeigt, dass *Autosuggestion*, *Selbstoptimierung* und *Leistungsorientiertheit* einem ambivalenten Glückswissen zugrunde liegen, um politische und wirtschaftliche Interessen zu verschleiern oder diese zu festigen.

Ein weiterer Aktualitätsbezug der vorliegenden historischen Untersuchung über eine Politik der ‚Glückskulturen‘ geht aus dem Wort des Jahres 2016 hervor: „Postfaktisch“. Die „Gesellschaft für Deutsche Sprache“ (GfDS) begründete ihre Wahl für das Wort des Jahres 2016 damit, dass sie den Fokus auf einen aktuell „tiefgreifenden politischen Wandel“ richten wollte.¹⁸ Aus Sicht einer Historikerin mangelt es dieser Behauptung jedoch an emotions- und wissenshistorischer Präzision. Wie die vorliegende historische Untersuchung zu zeigen versucht, befassten sich Politiker*innen, Wissenschaftler*innen und Kunstschaffende spätestens seit der Antike in unterschiedlichen, sich zeitlich wandelnden und in sich widersprüchlichen Wissensdisziplinen mit der Bedeutung und Funktion der Trias aus „Glück“, Wissen und Politik und deren wechselseitiger Einflussnahme auf die Meinungsbildung und Stimmungslage einer Bevölkerung als ein massenpsychologisches Machtinstrument.

15 Cabanas und Illouz 2019b, 33. Originaltitel: „Happycracy, Comment l’industrie du bonheur a pris le contrôle de nos vies“, vgl. Cabanas und Illouz 2018.

16 Vgl. Cabanas und Illouz 2019b, 43.

17 Prominente Beispiele sind der „Oxford Happiness Inventory (OHI)“ der „Satisfaction With Life Scale (SWLS)“, der „PANAS (Positive Affect, Negative Affect Schedule)“, die „Experience Sampling Method (ESM)“ oder die „Day Reconstruction Method (DRM)“, vgl. Cabanas und Illouz 2019b, 70 f.

18 Vgl. Doer und Mikö 2016.

Wie wirkungsmächtig die Deutungshoheit von „Glück“ im Untersuchungszeitraum 1933–1945 war und in welchen emotionspolitischen Praktiken und an welchen Orten Gefühlswissen ambivalent angewandt, verändert, verhandelt, zurückgewiesen und umgedeutet wurde, hat die transnational und vergleichend angelegte Untersuchung exemplarisch aufzuzeigen versucht. Das vorliegende Buch nimmt die Begrifflichkeit der Politik der ‚Glückskulturen‘ daher auch in ihrer Pluralform auf, um sie erstmals im Zeitraum 1933–1945 anhand von *zwei* deutschsprachigen Nachbarländern mit *unterschiedlichen* politischen Systemen zu untersuchen: die demokratische Schweiz auf der einen Seite und die totalitäre NS-Diktatur Deutschlands auf der anderen Seite, um *Brüche*, *Ambivalenzen* und *Kontinuitäten* aufzudecken.

Anhang

19 Quellen- und Literaturverzeichnis

19.1 Archivalische Quellen

19.1.1 Abkürzungen

AdK	Akademie der Künste, Berlin
BAR	Schweizerisches Bundesarchiv, Bern
DHM	Deutsches Historisches Museum, Berlin
DTA	Deutsches Theater Archiv, Berlin
SAPA	Schweizerisches Archiv der Darstellenden Künste, Zusammenschluss mit ehemals: Schweizerische Theatersammlung (STS), Bern
SSA	Schweizerisches Sozialarchiv Zürich
StALU	Staatsarchiv Kanton Luzern
StASG	Staatsarchiv Kanton St. Gallen
StAZG	Staatsarchiv Kanton Zug
StArZH	Stadtarchiv Zürich
StAZH	Staatsarchiv Zürich
SUB	Staats- und Universitätsbibliothek, Göttingen
TWS	Theaterwissenschaftliche Sammlung, Universität Köln
UZH	Universität Zürich
ZBZ	Zentralbibliothek Zürich

19.1.2 Archivbestände

Deutschland

- Deutsche Nationalbibliothek, Leipzig
- Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Weimar
- Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, Göttingen
- Süddeutsche Zeitung Archiv, München
- Theaterwissenschaftliche Sammlung, Universität Köln

Berlin

- Akademie der Künste, Archiv
- Alte Nationalgalerie, Staatliche Museen Berlin
- Deutsches Historisches Museum
- Deutsches Theater, Archiv
- Felix Bloch Erben, Archiv
- Landesarchiv
- Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Unter den Linden
- Theaterhistorische Sammlung, Institut für Theaterwissenschaft, Freie Universität Berlin
- Theatersammlung, Stadtmuseum Berlin

- Ullstein Bild, Pressearchiv
- Zeitschriftenarchiv, Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Westhafen-Berlin

Schweiz

- Universitätsbibliothek, Basel
- Schweizerisches Bundesarchiv, Bern
- SAPA, Schweizerisches Archiv der Darstellenden Künste, ehemals: Schweizerische Theatersammlung (STS), Bern
- Staatsarchiv Kanton Luzern
- Staatsarchiv Kanton St. Gallen
- Staatsarchiv Kanton Zug

Zürich

- Schweizer Fernsehen, Archiv
- Schweizerisches Sozialarchiv, Zürich
- Staatsarchiv Kanton Zürich
- Stadtarchiv Zürich
- Universität Zürich, Archiv
- Plakatsammlung, Museum für Gestaltung, Zürcher Hochschule der Künste
- Zentralbibliothek Zürich

Österreich

- Sammlung von Handschriften und alten Drucken, Österreichische Nationalbibliothek, Wien

19.2 Primärliteratur: Selbständige Publikationen umfassender gedruckter Quellen

Gedruckte Quellen werden mit vollständigen bibliographischen Angaben zitiert, edierte Quellen sowie Literatur mit Kurztiteln.

19.2.1 Periodika: Sammelwerke und Zeitschriften der nationalsozialistischen Theaterwissenschaft und Theaterpolitik

Bausteine zum deutschen Nationaltheater. Organ der N.S.-Kulturgemeinde. München: Eher. 1.1933–5.1937 [Vorgänger: *Deutsche Dramaturgie*].

Blätter des deutschen Theaters und der Kammerspiele. Hg. v. Deutschen Theater, Berlin: Speier [1911–1938] – Berlin: Reiss [teils] [1911–1941].

Berliner Theater-Almanach. Hg. v. Alex Kaun. Berlin: Paul Neff. 1942.

Das innere Reich. Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Hg. v. Paul Alverdes und Karl Benno von Mechow. München: Alber Langen/Georg Müller. 1934–1945

- [Vorgänger: *Deutsche Zeitschrift. Monatshefte für eine deutsche Volkskultur*. München: Callwey. 1932–1937].
- Das deutsche Drama. Ein Jahrbuch*. Hg. v. Dr. Richard Elsner. Berlin-Pankow: Verlag der Deutschen Nationalbühne. 1929 [Vorgänger: *Das deutsche Drama. Vierteljahresschrift für Bühne und Schrifttum*. Hg. im Auftrag der Deutschen Dramatischen Gesellschaft v. Richard Elsner. 1918–1928. Berlin-Pankow: Verlag der Deutschen Nationalbühne. Fortsetzung: *Das deutsche Drama in Geschichte und Gegenwart*. Hg. v. Richard Elsner. Berlin-Friedenau: Sicker, Berlin: Verl. D. Deutschen Nationalbühne [1930], Berlin: Heyer [1931–1933], 1.1929–7.1935.
- Deutsche Bühne. Zeitschrift des Reichsverbands ‚Deutsche Bühne‘ e.V.* Hg. v. Dr. Walter Stang, Reichsleiter der „Deutschen Bühne“ e.V. Berlin: Bühne. 1933–1934. [Fortsetzung: *Nationalsozialistische Kulturgemeinde. Die NS-Kulturgemeinde*. Berlin: [Limpert?]. 1934–1935 sowie *Die Bühne. Zeitschrift für die Gestaltung des deutschen Theaters mit den amtlichen Mitteilungen der Reichstheaterkammer*. Schriftleiter: Hans Knudsen. Berlin: Limpert. 1935–1944].
- Deutsche Dramaturgie. Zeitschrift für die Probleme der Darstellenden Künste*. Hg. v. Dr. Walter Stang Berlin: Franz Eher. 1.1942–3.1944 [Vorgänger: *Bausteine zum deutschen Nationaltheater*].
- Deutsche Theater-Zeitung. Fachblatt für das gesamte Theaterwesen*. Berlin: Neuer Theaterverlag 1936–1943 [Vorgänger: *Theater-Tageblatt*].
- Deutsches Bühnenjahrbuch. Theatergeschichtliches Jahr- und Adressbuch*. Gegründet 1889. Hg. v. Genossenschaft Deutschen Bühnen-Angehörigen. Berlin: Verlag der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger.
- Die Bühne. Zeitschrift für die Gestaltung des deutschen Theaters*. Hg. v. Reichstheaterkammer. Fachschaft Bühne, Berlin: Limpert. 1935–1944.
- Nationale Bühne*. Monografische Schriftenreihe von NS-Dramen, Leipzig: Otto Teich. 1933–1933.
- Schriftreihe des Theater-Tageblatts: ‚Der Weg zum Deutschen Nationaltheater‘*. Berlin: Verlag Theater-Tageblatt. 1933.
- Theater-Tageblatt*. Berlin: Verlag Theater-Tageblatt. 1932–1936.

19.2.2 (Populär-)wissenschaftliche Schriften, Ratgeber und Erlebnisromane

- Adler, Alfred. 1928a. Die Lehre vom Charakter. In: Ders. *Menschenkenntnis*, 128–225. 23 f. Leipzig: [Verlag nicht ermittelbar].
- Adler, Alfred. 1928b. *Menschenkenntnis*. Leipzig: [Verlag nicht ermittelbar].
- Adler, Alfred. 1928c. Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsstreben. In: Ders. *Menschenkenntnis*, 53–70. Leipzig: [Verlag nicht ermittelbar].
- Adler, Alfred. 1930. *Körperform, Bewegung und Charakter*. Berlin: Propyläen.
- Adler, Georg. 1904. *Die Bedeutung der Illusionen für Politik und soziales Leben*. Jena: Fischer.
- Aerni, Fritz. 2001. *Adolf Hitler und die Physiognomik*. Waldshut-Tiengen, Zürich: Carl Huter.
- Aerni, Fritz. 2012a. *Carl Huter und die Folgen. Die Huter'sche Psychophysiognomik und Kallsiophie im 20. und 21. Jahrhundert*. Zürich: Carl Huter.

- Aerni, Fritz. 2012b. Corporate Identity oder die Folgen der Gleichsetzung. In: Ders. Carl Huter und die Folgen. Die Huter'sche Psychophysiognomik und Kallsophie im 20. und 21. Jahrhundert, 551–708. Zürich: Carl Huter.
- Aerni, Fritz. Hrsg. 2017. Carl Huter. Leben und Werk. Mit Selbstzeugnissen und Dokumenten. 3., verbesserte und erweiterte Aufl. Zürich: Carl Huter.
- Albrecht, G. 1929. Werkgemeinschaft. In: Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Hg. v. Ludwig Elster, Adolf Weber und Friedrich von Wieser, Ergänzungsband: 945–960. Jena: Fischer.
- Alispach, Walter. 1943. Naturkräfte und Charakter. In: Die Geheimkräfte des Menschen nach den Forschungen Carl Huters. Wissenschaftliche Darlegung von Bernhard Corvey und volkstümliche Darstellung von Walter Alispach, 65–94. Zürich: Helioda.
- Alispach, Walter und Carl Huter. 1944. Charakter und Persönlichkeit: Das ABC der praktischen Menschenkenntnis. Die Frage in Bezug auf Rasse, Geschlecht, Temperament, Impuls und Naturell im Lichte der neueren Forschungsergebnisse. Zürich: Helioda.
- Ankenbrand, Lisbeth. 1932. Die gesunde glückliche Frau. Ein neuzeitlicher praktischer Ratgeber der seelischen und körperlichen Hygiene. Mit Bildern, zum Teil auf Kunstdrucktafeln. 6.–10. Tds. Erw. Neuauflage. Stuttgart: Süddeutsches Verlagshaus.
- Arbeitsgemeinschaft der Neutralen Auskunfts- und Beratungsstelle für Frauen. 1934. Mutter und Kind. Ausstellung in der Mustermesse Basel vom 1.–15. September 1934 veranstaltet von der Neutralen Auskunfts- und Beratungsstelle für Frauen in Basel. Basel: Henkel & Cie.
- Aristoteles. 1982. Poetik: griechisch-deutsch. Hg. v. Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Aristoteles. 1999. Rhetorik. Hg. v. Gernot Krapinger. Übers. v. Gernot Krapinger. Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Aristoteles. 2014. Politik. Nach der Übersetzung von Franz Susemihl mit Einleitung, Biographie und zusätzlichen Anmerkungen von Wolfgang Kullmann. Hg. v. Ursula Wolf. Übers. v. Franz Susemihl. 4. Aufl. Rowohlts Enzyklopädie. Hamburg: Rowohlt.
- Arnet, Edwin. 1939. Der Dichter über die Entstehung seines Festspiels. In: Das Büchlein vom eidgenössischen Wettspiel. Allen Mitwirkenden im offiziellen Festspiel zur Erinnerung überreicht von der Schweizerischen Landesausstellung 1939 Zürich. Hg. v. Oskar Eberle, 41–47. Schriften der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur 5. Zürich: Schweizerische Landesausstellung.
- Arnhold, Karl. 1936. Umriss einer deutschen Betriebslehre. Betrachtungen über das Verhältnis zwischen Mensch und Arbeit, über organische Betriebsgestaltung, sowie über die Kunst betrieblicher Führung und Führerverpflichtung. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Art. Bürgertum [Anonym]. 1929. In: Große Brockhaus. 3. Bd. 15. Aufl., 530. Leipzig: F. A. Brockhaus.
- Art. Eudämonismus. [Anonym]. 1926. In: Meyers Lexikon. 5. Bd. 7. Aufl., 283. Leipzig: Bibliographisches Institut A.G.
- Art. Gesellschaft [Anonym]. 1930. In: Große Brockhaus. 7. Bd. 15. Aufl., 270f. Leipzig: F. A. Brockhaus.
- Art. Glück. [Anonym]. 1893. In: Spamers Illustriertes Konversations-Lexikon. 4. Bd. 2. Aufl., 854. Leipzig: Otto Spamer.

- Art. Glück. [Anonym]. 1926. In: Meyers Lexikon, 5. Bd. 7. Aufl., 323. Leipzig: Bibliographisches Institut A.G.
- Art. Glück. [Anonym]. 1938. In: Meyers Lexikon. 5. Bd. 8. Aufl. 38 f. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Art. Glück im Winkel. [Anonym]. 1922. In: Brockhaus. Handbuch des Wissens in vier Bänden. 2. Bd. 6. Aufl., 249. Leipzig: F.A. Brockhaus.
- Art. Glückseligkeit. [Anonym]. 1926. In: Meyers Lexikon. 5. Bd. 7. Aufl., 325, Leipzig: Bibliographisches Institut A.G.
- Art. Staat [Anonym]. 1934. In: Große Brockhaus. 18. Bd. 15. Aufl., 3–8. Leipzig: F. A. Brockhaus.
- Bab, Julius. 1930. Das theatralische Grunderlebnis und seine Abwandlung. In: Ders. Das Theater im Lichte der Soziologie, 11–31. Leipzig: C.L. Hirschfeld.
- Bach, Johannes, Hrsg. 1955. Die Silberfibel. Mit vielen Geschichten und Bildern. Bilder und Zeichnungen: Heinz Gerster. 2. Aufl. Frankfurt/Main: Hirschgraben.
- Blachly, Frederick F. und Miriam E. Oatman. 1928. The Government and Administration of Germany. Baltimore Md.: John Hopkins Press.
- Bacon, Francis. 1990. Aph. 38–69: Die Kritik der Erkenntnisinstrumente: die Idolenlehre [in: Aphorismen über die Interpretation der Natur und die Herrschaft des Menschen [Erstes Buch]]. In: Neues Organon. Teilband 1. Lateinisch-deutsch. Hg. v. Wolfgang Krohn, übers. v. Wolfgang Krohn, 1: 99–146. Philosophische Bibliothek. Hamburg: Felix Meiner.
- Baer, G. 1935. Berufsberatung und Psychotechnik. Von Dipl. Ing. G. Baer, Leiter des psychotechnischen Institutes Lausanne. In: Psychotechnik. Angewandte Psychologie. Hg. v. Hanns Spreng, 74–89. Zürich u. Leipzig: Niehaus.
- Baerwald, Richard. 1907. Zur Psychologie des Komischen. *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft*, Hg. von Max Dessoir. Bd. 2, H. 2: 224–275.
- Baerwald, Richard. 1914. Innere Nachahmung und Erinnerungsverklärung auf musikalischem Gebiete. *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft*, Hg. von Max Dessoir. Bd. 9, H. 3: 305–354.
- Baerwald, Richard. 1921. Arbeitsfreude und andere Beiträge zur psychologischen Lebenskunst. Leipzig: J. C. Hinrichs.
- Baerwald, Richard. 1933. Lebensmut, Erfolg, Arbeitsfreunde. Der Weg zu Glück und froher Zuversicht. 2 Teile in 1 Band, gebunden. 1. Teil: Der Mensch ist größer als sein Schicksal. 2. Teil: Arbeitsfreude. [Mit einem Vorwort von Erwin Heine von 1932 zur Neuauflage im Jahr 1933]. 2. Aufl. M.-Ostrau-Privoz u. Leipzig: I. Buchsbaum.
- Baeumler, Alfred. 1934. Männerbund und Wissenschaft. Reden und Vorträge aus 4 Jahren. Berlin: Junker & Dünnhaupt.
- Baumgarten, Franz Ferdinand. 1920. Zirkus Reinhardt. Potsdam: Tillgner.
- Baumgarten, Franziska und Fritz Giese. 1930. Objekt-Psychotechnik: Handbuch sachpsychologischer Arbeitsgestaltung. Halle a.S.: C. Marhold.
- Baumgarten, Franziska. 1924. Arbeitswissenschaft und Psychotechnik in Russland. München: R. Oldenburg.
- Baumgarten, Franziska. 1927a. Völkerpsychologische Charakterstudien. Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie. Leipzig: Hirschfeld.
- Baumgarten, Franziska. 1927b. Psychotechnik und Menschenkenntnis. [Heidelberg]: [N. Kampmann].

- Baumgarten, Franziska. 1927c. Arbeitsfreude. In: Rationalisierung, Arbeitswissenschaft und Arbeiterschutz. Hg v. Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien, 91–116. Wien: Verlag der Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien.
- Baumgarten, Franziska. 1930. Psychologie der Menschenbehandlung im Betriebe. Halle a.S.: Carl Marhold.
- Baumgarten, Franziska. 1931. Die soziale Seite der Psychotechnik. Sonderdrucke „Soziale Praxis“ H. 2. Berlin: Soziale Praxis.
- Baumgarten, Franziska, Hrsg. 1933. Die Charaktereigenschaften. Beiträge zur Charakter- und Persönlichkeitsforschung H. 1. Bern: A. Francke.
- Baumgarten, Franziska. 1936. Der Charakter und die Charakterbildung. Vortrag gehalten an der Jahresversammlung des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins in Davos. Bern: Buchdr. Bächler & Co.
- Baumgarten, Franziska. 1939. Wie soll man arbeiten? Burgdorf: E. Baumgartner.
- Baumgarten, Franziska. 1941. Die Charakterprüfung der Berufsanwärter. 2., erg. Aufl. Beiträge zur Charakter- und Persönlichkeitsforschung. Zürich: Rascher.
- Baumgarten, Franziska. 1942. Testmaterial zur Prüfung der Berufseignung Charakter, Intelligenz, Handfertigkeit = Tests pour l'examen de l'aptitude professionnelle: Caractère, intelligence, habilité manuelle. Zürich: Rascher.
- Baumgarten, Franziska. 1943. Beratung in Lebenskonflikten. Zürich: Rascher.
- Baumgarten, Franziska. 1944. Demokratie und Charakter. 1.–3. Tsd. Beiträge zur Charakter- und Persönlichkeitsforschung H. 4. Zürich: Rascher.
- Baumgarten, Franziska. 1949. Die deutschen Psychologen und die Zeitereignisse. Zürich: Der Aufbau.
- Baumgarten-Tramer, Franziska. 1942. Charakter und Erfolg. *Neue Schweizer Rundschau* 10: 437–444.
- Baumgarten-Tramer, Franziska. 1945. Charakter und Charakter-Bildung. 4., erw. Aufl. Zürich: Organisator.
- Beethoven, Ludwig van. 1978. Sinfonie Nr. 9, op. 125, IV. Satz „An die Freude“ (Schiller). Hg. v. Karl Eberhardt. Praxis der Chorprobe. Frankfurt/Main [u. a.]: Litolf/Peters.
- Bentham, Jeremy. 1988. Preface. In: A Fragment on Government. Hg. v. James Henderson Burns. 3–32. Cambridge Texts in the History of Political Thought. Cambridge [u. a.]: Cambridge University Press.
- Benze, Rudolf. 1936. Nationalpolitische Erziehung im Dritten Reich. Hg. v. Paul Meier-Benneckenstein, 3–26. Schriften der Deutschen Hochschule für Politik H. 22. Berlin: Junker & Dünnhaupt.
- Bernfeld, Siegfried. 1974. Die Psychologie der Arbeiterbewegung [1930]. In: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Hg. v. Lutz von Werder und Reinhart Wolff, 142–152. Ausgewählte Schriften 2. Frankfurt/Main, Berlin, Wien: Ullstein.
- Bernfeld, Siegfried. 2010. Werke. Hg. v. Ulrich Herrmann. Bibliothek der Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Bernfeld, Siegfried. 2018. Studien zu Leben und Werk von Sigmund Freud. Hg. v. Christfried Tögel. Originalausgabe. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Beyer, Paul. 1933. National-Dramaturgie. Ein „erster Versuch“. Praktische Untersuchungen über die nahe Zukunft der Dramatik in Deutschland. Mit einem Vorwort von Otto Laubinger. Schriftenreihe des Theater-Tageblatts „Der Weg zum Deutschen Nationaltheater“ 1. Berlin: Verlag Theater-Tageblatt.

- Blachly, Frederick F. 1930. Book Review: Das Reich als Republik, 1918–1928. By Winnig August. (Stuttgart and Berlin: Gotta. 1929. Pp. ix, 361.). *American Political Science Review* 24/3: 769–771.
- Bonjour, Edgar. 1944. St. Jakob an der Bris. Gedenkrede an der Fünfhunderjahrfeier vom 26. August 1944. Basel: Helbing & Lichtenhahn.
- Bourdieu, Pierre. 2016. Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. [1979]. 25. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Botschaft des Bundesrats. 1938. Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Organisation und die Aufgaben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung. Bundesblatt 2, Nr. 50 (14. Dezember): 985–1035.
- Braumueller, Wolf. 1935. Freilicht- und Thingspiel: Rückschau und Forderungen. Schriften zum deutschen Volksspiel 1. Berlin: Volkschaft-Verlag für Buch, Bühne und Film.
- Brause, Hans Bernhard. 1937. Kunst der Führung. [2. unveränderte Aufl.]. Potsdam: Ludwig Voggenreiter.
- Brause, Hans Bernhard. 1940. Die Führungsordnung des deutschen Volkes. Grundlegung einer Führungslehre. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- Brecht, Bertolt. 1957. Das moderne Theater ist das epische Theater. Anmerkungen zur Oper „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagony“. In: Ders. Schriften zum Theater. Über eine nicht-aristotelische Dramatik. Zusammengestellt von Siegfried Unseld, 13–28. Berlin und Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Brecht, Bertolt. 1973a. Der V-Effekt. In: Ders. Gesammelte Werke. Schriften zum Theater 2, 16: 610–618. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Brecht, Bertolt. 1973b. Kleines Organon für das Theater (1948). In: Ders. Gesammelte Werke. Schriften zum Theater 2. Hg. vom Suhrkamp Verlag in Zusammenarbeit mit Elisabeth Hauptmann, 16: 661–709. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Brecht, Bertolt. 1973c. Vergnügungstheater oder Lehrtheater? In: Ders. Gesammelte Werke. Schriften zum Theater 1. Hg. vom Suhrkamp Verlag in Zusammenarbeit mit Elisabeth Hauptmann, 15: 262. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Brecht, Bertolt. 1973d. Über rationellen und emotionellen Standpunkt. In: Ders. Gesammelte Werke. Schriften zum Theater 1. Hg. vom Suhrkamp Verlag in Zusammenarbeit mit Elisabeth Hauptmann, 15: 242f. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Briefs, Goetz. 1934. Führungsartige Gestalten. In: Ders. Betriebsführung und Betriebsleben in der Industrie. Zur Soziologie und Sozialpsychologie des modernen Grossbetriebes in der Industrie, 117–124. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Burkart, Carl Josef. 1933. Die Bühnenbearbeitungen des Don Carlos von Schiller. Diss. Bruchsal: J. Kruse & Söhne.
- Busch, Karl. 1938. Unter dem Sonnenrad. Ein Buch von Kraft durch Freude. In: Fünf Jahre Kraft durch Freude. Hg. von Reichsamtleitung „Kraft durch Freude“, 22–58. Berlin: Deutsche Arbeitsfront GmbH.
- Csikszentmihalyi, Mihaly. 1985. Das flow-Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile: im Tun aufgehen. Konzepte der Humanwissenschaften. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Couvé, Richard. 1925. Die Psychotechnik im Dienste der Deutschen Reichsbahn. Buchreihe des Instituts für Verkehrswissenschaft an der Universität Köln Nr. 3. Berlin [Leipzig]: VDI-Verlag [F. Volckmar].

- Couvé, Richard. 1934. Vom Verkehr mit den Reisenden. Ein Ratgeber für Verkehrsbeamte. 3., neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin [Leipzig]: Verkehrswiss. Lehrmittelges. bei d. Dt. Reichsbahn [Volckmar].
- Dauer, Hans. 1936. Das Jahr 1935. Aufbau der sozialen Ordnung aus der Selbstverantwortung. In: Robert Ley. Deutschland ist schöner geworden. Mit 5 Kunstdrucktafeln. Hg. v. Hans Dauer. Berlin: Mehden.
- David, F. [Fritz] 1933. Ist die NSDAP eine sozialistische Partei? Eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit der NSDAP über Gewerkschaftsfragen, Sozialpolitik, Wirtschaft und Sozialismus. Wien, Berlin, Zürich: Internationaler Arbeiter-Verlag.
- Decker, Will. 1935. Die politische Aufgabe des Arbeitsdienstes. Berlin: Junker und Dönhaupt.
- Diebold, Bernhard. 1941. Das Theater: ein Kurort der Seele. *Die Schweiz. Offizielle Reisezeitschrift der Schweiz*. Hg. v. Schweizerische Verkehrszentrale [et al]. Zürich: SVZ = ONST, Nr. 11–12: 19.
- Diehl, Guida. 1933. Die deutsche Frau und der Nationalsozialismus. 2. etwas umgearbeitete Aufl. 5.–10. Tsd. Eisenach: Neulandverlag.
- Dietz, Gerda. 1935. Das historische Drama vor dem Umbruch. Zeitverhältnisse und Zeitströmungen im Spiegelbild der Bühne. Diss. Düsseldorf: H. Nolte.
- Dörner, Claus, Hrsg. 1941. Freude – Zucht – Glaube. Handbuch für die kulturelle Arbeit im Lager. Im Auftrag der Reichsjugendführung der NSDAP. 3. Aufl. Potsdam: Ludwig Voggenreiter.
- Eberle, Oskar. 1927. Die Gesellschaft für innerschweizerische Theaterkultur. [o.S.]. Sonderdruck aus dem Oktober-Heft der „Schweizerischen Rundschau“.
- Eberle, Oskar. 1928a. Theaterwissenschaftliche Grundbegriffe. Basel, Freiburg: Gebr. J. & F. Hess A.-G.
- Eberle, Oskar. 1928b. Das vaterländische Theater. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur 1. Basel: J. und F. Hess.
- Eberle, Oskar. 1929. Theatergeschichte der innern Schweiz im Mittelalter und zur Zeit des Barocks, 1200–1800. Diss. 1927. Königsberg i. P: Graefe u. Unzer.
- Eberle, Oskar, Hrsg. 1939a. Programm. In: Das Büchlein vom eidgenössischen Wettspiel. Allen Mitwirkenden im offiziellen Festspiel zur Erinnerung überreicht von der Schweizerischen Landesausstellung 1939 Zürich. Hg. v. Oskar Eberle, 33–40. Schriften der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur 5. Zürich: Schweizerische Landesausstellung.
- Eberle, Oskar. 1939b. Stufen zum Festspiel. In: Das Büchlein vom eidgenössischen Wettspiel. Allen Mitwirkenden im offiziellen Festspiel zur Erinnerung überreicht von der Schweizerischen Landesausstellung 1939 Zürich. Hg. v. Oskar Eberle, 7–16. Schriften der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur 5. Zürich: Schweizerische Landesausstellung.
- Eberle, Oskar. 1939c. Der Regisseur über die Entstehung und die künstlerische Leitung des Festspiels. In: Das Büchlein vom eidgenössischen Wettspiel. Allen Mitwirkenden im offiziellen Festspiel zur Erinnerung überreicht von der Schweizerischen Landesausstellung 1939 Zürich. Hg. v. Oskar Eberle, 56–72. Schriften der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur 5. Zürich: Schweizerische Landesausstellung.
- Eberle, Oskar. 1939e. Festspieltext. In: Das Büchlein vom eidgenössischen Wettspiel. Allen Mitwirkenden im offiziellen Festspiel zur Erinnerung überreicht von der Schweizerischen Landesausstellung 1939 Zürich. Hg. v. Oskar Eberle, 1–50. Schriften der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur 5. Zürich: Schweizerische Landesausstellung.

- Eberle, Oskar. 1940. Das Theater an der Landesausstellung. In: Festliche Landi. Die Veranstaltungen der Schweizerischen Landesausstellung 1939 in Wort und Bild. Hg. v. Walter Julius und Fritz Klipstein, 24–37. Zürich: Verkehrsverlag.
- Eberle, Oskar. 1941. Schweizerisches Volkstheater. *Das Werk. Architektur und Kunst* 28, H. 3: Theater, Festspiele, Masken: 65–73.
- Eberle, Oskar, Hrsg. 1942. Das alte Urner Spiel vom Tell aus dem Jahre 1512. 3. Aufl. Texte der Luzerner Spielleute 1. Luzern: Räber & Tie.
- Eberle, Oskar. 1943. Wege zum Schweizerischen Theater I. Grundlagen und Volkstheater. Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur 13. Elgg-Zürich: Volksverlag.
- Eberle, Oskar. 1944. Das Schweizer Drama 1914–1944. Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur 14. Elgg: Volksverlag.
- Eberle, Oskar. 1945a. Die Schicksalsstunde des Schweizerischen Schauspielers. In: Theaterschule und Theaterwissenschaft. Wege zum schweizerischen Theater II. Hg. v. Oskar Eberle, 44–47. Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur 15. Elgg: Volksverlag.
- Eberle, Oskar. 1945b. Nachwort. (Die Situation im Herbst 1945). In: Theaterschule und Theaterwissenschaft. Wege zum schweizerischen Theater II. Hg. v. Oskar Eberle, 69f. Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur 15. Elgg: Volksverlag.
- Eberle, Oskar. 1954. Cenalora. Leben, Glaube, Tanz und Theater der Urvölker. Schweizer Theaterjahrbuch / Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur 22/23. Olten: Walter.
- Ebers-Mahnke, Fritz [Johannes Mahnke]. 1933. Schlageter. Ein deutsches Heldenleben in harter Zeit. 3. Aufl. Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur 410. Langensalza: Beltz.
- Eliasberg, Wladimir. 1926a. Richtungen u. Entwicklungstendenzen in der Arbeitswissenschaft. I. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*. Hg. v. Emil Lederer. 56, 2: 66–101.
- Eliasberg, Wladimir. 1926b. Richtungen u. Entwicklungstendenzen in der Arbeitswissenschaft. II. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*. Hg. v. Emil Lederer. 56, 2: 687–732.
- Elsner, Richard, Hrsg. 1935. Das deutsche Drama in Geschichte und Gegenwart. 7. Band des Gesamtwerkes 7/7. 2. Reihe. Berlin-Friedenau: Sicker.
- Elster, Hanns Martin. 1939a. Natur und Glück der Ehe. Erster Teil. Von Dr. Hanns Martin Elster. In: Liebe und Ehe. Natur und Glück der Liebe und Ehe von Dr. Hanns Martin Elster. Gesunde Eltern – gesunde Kinder, frohe Familien von Prof. Dr. F. Rott, 16–146. 36.–56. Tsd. Dresden: Rudolph'sche Verlagsbuchhandlung.
- Elster, Hanns Martin. 1939b. Natur und Glück der Ehe. Zweiter Teil. Dr. Hanns Martin Elster. In: Liebe und Ehe. Natur und Glück der Liebe und Ehe von Dr. Hanns Martin Elster. Gesunde Eltern – gesunde Kinder, frohe Familien von Prof. Dr. F. Rott, 145–348. 36.–56. Tsd. Dresden: Rudolph'sche Verlagsbuchhandlung.
- Ermatinger, Emil 1925. Die Kunstform des Dramas, Leipzig: Quelle & Meyer.
- Ermatinger, Emil. 1931. Die Kunstform des Dramas. 2., durchges. Aufl. Deutschkundliche Bücherei. Leipzig: Quelle & Meyer.
- Ermatinger, Emil. 1933. Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz. München: C.H. Beck.
- Ermatinger, Emil. 1936a. Goethe und der Mythos. Rede zur Feier von Goethes Geburtstag, gehalten am Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main am 27. Aug. 1935. [Leipzig]: [Reclam].

- Ermatinger, Emil. 1936b. Dichtung und Staatsleben in der deutschen Schweiz. *Neue Schweizer Rundschau* Jg. 3, H. 8: 467–484.
- Ermatinger, Emil. 1943. Ehe und Familie in der Dichtung der deutschen Schweiz. [Bern]: Bundesamt für Sozialversicherung.
- Faber, Gustav. 1934. Schippe, Hacke, Hoi! Erlebnisse, Gestalten, Bilder aus dem freiwilligen Arbeitsdienst. Mit 35 munteren Zeichnungen vom Verfasser. Berlin: Verlag für Kulturpolitik.
- Faber, Gustav. 1991. Andalusien. [Uebearbeitete und erweiterte Neuausg. auf der Grundlage des Artemis-Cicerone Andalusien, 2. Aufl. 1988]. Artemis Kunst- & Reiseführer. München [u. a.]: Artemis [etc.].
- Fabricius, Hans. 1934. Schiller als Kampfgenosse Hitlers. Nationalsozialismus in Schillers Dramen. 2. Aufl. Berlin-Schöneberg: Deutsche Kultur-Wacht.
- Febvre, Lucien. 1941. La sensibilité et l'histoire : comment reconstituer la vie affective d'autrefois? *Annales d'histoire sociale* 3: 5–20.
- Febvre, Lucien. 1988. Der Nationalsozialismus – eine Doktrin? In: Das Gewissen des Historikers. Hg. v. Ulrich Raulff, 109–112. Berlin: Wagenbach.
- Fleck, Ludwik. 1983. Das Problem einer Theorie des Erkennens [1935]. In: Ders. Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze, 84–127. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Fleck, Ludwik. 2008. Weitere Bemerkungen über das Denkkollektiv. In: Kulturwissenschaft. Eine Auswahl grundlegender Texte. Hg. v. Uwe Wirth, 282–288. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Fleck, Ludwik. 2017. Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Hg. v. Lothar Schäfer und Thomas Schelle. 11. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Fleischhacker, Irma. 1983. Carl Huter und seine Wissenschaft. Sein Leben und sein Wirken und der Huterische Weltbund im Vergleich mit der kirchlich-religiösen, politischen, wirtschaftlichen, okkulten, materialistisch-monistischen und pantheistischen Weltanschauung und dem Keplerbund. Hg. v. Fritz Aerni. 2., bearb. Aufl. Zürich: Kalos.
- Freud, Sigmund. 1993. Massenpsychologie und Ich-Analyse. Die Zukunft einer Illusion [1921/27]. Lizenzausgabe. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Freud, Sigmund. 2010. Das Unbehagen in der Kultur. Hg. v. Lothar Bayer und Kerstin Krone-Bayer. Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Frey, [Gottfried]. 1934. Hygienische Erziehung im Volksgesundheitsdienst. Von Ministerialdirektor Dr. med. G. Frey im Preußischen Ministerium des Inneren. 3. erweiterte Aufl. Hygienische Volksbelehrung, ihre Wege und Hilfsmittel. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Frikart, Max. 1934. Die schweizerische Theaterfrage. *Die Zeit. Schweizerische Blätter für Kunst, Schrifttum und Leben* 7, Jg. 2.
- Frikart, Max. 1938. Die Notwendigkeit einer schweizerischen Wochenschau. *Schweizer Film = Film suisse. Offizielles Organ der Schweiz* 4/60: 1–3.
- Gentsch, Adolf. 1942. Die politische Struktur der Theaterführung. Hg. v. Hans Münster. Diss. Leipziger Beiträge zur Erforschung der Publizistik 8. Leipzig: M. Dittert & Co.
- Gerling, Reinhold. 1920. Die Gymnastik des Willens. Praktische Anleitung zur Erhöhung der Energie und Selbstbeherrschung, Kräftigung von Gedächtnis und Arbeitslust durch Stärkung der Willenskraft ohne fremde Hilfe. [1905]. 5. Neubearb. Aufl. Oranienburg b. Berlin: Möller.
- Gerling, Reinhold. 1921. Tatmensch. Eine Lebensberatung zu kraftvoller erfolgreicher Lebensgestaltung. 4. Aufl., 10.–19. Tsd. Prien Opp.: Anthropos.

- Gerling, Reinhold. 1922. Der vollendete Mensch und das Ideal der Persönlichkeit. Die Kunst, harmonische Leibesbildung, gesunden Organismus, sympathisches Äußeres und körperliche Kraft zu entwickeln und zu erhalten. Mit 140 Abbildungen. [1905]. 6. erweiterte Aufl. Oranienburg: Orania.
- Giese, Fritz. 1925a. Girkultur. Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl. München: Delphin.
- Giese, Fritz. 1925b. Geist im Sport. Probleme und Forderungen. München: Delphin.
- Giese, Fritz. 1926. Die Frau als Atmosphärenwert. Strukturelle Grundlagen weiblicher Bildungsziele. München: Delphin.
- Giese, Fritz. 1927. Körperseele. Gedanken über persönliche Gestaltung. 2. Aufl. München: Delphin.
- Giese, Fritz. 1928a. Die öffentliche Persönlichkeit. Statistische Untersuchungen an geistigen Führern der Gegenwart. Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie 44. Hg. v. Otto Lipmann und William Stern. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Giese, Fritz. 1928b. Psychotechnik in der Körpererziehung. Die Körpererziehung. Beiheft. Bern: Paul Haupt.
- Giese, Fritz. 1930. Rationalisierung. In: Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft. Unter Mitwirkung von 280 Fachleuten des In- und Auslandes. Hg. v. Fritz Giese, Bd. II: Kartelle–Z, 3619–3631. Handbuch der Arbeitswissenschaft. Halle a.S.: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung.
- Giese, Fritz. 1931a. Bildungsideale im Maschinenzeitalter. Handbuch der Arbeitswissenschaft. Bd. 7, Arbeitspädagogik. Halle a.S.: Marhold.
- Giese, Fritz. 1931b. Das individuelle Glück. In: Ders. Bildungsideale im Maschinenzeitalter, 226 f. Handbuch der Arbeitswissenschaft. Bd. 7, Arbeitspädagogik. Halle a.S.: Marhold.
- Giese, Fritz. 1932. Philosophie der Arbeit. Handbuch der Arbeitswissenschaft. Bd. 10. Halle a.S.: Marhold.
- Giese, Fritz. 1934. Nietzsche – Die Erfüllung. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Goebbels, Joseph. 1936. Kommunismus ohne Maske. 11. Aufl. München: Zentralverlag der NSDAP.
- Goebbels, Joseph. 1942. Tagebuch vom 20. April 1942. In: Nationalsozialismus, Holocaust, Widerstand und Exil 1933–1945. Online-Datenbank: De Gruyter. <http://db-1saur-1de-1780109627.erf.sbb.spk-berlin.de/DGO/basicFullCitationView.jsf?documentId=TJG-5357> (10.04.2017). Ursprünglich veröffentlicht in: Goebbels, Joseph: Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und mit Unterstützung des Staatlichen Archivdienstes Rußlands. Hg. v. Elke Fröhlich. Teil II: Diktate 1941–1945. Bd. 4: April – Juni 1942. Bearb. v. Elke Fröhlich, 131–136. München [u. a.]: K. G. Saur, 1995.
- Goebbels, Joseph. 1991. Goebbels Reden 1932–1945. Hg. v. Helmut Heiber, 2 Bde, Düsseldorf: Droste.
- Goebbels, Joseph. 1991a. 17. 6. 1935, Hamburg, Musikhalle, Eröffnung der 2. Reichstheaterwoche. In: Goebbels Reden 1932–1945. Hg. v. Helmut Heiber, 1: 219–228. Düsseldorf: Droste.
- Goebbels, Joseph. 1991b. 19. 4. 1942, Berlin, Philharmonie, Feierstunde der NSDAP am Vorabend von Hitlers 53. Geburtstag. In: Goebbels Reden 1932–1945. Hg. v. Helmut Heiber, 2: 112–119. Düsseldorf: Droste.

- Goebbels, Joseph. 1995. 11. April 1934. In: Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente. Hg. v. Elke Fröhlich im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und in Verb. mit dem Bundesarchiv, Bd. 3, Teil I: April 1934–Februar 1936, 32f. München [u. a.]: Saur.
- Graaz, Hans. 1935. Ratgeber für werdende Mütter. Frohe Mutterschaft durch natürliche Lebens- und Heilweise. Mit 29 Abbildungen, Muster einer Ahnentafel und Merkblatt für das heranwachsende Kind. Berlin-Schildow: Falken.
- Grassl, Erich. 1937. Die Willensschwäche. Gleichzeitig ein Beitrag zur Theorie des Willens, der Willensentwicklung und Willenserziehung. Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde 77. Hg. v. Otto Klemm und Philipp Lersch. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Greyerz, Otto v., Christian Lerch, Hermann Röbbeling, Fritz Weiss, Fritz Ritter, W.J. Guggenheim, Kurt Joss und Max Frikart. 1936. Das Berner Heimatschutz-Theater. Hg. von Oskar Eberle. Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur 8. Luzern: Theaterkultur-Verlag.
- Grimm, Hans. 1926. Volk ohne Raum. 1.–5. Tsd. München: Langen.
- Groß, Walter. 1942. Nationalsozialistische Lebensführung. Von Hauptdienstleiter Prof. Dr. W. Groß, Leiter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP. In: Ich kämpfe. [Die Pflichten der Parteigenossen] / [Hg. v. Hauptkulturamt in d. Reichspropagandaleitung d. NSDAP. Zsgest. v. Hermann Liese], 59–64. [Als Manuskript gedruckt]. München: Eher.
- Grossmann, Gustav 1927. Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher u. beruflicher Erfolge. 9. Aufl. Stuttgart, Wien: Verlag für Wirtschaft und Verkehr Forkel & Co.
- Gründel, Ernst Günther. 1934. Jahre der Überwindung. Umfassende Abrechnung mit dem „Untergangs“-Magier, Aufgabe der deutschen Intellektuellen, weltgeschichtliche Sinndeutung des Nationalsozialismus. Ein offenes Wort an alle Geistigen. Breslau: W.G. Korn.
- Gudehus, Friedrich. 1938. August Winnig. Ein Mann des Wortes, der Tat und des Glaubens. Ein Lebensbild. Berlin: Warneck.
- Guggenbühl, Adolf. 1936. Zerfall und Erneuerung der Gemeinschaften von Adolf Guggenbühl. Mitherausgeber des „Schweizer Spiegels“. Zürich: Schweizer Spiegel.
- Günther, Hans F. K. 1922. Rassenkunde des deutschen Volkes. München: Lehmann.
- Günther, Hans F. K. 1951. Aus dem Vorwort der ersten Aufl. [„Bodmann am Bodensee, im August 1940“.] In: Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Ertüchtigung, [7]. 3., umgearb. Aufl. München: Lehmann.
- Haarer, Johanna. 1939. Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Mit 57 Abbildungen. 191.–230. Tsd. München, Berlin: J. F. Lehmanns.
- Haenni-Wyss, Albertine. 1945. Was die schweizerische Braut vom Eherecht des schweizerischen Zivilgesetzbuches wissen sollte. In: Ins Leben hinaus. Hg. v. Arnold Kaufmann, Anny Gerster-Simonett, Rosa Neuenschwander und Mathilde Steiner. Schriftenreihe der Jungbürgerinnen 5, 21–32. Bern: Paul Haupt.
- Haffner, Sebastian. 2000. Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933, Stuttgart, München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Hagemann, Hedwig und Fritz Giese, Hrsg. 1924. Weibliche Koerperbildung und Bewegungskunst auf Grundlage des Systems Mensendieck. 3., vermehrte Aufl. München: Delphin.

- Halm, Friedrich. 1904. Glück. In: Friedrich Halms ausgewählte Werke in vier Bänden herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Anton Schlossar. Mit drei Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftenproben. Hg. v. Anton Schlossar, Bd.1: Einleitung des Herausgebers-Gedichte, 11f. Leipzig: Max Hesse.
- Hartnacke, Wilhelm. 1934. Eröffnung des XIII. Kongresses [Eröffnungsrede, 16. Oktober 1933 von Dr. Wilhelm Hartnacke, Sächsischer „Minister für Volksbildung“]. In: Bericht über den XIII. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Leipzig vom 16.–19. Oktober 1933. Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. Mit 7 Abbildungen im Text und 8 Tafeln. Hg. v. Otto Klemm, 3–9. Jena: Gustav Fischer.
- Hauptkulturamt in der Reichspropagandaleitung der NSDAP, Hrsg. 1942. Ich kämpfe. [Die Pflichten der Parteigenossen] / [hg.v. Hauptkulturamt in d. Reichspropaganda-leitung d. NSDAP. Zsgest. v. Hermann Liese]. [Als Manuskript gedruckt]. München: Eher.
- Hauptschulamt der NSDAP, Reichsjugendführung, Amt Werkschar und Schulung, Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde, Hrsg. 1939. Das Laienspiel. Erfahrungen. Grundsätze. Aufgaben. Arbeitsmaterial der Abteilung Volkstum/Bauerntum des Amtes ‚Feierabend‘ der Nationalsozialistischen-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Schrifttum der Laienspielerarbeit. [Berlin]: [Verlag der Deutschen Arbeitsfront].
- Heidegger, Martin. 1930. Was ist Metaphysik? [2. Aufl., 3.–4. Tsd.]. Bonn: Cohen.
- Helliwell, John F., Richard Layard und Jeffrey D. Sachs, Hrsg. 2019. World Happiness Report 2019. New York: Sustainable Development Solutions Network. <https://s3.amazonaws.com/happiness-report/2019/WHR19.pdf> (12. 01. 2020).
- Helmel, Heinrich. 1938. Der bejahende Mensch. Selbsterziehung zum zielbewussten, lebensstarken, sonnigen Vollmensch. Praktische Lehrbriefe mit Bildern. 3. bis 7. Tsd. Stuttgart: Süddeutsches Verlagshaus.
- Helmel, Heinrich. 1956. Der bejahende Mensch. Selbsterziehung zur positiven Lebensgestaltung. Büdingen: Lebensweiser.
- Herder, Johann Gottfried von. 1767. Ueber die neuere Deutsche Literatur. Erste Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend. Bd. 2 Riga: bey Johann Friedrich Hartknoch.
- Herrmann, Max. 1914. Einleitung. In: Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Mit 129 Abbildungen. Herausgegeben mit Unterstützung der Generalintendantur der Königlichen Schauspiele, 1–10. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung.
- Herrmann, Max. 1962. Die Entstehung der berufsmäßigen Schauspielkunst im Altertum und in der Neuzeit. Hg. v. Ruth Mövius. Berlin: Henschel.
- Herrmann, Max. 1981. Über die Aufgaben eines theaterwissenschaftlichen Institutes [Nach dem Stenogramm, 1920]. In: Theaterwissenschaft im deutschsprachigen Raum. Texte zum Selbstverständnis. Hg. v. Helmar Klier, 15–24. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Herrmann, Max. 1998a. Über Theaterkunst [1918] [Lessing-Hochschule Februar–März 1918. Mitschrift von Johannes Günther]. In: Corsen, 282–291.
- Herrmann, Max. 1998b. Das Theatralische Raumerlebnis [1931]. In: Corsen, Stefan. 1998. Max Herrmann und die Anfänge der Theaterwissenschaft. Mit teilweise unveröffentlichten Materialien. Hg. v. Hans-Peter Bayerdöfer, Dieter Borchmeyer und Andreas Höfele. Theatron. Studien zur Geschichte und Theorie der dramatischen Künste 24, 270–281. Tübingen: Niemeyer.

- Herrmann, Max 1998c. Antrag auf Errichtung eines theaterwissenschaftlichen Instituts (1919, BAP 1450; R 4901, Bl. 1–3RS). In: Corssen, Stefan. 1998. Max Herrmann und die Anfänge der Theaterwissenschaft. Mit teilweise unveröffentlichten Materialien. Hg. v. Hans-Peter Bayerdöfer, Dieter Borchmeyer und Andreas Höfele. *Theatron. Studien zur Geschichte und Theorie der dramatischen Künste* 24, 292–297. Tübingen: Niemeyer.
- Hitler, Adolf. 1935. Dafür seid ihr mir verantwortlich! Der Führer an die HJ auf dem Reichparteitag 1935. In: Mädel im Dritten Reich. Hg. v. Hilde Munske, 7f. Berlin: Freiheitsverlag G.m.b. H.
- Hitler, Adolf. 2016a. Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition. Hg. v. Christian Hartmann, Thomas Vordermayer, Othmar Plöckinger und Roman Töppel. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München – Berlin. Bd. 1. München, Berlin: Institut für Zeitgeschichte.
- Hitler, Adolf. 2016b. Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition. Hg. v. Christian Hartmann, Thomas Vordermayer, Othmar Plöckinger und Roman Töppel. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München – Berlin. Bd. 2. München, Berlin: Institut für Zeitgeschichte.
- Hobbes, Thomas 1984. *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Hollander, Walther von. 1938. *Der Mensch über Vierzig. Neuer Lebensstil im neuen Lebensalter*. 59.–83. Tsd. Berlin: Im Deutschen Verlag.
- Hollander, Walther von. 1940a. *Kinder bringen Glück*. In: Ders. *Das Leben zu Zweien. Ein Ehebuch. Betrachtungen und Geschichten*. 41.–80. Tsd., 226 f. Berlin: Im Deutschen Verlag.
- Hollander, Walther von. 1940b. *Das Leben zu Zweien. Ein Ehebuch. Betrachtungen und Geschichten*. 41.–80. Tsd. Berlin: Im Deutschen Verlag.
- Hollander, Walther von. 1945. *Fibel für Erwachsene. Ausgewählte Aufsätze*. Hamburg: Hammerich & Lesser.
- Hollander, Walther von. 1955. *Das Leben zu Zweien. Ein Ehebuch*. [2. Aufl.]. Ullstein-Buch. Frankfurt/Main [u. a.]: Ullstein.
- Hollander, Walther von. 1958. *Der Mensch über Vierzig. Lebensformen im reiferen Lebensalter*. 83.–133. Tsd. (Durchges. Neuaufl.). Ullstein-Bücher 170. Frankfurt/Main [u. a.]: Ullstein.
- Hollander, Walther von. 1961. *Das Leben zu Zweien. Ein Ehebuch*. [3. Aufl.]. Ullstein-Buch. Frankfurt/Main [u. a.]: Ullstein.
- Hollander, Walther von. 1993. *Der Mensch über vierzig. Aufbruch in das reife Leben. Ungekürzte Ausg., Neuaufl. von UB 170*. Ullstein 34962: Sachbuch. Frankfurt/Main [u. a.]: Ullstein.
- Hoppeler, Hans und Henry Grob. 1942. *Die Schweizerfrau als Mutter und Erzieherin*. Herausgegeben in Verbindung mit der Schweiz. Mütterchule „Pro Infante“. 3. Aufl. Zürich: Emil Frey.
- Huber, Max. 1940. *Der Höhenweg*. In: *Die Schweiz im Spiegel der Landesausstellung 1939*. Hg. v. Schweizerische Landesausstellung 1939 Zürich. Bd. 1, 63–66. Zürich: Atlantis.
- Huter, Carl Heinrich. 1927. *Deutschlands Schicksalswende! Vor ereignisreichen Jahren 1928–48! Historionomische Berechnungen*. 1. Aufl. Dresden-Blasewitz: C. H. Huter.
- Huter, Carl Heinrich. 1940. *C.H. Huter: Schicksalsmächte des Erfolges? Die Macht der Persönlichkeit. Menschen richtig erkennen. Gibt es einen Rythmus des Glücks? Sieben-Jahr-Periode? Die zehn Menschentypen. Gehören Sie zu einem Erfolgstyp?* Dresden: C.H. Huter.
- Huter, Carl Heinrich. 1962. *Menschen und Mächte zwischen zwei Welten*. Dresden: C.H. Huter.

- Huter, Carl. 1991. Menschenkenntnis durch Körper-, Lebens-, Seelen- und Gesichts-Ausdruckskunde. Fünf Unterrichts-Briefe zur Einführung in die Elementarlehren der Huterschen Psycho-Physiognomik, der Lehre von der natürlichen Offenbarung des organischen Lebens. Auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen. 4. bearb. und erw. Aufl. Arlesheim: Carl Huter.
- Huter, Carl. 1992. Menschenkenntnis durch Körper-, Lebens-, Seelen- und Gesichtsausdruckskunde auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen. Fünf Lehrbriefe. Hg. v. Fritz Aerni. Glattbrugg-Zürich: Kalos.
- Huter, Carl. 2020. Menschenkenntnis durch Körper-, Lebens-, Seelen- und Gesichtsausdruckskunde auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen / Carl Huter. Hg. v. Fritz Aerni. Neuauf. Zürich: Carl Huter.
- Jackson, Felix. 2018. Berlin, April 1933. Übers. v. Stefan Weidle. Bonn: Weidle.
- Jedzek, Klaus. 1935. Theater als politische Kraft. Eisenach: Erich Röth.
- Joachimson, Felix. 1930. Wie werde ich reich und glücklich? Ein Kursus in 10 Abteilungen, Buch von Felix Joachim, Musik von Mischa Spoliansky, 4 D, 10 H, Nebendarsteller, Orchesterbesetzung: Susaph., A.Sax., A.Sax i. Es, T.Sax. Trp I, Tr II, Pos, Schlg, Vl, Vlc, UA 15.06.1930, Komödie am Kurfürstendamm, Berlin. Berlin: Felix Bloch Erben. [Unveröffentlichtes Manuskript: Wie werde ich reich und glücklich? Ein Kursus in zehn Abteilungen. Buch von Felix Joachimson. Musik von Mischa Spoliansky © und Aufführungsrechte bei Felix Bloch Erben GmbH & Co. KG, Berlin | www.felix-bloch-erben.de].
- Johst, Hanns. 1935. Schlageter. Ein Schauspiel (1933). 31. bis 35. Tsd. München: A. Langen, G. Müller
- Kachler, Karl Gotthilf. 1939. „Das eidgenössische Wettspiel“. Zur Uraufführung in der Festhalle der Landesausstellung am 6. Mai 1939. *Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur*, Jg. 19, H. 3 (Juni): 209 – 211.
- Känel, Rösy von. 1936. Ich möchte euch helfen. Eine Gabe für alle Frauen. 6. Aufl. 6.–7. Tsd. St. Gallen, Leipzig: Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft.
- Kaupe, Walther und Hermann Küster. 1928. Mutter und Kind. Ratgeber für Bräute, Mütter, Hebammen und Pflegerinnen von Dr. Walther Kaupe, Kinderarzt, leitendem Arzt des Säuglingsheims „Lungstrastift“ in Bonn und Prof. Dr. Hermann Küster, Frauenarzt in Breslau. Mit 28 Abbildungen. 2., verbess. u. verm. Aufl. Berlin, Köln: A. Marcus & E. Webers.
- Keller, Gottfried. 1996. Sämtliche Werke. Hg. v. Walter Morgenthaler. Historisch-kritische Ausg.; im Auftrag der Stiftung Historisch-Kritische Gottfried-Keller-Ausgabe. Basel, Frankfurt/Main, Zürich: Stroemfeld, Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Keller, Gottfried. 2018. Kleider machen Leute. Novelle. Anmerkungen von Rolf Selbmann. Stuttgart: Reclam.
- Keyserling, Hermann, Hrsg. 1925. Das Ehe-Buch. Eine neue Sinngebung im Zusammenklang der Stimmen führender Zeitgenossen angeregt und herausgegeben von Graf Hermann Keyserling. 11. bis 20. Tsd. Celle: Niels Kampmann.
- Kienzle, Hermann. 1942. Vorwort. In: Ausstellung „Volk und Theater“, Gewerbemuseum Basel, 31.5. – 12.6.1942. Ausstellungskatalog, 3f. Basel: Gewerbemuseum.
- Kindermann, Heinz, Hrsg. 1933. Des Deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart. Mit einem Geleitwort von Hans Hinkel. Leipzig: Reclam.

- Kindermann, Heinz. 1939. Das Burgtheater. Erbe und Sendung eines Nationaltheaters. Wien/Leipzig: Adolf Luser.
- Kindermann, Heinz. 1942. Einführung: Vom Sinn der Arbeit in tausend Jahren deutscher Dichtung. In: Ruf der Arbeit. Hg. v. ders., 5–93. Berlin: Nordland.
- Kindermann, Heinz. 1943a. Theater und Nation. Leipzig: Philipp Reclam jun.
- Kindermann, Heinz. 1943b. Lebendige Theaterwissenschaft. *Deutsche Dramaturgie. Zeitschrift für die Probleme der Darstellenden Künste* 11/12: 186–188.
- Kindermann, Heinz. 1944. Das Burgtheater. Erbe und Sendung eines Nationaltheaters. Wien: Wiener Verlag.
- Klages, Ludwig. 1929. Der Geist als Widersacher der Seele. Leipzig: Barth.
- Klages, Ludwig. 1936. Die Grundlagen der Charakterkunde. 7. und 8., verb. Aufl. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Klages, Ludwig. 1941. Graphologisches Lesebuch. Hundert Gutachten aus der Praxis. 3., durchges. Aufl. Leipzig: J.A. Barth.
- Klotz, Karl. 1928. Die neue Rasse. Ein Wegweiser zu Höherentwicklung, Glück und Freude, für den Einzelnen, die Familie und die Gesamtheit. Bedeutend erweiterte und vollständig umgearbeitete Aufl. Lebensborn-Bücher 22. Düsseldorf: Lebensborn.
- Koener, Raymund. 1938. Das Theater als öffentliche Aufgabe. Diss. Würzburg: Richard Mayr.
- Kolbenheyer, Erwin Guido. 1932. Unser Befreiungskampf und die deutsche Dichtkunst. Rede, gehalten an deutschen Hochschulen im Frühjahr 1932. München: Albert Langen / Georg Müller.
- Kolbenheyer, Erwin Guido. 1933a. Lebenswert und Lebenswirkung der Dichtkunst in einem Volke. In: Des Deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart. Hg. v. Heinz Kindermann, 80–106. Leipzig: Reclam.
- Kolbenheyer, Erwin Guido. 1933b. Die volksbiologischen Grundlagen der Freiheitsbewegung. München: Langen Müller.
- Kracauer, Siegfried. 1977. Das Ornament der Masse [1927]. In: Ders. Das Ornament der Masse. Essays. Mit einem Nachwort von Karsten Witte. 1. Aufl., 50–63. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kraepelin, Emil. 1896. Zur Hygiene der Arbeit. Jena: Gustav Fischer.
- Kraepelin, Emil. 2000. Edition Emil Kraepelin. Hg. v. Matthias M. Weber. München: Belleville.
- Krapfenbauer, Hans. 1938. Die sozialpolitische Bedeutung der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Zirndorf bei Nürnberg: Selbstverlag.
- Künkler, Karl. 1943. Die Aufgaben des Theaters im Kriege. *Deutsche Dramaturgie. Zeitschrift für die Probleme der Darstellenden Künste* 9/10: 145–145.
- Kurz, Werner. 1935. Theaterpolitik innerhalb der N.S.-Kulturgemeinde. Hg. v. Walter Stang. *Bausteine zum deutschen Nationaltheater. Organ der N.S.-Kulturgemeinde* Jg. 3, H. 8: 225–229.
- Kutscher, Artur. 1932. Die Elemente des Theaters. Grundriss der Theaterwissenschaft. I. Teil. Düsseldorf: Pflugschar.
- Kutscher, Artur. 1936. Stilkunde des Theaters. Grundriss der Theaterwissenschaft. II. Teil. Düsseldorf: Pflugschar.
- Kutscher, Artur. 1949. Grundriss der Theaterwissenschaft [1932/1936]. 2., überarb. Aufl. München: Kurt Desch.
- Labus, Lotte. 1936. „Minna von Barnhelm“ auf der deutschen Bühne. Diss. Berlin: Levy.

- Lang, Paul. 1944. Das Schweizer Drama. 1914–1944. Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur 14. Elgg: Volksverlag.
- Langenbucher, Hellmuth. 1933. Volkshafte Dichtung der Zeit. Berlin: Junker & Dünnhaupt.
- Lauchenaue, Eduard. 1937. Das neue Gemeinschaftstheater oder wer ist Liehburg? Aarau: Buchdruckerei Aargauer Tagblatt.
- Layard, Richard. 2005. Happiness: Lessons from a New Science. London [u. a.]: Allen Lane.
- Le Bon, Gustave. 1932. Psychologie der Massen. Mit einer Einführung von Walter Moede. 5. deutsche Aufl. / Auf Grund der autorisierten Uebersetzung von Rudolf Eisler durchgesehen von Elisabeth Göhlsdorf. Kröners Taschenausgabe. Leipzig: Kröner.
- Le Bon, Gustave. 2008. Psychologie der Massen. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Peter R. Hofstätter. Übers. von Rudolf Eisler. Stuttgart: Kröner.
- Lessing, Gotthold Ephraim. 1981. Hamburgische Dramaturgie. Hg. v. Klaus L. Berghahn. Universal-Bibliothek. Stuttgart: Reclam.
- Lessing, Theodor. 1907. Theater-Seele. Studien über Bühnenästhetik und Schauspielkunst. Berlin: Priber & Lammers.
- Ley, Robert. 1935. Die Gründung der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. In: Durchbruch der sozialen Ehre. Reden und Gedanken für das schaffende Deutschland. Herausgegeben von Hans Dauer unter Mitarbeit von Walter Kiehl. Hg. v. Hans Dauer. 1. bis 10. Tsd., 23–44. Berlin: Mehden.
- Ley, Robert. 1936a. Der deutsche Mensch und seine Lebenshaltung. In: Deutschland ist schöner geworden. Hg. v. Hans Dauer, 45–79. Berlin: Mehden.
- Ley, Robert. 1936b. Arbeiter und Soldat – sie haben eine gemeinsame Ehre! In: Deutschland ist schöner geworden. Hg. v. Hans Dauer, 19–27. Berlin: Mehden.
- Ley, Robert. 1936c. Zwei Jahre „Kraft durch Freude“. Ein Leitungsbericht. In: Deutschland ist schöner geworden. Hg. v. Hans Dauer, 80–113. Berlin: Mehden.
- Ley, Robert. 1937a. Die Deutsche Arbeitsfront mit Dr. Ley zum ersten Male in der Deutschlandhalle. In: Wir alle helfen dem Führer. Deutschland braucht jeden Deutschen. Mit 15 Kunstdrucktafeln, 197–207. München: Zentralverl. der NSDAP, Franz Eher.
- Ley, Robert. 1937b. Kraft durch Freude. In: Wir alle helfen dem Führer. Deutschland braucht jeden Deutschen. Mit 15 Kunstdrucktafeln, 223. München: Zentralverl. der NSDAP, Franz Eher.
- Ley, Robert. 1939. Der Glaube des deutschen Arbeiters verpflichtet! In: Deutschland ist schöner geworden. Hg. v. Hans Dauer und Walter Kiel, 4. Aufl., 251–275. München: Eher.
- Ley, Robert. 1940a. Durchbruch der sozialen Ehre. Über das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit. In: Ders. Durchbruch der sozialen Ehre: Reden und Gedanken für das schaffende Deutschland. Hg. v. Hans Dauer, 9. Aufl., 62–68. München: Eher.
- Ley, Robert. 1940b. Dr. Ley: Gedanken zu einer Verfassung der deutschen Arbeit. In: Ders. Durchbruch der sozialen Ehre: Reden und Gedanken für das schaffende Deutschland. Hg. von Hans Dauer, 9. Aufl., 3–12. München: Eher.
- Ley, Robert. 1940c. Um die Seele des schaffenden deutschen Menschen. In: Ders. Durchbruch der sozialen Ehre. Reden und Gedanken für das schaffende Deutschland. Hg. von Hans Dauer, 9. Aufl., 13–22. München: Eher.
- Liebknacht, Wilhelm. 1904. Vorwort der letzten Ausgabe (1888). In: Wissen ist Macht – Macht ist Wissen. Festrede gehalten zum Stiftungsfest des Dresdener Bildungs-Vereins am 5. Februar 1972 und zum Stiftungsfest des Leipziger Arbeiterbildungsvereins am 15. Februar 1872. Neue Aufl., 4–10. Berlin: Expedition der Buchhandlung Vorwärts.

- Lipmann, Otto. 1932. Lehrbuch der Arbeitswissenschaft. Jena: Gustav Fischer.
- Lukács, Georg. 1970. Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik [1923]. Neuwied [u. a.]: Luchterhand.
- Mackensen, Lutz. 1930. Handwörterbuch des deutschen Märchens. Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde. Berlin: de Gruyter.
- Man, Hendrik de. 1927. Der Kampf um die Arbeitsfreude. Eine Untersuchung auf Grund der Aussagen von 78 Industriearbeitern und Angestellten. 1.–3. Tsd. Jena: Eugen Diederichs.
- Man, Hendrik de. 1929. Der Sozialismus als Kulturbewegung. Berlin: Arbeiterjugend-Verlag.
- Man, Hendrik de. 1930. Arbeitspsychologie. In: Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft. Unter Mitwirkung von 280 Fachleuten des In- und Auslandes. Hg. v. Fritz Giese, Bd. I, 199–217. Handbuch der Arbeitswissenschaft. Halle a.S.: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung.
- Man, Hendrik de. 1931. Sozialismus und Nationalfaschismus. Potsdam: Alfred Protte.
- Man, Hendrik de. 1932a. Wir! Ein sozialistisches Festspiel. Text von Hendrik de Man (Frankfurt-M.), Musik von Ottmar Gerster (Essen). 1. bis 3. Tsd. Berlin: Arbeiterjugend-Verlag.
- Man, Hendrik de. 1932b. Massen und Führer. Potsdam: Alfred Protte.
- Man, Hendrik de. 1933a. Wir. Ein sozialistisches Festspiel. Text von Hendrik de Man. Musik von Ottmar Gerster. [Veranstalter: Arbeitersängerkartell Zürich], Zürich: Arbeitersängerkartell. [Zürcher Programmheft (1–12) mit Zürcher Festspieltext (1–19) der Zürcher Aufführung, 23. April, 29. April und 1. Mai 1933 im Limmathaus Zürich 5, jeweils um 20 Uhr].
- Man, Hendrik de. 1933b. Pour un plan d'action. Brochure Fédération suisse du personnel des services publics. Zürich: [Editions V.P.O.D.].
- Mannheim, Karl. 2015. Ideologie und Utopie [1929]. 9. um eine Einleitung von Jürgen Kaube erw. Aufl. Frankfurt/Main: Klostermann.
- Matthias, Eugen und Fritz Giese, Hrsg. 1926. Männliche Körperbildung. Bd. 2. München: Delphin.
- Mayer-Exner, Karl. 1942. Gedanken über das Drama von gestern und morgen. *Deutsche Dramaturgie. Zeitschrift für die Probleme der Darstellenden Künste* 10: 221–224.
- Mayer-Exner, Karl. 1943. Theater als Gemeinschaftserlebnis. *Deutsche Dramaturgie. Zeitschrift für die Probleme der Darstellenden Künste* 11/12 (November /Dezember): 175–177.
- Mehlis, Georg und Benito Mussolini. 1928. Die Idee Mussolinis und der Sinn des Faschismus. Leipzig: E. Haberland.
- Mehlis, Georg. 1927. Ethos der Arbeit. In: Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft. Unter Mitwirkung von 280 Fachleuten des In- und Auslandes. Hg. v. Fritz Giese, Bd. I, 1702–1710. Handbuch der Arbeitswissenschaft. Halle a.S.: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung.
- Mehlis, Georg. 1929. Der Staat Mussolinis. Die Verwirklichung des korporativen Gemeinschaftsgedankens. Leipzig: Haberland.
- Mehlis, Georg. 1934. Freiheit und Faschismus. Leipzig: Lindner.
- Mehlis, Georg. 1941. Führer und Volksgemeinschaft. Berlin: Junker u. Dünnhaupt.
- Meili, Armin. 1939. Einleitung: Sieg der Arbeit. In: Schweizerische Landesausstellung 1939 Zürich. Katalog: Offizieller Führer mit Ausstellerverzeichnis und Orientierungsplan, 13f. Zofingen: Ringier.
- Mettin, Hermann Christian. 1937. Der politische Schiller. Bd. 5. Bücherei für Spiel und Theater. Berlin: Theaterverl. Albert Langen/Georg Müller

- Moede, Walther und Richard Couvé. 1933. Aufruf der Gesellschaft für Psychotechnik e.V. Industrielle Psychotechnik. 10. Jg., H. 6 (Juni): 161.
- Moede, Walther. 1920. Experimentelle Massenpsychologie. Beiträge zur Experimentalpsychologie der Gruppe. Mit 16 Abbildungen. Psychotechnische Bibliothek. Leipzig: S. Hirzel.
- Moede, Walther. 1930a. Lehrbuch der Psychotechnik. Berlin: Springer.
- Moede, Walther. 1930b. Zur Methodik der Menschenbehandlung. Vom Vorgesetzten, seiner Psychologie und seinen Massnahmen. Berlin-Charlottenburg: Buchholz & Weisswange.
- Moede, Walther. 1935. Arbeitstechnik. Die Arbeitskraft. Schutz – Erhaltung – Steigerung. Stuttgart: F. Enke.
- Moede, Walther. 1943. Eignungsprüfung und Arbeitseinsatz. Mit 43 Abbildungen. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Moeller van den Bruck, Arthur. 1916. Der Preußische Stil. München: R. Piper.
- Moeller van den Bruck, Arthur. 1931. Das Dritte Reich [1923]. 3. Aufl., bearb. v. Hans Schwarz. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- Moeller van den Bruck, Arthur. 1934. Das ewige Reich. Hg. v. Hans Schwarz. [8.–12. Tsd.]. Bd. 2. Breslau: Korn.
- Mojonnier, Arthur. 1939a. Heimat und Volk. In: Heimat und Volk. Die Höhenstrasse der Schweizerischen Landesausstellung 1939. Hg. v. Julius Wagner. Bearbeitung: Eugen Th. Rimli. Begleitaufruf: Arthur Mojonnier, Fotografie: Robert Spreng SWB. Graphik: A.W. Diggelmann, 7–66. Zürich: Verkehrsverlag.
- Mojonnier, Arthur. 1939b. Heimat und Volk. In: Das goldene Buch der LA 1939. Hg. v. Julius Wagner. Bearbeitung: Eugen Th. Rimli. Fotografie: Robert Spreng SWB. Graphik: A. W. Diggelmann, 7–109. Zürich: Verkehrsverlag A.G.
- Müller-Freienfels, Richard. 1940. Menschenkenntnis und Menschenbehandlung. Eine praktische Psychologie für Jedermann. 31. Tsd. Berlin: Im Deutschen Verlag.
- Münsterberg, Hugo. 1919. Psychologie und Wirtschaftsleben. Ein Beitrag zur angewandten Experimental-Psychologie [1912]. 4. unveränd. Aufl. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Münsterberg, Hugo. 1920. Grundzüge der Psychotechnik [1914]. Zweite, ergänzte Aufl. Leipzig: Barth.
- Muschg, Walter. 1932. Ein neues Geschichtsgefühl. *Die literarische Welt. Unabhängiges Organ deutschen Schrifttums* 11, Jg. 8: 1f.
- N.N. 1938. Sinn und Sendung der Schweiz [Bern, 11. Dezember]. *Neue Zürcher Zeitung*, 12. Dezember, Blatt 10, Nr. 2213, Abendausgabe.
- Nadler, Josef. 1924. Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz (1798–1848). Fraunfeld/Leipzig: Huber.
- Nadler, Josef. 1930. Die Einsiedler Caldéronspiele und der Nationaltheatergedanke. In: Geistliche Spiele. Hg. v. Oskar Eberle, 7–11. Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur 3. Basel/Freiburg: Gebr. J. & F. Hess A.-G.
- Nadler, Josef. 1938. Literaturgeschichte des Deutschen Volkes. Dichtung und Schrifttum der deutschen Stämme und Landschaften, Bd. 2/4 Geist (1740–1813). Berlin: Prophyliäen Verlag.
- Nadler, Josef. 1941. Die Eidgenossenschaft. In: Ders. Literaturgeschichte des Deutschen Volkes. Dichtung und Schrifttum der deutschen Stämme und Landschaften, 4/4 Reich (1914–1940). 4. völlig neubearbeitete Aufl., 535–552. Berlin: Prophyliäen.

- Naef, Niklaus. 1938. Österreich und die Schweiz. In: Ders. Das Hakenkreuz droht! Dokumente und Tatsachen, 3f. Basel, Zürich: Drei Kulturen.
- Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. 1934. *Nationalsozialistische Monatshefte. Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP*. Sonderheft H. 47. München: Zentralverl. d. NSDAP.
- Neff, Max. 1938. Für eine neue Wochenschau. *Schweizer Film = Film suisse. Offizielles Organ des schweiz. Lichtspieltheater-Verbandes, deutsche und italienische Schweiz* 4/67: 4f.
- Nietzsche, Friedrich. 1988. Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 6, Berlin/München/New York: DTV/de Gruyter.
- Nowak, Karl Friedrich. 1926. Der Weg zur Katastrophe, mit Briefen, Gesprächen, Dokumenten und Karten. Quellenmäßig belegte Ausg., 28. Tsd. Berlin: Verlag für Kulturpolitik.
- Paul, Jean. 1963. Vorschule der Ästhetik. In: Ders. Werke. Hg. v. Norbert Miller. 7–514. 5. Bd. München: Hanser.
- Pautsch, Fr. 1925. Das Goldene Buch zur Hebung der Eintracht und des Glückes. Der Nutzen für die Familie, die Gesellschaft und den Beruf. [Erweiterte Aufl.]. Berlin/St. Gallen: Frapa.
- Perger, Arnulf. 1909. System der dramatischen Technik mit besonderer Untersuchung von Grabbes Drama. Diss. Berlin: Duncker.
- Perger, Arnulf. 1929. Einortsdrama und Bewegungsdrama. Brünn: R. M. Rohrer.
- Perger, Arnulf. 1932. Die Handlungstransponierung als dramatisches Kunstprinzip. Brünn: R. M. Rohrer.
- Perger, Arnulf. 1936. Die Wandlung der dramatischen Auffassung. Berlin: Elsner Verlagsgesellschaft.
- Perger, Arnulf. 1944a. Wissenschaftliche Wegbereitung. In: Ders. Probleme des Theaters. Bd. 3, 38–41. Wissenschaft und Volk. Prag, Berlin, Leipzig: Noebe & Co. K.-G.
- Perger, Arnulf. 1944b. Probleme des Theaters. Bd. 3. Wissenschaft und Volk. Prag, Berlin, Leipzig: Noebe & Co. K.-G.
- Perger, Arnulf. 1952. Grundlagen der Dramaturgie. Graz: Böhlau.
- Peters, Emil und Alfred Brauchle. 1938. Zum Geleit. In: Peters, Emil. Strahlende Kräfte. Wege zum Glück durch Charakter-, Willens- und Menschenbildung [1916]. Mit einem Geleitwort von Dr. med. Alfred Brauchle, leitendem Arzt der Klinik für Naturheilkunde am Rudolf-Heß-Krankenhaus in Dresden. 6. Aufl., 49.–54. Tsd., 7–10. Stuttgart: Alfred Hender und Volkskraft-Verlag.
- Peters, Emil. 1920a. Menschen in der Ehe. Ein Buch von glücklichen und unglücklichen Ehen. Konstanz: Volkskraft-Verlag.
- Peters, Emil. 1920b. Frauenleben, Frauenliebe. Ein Lebensbuch für Mann und Weib. Konstanz: Volkskraft-Verlag.
- Peters, Emil. 1922. Menschengestalt und Charakter: Lehrbuch der praktischen Menschenkenntnis. Emmishofen (Schweiz): Volkskraft-Verlag.
- Peters, Emil. 1923. Menschengestalt und Charakter. Lehrbuch der praktischen Menschenkenntnis. II. Teil: Körperformen, Gliedmaße und Formtypen. Bd. 2. Konstanz/Baden: Volkskraft-Verlag.
- Peters, Emil. 1938. Strahlende Kräfte. Wege zum Glück durch Charakter-, Willens- und Menschenbildung. [1916] Mit einem Geleitwort von Dr. med. Alfred Brauchle leitendem Arzt der Klinik für Naturheilkunde am Rudolf-Heß-Krankenhaus in Dresden. 6. Aufl., 49.–54. Tsd. Stuttgart: Alfred Hender und Volkskraft Verlag.

- Peters, Emil. 1966. Strahlende Kräfte. Wege zum Glück durch Charakter-, Willens- und Menschenbildung [1916]. Freiburg i. B: Bauer.
- Petersen, Julius. 1935. Die Stellung der Theaterwissenschaft. In: Festgabe der Gesellschaft für Deutsche Literatur zum siebenzigsten Geburtstag ihres Vorsitzenden Max Herrmann. [„Diese Schrift erscheint nicht im Buchhandel. Sie wurde in hundertfünfzig Abzügen für die Gesellschaft für Literatur in Berlin und ihre Freunde bei Julius Beltz in Langenzalza im Jahre 1935 hergestellt“], 33–39. Berlin: [Julius Beltz].
- Picker, Henry. 1951. Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941–1942. Bonn: Athenäum.
- Picker, Henry. 1963. Hitlers Tischgespräche im Führerquartier 1941–42. Seewald: Stuttgart.
- Piscator, Erwin. 1929. Das politische Theater. Berlin: Adalbert Schultz.
- Piscator, Erwin. 1986. Zeittheater. „Das politische Theater“ und weitere Schriften von 1915 bis 1966. Ausgew. und bearb. v. Manfred Brauneck und Peter Stertz. Reinbek: Rowohlt.
- Psychologisches Laboratorium des Reichskriegsministeriums Berlin, Hrsg. 1936. Abhandlungen zur Wehrpsychologie. Vorträge aus einem Fortbildungskurs beim Psychologischen Laboratorium des Reichskriegsministeriums, Berlin, März 1936. Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde 6. Hg. v. O. Klemm und Ph. Lersch. Leipzig: J.A. Barth.
- Reiberter, Hans und Johannes Breger, Hrsg. 1942. Deutsches Gold. Gesundes Leben – Frohes Schaffen. München: Röhrig.
- Reich, Hermann. 1903. Der Mimus. Ein literarisch-entwicklungsgeschichtlicher Versuch. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung.
- Reich, Hermann. 1925. Der triebhafte Charakter: eine psychoanalytische Studie zur Pathologie des Ich. Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse 4. Leipzig [u. a.]: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Reich, Hermann. 1933. Massenpsychologie des Faschismus: Zur Sexualökonomie der politischen Reaktion und der proletarischen Sexualpolitik. Kopenhagen, Prag, Zürich: Verl. f. Sexualpolitik.
- Reich, Wilhelm. 2011. Die Massenpsychologie des Faschismus [1933]. Lizenzausgabe. Köln: Anaconda.
- Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, Abteilung Schrifttum, Hrsg. 1940. Das Buch ein Schwert des Geistes. Grundliste für den deutschen Leihbuchhandel. Leipzig: Verl. d. Börsenvereins d. Dt. Buchhändler.
- Reinhold, Walter. 1923. Reinhold Gerling. Sein Leben und Wirken. Biographische Skizze mit 3 Abbildungen. Oranienburg b. Berlin: Orania.
- Remplein, Heinz. 1942. Beiträge zur Typologie und Symptomatologie der Arbeitskurve. Mit 24 Abbildungen. Hg. von Philipp Lersch. Beiheft zur Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde 91. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Rimli, Eugen Theodor. 1939a. Die Schweizerische Landesausstellung – eine Dokumentation Schweizerischer Zusammenarbeit und Zusammengehörigkeit. In: Das goldene Buch der LA 1939. Hg. von Julius Wagner, 5–6. Zürich: Verkehrsverlag A.G.
- Rimli, Eugen Theodor. 1939b. Höhenstrasse. In: Heimat und Volk. Die Höhenstrasse der Schweizerischen Landesausstellung 1939. Hg. von Julius Wagner, 5. Zürich: Verkehrsverlag.

- Rinne, Will. 1938. Unsterbliches Volk. Entwicklung der deutschen eisenschaffenden Industrie seit der Mitte des 19. Jahrhundert. Vergangenheit und Gegenwart. Berlin: Verl. f. Sozialpolitik, Wirtschaft u. Statistik.
- Rinne, Will. 1941. Der Weg ins Glück. Durch Selbstbemeisterung zur Lebensmeisterschaft. Buckow/Märkisches Höhenland: Otto Lautenbach.
- Rose, Paul. 1942. Gedanken über das Volksstück, seine Elemente, sein Publikum, sein Theater. *Deutsche Dramaturgie. Zeitschrift für die Probleme der Darstellenden Künste* 12 (Dezember): 275–281.
- Rosenberg, Alfred, Hrsg. 1928. Dietrich Eckart. Ein Vermächtnis. München: Eher.
- Rosenberg, Alfred. 1933. Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit. 6. Aufl. München: Hoheneichen.
- Rott, Fritz. 1939. Gesunde Eltern, gesunde Kinder, frohe Familien. In: Liebe und Ehe. Natur und Glück der Liebe und Ehe von Dr. Hanns Martin Elster. Gesunde Eltern – gesunde Kinder, frohe Familien von Prof. Dr. F. Rott. 36.–56. Tsd, 347–478. Dresden: Rudolph'sche Verlagsbuchhandlung.
- Rougemont, Denis de. 1938. Journal d'Allemagne. Paris: Gallimard.
- Rougemont, Denis de. 2004. Der Traum von sechzig Millionen. In: Reisen ins Reich, 1933 bis 1945. Ausländische Autoren berichten aus Deutschland. Hg. v. Oliver Lubrich, 101–115. Frankfurt/Main: Eichborn.
- Schaffner, Jakob. 1936a. Die Nordlandfahrer. In: Ders. Volk zu Schiff. Zwei Seefahrten mit der „Kraft durch Freude“-Hochseeflotte, 128–168. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- Schaffner, Jakob. 1936b. Volk zu Schiff: zwei Seefahrten mit der „KdF“-Hochseeflotte. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- Schering, Walther Malmsten. 1937. Charakter und Gemeinschaft. Grundsätzliches zur Charakterologie. Leipzig: Barth.
- Schilfarth, Else. 1929. Psychologie der berufstätigen Frau. Leipzig: Julius Klinkhardt.
- Schilfarth, Else. 1934. Tagewerk und Feierabend. Gedanken zur Lebensgestaltung der berufstätigen Frau. München: Carl Gerber.
- Schiller, Friedrich. 1962a. Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? In: Schillers Werke. Nationalausgabe. Philosophische Schriften. Erster Teil. Hg. v. Benno von Wiese, 20: 87–100. Weimar: Hermann Böhlau.
- Schiller, Friedrich. 1962b. Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. In: Schillers Werke. Nationalausgabe. Philosophische Schriften. Erster Teil. Hg. v. Benno von Wiese, 20: 309–412. Weimar: Hermann Böhlau.
- Schiller, Friedrich. 1980. Wilhelm Tell. Schauspiel. In: Schillers Werke. Nationalausgabe. Zehnter Band. Die Braut von Messina. Wilhelm Tell. Die Huldigung der Künste. Hg. v. Siegfried Seidel, 10: 127–227. Weimar: Hermann Böhlau.
- Schilling, Hans. 1931. Rasse und Bühne. *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung*. Hg. v. Hans Härtling. 8. Jg. H. 9: 410–420.
- Schlösser, Rainer. 1935. Das Volk und seine Bühne. Bemerkungen zum Aufbau des deutschen Theaters. Bücherei für Spiel und Theater 1. Berlin: Langen/Müller
- Schmid, August. 1940. Das Volk spielt Theater. Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur 12. Elgg-Zürich: Volksverlag.
- Schmidt, Erich. 1909. Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 3., durchges. Aufl. Berlin: Weidmann.

- Schmiedel, Ulrich. 1933. Schlageter. Der Mythos eines deutschen Soldaten. Die Reihe der deutschen Führer 4. Berlin: Schmidt.
- Schneider, Friedrich. 1940. Praxis der Selbsterziehung in 48 erläuterten Beispielen. Freiburg i. Br.: Herder.
- Schneider, Friedrich. 1957. Praxis der Selbsterziehung in 55 Beispielen. Freiburg i. B: Herder.
- Scholtz-Klink, Gertrud. 1936. Verpflichtung und Aufgabe der Frau im nationalsozialistischen Staat. Eine Rede der Reichsfrauenführerin, gehalten auf der Frauenkundgebung anlässlich des Kreisparteitages der NSDAP in München, Oktober 1936. Hg. v. Meier-Benneckenstein. Schriften der Deutschen Hochschule für Politik, H. 23. Bd. 1. Idee und Gestalt des Nationalsozialismus. Berlin: Junker und Dünnhaupt.
- Schramm, Wilhelm von. 1933. Die Theaterkritik im neuen Deutschland. Schriftenreihe des Theater-Tageblatts „Der Weg zum Deutschen Nationaltheater“ 2. Berlin: Theater-Tageblatt.
- Schultze-Naumburg, Paul. 1932. Kampf um die Kunst. Hg. v. Gottfried Feder. Nationalsozialistische Bibliothek 36. München: Franz Eher.
- Schümann, Hella. 1935. Unsere Schulen – Stätten der Besinnung und Kraft. Von Hella Schümann, Inspektorin der BDM-Führerinnenschulen. In: Mädels im Dritten Reich. Hg. v. Hilde Munske, 22–24. Berlin: Freiheitsverlag.
- Schwengeler, Arnold Hans. 1945. Was ist schweizerisches Theater? In: Theaterschule und Theaterwissenschaft. Wege zum schweizerischen Theater II. Hg. v. Oskar Eberle, 20–43. Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur 15. Ellg: Volksverlag.
- Seligman, Martin E. P. 2011. Building Resilience. *Harvard Business Review* (April) <https://hbr.org/2011/04/building-resilience> (12. 12. 2020).
- Simmel, Georg. 1908. Untersuchungen über die Formen der Gesellschaftung. Berlin: Duncker & Humboldt.
- Simmel, Georg. 1930. Sechstes Kapitel. Der Stil des Lebens [1900]. In: Ders. Philosophie des Geldes [1900], 480–585. 5. Aufl. München [u. a.]: Duncker & Humboldt.
- Simmel, Georg. 2008. Die Großstädte und das Geistesleben. In: Ders. Individualismus in der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Otthein Rammstedt, 319–333. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Simoneit, Max. 1933. Wehrpsychologie. Ein Abriss ihrer Probleme und praktischen Folgerungen. Berlin-Charlottenburg: Bernard & Graefe.
- Simoneit, Max. 1943. Grundriss der charakterologischen Diagnostik auf Grund heerespsychologischer Erfahrungen. Leipzig: Teubner.
- Sommer, Paul und Albert Leo Schlageter. 1933. Erläuterungen zu Hanns Johsts „Schlageter“. Dr. Wilhelm Königs Erläuterungen zu den Klassikern 248. Leipzig: Beyer.
- Spengler, Oswald. 1922. Der Untergang des Abendlandes. Bd. 2: Welthistorische Perspektiven. München: C.H. Beck.
- Spreng, Hanns, Hrsg. 1935. Psychotechnik. Angewandte Psychologie. Zürich u. Leipzig: Neihaus.
- [Spreng, Hanns]. 1935. Vorwort. In: Psychotechnik. Angewandte Psychologie. Hg. von Hanns Spreng, 7–10. Zürich u. Leipzig: Neihaus.
- Stadler, Edmund. 1947. Die europäische Theaterwissenschaft und die Schweiz. Zum 20-jährigen Jubiläum der „Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur“. In: Theaterbau gestern und heute. Hg. v. Oskar Eberle, 93–97. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur 17. Ellg: Volksverlag.

- Stang, Walter, Hrsg. 1933. Bausteine zum deutschen Nationaltheater. Organ der N.S.-Kulturgemeinde. Periodika. München: Eher.
- Stang, Walter. 1942. Krieg und nationalsozialistische Dramaturgie (II). *Deutsche Dramaturgie. Zeitschrift für die Probleme der Darstellenden Künste* 3 (März): 49–53.
- Stapel, Wilhelm. 1928. Volksbürgerliche Erziehung. Versuch einer volkskonservativen Erziehungslehre. 3., wesentl., verm. Aufl., 13.–17. Tsd. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- Steiner, Rudolf. 1984. Fünfter Vortrag, 24. September 1916. Atlantische Impulse in den mexikanischen Mysterien. In: Ders. Innere Entwicklungsimpulse der Menschheit. Goethe und die Krisis des neunzehnten Jahrhunderts. Sechzehn Vorträge, gehalten in Dornach vom 16. September bis 30. Oktober 1916, 2: 92–115. Rudolf Steiner Gesamtausgabe. Vorträge. Vorträge vor Mitgliedern der Anthropologischen Gesellschaft. Dornach/Schweiz: Rudolf Steiner.
- Stern, William. 1903. Angewandte Psychologie. In: Beiträge zur Psychologie der Aussage. Mit besonderer Berücksichtigung von Problemen der Rechtspflege, Pädagogik, Psychiatrie und Geschichtsforschung. Hg. v. ders., Bd. I, 4–45. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Stuhlfeld, Willy. 1940. Katharina II. Geheime Lebens- u. Regierungsgeschichte. Berlin: Verlag für Kulturpolitik.
- Stumme, Wolfgang. 1940. Was der Führer der Einheit vom Singen wissen muß. Eine erste musikalische Hilfe für Jugendführer und Laiensingwarte. 3. vollst. neubear. und erw. Ausg. 13.–17. Tsd. Schriften zur Musikerziehung H. 2. Wolfenbüttel und Berlin: Georg Kallmeyer.
- Sulzer, Johann Georg. 1994. Allgemeine Theorie der schönen Künste. In einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter aufeinanderfolgenden Artikeln abgehandelt. Hg. v. Giorgio Tonelli. 2., unveränderter Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1792. Hildesheim: Georg Olms.
- Surén, Hans. 1934. Volkserziehung im Dritten Reich. Manneszucht und Charakterbildung. 2. Aufl. Stuttgart: Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.
- Suter, Jules. 1930. Schweiz. Psychotechnik in der Schweiz. In: Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft. Unter Mitwirkung von 280 Fachleuten des In- und Auslandes. Hg. v. Fritz Giese, Bd. II, 3951–3962. Handbuch der Arbeitswissenschaft. Halle a.S.: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung.
- Tarnow, Fritz. 1929. Das Berufsethos des Arbeitnehmers. *Arbeit* 6/6: 374–384.
- Tasche, Lisa. 1935. Hurra wir zwingen das Glück. Erlebnisse – Gestalten – Bilder aus dem weiblichen Arbeitsdienst. Mit 20 Zeichnungen von Heinz Gerster. Berlin: Verlag für Kulturpolitik.
- Thimme, Wilhelm. 1922. Baerwald, Richard: Arbeitsfreude und andere Beiträge zur psychologischen Lebenskunst. Leipzig, J.C. Hinrichs 1921. *Theologische Literaturzeitung* 4: 93.
- Thimme, Wilhelm. 1935. Das Führerprinzip in der evangelischen Kirche. *Zeitschrift für Theologie und Kirche. Neue Folge*, Bd. 16 (43), Nr. 2: 159–174.
- Thommen, H.W. 1939. Trachtenzug – Triumphzug der Heimat. In: Festliche Landi. Die festlichen Veranstaltungen der Schweizerischen Landesausstellung 1939 in Wort und Bild. Hg. v. Julius Wagner und Fritz Klipstein, 90–101. Zürich: Verkehrsverlag.
- Tramm, K[arl] A[ugust]. 1921. Psychotechnik und Taylor-System. Berlin: J. Springer.

- Tramm, Karl August und Heinz Heesemann. 1935. Hitlerjugend im Dienste der Brandverhütung. 3. Aufl. Aufklärungsschrift // Verband öffentlicher Feuerversicherungsanstalten in Deutschland 10. B.-Dahlem [Kaiserswerther Str. 16 – 18]: Verb. öffentl. Feuerversicherungsanstalten in Deutschland.
- Verzeichnis der Vorlesungen. Universität Zürich. Zürich: Universität. [Durchgesehene Verzeichnisse, 1933 – 1945].
- Vorweck, K[arl] und Dunkmann, K[arl]. 1928. Die Werkgemeinschaft in historischer und soziologischer Beleuchtung. Berlin: Julius Springer.
- Voß, Hans v. und Max Simoneit. 1936. Vorwort. In: Abhandlungen zur Wehrpsychologie. Vorträge aus einem Fortbildungskurs beim Psychologischen Laboratorium des Reichskriegsministeriums, Berlin, März 1936. Hg. v. Psychologischen Laboratorium des Reichskriegsministeriums Berlin. Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde 6. Hg v. O. Klemm und Ph. Lersch. Leipzig: J.A. Barth.
- Wagner, Julius, Hrsg. 1939a. Heimat und Volk. Die Höhenstrasse der Schweizerischen Landesausstellung 1939. Bearbeitung: Eugen Th. Rimli. Begleitaufsatz: Arthur Mojonner, Fotografie: Robert Spreng SWB. Graphik: A.W. Diggelmann. Zürich: Verkehrsverlag.
- Wagner, Julius. Hrsg. 1939b. Das goldene Buch der LA 1939. Bearbeitung: Eugen Th. Rimli. Fotografie: Robert Spreng SWB. Graphik: A. W. Diggelmann. Zürich: Verkehrsverlag A.G.
- Wälterlin, Oskar. 1955. Aufgaben des Schauspielhauses Zürich (1939). In: Bekenntnis zum Theater. Reden und Aufsätze. Hg. v. Zürcher Schauspiel AG. 66 – 73. Zürich: Oprecht.
- Wartegg, Ehrig. 1939. Gestaltung und Charakter. Ausdrucksdeutung zeichnerischer Gestaltung und Entwurf einer charakterologischen Typologie. Mit 150 Abbildungen im Bildanhang. Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde 84. Hg. v. Otto Klemm und Philipp Lersch. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Weber, Max. 1929. Zum Problem Arbeitsfreude. *Gewerkschaftliche Rundschau. Monatsschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes*: 290 – 296.
- Weber, Max. 2009a. Staat und Hierokratie. In: Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Nachlass. Teilband 4: Herrschaft. Hg. v. Edith Hanke, 4: 172 – 216. Studienausgabe der Max Weber-Gesamtausgabe. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weber, Max. 2009b. [Erhaltung des Charisma]. In: Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Nachlass. Teilband 4: Herrschaft. Hg. v. Edith Hanke, 4: 163 – 171. Studienausgabe der Max Weber-Gesamtausgabe. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weber, Max. 2009c. Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft. In: Wirtschaft und Gesellschaft. Herrschaft. Hg. v. Edith Hanke und Thomas Kroll, 1/22 – 4: 217 – 225. Studienausgabe der Max Weber-Gesamtausgabe. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Weiss, Fritz. 1945. Wissenschaft und Theater. In: Theaterschule und Theaterwissenschaft. Wege zum schweizerischen Theater II. Hg. v. Oskar Eberle, 13 – 19. Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur 15. Elgg: Volksverlag.
- Westmann, [unb. Vorname]. 1920. Sitzungen vom 19. November 1914, 20. Mai 1915, 3. Mai 1917. Sitzungsberichte. Psychologische Gesellschaft zu Berlin. Hg. v. Albert Moll. *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie mit Einschluss des Hypnotismus, der Suggestion und der Psychoanalyse* VII, Nr. 1./2. H.: 93, 98, 113.
- Westmann, [unb. Vorname]. 1922. Sitzungen vom 25. November 1920, 20. Oktober 1921. Sitzungsberichte. Psychologische Gesellschaft zu Berlin. Hg. v. Albert Moll. *Zeitschrift für*

- Psychotherapie und medizinische Psychologie mit Einschluss des Hypnotismus, der Suggestion und der Psychoanalyse* VIII, Nr. 3./4. H.: 239, 243f.
- Wiese, Benno von. 1931. *Lessing. Dichtung, Aesthetik, Philosophie. Das wissenschaftliche Weltbild.* Leipzig: Quelle & Meyer.
- Wilke, Hermann. 1940. Dein „Ja“ zum Leibe! Sinn und Gestaltung deutscher Leibesucht [1939]. 4., neubearbeitete Aufl. 31. bis 60. Tsd. Berlin: Emil Wernitz.
- Winnig, August. 1929. „Das Reich als Republik, 1918–1928“ (1928), 2. Aufl., Stuttgart und Berlin: Gotta.
- Winnig, August. 1940. *Vom Proletariat zum Arbeitertum (1930).* [Mit einem Nachwort („Nach drei Jahren“) von 1933]. Aufl. 48. Tsd. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- Winnig, August. 1946. *Rund um Hitler. Aus zwanzig Jahren Erfahrungen und Erinnerungen.* London: Kriegsgefangenenhilfe des Weltbundes der Christlichen Vereine Junger Männer in England.
- Wipf, Rudolf. 1933. „die musik von hanns eisler und ottmar gerster“. In: Man, Hendrik de. 1933a. *Wir. Ein sozialistisches Festspiel.* Text von Hendrik de Man. Musik von Ottmar Gerster. [Veranstalter: Arbeitersängerkartell Zürich], Zürich: Arbeitersängerkartell. [Zürcher Programmheft (1–12) mit Zürcher Festspieltext (1–19) der Zürcher Aufführung, 23. April, 29. April und 1. Mai 1933 im Limmathaus Zürich 5, jeweils um 20 Uhr], 8.
- Wundt, Wilhelm. 1919. *Die Kunst. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte (1903).* 3. neu bearb. Aufl. *Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte, Bd. 3.* Leipzig: A. Kröner.
- Wyler, Eugen und Philipp Etter. 1939. *Sinn und Sendung der Schweiz. Des Eidgenossen Tagebuch* [Geleitwort: Philipp Etter, Bundesrat]. Aarau: Aare.
- Wyler, Eugen, Hrsg. 1935. *Mutterbuch. Söhne und Töchter erzählen von der Mutter.* [Mit Zeichnungen von Hanni Bay, Zürich und Hans Jegerlehner, Bern. Bern: Alfred Schmid & Cie.
- Ziegler, Hans Severus. 1931. *Schrifttum, Presse und Theater.* In: Ders. *Praktische Kulturarbeit im Dritten Reich. Anregungen und Richtlinien für eine gesunde Volksbildung.* 24–37. München: F. Eher.
- Ziegler, Hans Severus. 1933. *Das Theater des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Volkserziehung und Propaganda.* Leipzig: Voigtländer.
- Zimmermann, Otto. 1928. „Gymnastik und Tanz vom Standpunkt des Arbeiters“. *Kulturwille* 5, H. 1, S. 3–5.
- Zimmermann, Otto. 1933a. „inszenierung des festspiels ‚wir‘“. In: Man, Hendrik de. 1933a. *Wir. Ein sozialistisches Festspiel.* Text von Hendrik de Man. Musik von Ottmar Gerster. [Veranstalter: Arbeitersängerkartell Zürich], Zürich: Arbeitersängerkartell. [Zürcher Programmheft (1–12) mit Zürcher Festspieltext (1–19) der Zürcher Aufführung, 23. April, 29. April und 1. Mai 1933 im Limmathaus Zürich 5, jeweils um 20 Uhr], 6f.
- Zimmermann, Otto. 1933b. „neue festgestaltung“. In: Man, Hendrik de. 1933a. *Wir. Ein sozialistisches Festspiel.* Text von Hendrik de Man. Musik von Ottmar Gerster. [Veranstalter: Arbeitersängerkartell Zürich], Zürich: Arbeitersängerkartell. [Zürcher Programmheft (1–12) mit Zürcher Festspieltext (1–19) der Zürcher Aufführung, 23. April, 29. April und 1. Mai 1933 im Limmathaus Zürich 5, jeweils um 20 Uhr], 10–12.
- Zollinger, Max. 1909. *Eine schweizerische Nationalbühne? Eine Studie zur schweizerischen Theatergeschichte.* Aarau: H. R. Sauerländer & Co.

19.2.3 Edierte Quellen: Briefwechsel, Erinnerungen, Schriften, Tagebücher, Zeitzeugenberichte

- Boberach, Heinz. Hrsg. 1984. Meldungen aus dem Reich 1938–1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS, 17 Bd. Hersching: Pawlak.
- Brandt, Willy. 2013. Glückliches Volk. In: Ders. „Kommen Sie aus Deutschland oder aus Überzeugung?“ Politische Witze, 26 f. Neuauf. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Domarus, Max. 1965. Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1943. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen, Bd. I/I: Triumph, Zweiter Halbband 1935–1938, München: Süddeutscher Verlag.
- Fröhlich, Elke. Hrsg. 1993–2008. Die Tagebücher von Joseph Goebbels. 32 Bde. in drei Teilen, München: K.G. Saur.
- Kalshoven, Hedda. Hrsg. 1995. Ich denke so viel an euch. Ein deutsch-holländischer Briefwechsel 1920–1949, München: Luchterhand.
- Mason, Timothy W. 1975. Wortprotokoll der 5. Tagung der Reichsarbeiterkammer am 24. November 1936 in Berlin (Auszüge). In: Ders. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft. Dokumente und Materialien zur deutschen Arbeiterpolitik 1936–1939, 179–191. Wiesbaden: VS.
- Moshamer, Ludwig. 2013. Die Thingstätte und ihre Bedeutung für das kommende deutsche Theater. [In: Bauwelt 26(1935), 1–8.] In: The Third Reich sourcebook. Hg. v. Anson Rabinbach und Sander L. Gilman, 606 f. Weimar and now. Berkeley: University of California Press.
- Simplicissimus 1896 bis 1944 (Online-Edition). Hg. v. Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Weimar, http://www.simplicissimus.info/uploads/tx_lombkswjournaldb/pdf/1/35/35_26.pdf (14.04.2020).

19.3 Sekundärliteratur: Forschungsliteratur

- Adam, Christian. 2010. Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich. Berlin: Galiani.
- Ahmed, Sara. 2010. The promise of happiness. Durham, NC [u. a.]: Duke Univ. Press.
- Ahmed, Sara. 2014. The cultural politics of emotion. 2nd ed. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Aigner, Susanne. 2012. Glückseligkeit und „gute Policy“. In: Dies. Friedrich Schiller und die Politik. Schillers politisches Denken im Wandel der Zeit, 24–29. Marburg: Tectum.
- Albert, Claudia, Hrsg. 1994a. Deutsche Klassiker im Nationalsozialismus. Schiller, Kleist, Hölderlin. Metzler Studienausgabe. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler.
- Albert, Claudia, 1994b. Schiller als Kampfgenosse? In: Deutsche Klassiker im Nationalsozialismus. Schiller, Kleist, Hölderlin. Hg. v. Claudia Albert, 48–76. Metzler Studienausgabe. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler.
- Albert, Claudia. 2005. Schiller im 20. Jahrhundert. In: Schiller-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Matthias Luserke-Jaqui und Grit Dommies, 825–848. Stuttgart [u. a.]: Metzler.
- Allmendinger, Jutta und Jan Wetzel. 2020. „Die Vertrauensfrage“. Für eine Politik des Zusammenhalts. Berlin: Dudenverlag.

- Altermatt, Urs. 1999. Katholizismus und Antisemitismus: Mentalitäten, Kontinuitäten, Ambivalenzen zur Kulturgeschichte der Schweiz 1918–1945. Frauenfeld: Huber.
- American Anthropological Association. 1990. Language and the politics of emotion. Hg. v. Catherine A. Lutz und Lila Abu-Lughod. Studies in emotion and social interaction. Cambridge [u. a.]: Cambridge University Press.
- Amrein, Ursula. 1995. Das Zürcher Schauspielhaus und die Geistige Landesverteidigung. *Schweizer Monatshefte. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur* 4/75: 34–40.
- Amrein, Ursula. 2004. „Los von Berlin!“ die Literatur- und Theaterpolitik der Schweiz und das „Dritte Reich“. Zürich: Chronos.
- Amrein, Ursula. 2007. Phantasma Moderne: die literarische Schweiz 1880 bis 1950. Zürich: Chronos.
- Amrein, Ursula. 2013. Irritation Theater. Max Frisch und das Schauspielhaus Zürich. Zürich: Chronos.
- Amrein, Ursula. 2016. „Am Mythenstein“ (1861). In: Gottfried Keller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. dies., 197–199. Stuttgart: Metzler.
- Amrein, Ursula. 2018. Nachleben und Deutungskontroversen. In: Gottfried Keller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. von dies. 2., rev. erw. Aufl., 169–381. Stuttgart: Metzler.
- Amstutz, Hans, Ursula Käser-Leisibach und Martin Stern. 2000. Schweizertheater. Drama und Bühne der Deutschschweiz bis Frisch und Dürrenmatt 1930–1950. Hg. v. Andreas Kotte. *Theatrum Helveticum* 6. Zürich: Chronos.
- Amstutz, Hans. 1997. Theater und Drama der deutschen Schweiz vor Frisch und Dürrenmatt (1930 bis 1950). In: Neue Perspektiven zur deutschsprachigen Literatur der Schweiz. Hg. v. Romey Sabalius, 40: 107–117. Amsterdam [u. a.]: Rodopi.
- Amstutz, Hans. 2000. Die Theaterdebatten der Dreissiger- und Vierzigerjahre. In: Schweizertheater. Drama und Bühne der Deutschschweiz bis Frisch und Dürrenmatt 1930–1950. Hg. v. Andreas Kotte, 45–98. *Theatrum Helveticum* 6. Zürich: Chronos.
- Anderson, Benedict R. 2016. Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism (1983). Revised edition. London: Verso.
- Annuß, Evelyn. 2015. Vom Gemeinschaftssound zur vergemeinschafteten Vogelperspektive. In: Kunst im NS-Staat. Ideologie, Ästhetik, Protagonisten. Hg. v. Wolfgang Benz, Peter Eckel und Andreas Nachama, 191–206. Berlin: Metropol.
- Annuß, Evelyn. 2019. Volksschule des Theaters. Nationalsozialistische Massenspiele. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Anz, Thomas. 1999. Plädoyer für eine kulturwissenschaftliche Emotionsforschung. *Literaturkritik*, 01.02.1999. http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=47 (03.01.2017).
- Anz, Thomas. 2006. Emotional Turn? Beobachtungen zur Gefühlsforschung. *Literaturkritik*, 08.01.2007. http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=10267 (03.07.2017).
- Arburg, Hans-Georg von. 2001. Schweizer (National-)Literatur? Die Schweizer Literaturgeschichte von Josef Nadler (1932) und Emil Ermatinger (1933) und ihre Vorgeschichte. In: Schreiben gegen die Moderne. Beiträge zu einer kritischen Fachgeschichte der Germanistik in der Schweiz. Hg. v. Corina Caduff und Michael Gamper, 225–242. Zürich: Chronos.
- Art. Erlebnisroman. 2017. In: Duden. Die deutsche Rechtschreibung, Onlinepublikation. Berlin: Dudenverlag. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Erlebnisroman> (24.10.2020).

- Art. Fabel. 2017. In: Duden. Die deutsche Rechtschreibung, Onlinepublikation. Berlin: Dudenverlag. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Fabel> (24.10.2020).
- Art. ratio. 2019. In: Duden. Berlin: Bibliographisches Institut. Dudenverlag. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Ratio> (22.07.2020).
- Aschauer, Lucia, Horst Gruner und Tobias Gutmann, Hrsg. 2015. Fallgeschichten. Text- und Wissensformen exemplarischer Narrative in der Kultur der Moderne. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Aschmann, Birgit. 2013. Preußens Ruhm und Deutschlands Ehre: zum nationalen Ehrdiskurs im Vorfeld der preußisch-französischen Kriege des 19. Jahrhunderts. München: Oldenbourg.
- Asper, Helmut G. 2015. Ein deutscher Dichter von einst. Felix Joachimson und seine Theaterstücke 1927–1935. In: Aspekte des deutschen Theaters im 20. Jahrhundert. Hg. v. Lothar Schirmer, 53–78. Kleine Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte 47. Berlin: Gesellschaft für Theatergeschichte.
- Assmann, Aleida. 2011. Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen. 3., neu bearbeitete Aufl. Berlin: Erich Schmidt.
- Assmann, Aleida. 2013. Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. Originalausgabe. München: C.H. Beck.
- Assmann, Aleida. 2018. Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses [1999]. München: C. H. Beck.
- Assmann, Jan. 1988. Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Kultur und Gedächtnis. Hg. v. ders. und Tonio Hölscher, 9–19. Erste Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Aster, Misha. 2007. „Das Reichsorchester“. Die Berliner Philharmoniker und der Nationalsozialismus. München: Siedler.
- Aurich, Rolf. 1998. Künstler in vier Zeitaltern. Der Regisseur Erich Engel. *Film-Dienst. Das Magazin für Kino und Filmkultur* 51: 8–11.
- Bachmann, Dieter und Rolf Schneider, Hrsg. 1987. Das verschonte Haus: Das Zürcher Schauspielhaus im Zweiten Weltkrieg. Zürich: Ammann.
- Bachmann-Medick, Barbara, Hrsg. 2014. The Trans/national Study of Culture: A Translational Perspective. Berlin: de Gruyter.
- Baecker, Dirk. 2001. Kultur. In: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Hg. v. Frank Estelmann. Bd. 3: Harmonie–Material, 510–556. Stuttgart: Metzler.
- Bahro, Berno. 2013. Der SS-Sport. Organisation, Funktion, Bedeutung. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Baier, Angelika, Christa Binswanger, Jana Häberlein, Yv. Eveline Nay und Andrea Zimmermann, Hrsg. 2014. Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. Wien: Zaglossus.
- Bajohr, Frank und Michael Wildt, Hrsg. 2009. Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt/Main: Fischer-Taschenbuch.
- Balfour, Michael Leonard Graham, Hrsg. 2001. Theatre and War, 1933–1945. Performance in Extremis. New York: Berghahn.
- Balina, Marina und Evgeny Dobrenko, Hrsg. 2011. Petrified Utopia: Happiness Soviet Style. Anthem Series on Russian, East European and Eurasian Studies. London [u. a.]: Anthem Press.
- Balme, Christopher. 1994. Kulturanthropologie und Theatergeschichtsschreibung: Methoden und Perspektiven. In: Arbeitsfelder der Theaterwissenschaft. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Wolfgang Greisenegger und Hans-Thies Lehmann, 45–57. Tübingen: Gunter Narr.

- Balme, Christopher. 2010. Theaterwissenschaft. Ein geschichtlicher Überblick. In: Theaterwissenschaft im deutschsprachigen Raum. Sonderheft. Hg. v. Christopher Balme et al., 11–20. *Forum modernes Theater*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Band, Henri. 2000. Lebensstil(forschung). In: Soziologie-Lexikon. Hg. v. Gerd Reinhold, 401–404. München: Oldenbourg.
- Bänziger, Peter-Paul, Stefanie Duttweiler, Philipp Sarasin und Annika Wellmann, Hrsg. 2010. Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen. Originalausg. Berlin: Suhrkamp.
- Baranowski, Shelley. 2007. Strength through Joy. Consumerism and mass tourism in the Third Reich. 1st paperback ed. Cambridge: Cambridge University Press.
- Barbian, Jan-Pieter. 1995. Literaturpolitik im „Dritten Reich“. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder. Überarb. und aktualisierte Ausg. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Barbian, Jan-Pieter. 2008. Die vollendete Ohnmacht? Schriftsteller, Verleger und Buchhändler im NS-Staat. Ausgewählte Aufsätze. Essen: Klartext.
- Barbian, Jan-Pieter. 2013. The Politics of Literature in Nazi Germany. Books in the Media Dictatorship. Übers. v. Kate Sturge. New York: Bloomsbury.
- Barbian, Jan-Pieter. 2015a. Der Buchmarkt: Marktordnung und statistische Marktdaten. In: Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert. Teil 1. Drittes Reich. Im Auftrag der Historischen Kommission. Hg. v. Georg Jäger und Ernst Fischer, 161–198. Frankfurt/Main: Buchhändler-Vereinigung.
- Barbian, Jan-Pieter. 2015b. Leser und Leserlenkung. In: Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert. Teil 1. Drittes Reich. Im Auftrag der Historischen Kommission. Hg. v. Georg Jäger und Ernst Fischer, 197–228. Frankfurt/Main: Buchhändler-Vereinigung.
- Barboza, Amalia. 2009. Karl Mannheim. Klassiker der Wissenssoziologie. Konstanz: UVK.
- Barz, Christiane. 2016. Der vollendete Mensch. In: Die Literatur der Lebensreform. Kulturkritik und Aufbruchstimmung um 1900. Hg. v. Thorsten Carstensen und Marcel Schmid, 105–118. Bielefeld: Transcript.
- Baumann, Marion. 2012. „Chumm Bueb und lueg dis Ländli a“. Ansätze zu einer akustischen Historiographie der Schweizerischen Landesausstellung von 1939. *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 62: 86–114.
- Baumbach, Gerda, Merle Nümann und Mechthild Gallwas. 2016. Theater-Episteme und Wissenssysteme: Radikale Historisierung? In: Episteme des Theaters. Aktuelle Kontexte von Wissenschaft, Kunst und Öffentlichkeit. Hg. v. Milena Cairo, Moritz Hannemann, Ulrike Haß und Judith Schäfer, 259–276. Bielefeld: Transcript.
- Baumbach, Gerda. 2009. Leipziger Beiträge und Theatergeschichtsforschung. Einführung der Reihe. In: Kirschstein, Corinna. Theater Wissenschaft Historiographie. Studien zu den Anfängen theaterwissenschaftlicher Forschung in Leipzig, IX–XLIV. Leipziger Beiträge zur Theatergeschichtsforschung. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Baxmann, Inge und Archives Internationales de la Danse, Hrsg. 2008. Körperwissen als Kulturgeschichte. Die Archives Internationales de la Danse (1931–1952). München: K. Kieser.
- Baxmann, Inge, Hrsg. 2009. Arbeit und Rhythmus. Lebensformen im Wandel. München: Fink.
- Baxmann, Inge. 2000. Mythos: Gemeinschaft. Körper- und Tanzkulturen der Moderne. München: Fink.

- Bayerdöfer, Hans-Peter. 1990. Probleme der Theatergeschichtsschreibung. In: Theaterwissenschaft heute. Eine Einführung. Hg. v. Renate Möhrmann, 41–63. Berlin: Dietrich Reimer.
- Beck, Erik, Kirsten John-Stucke, Markus Moors und Jörg Piron, Hrsg. 2016. Die Körper der SS-Ideologie, Propaganda und Gewalt. Wewelsburg: Kreismuseum Wewelsburg.
- Becker, Frank und Ralf Schäfer, Hrsg. 2016. Sport und Nationalsozialismus. Göttingen: Wallstein.
- Becker, Frederike. 1996. Art. Kabarett. 2016. In: MGG Online. Hg. v. Laurenz Lütteken, zuerst veröffentlicht 1996, online veröffentlicht 2016, <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/1607>, (22.01.2020).
- Becker, Tobias und Johanna Niedbalski, Hrsg. 2010. Die tausend Freuden der Metropole. Vergnügungskultur um 1900 Bielefeld: Transcript.
- Bellebaum, Alfred und Detlef Herbers, Hrsg. 2006. Glücksangebote in der Alltagswelt. Münster: Aschendorff.
- Bellebaum, Alfred und Klaus Barheier, Hrsg. 1998. Staat und Glück: politische Dimensionen der Wohlfahrt. Berichte der Tagung des Instituts für Glücksforschung vom 23.–25.5.1996 in Vallendar, Opladen. Opladen [u. a.]: Westdeutscher Verlag.
- Bellebaum, Alfred, Klaus Barheier und Institut für Glücksforschung, Hrsg. 1997. Glücksvorstellungen: ein Rückgriff in die Geschichte der Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bellebaum, Alfred und Ludwig Muth. 1996. Lese-glück: eine vergessene Erfahrung? Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bellebaum, Alfred, Hrsg. 2002. Glücksforschung: eine Bestandsaufnahme. Analyse und Forschung. Sozialwissenschaften. Konstanz: UVK.
- Bellebaum, Alfred. Hrsg. 2005. Glücksverheissungen: heilige Schriften der Menschheitsgeschichte. Münster: Aschendorff.
- Benz, Ute, 1993. Frauen im Nationalsozialismus. In: Dies. Hg. Frauen im Nationalsozialismus. Dokumente und Zeugnisse, 9–40. [Originalausg.]. München: Beck.
- Benz, Wolfgang, Peter Eckel und Andreas Nachama, Hrsg. 2015. Kunst im NS-Staat. Ideologie, Ästhetik, Protagonisten. Berlin: Metropol.
- Benzenhöfer, Udo. 2007. Der Arztphilosoph Viktor von Weizsäcker. Leben und Werk im Überblick. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Bergmann, Werner. 2009. Jahn, Friedrich Ludwig. In: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Im Auftrag des Zentrums für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin. Hg. v. Wolfgang Benz, 2: 404. Berlin: De Gruyter Saur.
- Bertelsmann Stiftung, Hrsg. 2019. Schwindendes Vertrauen in Politik und Parteien. Eine Gefahr für den gesellschaftlichen Zusammenhalt? Online: Bertelsmann Stiftung. https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/Projekte/Gesellschaftlicher_Zusammenhalt/ST-LW_Studie_Schwindendes_Vertrauen_in_Politik_und_Parteien_2019.pdf (02.12.2020).
- Beyme, Klaus von. 2002. Die „Konservative Revolution“ und der Nationalsozialismus: Moeller van den Bruck, Spengler, Jung, Jünger, Freyer, Niekisch, Tat-Kreis, Schmitt. In: Ders. Politische Theorien im Zeitalter der Ideologien 1789–1945, 496–514. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bialas, Wolfgang. 2014. Moralische Ordnungen des Nationalsozialismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Bianchi, Robert. 2003. Bixio Bossi. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 12. Februar. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/006202/2003-02-13/> (12.09.2020).
- Birkenhauer, Theresia. 2014. Werk. In: Metzler Lexikon Theatertheorie. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 413 ff. Stuttgart: Metzler.
- Blatter, Michael und Valentin Groebner. 2016. Wilhelm Tell, Import – Export. Ein Held unterwegs. Baden: Hier und Jetzt.
- Blawid, Martin. 2011. Von Kraftmenschen und Schwächlingen. Literarische Männlichkeitsentwürfe bei Lessing, Goethe, Schiller und Mozart. Berlin: De Gruyter.
- Bloch, Alexandra. 2018. Franziska Baumgarten. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 12. Januar. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009005/2018-01-12/> (12.09.2020).
- Blubacher, Thomas. 1995. Befreiung von der Wirklichkeit? Das Schauspiel am Stadttheater Basel 1933 bis 1945. *Theatrum Helveticum 2*. Basel: Editions Theaterkultur Verlag.
- Blubacher, Thomas. 1999. Gustaf Gründgens. Berlin: Ed. Colloquium.
- Blubacher, Thomas. 2005a. Heinz Hilpert. In: Theaterlexikon der Schweiz. *Dictionnaire du théâtre en Suisse = Dizionario teatrale svizzero = Lexicon da teater svizzer*. Hg. v. Andreas Kotte, 2: 842. Zürich: Chronos. http://tls.theaterwissenschaft.ch/wiki/Heinz_Hilpert (01.12.2020).
- Blubacher, Thomas. 2005b. Walther Brüggmann. In: Theaterlexikon der Schweiz. *Dictionnaire du théâtre en Suisse = Dizionario teatrale svizzero = Lexicon da teater svizzer*. Hg. v. Andreas Kotte, 1: 278. Zürich: Chronos. http://tls.theaterwissenschaft.ch/wiki/Walther_Br%C3%BCggmann (12.12.2020).
- Blubacher, Thomas. 2005c. Karl Gotthilf Kachler. In: Theaterlexikon der Schweiz. *Dictionnaire du théâtre en Suisse = Dizionario teatrale svizzero = Lexicon da teater svizzer*. Hg. v. Andreas Kotte, 2: 951. Zürich: Chronos. http://tls.theaterwissenschaft.ch/wiki/Heinz_Hilpert (01.12.2020).
- Boehm, Gottfried. 2015. *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*. 4. Aufl. [Wiesbaden]: Berlin University Press.
- Bohlan, Philip Vilas. 2004. *The Music of European Nationalism: Cultural Identity and Modern History*. Santa Barbara, Calif. [u. a.]: ABC-CLIO.
- Böhme, Hartmut. 2007. Kulturgeschichtsschreibung. In: *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Hg. v. Hartmut Böhme, Peter Matussek und Lothar Müller. 3. Aufl. 44–55. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt's Enzyklopädie.
- Bollmus, Reinhard. 1970. *Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem*. Stuttgart: dva.
- Boyken, Thomas. 2014. „So will ich dir ein männlich' Beispiel geben“: Männlichkeitsimaginationen im dramatischen Werk Friedrich Schillers. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Brandstetter, Gabriele und Christoph Wulf, Hrsg. 2007. *Tanz als Anthropologie*. München: Fink.
- Brandstetter, Gabriele. 2013. *Tanz-Lektüren. Körperbilder und Raumfiguren der Avantgarde*. 2., erweiterte Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach.
- Brauer, Juliane. 2015. „Mit neuem Fühlen und neuem Geist“. Heimatliebe und Patriotismus in Kinder- und Jugendliedern der frühen DDR. In: *Das Imaginäre des Kalten Krieges: Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Ost-West-Konfliktes in Europa*. Hg. v. David Eugster und Sibylle Marti, 163–185. Essen: Klartext.

- Brauer, Juliane. 2016. How Can Music Be Torturous?: Music in Nazi Concentration and Extermination Camps. *Music & Politics* Vol. X, Issue 1. doi: <http://dx.doi.org/10.3998/mp.9460447.0010.103> (02.12.2020).
- Brauer, Juliane. 2019. Music, Body and Emotion between Well-being, Manipulation and Torture in the Twentieth Century. In: *Routledge Companion to Music, Mind and Well-being*. Hg. v. Penelope Gouk, James Gordon Kennaway, Jacomien Prins und Wiebke Thormählen, 149–162. New York, London: Routledge.
- Brauer, Juliane. 2020. Zeitgefühle. Wie die DDR ihre Zukunft besang. Eine Emotionsgeschichte. Bielefeld: Transcript.
- Braun, Christina von. 2006. Gender, Geschlecht und Geschichte. In: *Gender-Studien. Eine Einführung*. Hg. v. Christina von Braun und Inge Stephan. 2., aktualisierte Aufl., 10–51. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Braun, Christina von. 2013. Gender@Wissen. In: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Hg. v. Inge Stephan und dies. 3. überarb. und erw. Aufl., 12–54. Köln: Böhlau.
- Braun, Werber und Reinhard Schulz. 1997. Art. Musiksatire. 2016 In: *MGG Online*. Hg. v. Laurenz Lütteken, zuerst veröffentlicht 1997, online veröffentlicht 2016, <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/16036>, (30.01.2020).
- Brauneck, Manfred. 2003. Politisches Theater in der Weimarer Republik. In: *Ders. Die Welt als Bühne. Geschichte des europäischen Theaters*, 4: 392–442. Stuttgart: Metzler.
- Brenner, Peter J. 2002. Das Glück in der Literatur. In: *Glücksforschung. Eine Bestandesaufnahme*. Hg. v. Alfred Bellebaum, 245–259. Konstanz: UVK.
- Brockhaus, Gudrun. 1997. Schauer und Idylle: Faschismus als Erlebnisangebot. München: Kunstmann.
- Brockhaus, Gudrun, Hrsg. 2014. *Attraktion der NS-Bewegung*. Essen: Klartext.
- Broszat, Martin. 1977. „Hitler und die Genesis der ‚Endlösung‘. Aus Anlaß der Thesen von David Irving“. *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 25, 739–775.
- Brunner, José, Hrsg. 2008. *Mütterliche Macht und väterliche Autorität. Elternbilder im deutschen Diskurs*. Göttingen: Wallstein.
- Brunner, José, Hrsg. 2010. *Politische Leidenschaften: zur Verknüpfung von Macht, Emotion und Vernunft in Deutschland*. Göttingen: Wallstein.
- Bruns, Brigitte. 2007. „Werft Eure Hoffnung über neue Grenzen.“ Theater im Schweizer Exil und seine Rückkehr. Hg. v. Deutsches Theatermuseum (München). Leipzig: Henschel.
- Bubenhofer, Jonas. 2008. *Ratgeber und Konsumentensendungen in den deutschsprachigen Radioprogrammen der SRG von 1931 bis 1983*. Hochschulschrift, Zürich.
- Buchholz, Kai, Hrsg. 2001. *Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900*. [Ausstellung im Institut Mathildenhöhe, Darmstadt, 21. Oktober 2001–24. Februar 2002]. Darmstadt: Häusser.
- Bucher, André. 2001. Zur Rezeption der klassischen Moderne in der Schweizer Germanistik. Untersuchungen zu Ermatinger, Faesi, Muschg und Staiger. In: *Schreiben gegen die Moderne. Beiträge zu einer kritischen Fachgeschichte der Germanistik in der Schweiz*. Hg. v. Corina Caduff und Michael Gamper, 65–84. Zürich: Chronos.
- Buchner, Lydia. 2002. *Theoretisch-konzeptuelle Entwicklung und praktische Umsetzung der „Seelischen Naturheilkunde“ durch Alfred Brauchle (1898–1964). Eine medizinhistorische Untersuchung*. Diss. Hannover: Med. Hochschule.
- Budd, Malcolm. 1985. *Music and the Emotions: The Philosophical Theories*. International Library of Philosophy. London [u. a.]: Routledge & Paul.

- Budde, Gunilla und Mareike Witkowski. 2007. Beethoven unterm Hakenkreuz: Das Oldenburgische Staatsorchester während des Nationalsozialismus. Oldenburg: Isensee.
- Buggeln, Marc und Michael Wildt, Hrsg. 2014. Arbeit im Nationalsozialismus. München: Oldenbourg.
- Buglioni, Chiara Maria. 2016. „Das strittige Gebiet zwischen Wissenschaft und Kunst“. Artur Kutscher und die Praxisdimension der Münchner Theaterwissenschaft. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Bürgi, Markus. 2013. Friedrich Salomon Vögelin. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 6. August. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/003716/2013-08-06/> (12.09.2020).
- Cabanas, Edgar und Eva Illouz. 2018. *Happycracy. Comment l'industrie du bonheur a pris le contrôle de nos vies*. Paris: Premier Parallèle.
- Cabanas, Edgar und Eva Illouz. 2019a. Das Glücksdiktat und wie es unser Leben beherrscht. Übers. v. Michael Adrian. Berlin: Suhrkamp.
- Cabanas, Edgar und Eva Illouz. 2019b. *Manufacturing Happy Citizens. How the Science and Industry of Happiness Control Our Lives*. Cambridge: Polity.
- Caemmerer, Christiane, Hrsg. 1996. Dichtung im Dritten Reich? Zur Literatur in Deutschland 1933–1945. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Caluori, Reto. 1996. Schweizer Drama auf deutschen Bühnen in der Zeit des Nationalsozialismus. Hochschulschrift, Basel.
- Caluori, Reto. 2005a. Jakob Schaffner. In: Theaterlexikon der Schweiz. Dictionnaire du théâtre en Suisse = Dizionario teatrale svizzero = Lexicon da teater svizzer. Hg. v. Andreas Kotte, Simone Gojan und Joël Aguet, 3: 1582. Zürich: Chronos. http://tls.theaterwissenschaft.ch/wiki/Jakob_Schaffner (02.03.2020).
- Caluori, Reto. 2005b. Robert Faesi. In: Theaterlexikon der Schweiz. Dictionnaire du théâtre en Suisse = Dizionario teatrale svizzero = Lexicon da teater svizzer. Hg. v. Andreas Kotte, 1: 552–553. Zürich: Chronos. http://tls.theaterwissenschaft.ch/wiki/Robert_Faesi (12.10.2020).
- Caluori, Reto. 2005c. Edmund Stadler. In: Theaterlexikon der Schweiz. Dictionnaire du théâtre en Suisse = Dizionario teatrale svizzero = Lexicon da teater svizzer. Hg. v. Andreas Kotte, 3: 1719. Zürich: Chronos. http://tls.theaterwissenschaft.ch/wiki/Edmund_Stadler (12.10.2020).
- Campbell, Joan. 1989. *Joy in Work, German Work. The National Debate, 1800–1945*. Princeton (N.J.) [u. a.]: Princeton University Press.
- Caston, Ruth R. und Robert A. Kaster, Hrsg. 2016. *Hope, Joy and Affection in the Classical World*. New York: Oxford Univ. Press.
- Chamberlain, Sigrid. 2016. *Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Über zwei NS-Erziehungsbücher*. 6. Aufl. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Chapoutot, Johann. 2014. *Der Nationalsozialismus und die Antike*. Übers. v. Walther Fekl. Mainz: Philipp von Zabern.
- Ciampi, Luc. 2011. *Gefühle machen Geschichte: die Wirkung kollektiver Emotionen – von Hitler bis Obama*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Clavien, Alain. 1995. Georges Oltramare. Von der Theaterbühne auf die politische Bühne. In: *Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939*. Hg. v. Aram Mattioli, 157–170. Zürich: Orell Füssli.

- Clay, Catrine und Michael Leapman. 1995. *Master Race. The Lebensborn Experiment in Nazi Germany*. London: Hodder and Stoughton.
- Coenen, Christopher, Stefan Gammel, Reinhard Heil und Andreas Woyke, Hrsg. 2010. *Die Debatte über „Human Enhancement“*. Historische, philosophische und ethische Aspekte der technologischen Verbesserung des Menschen. Bielefeld: Transcript.
- Conrad, Sebastian. 2008. *Transnational Germany*. In: *Short Oxford History of Germany: Imperial Germany 1871–1918*. Hg. v. James Retallack, 219–241. Oxford: Oxford Univ. Press.
- Conrad, Sebastian. 2016. *What is global history?* Princeton: Princeton University Press.
- Corsen, Stefan. 1998. *Max Herrmann und die Anfänge der Theaterwissenschaft*. Mit teilweise unveröffentlichten Materialien. Hg. v. Hans-Peter Bayerdöfer, Dieter Borchmeyer und Andreas Höfele. *Theatron. Studien zur Geschichte und Theorie der dramatischen Künste* 24. Tübingen: Niemeyer.
- Cuba, Martina. 2017. *Die Gründung eines theaterwissenschaftlichen Forschungsapparates im Nationalsozialismus. Zur Sammlungsgeschichte der Bestände am Zentralinstitut für Theaterwissenschaft der Universität Wien 1943–1945*. Diss. Wien: Universität Wien.
- Cuba, Martina. 2018. *Joseph Gregor, ambivalenter Sammler und Bibliothekar. Erwerbungspolitik in der Theatersammlung der Nationalbibliothek Wien von 1933 bis 1938*. In: *Antisemitismus in Österreich 1933–1938*. Hg. v. Gertrude Enderle-Burcel und Ilse Reiter-Zatloukal. Wien [u. a.]: Böhlau.
- Czech, Michaela. 1994. *Frauen und Sport im nationalsozialistischen Deutschland. Eine Untersuchung zur weiblichen Sportrealität in einem patriarchalen Herrschaftssystem*. Berlin: Tischler.
- Dainat, Holger und Lutz Danneberg, Hrsg. 2003. *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Dalinger, Brigitte und Veronika Zangl, Hrsg. 2018. *Theater unter NS-Herrschaft. Theatre under Pressure*. Göttingen: V&R unipress.
- Daston, Lorraine. 2014. *Wunder, Beweise und Tatsachen: zur Geschichte der Rationalität*. 3. Aufl. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Daub, Edelgard. 1996. *Franziska Baumgarten. Eine Frau zwischen akademischer und praktischer Psychologie*. Frankfurt/Main [u. a.]: P. Lang.
- Daub, Edelgard. 2002. *Franziska Baumgarten. Für die Wissenschaftlichkeit praktischer Psychologie. Bedeutende Psychologinnen*. Wiesbaden: VS.
- David, Susan A., Hrsg. 2014. *The Oxford handbook of happiness*. Oxford library of psychology. Oxford: Oxford Univ. Press.
- Debluë, Claire-Lise. 2015. *Autour de l'Exposition nationale de 1939: de l'exposition thématique à l'exposition organique. Propaganda culturelle et expansion commerciale*. In: *Dies. Exposer pour exporter. Culture visuelle et expansion commerciale en Suisse (1908–1939)*, 415–446. Neuchâtel: Editions Alphil-Presses universitaires suisses.
- Demertzis, Nicolas, Hrsg. 2013. *Emotions in Politics: The Affect Dimension in Political Tension*. Basingstoke [u. a.]: Palgrave Macmillan.
- Denkler, Horst und Karl Prümm, Hrsg. 1976. *Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen, Traditionen, Wirkungen*. Stuttgart: Reclam.
- Diehl, Paula, Hrsg. 2006. *Körper im Nationalsozialismus. Bilder und Praxen*. München: Fink.
- Dillmann, Michael. 1990. *Heinz Hilpert. Leben und Werk*. Hg. v. Akademie der Künste Berlin. Berlin[-West]: Ed. Hentrich.

- Dixon, Thomas. 2015. *Weeping Britannia: Portrait of a Nation in Tears*. Oxford [u. a.]: Oxford Univ. Press.
- Doer und Mikö. 2016. „Postfaktisch“ ist das Wort des Jahres. *Süddeutsche Zeitung*, 9. Dezember. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/eil-postfaktisch-ist-wort-des-jahres-1.3287168> (09.12.2016).
- Dolaplis, Dimitrios. 2019. Musik als Propagandainstrument im Nationalsozialismus. Politische und soziale Funktionen von Soldatenliedern im NS-Regime. Baden-Baden: Tectum.
- Donauer, Sabine. 2015. Faktor Freude: wie die Wirtschaft Arbeitsgefühle erzeugt. Hamburg: Edition Körber-Stiftung.
- Dörschel, Stephan und Matthias Warstat, Hrsg. 2018. Perspektiven auf Max Herrmann. 100 Jahre Forschungen zur deutschen Theatergeschichte. Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte 81. Berlin: Gesellschaft für Theatergeschichte.
- Drewniak, Bogusław. 1983. Das Theater im NS-Staat. Szenarium deutscher Zeitgeschichte 1933–1945. Düsseldorf: Droste.
- Dror, Otniel E., Bettina Hitzer, Anja Laukötter und Pilar León-Sanz, Hrsg. 2016. History of Science and the Emotions. *Osiris. A Research Journal devoted to the History of Science and its Cultural Influences: A publication of the History of Science Society* 31. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Drunen, Peter van, Pieter J. van Strien und Eric Haas. 2004. „Psychotechnics“ and Selection. In: *A Social History of Psychology*. Hg. v. Jeroen Jansz und Peter van Drunen, 142–150. Malden, Mass.: Blackwell Pub.
- Dubach, Roswitha. 2013. Verhütungspolitik. Sterilisationen im Spannungsfeld von Psychiatrie, Gesellschaft und individuellen Interessen in Zürich (1890–1970). Zürich: Chronos.
- Dudek, Peter. 2012. „Er war halt genialer als die anderen“ Biografische Annäherungen an Siegfried Bernfeld. Gießen: Psychosozial-Verl.
- Dufour, Alfred. 2006. Eherecht. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, übers. v. Christoph Neunswander, [Online], <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009608/2006-01-31/> (04.04.2020).
- Dultz, Michael. 1977. Der Aufbau der nationalsozialistischen Thingspielorganisation 1933/34. In: *Massenspiele. NS-Thingspiel, Arbeiterweihespiel und olympisches Zeremoniell*. Hg. v. Henning Eichberg, Michael Dultz, Glen Gadberry und Günther Rühle, 203–234. *Problemata* 58. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Dümling, Albrecht, Hrsg. 2015. Das verdächtige Saxophon. „Entartete Musik“ im NS-Staat – Dokumentation und Kommentar. 5. Aufl. Regensburg: ConBrio.
- Dussel, Konrad. 1988. Ein neues, ein heroisches Theater? Nationalsozialistische Theaterpolitik und ihre Auswirkungen in der Provinz. Bonn: Bouvier.
- Dussel, Konrad. 2017. Deutsche Bühne, Nationalsozialistische Kulturgemeinde und Kraft durch Freude. Gleichgeschaltete Theaterbesucherorganisation im NS-Staat. Hg. v. Marion Linhardt und Thomas Steiert. *Musiktheater in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts* 1, Nr. 10, Sonderheft 5. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie: 239–241.
- Düsterberg, Rolf. 2004. Hanns Johst. „Der Barde der SS“. *Karrieren eines deutschen Dichters*. Paderborn [u. a.]: Schöningh.
- Düsterberg, Rolf. 2009. Dichter für das „Dritte Reich“. *Biografische Studien zum Verhältnis von Literatur und Ideologie*. Bielefeld: Aisthesis.

- Duttweiler, Stefanie. 2007. Sein Glück machen. Arbeit am Glück als neoliberale Regierungstechnologie. Konstanz: UVK.
- Echternkamp, Jörg. 2018. Das dritte Reich. Diktatur, Volksgemeinschaft, Krieg. Berlin/Boston: De Gruyter/Oldenbourg.
- Eghigian, Greg, Andreas Killen und Christine Leuenberger. 2007. The Self as Project. Politics and the Human Sciences in the Twentieth Century. In: The Self as Project. Politics and the Human Sciences. Hg. v. Greg Eghigian, Andreas Killen und Christine Leuenberger, 1–25. Osiris. Studies on the History and Philosophy of Science, and on the History of Learning and Culture 22. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Ehrlich, Lothar und Jürgen John, Hrsg. 1998. Weimar 1930. Politik und Kultur im Vorfeld der NS-Diktatur. Köln [u. a.]: Böhlau.
- Eichberg, Henning, Michael Dultz, Glen Gadberry und Günther Rühle, Hrsg. 1977. Massenspiele. NS-Thingspiel, Arbeiterweihespiel und olympisches Zeremoniell. Problemata 58. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Eichberg, Henning. 1977. Thing-, Fest- und Weihespiele im Nationalsozialismus, Arbeiterkultur und Olympismus. Zur Geschichte des politischen Verhaltens in der Epoche des Faschismus. In: Massenspiele. NS-Thingspiel, Arbeiterweihespiel und olympisches Zeremoniell. Hg. v. Henning Eichberg, Michael Dultz, Glen Gadberry und Günther Rühle, 19–180. Problemata 58. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Eicher, Thomas, Barbara Panse und Henning Rischbieter. 2000. Theater im „Dritten Reich“. Theaterpolitik, Spielplanstruktur, NS-Dramatik. Hg. v. Henning Rischbieter. Seelze: Kallmeyer.
- Eicher, Thomas. 2000. Spielplanstrukturen 1929–1944. In: Theater im „Dritten Reich“: Theaterpolitik, Spielplanstruktur, NS-Dramatik. Hg. v. Henning Rischbieter, 279–488. Seelze: Kallmeyer.
- Eichhorn, Andreas. 1993. Beethovens Neunte Symphonie: die Geschichte ihrer Aufführung und Rezeption. Kassel [u. a.]: Bärenreiter.
- Eidgenössische technische Hochschule Zürich und Universität Zürich. 2002. Expo-Syndrom? Materialien zur Landesausstellung, 1883–2002. Hg. v. Georg Kohler und Stanislaus von Moos. Zürcher Hochschulforum 32. Zürich: Vdf-Hochschulverlag.
- Eitler, Pascal und Jens Eberfeld, Hrsg. 2015. Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung. Bielefeld: Transcript.
- Eitler, Pascal und Monique Scheer. 2009. Emotionengeschichte als Körpergeschichte. Eine heuristische Perspektive auf religiöse Konversionen im 19. und 20. Jahrhundert. *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft* 35, 2: 282–313.
- Eitz, Thorsten und Isabelle Engelhardt. 2015. Instrumentalisierung von Unglück und Krise. In: Diskursgeschichte der Weimarer Republik. Hg. v. Thorsten Eitz und Isabelle Engelhardt, 2: 70–74. Hildesheim [u. a.]: Georg Olms.
- Eitz, Thorsten. 2015. Hier Sozialismus, da Kapitalismus! In: Diskursgeschichte der Weimarer Republik. Hg. v. Isabelle Engelhardt und Thorsten Eitz, 1: 228–325. Hildesheim [u. a.]: Georg Olms.
- Elfert, Jennifer. 2009. Theaterfestivals. Geschichte und Kritik eines kulturellen Organisationsmodells. Bielefeld: Transcript.
- Ellrich, Lutz. 2009. Carl Niessens Handbuch der Theater-Wissenschaft. Versuch einer ethnologischen Relektüre. *Maske und Kothurn* 1–2, 55: 175–192.

- Ellrich, Lutz. 2017. Komik mit theatralen Mitteln. Körper – Inszenierung – Interaktion. In: Komik. Ein interdisziplinäres Handbuch. Hg. v. Uwe Wirth, 174–177. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Elvert, Jürgen. 2008. Der erste Extraordinarius für Theaterwissenschaft Carl Niessen und die Kölner Theatersammlung. In: Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus. Hg. v. Jürgen Nielsen-Sikora, 869–878. Stuttgart: F. Steiner.
- Emcke, Carolin. 2019. Against hate [Original: Gegen den Hass, S. Fischer, 2016]. Übers. v. Tony Crawford. Cambridge, UK, Medford, MA: Polity Press.
- Englhart, Andreas. 2008. Theaterwissenschaft. In: Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus. Hg. v. Jürgen Elvert und Jürgen Nielsen-Sikora, 863–898. Stuttgart: F. Steiner.
- Engler, Balz und Georg Kreis, Hrsg. 1988. Das Festspiel. Formen, Funktionen, Perspektiven. Schweizer Theaterjahrbuch 49. Willisau: Theaterkultur-Verlag.
- Engler, Balz. 1990. Theaterwissenschaft in der Schweiz – Chronologie und Dokumentation der historischen Entwicklung des Faches. Eine (fast) unendliche Geschichte. *Mimos* 1, 42: 8 f.
- Erne, Susanne. 1996. Berufseignung und Berufsneigungen im Werk von Franziska Baumgarten. Eine historische Analyse. Lizentiatsarbeit, Zürich: Universität Zürich.
- Esche, Alexandra. 2017. Hitlers völkische Vorkämpfer. Die Entwicklung nationalsozialistischer Kultur- und Rassenpolitik in der Baum-Frick-Regierung 1930–1931. Frankfurt/Main: P. Lang Edition.
- Escher, Clemens. 2017. „Deutschland, Deutschland, du mein Alles!“. Die Deutschen auf der Suche nach einer neuen Hymne 1949–1952. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Eustace, Nicole, Eugenia Lean, Julie Livingston, Jan Plamper, William M. Reddy und Barbara H. Rosenwein. 2012. AHR Conversation: The Historical Study of Emotions; Participants: Nicole Eustace, Eugenia Lean, Julie Livingston, Jan Plamper, William M. Reddy, and Barbara H. Rosenwein. *The American Historical Review* 117, 5: 1487–1531.
- Fick, Monika. 2010a. Minna von Barnhelm. In: Dies. Lessing-Handbuch. Leben, Werk- Wirkung. 3., neu bearbeitete und erweiterte Aufl., 289–311. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Fick, Monika. 2010b. Hamburgische Dramaturgie. In: Dies. Lessing-Handbuch. Leben, Werk- Wirkung. 3., neu bearbeitete und erweiterte Aufl., 333–360. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Fiebach, Joachim. 1991. Von Craig bis Brecht. Studien zu Künstlertheorien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. 3. erw. u. überarb. Aufl. Henschel Taschenbuch. Berlin: Henschel.
- Fiedler, Leonhard M. 1975. Max Reinhardt in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Fischer, Susanne. 2014. Diktatur und (Doppel-)Moral? Einblicke in das Sexual- und Familienleben der deutschen Herrschaftselite zu Zeiten des Nationalsozialismus und des SED-Regimes. Stuttgart: F. Steiner.
- Fischer-Lichte, Erika und Matthias Warstat, Hrsg. 2009. Staging Festivity. Theater und Fest in Europa. Tübingen: Francke.
- Fischer-Lichte, Erika. 1994. Theatergeschichte und Wissenschaftsgeschichte: Eine bedenkenswerte Konstellation. Rede zur Eröffnung des Ersten Kongresses der Gesellschaft für Theaterwissenschaft e.V. in Leipzig. In: Arbeitsfelder der Theaterwissenschaft. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Wolfgang Greisenegger und Hans-Thies Lehmann, 13–24. Tübingen: Gunter Narr.

- Fischer-Lichte, Erika. 1999. Einleitung. Was heißt und zu welchem Ende studiert man Theatergeschichte? In: Dies. Kurze Geschichte des deutschen Theaters. 2. Aufl., 1–12. Stuttgart: UTB.
- Fischer-Lichte, Erika. 2014a. Inszenierung. In: Metzler Lexikon Theatertheorie. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 152–160. Stuttgart: Metzler.
- Fischer-Lichte, Erika. 2014b. Erfahrung, ästhetische. In: Metzler Lexikon Theatertheorie. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 98–105. Stuttgart: Metzler.
- Fischer-Lichte, Erika. 2014c. Politisches Theater. In: Metzler Lexikon Theatertheorie. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 258–262. Stuttgart: Metzler.
- Flam, Helena und Debra King, Hrsg. 2008. Emotions and social movements. Digital print. Routledge advances in sociology 14. London [u. a.]: Routledge.
- Flik, Gotthilf. 1989. Zur Geschichte der Wehrmachtpsychologie, 1934–1943. Aufbau der Bundeswehrpsychologie, 1951–1966. Untersuchungen des Psychologischen Dienstes der Bundeswehr. Bonn: Bundesministerium der Verteidigung.
- Foerster, Werner. 1974. Wilhelm Thimme, Pfarrer und Professor. In: Beiträge zur westfälischen Kirchengeschichte. Hg. v. Evangelische Kirche von Westfalen. Landeskirchenamt und Verein für Westfälische Kirchengeschichte. 175–193. Bielefeld/Witten: Luther.
- Föllmer, Moritz. 2016. Von der Weimarer zur „deutschen“ Kultur. In: Ders. „Ein Leben wie im Traum“. Kultur im Dritten Reich, 13–60. München: C.H. Beck.
- Föllmer, Moritz. 2020. Culture in the Third Reich. Oxford, New York: Oxford University Press.
- Fontaine, Karin. 2003. Nationalsozialistische Aktivistinnen (1933–1945). Hausfrauen, Mütter, Berufstätige, Akademikerinnen. So sahen sie sich und ihre Rolle im „tausendjährigen Reich“. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Forster, Marianne. 2005. Berthe Trümpy. In: Theaterlexikon der Schweiz. Dictionnaire du théâtre en Suisse = Dizionario teatrale svizzero = Lexicon da teater svizzer. Hg. v. Andreas Kotte, 3:1971f. Zürich: Chronos. http://tls.theaterwissenschaft.ch/wiki/Oskar_Eberle (02.03.2020).
- Fortenbaugh, W. W. 1975. Aristotle on Emotion. A Contribution to Philosophical Psychology, Rhetoric, Poetics, Politics and Ethics. London: Duckworth.
- Foucault, Michel. 1989. Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2. Übers. v. Ulrich Raulff und Walter Seitter. Bd. 2. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2001. Technologien des Selbst. In: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980–1988. Hg. v. Daniel Defert und François Ewald, 966–999. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2009. Hermeneutik des Subjekts. Vorlesungen am Collège de France (1981/82). Aus dem Französischen von Ulrike Bokelmann. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2014. Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. 19. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2017. Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3. Übers. v. Ulrich Raulff und Walter Seitter. Bd. 3. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- François, Étienne, Hannes Siegrist und Jakob Vogel. 1995. Die Nation. Vorstellungen, Inszenierungen, Emotionen. In: Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich. 19. und 20. Jahrhundert. Hg. v. Étienne François, Hannes Siegrist und Jakob Vogel, 13–35. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 110. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Frank, Dominik. 2015. Reichstheaterkammer und Reichsdramaturgie. In: Kunst im NS-Staat. Ideologie, Ästhetik, Protagonisten. Hg. v. Wolfgang Benz, Peter Eckel und Andreas Nachama, 181–190. Berlin: Metropol.
- Frei, Norbert, Hrsg. 2018. Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus? Göttingen: Wallstein.
- Freimüller, Tobias. 2018. Bürgertum, Rasse und Eugenik. In: Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus? Hg. v. Norbert Frei, 144–153. Göttingen: Wallstein.
- Freitas, Donna. 2017. The Happiness Effect. How Social Media is Driving a Generation to Appear Perfect at Any Cost. Oxford: Oxford University Press.
- Frevert, Ute und Piroska Nagy. 2019. History of Emotions. Comment: Ute Frevert. Response: Piroska Nagy. In: Debating New Approaches to History. Hg. v. Marek Tamm und Peter Burke, 189–216. London: Bloomsbury Academic.
- Frevert, Ute, Pascal Eitler, Stephani Olsen, Uffa Jensen, Margrit Pernau, Daniel Brückenhaus, Magdalena Beljan, u. a. 2014. Learning how to feel. Children's Literature and Emotional Socialization, 1870–1970. Emotions in history. Oxford: Oxford University Press.
- Frevert, Ute. 1989. NS-Frauenpolitik. Arbeitsmarkt, Bevölkerung, Familie. In: Dies. Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, 209–232. [3. Aufl.]. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Frevert, Ute. 2001. Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland. München: Beck.
- Frevert, Ute. 2009. „Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?“ *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft* 35/2: 183–208.
- Frevert, Ute. 2010. Gefühlvolle Männlichkeiten. Eine historische Skizze. In: Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotionen in der Moderne. Hg. v. Manuel Borutta und Nina Verheyen, 305–330. Bielefeld: Transkript.
- Frevert, Ute. 2011. Gefühle definieren: Begriffe und Debatten aus drei Jahrhunderten. In: Gefühlswissen: Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne. Hg. Dies. et al. 9–39. Frankfurt/Main: Campus.
- Frevert, Ute. 2012. Gefühlspolitik. Friedrich II. als Herr über die Herzen? Göttingen: Wallstein.
- Frevert, Ute. 2013a. Vergängliche Gefühle. Historische Geisteswissenschaften. Göttingen: Wallstein.
- Frevert, Ute. 2013b. Vertrauensfragen. Eine Obsession der Moderne. München: Beck.
- Frevert, Ute. 2014a. Defining Emotions. Concepts and Debates over three Centuries. In: Emotional Lexicons: Continuity and Change in the Vocabulary of Feeling 1700–2000. Hg. v. dies. 1–31. Oxford: Oxford University Press.
- Frevert, Ute. 2014b. The Moral Economy of Trust. Modern trajectories. London: German Historical Inst.
- Frevert, Ute. 2015. Glaube, Liebe, Hass: Die nationalsozialistische Politik der Gefühle. In: München und der Nationalsozialismus. Katalog des NS-Dokumentationszentrums München. Hg. v. Winfried Nerdinger, 482–489. München: C.H. Beck.
- Frevert, Ute. 2016. The History of Emotions. In: Handbook of Emotions. Hg. v. Lisa Feldman Barrett, Michael Lewis und Jeanette M. Haviland-Jones. Fourth edition, 49–65. New York: The Guilford Press.
- Frevert, Ute. 2017a. Rationalität und Emotionalität im Jahrhundert der Extreme. In: Das 20. Jahrhundert vermessen: Signaturen eines vergangenen Zeitalters, 115–140. Göttingen: Wallstein.

- Frevert, Ute. 2017b. Die Politik der Demütigung. Schauplätze von Macht und Ohnmacht. Geschichte. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Frevert, Ute. 2018. Politische Bildung – Mit Gefühl? *Politik und Zeitgeschichte* 13/14, 68: 18–24.
- Frevert, Ute. 2019a. In Public: Emotional Politics. In: A Cultural History of the Emotions. Hg. v. Susan Jipson Matt, J.W. Davidson, A. Lynch und Susan Jipson Matt, 157–174. London: Bloomsbury Academic.
- Frevert, Ute, Hrsg. 2019b. Moral Economies. Geschichte und Gesellschaft. Sonderheft 26. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Frevert, Ute. 2019c. Moral Economies, Present and Past. Social Practices and Intellectual Controversies. In: Moral Economies. Hg. v. dies., 13–43. Geschichte und Gesellschaft: Sonderheft 26. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Frevert, Ute. 2019d. „Hans in Luck“ or the Moral Economy of Happiness in the Modern Age. *History of European Ideas* 45/3: 363–376.
- Frevert, Ute. 2020a. Mächtige Gefühle. Von A wie Angst bis Z wie Zuneigung. Deutsche Geschichte seit 1900. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Frevert, Ute. 2020b. Gefühlsstile, Gefühlstechniken, Gefühlspolitik. In: Mächtige Gefühle. Von A wie Angst bis Z wie Zuneigung. Deutsche Geschichte seit 1900, 48–53. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Frey, Bruno S. und Claudia Frey Marti. 2010. Glück: die Sicht der Ökonomie. 2. Aufl. Zürich: Rüegger.
- Fried, Johannes und Thomas Kailer. 2003. Einleitung. Wissenskultur(en). Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept. In: Wissenskulturen: Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept. Hg. v. Johannes Fried und Thomas Kailer, 7–19. Berlin: Akademie.
- Frietsch, Elke und Christina Herkommer, Hrsg. 2009. Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, „Rasse“ und Sexualität im „Dritten Reich“ und nach 1945. Bielefeld: Transcript.
- Fritsch-Vivié, Gabriele. 2013. Gegen alle Widerstände. Der Jüdische Kulturbund 1933–1941. Fakten, Daten, Analysen, biographische Notizen und Erinnerungen. Berlin: Hentrich & Hentrich.
- Furedi, Frank. 2003. Therapy Culture. Cultivating Vulnerability in an Uncertain Age. London: Routledge.
- Gammerl, Benno und Rainer Herrn. 2015. Gefühlsräume – Raumgefühl. Perspektiven auf die Verschränkung von emotionalen Praktiken und Topografien der Moderne. *Sub/urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung* 3/2: 7–22.
- Gand, Helena. 2016. Ideologie und Inszenierung zwischen Kontinuität und Kooperation. Das 15. Deutsche Turnfest 1933 als erstes Massensportereignis im Nationalsozialismus. In: Sport und Nationalsozialismus. Hg. v. Frank Becker und Ralf Schäfer, 107–124. Göttingen: Wallstein.
- Gangl, Manfred. 2008. Das Politische. Zur Entstehung der Politikwissenschaft während der Weimarer Republik. Frankfurt/Main [u. a.]: P. Lang.
- Gebauer, Gunter und Sven Rucker. 2019. Vom Sog der Massen und der neuen Macht der Einzelnen. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Gehler, Eva-Maria. 2010. Weibliche NS-Affinitäten. Grade der Systemaffinität von Schriftstellerinnen im „Dritten Reich“. Würzburg: Königshausen & Neumann.

- Gerhardt, Volker. 1996. Vom Willen zur Macht. Anthropologie und Metaphysik der Macht am exemplarischen Fall Friedrich Nietzsches. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter.
- Germann, Pascal. 2016. Laboratorien der Vererbung. Rassenforschung und Humangenetik in der Schweiz, 1900–1970. Göttingen: Wallstein.
- Gerovitch, Slava. 2007. „New Soviet Man“. Inside Machine: Human Engineering, Spacecraft Design, and the Construction of Communism. In: *The Self as Project. Politics and the Human Sciences*. Hg. v. Greg Eghigian et al. 135–157. Osiris. Studies on the History and Philosophy of Science, and on the History of Learning and Culture 22. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Gertiser, Anita. 2015. Falsche Scham: Strategien der Überzeugung in Aufklärungsfilmern zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten (1918–1935). Göttingen: V & R Unipress.
- Gessner, Dieter. 2019. Volksgemeinschaft 1933–1945. Zur Entstehung und Bedeutung eines politischen Schlagwortes. Wiesbaden: Springer VS.
- Geuter, Ulfried. 1984. Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Gimmel, Jürgen. 2001. Die politische Organisation kulturellen Ressentiments. Der „Kampfbund für deutsche Kultur“ und das bildungsbürgerliche Unbehagen an der Moderne. Münster: LIT.
- Girshausen, Theo. 1990. Zur Geschichte des Fachs. In: *Theaterwissenschaft heute. Eine Einführung*. Hg. v. Renate Möhrmann, 21–37. Berlin: Dietrich Reimer.
- Girshausen, Theo. 1999. Ursprungszeiten des Theaters. Das Theater der Antike. Berlin: Vorwerk 8.
- Girshausen, Theo. 2014. Katharsis. In: *Metzler Lexikon Theatertheorie*. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 174–181. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Glaser, Hermann. 1997. Literatur und Theater. In: *Enzyklopädie des Nationalsozialismus. Mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Grafiken*. Hg. v. Wolfgang Benz, Hermann Graml und Hermann Weiss, 167–171. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Goffman, Erving. 2006. Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. 4. Aufl. Zürich: Piper.
- Göhlsdorf, Novina. 2020. Ute Frevert im Gespräch: Gefühle machen Geschichte. *Frankfurter Allgemeine*, 9. Oktober. <https://www.faz.net/-gqz-a48gi> (18.10.2020)
- Gojan, Simone. 2005. SGK-Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur. In: *Theaterlexikon der Schweiz*. Hg. v. Andreas Kotte, 3: 1680f. Zürich: Chronos.
- Goodrick-Clarke, Nicholas. 2012a. Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus [1985]. Übers. v. Susanne Mörth. 4. Aufl. Wiesbaden: Marix.
- Goodrick-Clarke, Nicholas. 2012b. Ariosophie und Adolf Hitler. Übers. v. Susanne Mörth. 4. Aufl. Wiesbaden: Marix.
- Goodwin, Jeff. 2001. Passionate Politics: Emotions and Social Movements. In: *Politics and the Emotions. The Affective Turn in Contemporary Political Studies*. Hg. v. Paul Hoggett. Chicago [u. a.]: Univ. of Chicago Press.
- Goodwin, Jeff und James M. Jasper, Hrsg. 2004. Rethinking Social Movements: Structure, Meaning, and Emotion. People, Passions, and Power. Lanham, Md. [u. a.]: Rowman & Littlefield.
- Graeb-Könneker, Sebastian, Hrsg. 2001. Literatur im Dritten Reich. Dokumente und Texte. Stuttgart: Reclam.

- Graf, Rüdiger. 2003. Die Mentalisierung des Nirgendwo und die Transformation der Gesellschaft. Der theoretische Utopiediskurs in Deutschland 1900–1933. In: Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit. Hg. v. Wolfgang Hardtwig, 145–174. München: Oldenbourg.
- Graf, Sabine. 2018. Film. In: Gottfried Keller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Ursula Amrein. 2., rev. erw. Aufl., 385–387. Stuttgart: Metzler.
- Grasmeier, Nicola. 2019. Die neue Pädagogik Siegfried Bernfelds am Beispiel des Kinderheims Baumgarten. München: GRIN Verlag.
- Graumann, Carl Friedrich, Hrsg. 1985. Psychologie im Nationalsozialismus. Berlin [u. a.]: Springer.
- Greco-Kaufmann, Heidy. 2017. „Art- und blutfremde Elemente“. Emigranten am Stadttheater Berlin, 1933–1945. In: Stadtnarren, Festspiele, Kellerbühnen. Einblicke in die Berner Theatergeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hg. v. Heidy Greco-Kaufmann, 257–307. *Theatrum Helveticum* 17. Zürich: Chronos.
- Gregg, Melissa und Gregory J. Seigworth, Hrsg. 2010. *The Affect Theory Reader*. Durham, NC: Duke University Press.
- Gregor, Neil. 2011. Beethoven, Bayreuth and the Origins of the Federal Republic of Germany. *The English Historical Review*, Vol. 126. No. 521: 835–877.
- Gross, Raphael. 2010. Anständig geblieben: nationalsozialistische Moral. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Gümbel, Annette. 2003. „Volk ohne Raum“. Der Schriftsteller Hans Grimm zwischen nationalkonservativem Denken und völkischer Ideologie. Darmstadt: Hessische Historische Kommission.
- Guski-Leinwand, Susanne. 2017. Psychologie und Totalitarismus. Die Abwendung vom Humanitätsgedanken in der Psychologie und die Folgen (ca. 1895–1945). Frankfurt/Main: PL Academic Research.
- Haas, Peter J. 1992. *Morality after Auschwitz: The Radical Challenge of the Nazi Ethic*. Philadelphia: Fortress Press.
- Hachtmann, Rüdiger. 1989. Industriearbeit im „Dritten Reich“. Untersuchungen zu den Lohn- und Arbeitsbedingungen in Deutschland 1933–1945. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hachtmann, Rüdiger. 2012. *Das Wirtschaftsimperium der Deutschen Arbeitsfront 1933–1945*. Göttingen: Wallstein.
- Hachtmann, Rüdiger. 2016. „Bäuche wegmassieren“ und „überflüssiges Fett in unserem Volke beseitigen“. Der kommunale Breitensport der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. In: *Sport und Nationalsozialismus*. Hg. v. Frank Becker und Ralf Schäfer, 27–66. Göttingen: Wallstein.
- Hachtmann, Rüdiger. 2017. Reichsarbeitsministerium und Deutsche Arbeitsfront. Dauerkonflikt und informelle Kooperation. In: *Das Reichsarbeitsministerium im Nationalsozialismus. Verwaltung – Politik – Verbrechen*. Hg. v. Alexander Nützenadel, 137–176. Göttingen: Wallstein.
- Haffter, Isabelle. 2015. Die Ausdruckstänzerin als Fotomodell. Der Arbeiterfotograf Martin Imboden im „Roten Wien“. *Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie* 35/135: 19–30.

- Haffter, Isabelle. 2017. Rezension zu: Kleiner, Stephanie; Suter, Robert (Hrsg.): Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur 1900–1940. Berlin 2015. H-Soz-Kult, 12. 05. 2017. <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-24465/> (12. 09. 2020).
- Haffter, Isabelle. 2021 (im Druck). Die transnationale Fachgeschichte der Theaterwissenschaft in der Schweiz. Ein Forschungsdesiderat. *Thewis. Online-Zeitschrift der Gesellschaft für Theaterwissenschaft*.
- Haffter, Isabelle. 2022 (im Druck). „Glück und wahrer Reichtum“. Glückswissen in der Ratgeberliteratur zur Zeit des Nationalsozialismus. In: Wissenskulturen des Glücks. Hg. v. Pascal Germann, Marianne Sommer, Jakob Tanner. *Historische Anthropologie*.
- Hagner, Michael, Hrsg. 2001. Ansichten der Wissenschaftsgeschichte. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Hallet, Wolfgang. 2006. Intertextualität als methodisches Konzept einer kulturwissenschaftlichen Literaturwissenschaft. In: Kulturelles Wissen und Intertextualität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien zur Kontextualisierung von Literatur. Hg. v. Marion Gymnich, Birgit Neumann und Ansgar Nünning, 53–70. Trier: WVT.
- Haltern, Utz. 1976. Politische Bildung und bürgerlicher Liberalismus. Zur Rolle des Konversationslexikons in Deutschland. *Historische Zeitschrift* 223: 61–97.
- Hamann, Ulrike. 2016. Prekäre koloniale Ordnung. Rassistische Konjunkturen im Widerspruch. Deutsches Kolonialregime 1884–1914. Bielefeld: Transcript.
- Hardt, Yvonne. 2004. Politische Körper. Ausdruckstanz, Choreographien des Protests und die Arbeiterkulturbewegung in der Weimarer Republik. Münster: LIT.
- Hardt, Yvonne. 2005. Ausdruckstanz und die Ästhetisierung des Arbeiterkörpers. In: Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918 bis 1933. Hg. v. Michael Cowan, 245–263. Bielefeld: Transcript.
- Harten, Hans-Christian, Uwe Neirich und Matthias Schwerendt. 2006. Rassenhygiene als Erziehungsideologie des Dritten Reichs. Bio-bibliographisches Handbuch. Berlin: Akademie.
- Hartmann, Barbara. 2009. Die Anfänge der Vergleichenden Erziehungswissenschaft im deutschsprachigen Raum. Das Wirken des Erziehungswissenschaftlers Friedrich Schneider. Frankfurt/Main [u. a.]: P. Lang.
- Hartung, Günter. 2001. Deutschfaschistische Literatur und Ästhetik. Gesammelte Studien. Gesammelte Aufsätze und Vorträge. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Harvey, Elizabeth, Johannes Hürter, Maiken Umbach und Andreas Wirsching, Hrsg. 2019. Private Life and Privacy in Nazi Germany. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hasler, Eveline. 2015. Stürmische Jahre. Die Manns, die Riesers, die Schwarzenbachs. München: Nagel & Kimche.
- Haß, Ulrike. 2014. Rolle. In: Metzler Lexikon Theatertheorie. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 300–306. Stuttgart: Metzler.
- Hauser, Claude et al. 2010. Zwischen Kultur und Politik: Pro Helvetia 1939 bis 2009. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Hausmann, Frank-Rutger. 2011. Die Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“. Frankfurt/Main: Klostermann.
- Hauthal, Janine. 2013. Theatertext. In: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Hg. v. Ansgar Nünning. 5., akt.erw. Aufl., 749. Stuttgart: Metzler.

- Hecht, Werner. 1973. Anmerkungen. In: Bertolt Brecht. Gesammelte Werke 17. Schriften zum Theater 3. Anmerkungen zu den Stücken und Aufführungen 1918–1956. Hg. v. Elisabeth Hauptmann, 17: 1–10. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hecht, Werner. 2011. Wartburgfest. In: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Im Auftrag des Zentrums für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin. Hg. v. Wolfgang Benz, Bd. 4: Ereignisse, Dekrete, Kontroversen, 434 f. Berlin: De Gruyter Saur.
- Heidenreich, Bernd, Hrsg. 2010. Medien im Nationalsozialismus. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Heidenreich, Felix und Gary S. Schaal, Hrsg. 2012. Politische Theorie und Emotionen. Baden-Baden: Nomos.
- Heidgen, Michael. 2013. Inszenierungen eines Affekts: Scham und ihre Konstruktion in der Literatur der Moderne. Göttingen: V & R Unipress.
- Heinsohn, Kirsten. 1997. Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt/Main: Campus.
- Helmich, Bernhard. 1989. Händel-Fest und „Spiel der 10.000“. Der Regisseur Hanns Niedecken-Gebhard. Frankfurt/Main [u. a.]: P. Lang.
- Henning, Christoph. 2011. Glück in Gesellschaft. In: Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch. Hg. v. Dieter Thomä, Olivia Mitscherlich-Schönherr und Christoph Henning, 92–103. Stuttgart: Metzler.
- Henry, John. 2002. Knowledge is Power. Francis Bacon and the Method of Science. Revolutions in Science. Cambridge: Icon Books.
- Herbst, Ludolf. 2010. Hitlers Charisma. Die Erfindung eines deutschen Messias. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Herman, Ellen. 1995. The Romance of American Psychology. Political culture in the Age of Experts. Berkeley (Calif.) [u. a.]: University of California Press.
- Herrmann, Hans-Christian von. 2005. Das Archiv der Bühne. Eine Archäologie des Theaters und seiner Wissenschaft. München: Wilhelm Fink.
- Hiles, Timothy Wayne. 1996. Thomas Theodor Hein. Fin-de-siècle Munich and the Origins of Simplicissimus. New York, Bern [u. a.]: P. Lang.
- Hille, Karoline. 1983. Der Kampfbund für deutsche Kultur. In: 1933. Wege zur Diktatur. [Ausstellung] vom 9.1. bis 10. 2. 1983, Staatliche Kunsthalle Berlin, Katalog. Hg. v. Dieter Ruckhaberle und Staatliche Kunsthalle Berlin, 168–186. Berlin: Staatliche Kunsthalle.
- Hitzler, Bettina. 2011. Emotionsgeschichte. Ein Anfang mit Folgen. H-Soz-Kult 23.11.2011. <http://www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-1221> (04.04.2016).
- Hitzler, Bettina. 2011. Neurosen, Psychosen und gefühllose Zeiten: 1880–1930. In: Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne. Hg. v. Ute Frevert u. a., 135–141. Frankfurt/Main: Campus.
- Hitzer, Bettina und Benno Gammerl. 2013. Wohin mit den Gefühlen? Vergangenheit und Zukunft des Emotional Turn in den Geisteswissenschaften. *Berliner Debatte Initial* 3/24: 31–40.
- Hochholdinger-Reiterer, Beate. 2011: Theatre History. In: 18th Century Studies in Austria, 1945–2010. Hg. v. Thomas Wallnig, Johannes Frimmel und Werner Telesko. 207–226. Bochum: Winkler.
- Hochholdinger-Reiterer, Beate. 2013. Schiller und das Wiener Burgtheater. Don Karlos-Inszenierung 1938 und 1955 als Beispiele. In: Friedrich Schiller in Europa. Konstellationen

- und Erscheinungsformen einer politischen und ideologischen Rezeption im europäischen Raum vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Hg. v. Anne Feler, Raymond Heitz und Gilles Darras, 85–102. Heidelberg: Winter.
- Hochholdinger-Reiterer, Beate. 2014. Kostümierung der Geschlechter. „Schauspielkunst“ als Erfindung der Aufklärung. Göttingen: Wallstein.
- Hochholdinger-Reiterer, Beate. 2015. Theaterwissenschaft in der Schweiz. *Maske und Kothurn. Internationale Beiträge für Theater-, Film- und Medienwissenschaft* 3–4, 61: 101–107.
- Hochholdinger-Reiterer, Beate. 2016. Gründungsgesten der Schweizer Theaterwissenschaft. In: Episteme des Theaters. Aktuelle Kontexte von Wissenschaft, Kunst und Öffentlichkeit. Hg. v. Milena Cairo, Moritz Hannemann, Ulrike Haß, Judith Schäfer. 619–623. Bielefeld: Transkript.
- Hodler, Beat. 2016. „Völkisches“ im schweizerischen Volkstheater von den 1930er bis zu den 1950er Jahren. Ein Fallbeispiel. *SZG/RSH/RSS* 3, 66: 363–380.
- Hoff, Paul. 1994. Emil Kraepelin und die Psychiatrie als klinische Wissenschaft. Ein Beitrag zum Selbstverständnis psychiatrischer Forschung. Monographien aus dem Gesamtgebiete der Psychiatrie. Berlin [u. a.]: Springer.
- Höffer-Mehlmer, Markus. 2003. Elternratgeber. Zur Geschichte eines Genres. Baltmannsweiler: Schneider-Verl. Hohengehren.
- Hoffmann-Allenspach, Tobias. 2005. Bernhard Diebold. In: Theaterlexikon der Schweiz. Dictionnaire du théâtre en Suisse = Dizionario teatrale svizzero = Lexicon da teater svizzer. Hg. v. Andreas Kotte, 1:465–466. Zürich: Chronos. http://tls.theaterwissenschaft.ch/wiki/Bernhard_Diebold (12.10.2020).
- Hoffmann-Allenspach, Tobias. 2018. Abschied von den Mythen. Das neuere politische Festspiel in der Deutschschweiz. Zürich: Chronos.
- Hoggett, Paul und Simon Thompson, Hrsg. 2012. Politics and the Emotions. The Affective Turn in Contemporary Political Studies. New York, NY [u. a.]: Continuum.
- Höhne, Alexander G. 2012. Rudolf Steiner. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 13. November. <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D9079.php> (05.04.2020).
- Hollender, Martin. 2013. Der Berliner Germanist und Theaterwissenschaftler Max Herrmann (1865–1942). Leben und Werk. Berlin: Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz.
- Holmes, Colin. 2016. Anti-semitism in British Society, 1876–1939. [Reprint of the Ed. London 1979]. London [u. a.]: Routledge.
- Honold, Alexander. 2018. „Die Leute von Seldwyla“ (1856, 1873/74). In: Gottfried Keller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Ursula Amrein. 2., rev. erw. Aufl., 53–91. Stuttgart: Metzler.
- Horn, Christoph. 2011. Glück bei Platon. In: Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch. Hg. v. Dieter Thomä, Olivia Mitscherlich-Schönherr und Christoph Henning, 117–120. Stuttgart: Metzler.
- Hoßfeld, Uwe. 2016. Geschichte der biologischen Anthropologie in Deutschland. Von den Anfängen bis in die Nachkriegszeit. 2., überarb. und aktualisierte Aufl. Stuttgart: Franz Steiner.
- Howind, Sascha. 2013. Die Illusion eines guten Lebens. Kraft durch Freude und nationalsozialistische Sozialpropaganda. Frankfurt/Main: P. Lang-Edition.

- Hughes, Judith M. 1983. *Emotion and high Politics: Personal Relations at the Summit in Late Nineteenth-Century Britain and Germany*. Berkeley (Calif.), Los Angeles, London: University of California Press.
- Hulfeld, Stefan und Birgit Peter, Hrsg. 2009. *Theater-Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Fachgeschichte. Maske und Kothurn. H.1/2*. Wien: Böhlau.
- Hulfeld, Stefan. 2007. *Theatergeschichtsschreibung als kulturelle Praxis. Wie Wissen über Theater entsteht. Materialien des ITW Bern. Universität Bern. Institut für Theaterwissenschaft 8*. Zürich: Chronos.
- Huonker, Thomas. 2003. Diagnose: „moralisch defekt“. *Kastration, Sterilisation und Rassenhygiene im Dienst der Schweizer Sozialpolitik und Psychiatrie*. Zürich: Orell Füssli.
- Hüpping, Stefan. 2012. *Rainer Schlösser (1899–1945). Der „Reichsdramaturg“*. Bielefeld: Aisthesis.
- Hürlimann, Katja. 2015. Armin Meili. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*. [Online], 19. Juni. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/006509/2015-06-19/> (05.04.2020).
- Illouz, Eva. 2009. *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Illouz, Eva. 2019. Das vermessene Glück. Im SPIEGEL-Gespräch erklärt die Soziologin Eva Illouz den Boom der Glücksindustrie, den Irrweg positiver Psychologie – und weshalb vom neuen Zwang, allzeit happy zu sein, vor allem Politik und Wirtschaft profitieren. 104–106. *Der Spiegel*, 26. Oktober, Nr. 44, Abschn. Wissenschaft.
- Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung, Hrsg. 1976. Nowak, Karl Friedrich (1882–1932), Journalist. In: *Österreichische Bibliographisches Lexikon und biographische Dokumentation*, 7: 165 f. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Iriye, Akira und Pierre-Yves Saunier, Hrsg. 2009. *The Palgrave Dictionary of Transnational History. From the Mid-19th Century to the Present Day*. Basingstoke [u. a.]: Palgrave Macmillan.
- Jacob, François. 2012. Jean Jacques Rousseau. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*. [Online], 25. Mai. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009547/2012-05-25/> (01.02.2017).
- Jacob, Joachim. 2013. *Literaturtheorien der Aufklärung*. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hg. v. Ansgar Nünning, 39 ff. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Jaeger, Siegfried und Irmgard Staeuble. 1981. *Die Psychotechnik und ihre gesellschaftlichen Entwicklungen*. In: *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts*. Hg. v. François Babeuf, 13: 53–95. Zürich: Kindler.
- Jäger, Jens. 2009. *Ikonologie und Ikonographie*. In: *Ders. Fotografie und Geschichte*, 86–91. Frankfurt/Main: Campus.
- Jansen, Wolfgang. 2015. „Los von Berlin!“ Zum „Völkischen Theater“ vor 1914. In: *Aspekte des deutschen Theaters im 20. Jahrhundert*. Hg. v. Lothar Schirmer, 1–32. *Kleine Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte 47*. Berlin: Gesellschaft für Theaterkultur.
- Jarchow, Ute. 2013. *Analysen zur Berliner Operette. Die Operetten Walter Kollos (1878–1940) im Kontext der Entwicklung der Berliner Operette*. München: AVM.
- Jeanneret-de Rougemont, Anne. 2012. Denis de Rougemont. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*. [Online], 25. Mai. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/041301/2012-05-25/> (25.04.2020).
- Jelavich, Peter. 1993. *Berlin Cabaret. Studies in cultural history*. Cambridge, London: Harvard University Press.

- Jensen, Uffa und Daniel Morat, Hrsg. 2008. Rationalisierungen des Gefühls. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Emotionen 1880–1930. Paderborn [u. a.]: Fink.
- Jensen, Uffa und Maik Tändler, Hrsg. 2012. Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung. Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert. Göttingen: Wallstein.
- Jensen, Uffa und Stefanie Schüler-Springorum. 2013. Einführung: Gefühle gegen Juden: die Emotionsgeschichte des modernen Antisemitismus. *Geschichte und Gesellschaft: Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft* 39: 413–442.
- Jensen, Uffa. 2011. Die Konstitution des Selbst durch Beratung und Therapeutisierung. Die Geschichte des Psychowissens im frühen 20. Jahrhundert. In: Das Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den „langen“ Siebzigern. Hg. v. Sabine Maasen, Jens Eberfeld, Pascal Eitler und Maik Tändler, 37–56. Bielefeld: Transcript.
- Jensen, Uffa. 2012. Die Utopie der Authentizität und ihre Grenzen. Die Politisierung der Psychoanalyse im frühen 20. Jahrhundert. In: Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung. Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert. Hg. v. Maik Tändler und Uffa Jensen, 39–59. Göttingen: Wallstein.
- Jensen, Uffa. 2017. Zornpolitik. Berlin: Suhrkamp.
- Jensen, Uffa. 2019. Wie die Couch nach Kalkutta kam. Eine Globalgeschichte der frühen Psychoanalyse. Berlin: Suhrkamp.
- Jordan, Bill, Alfred Bellebaum und Institut für Glücksforschung, Hrsg. 1998. Staat und Glück. Politische Dimensionen der Wohlfahrt. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Jorio, Marco. 2006. Geistige Landesverteidigung. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 23. November. <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17426.php> (10.02.2020).
- Jung, Peter. 2007. Erwin Piscator. Das politische Theater, Berlin 1929 ein Kommentar. Berlin: Nora.
- Juslin, Patrik N. und John A. Sloboda, Hrsg. 2011. Handbook of Music and Emotion: Theory, Research, Applications. Oxford [u. a.]: Oxford University Press.
- Kaiser, Gerhard. 2008. Grenzverwirrungen. Literaturwissenschaft im Nationalsozialismus. Berlin: Akademie.
- Kamenetsky, Christa. 1986. Children's literature in Hitler's Germany. The cultural policy of national socialism. Athens: Ohio University Press.
- Kamis-Müller, Aaron. 2000. Antisemitismus in der Schweiz, 1900–1930. 2. Aufl. Zürich: Chronos.
- Kanning, Uwe Peter, Hrsg. 2002. Handbuch personaldiagnostischer Instrumente. Göttingen: Hogrefe.
- Kanning, Uwe Peter. 2007. Psycho-Physiognomie – Renaissance einer gefährlichen Pseudowissenschaft. *Wirtschaftspsychologie aktuell* 2: 59–61.
- Kanning, Uwe Peter. 2010. Von Schädeldeutern und anderen Scharlatanen. Unseriöse Methoden der Psychodiagnostik. Lengerich: Pabst.
- Karina, Lilian und Marion Kant. 1999. Tanz unterm Hakenkreuz. eine Dokumentation. [2., erg. Aufl.]. Berlin: Henschel.
- Karina, Lilian und Marion Kant. 2003. Hitler's dancers. German modern dance and the Third Reich. Übers. v. Jonathan Steinberg. New York: Berghahn Books.
- Kárný, Miroslav et al. Hrsg. 1995. Theresienstädter Studien und Dokumente, Prag: Sefer.
- Kaube, Jürgen. 2015. Einleitung. In: Karl Mannheim. Ideologie und Utopie (1929). 9. um eine Einleitung von Jürgen Kaube erw. Aufl., VII–XVI. Frankfurt/Main: Klostermann.

- Kauffmann, Matthias. 2017. Operette im „Dritten Reich“. Musikalisches Unterhaltungstheater zwischen 1933 und 1945. Musik im „Dritten Reich“ und im Exil. Neumünster: von Bockel.
- Kaufmann, Doris. 2003. Eugenische Utopie und wissenschaftliche Praxis im Nationalsozialismus. Zur Wissenschaftsgeschichte der Schizophrenieforschung. In: Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit. Hg. v. Wolfgang Hardtwig, 309–327. München: Oldenbourg.
- Kaufmann, Sebastian und Andreas Urs Sommer. 2018. Nietzsche und Die konservative Revolution. Boston: De Gruyter.
- Keller, Anne. 2018. Das deutsche Volksspiel. Theater in den Hitlerjugend-Spielscharen. Berlin: Schibri.
- Keller, Peter Michael. 2011. Cabaret Cornichon. Geschichte einer nationalen Bühne. *Theatrum Helveticum* 12. Zürich: Chronos.
- Kenkies, Karsten. 2015. Erziehung/Bildung. In: Handbuch europäische Aufklärung. Begriffe, Konzepte, Wirkung. Hg. v. Heinz Thoma, 161–171. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Kershaw, Ian. 1998. Führer und Hitlerkult. In: Enzyklopädie des Nationalsozialismus. Hg. v. Wolfgang Benz, Hermann Graml und Hermann Weiss, 22–33. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kershaw, Ian. 1999. Der Hitler-Mythos. Führerkult und Volksmeinung. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Kershaw, Ian. 2009. Der NS-Staat. 4. Aufl. Hamburg: Nikol.
- Kershaw, Ian. 2014. Volksgemeinschaft. Potential and Limitations of the Concept. In: *Visions of Community in Nazi Germany. Social Engineering and Private Lives*. Hg. v. Martina Steber und Bernhard Gotto, 29–42. Oxford: Oxford University Press.
- Ketelsen, Uwe-Karsten. 1968. Heroisches Theater. Untersuchungen zur Dramentheorie des Dritten Reiches. *Literatur und Wirklichkeit* 2. Bonn: Bouvier.
- Ketelsen, Uwe-Karsten. 1994. *Literatur und Drittes Reich*. 2., durchges. Aufl. Vierow b. Greifswald: SH.
- Ketelsen, Uwe-Karsten. 2009. Theater-Hörspiel – Thingspiel. Versuch eines medialen „crossing over“ im Theater der frühen dreißiger Jahre. In: *Literatur intermedial. Paradigmenbildung zwischen 1918 und 1968*. Hg. v. Wolf Gerhard Schmidt, 247–264. Berlin: De Gruyter.
- Kettler, David, Volker Meja und Nico Stehr. 1984. *Karl Mannheim. Key Sociologists*. Chichester: Ellis Horwood.
- Kiesel, Helmuth. 2017. Proletarische Autobiographien und Lebenserinnerungen: August Winnig, Heinrich Lersch, Ludwig Turek, Adam Scharrer u. a. In: *Ders. Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1918 bis 1933*, 727–736. München: C.H. Beck.
- Killen, Andreas. 2006. Berlin Electropolis. Shock, Nerves, and German Modernity. *Weimar and now: German Cultural Criticism*. Berkeley, Calif.: University of California Press.
- Killen, Andreas. 2007. Weimar Psychotechnics between Americanism and Facism. In: *The Self as Project. Politics and the Human Sciences*. Hg. v. Greg Eghigian et al, 48–71. *Osiris. Studies on the History and Philosophy of Science, and on the History of Learning and Culture* 22. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Kirschner, Dorothee. 1994. Biographie und beruflicher Werdegang von Franziska Baumgarten. Eine historiographische Biographierekonstruktion. Lizentiatsarbeit, Zürich: Universität Zürich.
- Kirschstein, Corinna. 2009. Theater Wissenschaft Historiographie. Studien zu den Anfängen theaterwissenschaftlicher Forschung in Leipzig. *Leipziger Beiträge zur Theatergeschichtsforschung*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.

- Klandermands, Bert, Hrsg. 2007. Handbook of social movements across disciplines. Handbooks of Sociology and Social Research. New York, NY: Springer.
- Klausnitzer, Ralf. 1999. Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Klee, Ernst. 2003. Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945? Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Klee, Ernst. 2007. Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945? 2. Aufl. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Klee, Ernst. 2009. Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945? [voll. überarb. Ausg.]. Frankfurt/Main: S. Fischer
- Klein, Jürgen. 2016. Francis Bacon. In: The Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hg. v. Edward N. Zalta. [Online]. <https://plato.stanford.edu/archives/win2016/entries/francis-bacon/> (02.09.2020).
- Kleiner, Stephanie und Robert Suter, Hrsg. 2015. Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur 1900–1940. Glück und Erfolg, Bd. 1. Berlin: Neofelis.
- Kleiner, Stephanie und Robert Suter, Hrsg. 2018. Stress und Unbehagen. Glücks- und Erfolgspathologien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Glück und Erfolg, Bd. 2. Berlin: Neofelis.
- Kleiner, Stephanie. 2011. Stephanie Forschungsprojekt „Glückswissen. Zur Geschichte einer Reflexionsform gelingender Integration im 20. Jahrhundert“, Exzellenzcluster Kulturelle Grundlagen von Integration, Universität Konstanz. <https://www.exzellenzcluster.uni-konstanz.de/2724.html> (06.08.2020).
- Kleiner, Stephanie. 2013. Staatsaktion im Wunderland. Oper und Festspiel als Medien politischer Repräsentation (1890–1930). München: Oldenbourg.
- Kleiner, Stephanie. 2014. The Trouble with Happiness. Martin Gumperts Die Kunst glücklich zu sein und die Anthropologie des Ratgebens in den 1950er Jahren. IASL (= *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*) 2, 39: 515–535.
- Kleiner, Stephanie. 2015. Staging the happy Self: Strategies of epistemic Self-Fashioning by Happiness Researchers (ca. 1950–2000). Bonheur. *La Revue Kairos. Une revue transdisciplinaire en Sciences de l'Information et de la Communication et Civilisations Étrangères* 1. <http://revues-msh.ula.fr/kairos/docannexe/file/374/kleiner.pdf> (22.04.2021).
- Kleiner, Stephanie. 2016. Glückstechniken am Abgrund der Modernisierung. Die Dominanz der Zeitform ‚Gegenwart‘ in der Ratgeberliteratur der 1970er und 1980er Jahre. In: Geteilte Gegenwart. Kulturelle Praktiken von Aufmerksamkeit. Hg. v. dies., Miriam Lay Brander und Leon Wansleben, 189–220. Paderborn: Fink.
- Klier, Helmar. 1981. Theaterwissenschaft und Universität. Zur Geschichte des Fachs im deutschsprachigen Raum. In: Theaterwissenschaft im deutschsprachigen Raum. Texte zum Selbstverständnis. Hg. v. Helmar Klier, 327–329. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Klimó, Árpád von und Malte Rolf, Hrsg. 2006. Rausch und Diktatur: Inszenierung, Mobilisierung und Kontrolle in totalitären Systemen. Frankfurt/Main: Campus.
- Knorr Cetina, Karin. 2002. Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Knud, Andersen, Bart van der Steen und Institut für soziale Bewegungen, Ruhr-Universität Bochum, Hrsg. 2016. A European Youth Revolt: European Perspectives on Youth Protest

- and Social Movements in the 1980s. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan.
- Koch, Hans-Jörg. 2003. Das Wunschkonzert im NS-Rundfunk. Medien in Geschichte und Gegenwart. Köln: Böhlau.
- Köchy, Kristian. 2017. Orte der Wissensproduktion. In: Handbuch Wissenschaftsgeschichte. Hg. v. Marianne Sommer, Staffan Müller-Wille, Carsten Reinhardt und Safia Azzouni, 255–264. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Koetzle, Hans-Michael. 2003. Riebicke, Gerhard. In: Neue Deutsche Biographie. Hg. v. Otto zu Stolberg-Wenigerode und Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 21: 559–560. Berlin: Duncker & Humboldt.
- Kolesch, Doris. 2006. Theater der Emotionen: Ästhetik und Politik zur Zeit Ludwigs XIV. Frankfurt/Main: Campus.
- Kompisch, Kathrin. 2008. Täterinnen. Frauen im Nationalsozialismus. Köln: Böhlau.
- König, Oliver. 1990. Nacktheit. Soziale Normierung und Moral. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Konitzer, Werner und Fritz-Bauer-Institut, Hrsg. 2014. Moralisierung des Rechts: Kontinuitäten und Diskontinuitäten nationalsozialistischer Normativität. Jahrbuch zur Geschichte und Wirkung des Holocaust 2014. Frankfurt/Main: Campus.
- Konitzer, Werner, Raphael Gross und Fritz-Bauer-Institut, Hrsg. 2009. Moralität des Bösen: Ethik und nationalsozialistische Verbrechen. Frankfurt/Main: Campus.
- Koop, Volker. 2007. „Dem Führer ein Kind schenken“. Die SS-Organisation Lebensborn e.V. Köln: Böhlau.
- Korte, Karl-Rudolf, Hrsg. 2015. Emotionen und Politik: Begründungen, Konzeptionen und Praxisfelder einer politikwissenschaftlichen Emotionsforschung. Baden-Baden: Nomos.
- Koschorke, Albrecht. 2003. Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts. 2., durchges. Aufl. München: Wilhelm Fink.
- Kotte, Andreas, Simone Gojan und Joël Aguet, Hrsg. 2005. Theaterlexikon der Schweiz. Dictionnaire du théâtre en Suisse = Dizionario teatrale svizzero = Lexicon da teater svizzer. Zürich: Chronos.
- Kotte, Andreas, Hrsg. 2002. Theater der Nähe. Welttheater – Freie Bühne – Cornichon – Showmaster Gottes. Beiträge zur Theatergeschichte der Schweiz. Theatrum Helveticum 9. Zürich: Chronos.
- Kotte, Andreas. 2007. Kontinuität im Wandel. In: Theaterhistoriographie. Kontinuitäten und Brüche in Diskurs und Praxis. Hg. v. Friedemann Kreuder, ders. und Stefan Hulfeld, 15–43. Tübingen: Francke.
- Kotte, Andreas. 2012. Theaterwissenschaft. Eine Einführung. 2. aktualisierte Aufl. Köln [u. a.]: Böhlau.
- Kotte, Andreas. 2013. Theatergeschichte. Eine Einführung. Köln [u. a.]: Böhlau.
- Krabbe, Wolfgang R. 1989. „Die Weltanschauung der Deutschen Lebensreform-Bewegung ist der Nationalsozialismus“. Zur Gleichschaltung einer Alternativströmung im Dritten Reich. *Archiv für Zeitgeschichte* 71, 2: 431–461.
- Kramer, Nicole. 2011. Volksgenossinnen an der Heimatfront. Mobilisierung, Verhalten, Erinnerung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kramer, Nicole. 2014. Volksgenossinnen on the German Home Front. An Insight into Nazi Wartime Society. In: Visions of Community in Nazi Germany. Social Engineering and Private Lives. Hg. v. Martina Steber und Bernhard Gotto, 171–186. Oxford: Oxford University Press.

- Krause, Werner. 1990. Man, Hendrik de. In: Neue Deutsche Biographie, 5–7. 16. Online-Vers. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118989960.html#ndbcontent> (10.07.2020).
- Krauss, Marita, Hrsg. 2008. Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutzniesserinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus. Göttingen: Wallstein.
- Kravetz, Melissa. 2019. Women Doctors in Weimar and Nazi Germany. Maternalism, Eugenics and Professional Identity. Toronto: University of Toronto.
- Kreis, Georg, Michele Galizia, Christoph Keller, Françoise Nagy, Boël Sambuc und Doris Angst Yilmaz. 1998. Antisemitismus in der Schweiz. Ein Bericht zu historischen und aktuellen Erscheinungsformen mit Empfehlungen für Gegenmassnahmen. Bern: Eidgenössische Kommission gegen Rassismus, Vertrieb: EDMZ.
- Kreis, Georg. 1988. Das Festspiel – ein antimodernes Projekt der Moderne. In: Das Festspiel. Formen, Funktionen, Perspektiven. Hg. v. Balz Engler und ders., 186–208. Schweizer Theaterjahrbuch 49. Willisau: Theaterkultur-Verlag.
- Kreis, Georg. 1995. Philipp Etter – „Voll auf eidgenössischem Boden“. In: Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939. Hg. v. Aram Mattioli, 201–218. Zürich: Orell Füssli.
- Kreis, Georg. 1997. Die schweizerische Flüchtlingspolitik der Jahre 1933–1945. *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte. Die Schweiz und der zweite Weltkrieg* 4, 47: 552–579.
- Kreis, Georg. 2004. Edgar Bonjour. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 7. Juni. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/027020/2004-06-07/> (29.09.2020).
- Kreis, Georg. 2008. Schweiz. In: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindlichkeit in Geschichte und Gegenwart. Im Auftrag des Zentrums für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin. Hg. v. Wolfgang Benz, 317–323. Berlin: De Gruyter.
- Kreis, Georg. 2010. Landesausstellungen. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 22. September. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/012247/2013-11-04/> (02.04.2020).
- Kreis, Georg. 2011. Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Aktualisierte Neuaufl. des 1999 bei Pro Helvetia erschienen Werks. Innsbruck: Haymon.
- Kreis, Georg. 2020. Wandlungen eines autoritären Staatsmanns. *Neue Zürcher Zeitung*, 27. März, 28.
- Kreuder, Friedemann. 2014. Maske/Maskerade. In: Metzler Lexikon Theatertheorie. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 203–205. Stuttgart: Metzler.
- Kröger, Ute und Peter Exinger. 1998. „In welchen Zeiten leben wir!“ Das Schauspielhaus Zürich 1938–1998. Zürich: Limmat.
- Krohn, Wolfgang. 2006. Francis Bacon. Orig.-Ausg., 2., überarb. Aufl. München: C. H. Beck.
- Kroll, Frank-Lothar. 2003. Nationalsozialistische Rassenutopien in der Deutungskultur der Zwischenkriegszeit. In: Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit. Hg. v. Wolfgang Hardtwig, 257–268. München: Oldenbourg.
- Kühn, Volker. 2010. Spoliansky, Mischa. In: Neue Deutsche Biographie. Hg. v. Otto zu Stolberg-Wenigerode und Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 24: Schwarz–Stader: 735f. Berlin: Duncker & Humboldt.
- Kundrus, Birthe und Sybille Steinbacher, Hrsg. 2013. Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Der Nationalsozialismus in der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Göttingen: Wallstein.
- Kundrus, Birthe. 1995. Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Hamburg: Christians.
- Kutschke, Beate. 2010. The Celebration of Beethoven's Bicentennial in 1970. *The Musical Quarterly*. Vol. 92. No. 3/4: 560–615.

- Kutschke, Beate. 2014. Kitsch. Ein unerlaubtes Glück? Zum Kitschbegriff bei Adorno. In: Musik und Kitsch. Hg. v. Katrin Eggers und Nina Noeske, 105–123. Hildesheim: Olms.
- Landweer, Hilge, Hrsg. 2008. Klassische Emotionstheorien: von Platon bis Wittgenstein. Berlin [u. a.]: de Gruyter.
- Lange, Silvia. 1998. Protestantische Frauen auf dem Weg in den Nationalsozialismus. Guida Diehls Neulandbewegung 1916–1935. Stuttgart: Metzler.
- Langenohl, Andreas. 2013. Wissenssoziologie. In: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Hg. v. Ansgar Nünning. 5., akt.erw. Aufl., 811–831. Stuttgart: Metzler.
- Lasch, Christopher. 1979. The Culture of Narcissism. American Life in an Age of Diminishing Expectations. New York: Warner Books.
- Lätt, Jean-Maurice. 2009. Hermann Obrecht. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 14. August. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/003075/2009-08-14/> (05. 04. 2020).
- Laube, Reinhard. 2004. Karl Mannheim und die Krise des Historismus. Historismus als wissenssoziologischer Perspektivismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Laukötter, Anja. [o.]. Editorial. Geschichte der Gefühle. Einblick in die Forschung. <https://www.history-of-emotions.mpg.de/de> (02. 01. 2020).
- Lazardig, Jan. 2018. Der Herrmann-Schüler Hans Knudsen. Zwischen Institutionalisierung und „Gleichschaltung“ der Berliner Theaterwissenschaft. In: Perspektiven auf Max Herrmann. 100 Jahre Forschungen zur deutschen Theatergeschichte. Hg. v. Stephan Dörschel und Matthias Warstat. Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte 81. 123–146. Berlin: Gesellschaft für Theatergeschichte.
- Lears, Jackson. 2003. Something for Nothing. Luck in America. New York: Viking.
- Leggewie, Claus. 2011. Mut statt Wut: Aufbruch in eine neue Demokratie. Hamburg: Ed. Körber-Stiftung.
- Lendenmann, Fritz, Hrsg. 1995. Eine grosse Zeit. Das Schauspielhaus Zürich in der Ära Wälterlin 1938/39–1960/61. Zürich: Orell Füssli.
- Leserdiskussion. 2017. Neues Vertrauen in die EU – Wie kann das gelingen? *Süddeutsche Zeitung*, 25. März. <http://www.sueddeutsche.de/politik/leserdiskussion-neues-vertrauen-in-die-eu-wie-kann-das-gelingen-1.3436379> (02. 05. 2017).
- Lethen, Helmut. 2014. Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. 7. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lilienthal, Georg. 2003. Der „Lebensborn e.V.“. Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik. Erw. Neuausg. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Lilje, Peter. 1992. Der Verband der Deutschen Volksbühnenvereine. In: Arbeitersänger und Volksbühnen in der Weimarer Republik. Hg. v. Dietmar Klenke, Franz Walter und Peter Lilje, 249–337. Bonn: J. H. W. Dietz Nachf.
- Linder-Beroud. 2009. „An der Quelle saß der Knabe ...“. Zur populären Rezeption von Schillers Liedern. In: Lied und populäre Kultur. Song and Popular Culture. Hg. v. Max Matter und Nils Grosch, 54: 185–222. München: Waxmann.
- Linhardt, Marion. 2006. Zeitgeist. In: Brockhaus: Enzyklopädie in 30 Bänden. Hg. v. Annette Zwahr, 30: 497. Leipzig [u. a.]: F.A. Brockhaus.
- Linhardt, Marion. 2016. Art. Revue. In: MGG Online. Hg. v. Laurenz Lütteken, veröffentlicht 25. 02. 2016, <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/14498> (30. 01. 2020).

- Linhardt, Marion und Internationale Nestroy-Gesellschaft, Hrsg. 2009. Stimmen zur Unterhaltung: Operette und Revue in der publizistischen Debatte (1906–1933). Wien: Lehner.
- Linsmayer, Charles. 2010. Walter Muschg. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 2. September. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/006446/2010-09-02/> (20.02.2020).
- Loiperdinger, Martin. 1987. Der Parteitagfilm „Triumph des Willens“ von Leni Riefenstahl: Rituale der Mobilmachung. Opladen: Leske Budrich.
- London, John. 2000. Theatre under the Nazis. Manchester: Manchester University Press.
- Lubkoll, Christine. 2013. Motiv, literarisches. In: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Hg. v. Ansgar Nünning, 542f. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Lück, Helmut E. 1997. Müller-Freienfels, Richard. In: Neue Deutsche Biographie 18: 495 f. [Online]. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118785249.html#ndbcontent> (01.02.2020)
- Ludi, Regula. 2009. Rosa Neuenschwander. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 20. Juli. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009365/2009-07-20/> (05.04.2020).
- Maasen, Sabine et al. 2011. Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den „langen“ Siebzigern. Bielefeld: Transcript.
- Macho, Thomas. 1999. Zur Ideengeschichte der Beratung. Versuch einer Einführung. In: Das Buch von Rat und Tat. Ein Lesebuch aus drei Jahrtausenden. Hg. v. Gerd Prechtel, 17–32. München: Diederichs.
- Mahlmann, Regina. 1991. Psychologisierung des „Alltagsbewußtseins“. Die Verwissenschaftlichung des Diskurses über Ehe. Wiesbaden: VS.
- Manning, Susan. 1993. Ecstasy and the Demon. Feminism and Nationalism in the Fancies of Mary Wigman. Berkeley [u. a.]: Univ. of California Press.
- Manns, Haide. 1997. Frauen für den Nationalsozialismus. Nationalsozialistische Studentinnen und Akademikerinnen in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Opladen: Leske und Budrich.
- Manthey, Jürgen. 2005. Königsberg. Geschichte einer Weltbürgerrepublik. München: Hanser.
- Manz, Ulrike. 2007. Bürgerliche Frauenbewegung und Eugenik in der Weimarer Republik. Königstein Ts: U. Helmer.
- Marchal, Guy Paul und Aram Mattioli, Hrsg. 1992. Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität. Clio Lucernensis 1. Zürich: Chronos.
- Marinucci, Sarah. 2018. Die Gründung des Instituts für Theaterwissenschaft in Bern. Die Folgen einer politischen Akzentverschiebung. In: Schweizer Theaterwelten. Hg. v. Andreas Härter, Beate Hochholdinger-Reiterer und Anne Fournier. 125–136. Mimos-Sonderband zum Jubiläum 2017. Bern, Berlin, Bruxelles: Peter Lang.
- Marks, Stephan. 2011a. Warum folgten sie Hitler? Die psychologischen Ursachen des Nationalsozialismus. 2. Aufl., überarb. Neuausg. Ostfildern: Patmos.
- Marks, Stephan. 2011b. Scham – die tabuisierte Emotion. 3. Aufl. Ostfildern: Patmos.
- Marx, Peter W. 2006. Max Reinhardt vom bürgerlichen Theater zur metropolitanen Kultur. Tübingen: Francke.
- Marx, Peter W. 2020. Macht, Spiele. Politisches Theater seit 1919. Berlin: Alexander.
- Mathieu, Thomas. 1997. Der „Kampfbund für deutsche Kultur“ als Sammelbecken völkischen Unmuts. In: Ders. Kunstauffassungen und Kulturpolitik im Nationalsozialismus. Studien

- zu Adolf Hitler, Joseph Goebbels, Alfred Rosenberg, Baldur von Schirach, Heinrich Himmler, Albert Speer, Wilhelm Frick, 215–219. Saarbrücken: Pfau.
- Matt, Susan Jipson und Peter N. Stearns, Hrsg. 2014. *Doing Emotions History. History of emotions*. Urbana, Ill. [u. a.]: Univ. of Illinois Press.
- Mattioli, Aram, Hrsg. 1995. *Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939*. Zürich: Orell Füssli.
- Mattioli, Aram, Hrsg. 1998. *Antisemitismus in der Schweiz 1848–1960*. Zürich: Orell Füssli.
- Matuschek, Stefan. 2015. Literatur. In: *Handbuch europäische Aufklärung. Begriffe, Konzepte, Wirkung*. Hg. v. Heinz Thoma, 335–343. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Maubach, Franka. 2018. Bürgerliche Frauen und NS-Geschlechterpolitik. In: *Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus?* Hg. v. Norbert Frei, 116–126. Göttingen: Wallstein.
- McMahon, Darrin M. 2006. *Happiness: A History*. New York, NY: Atlantic Monthly Press.
- Meier, Albert, Herbert G. Göpfert und Peter-André Alt, Hrsg. 2004. *Gedichte. Dramen 1*. [Erw. Neuausg.]. Hanser Klassiker. München: Hanser.
- Meister, Franziska. 2018. Alfred Huggenberger. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*. [Online]. 22. Januar. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011966/2018-01-22/> (12.09.2020).
- Meja, Volker und Nico Stehr, Hrsg. 1982. *Der Streit um die Wissenssoziologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Menke, Christoph. 2011. Glück und Schönheit. Zwischen Anschauung und Rausch. In: *Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hg. v. Dieter Thomä, Olivia Mitscherlich-Schönherr und Christoph Henning, 51–55. Stuttgart: Metzler.
- Mennen, Kristian. 2013. Politisches Theater, Theater in der Politik. In: *Ders. Selbstinszenierung im öffentlichen Raum. Katholische und sozialdemokratische Repertoirediskussionen um 1930*, 129–135. Münster: Waxmann.
- Merkel, Marcus. 2014. *Erlebnismgemeinschaft. Über die Inszenierung von Gemeinschaft seit Beginn der europäischen Moderne*. Berlin: Panama.
- Merziger, Patrick. 2010. *Nationalsozialistische Satire und „Deutscher Humor“. Politische Bedeutung und Öffentlichkeit populärer Unterhaltung 1931–1945*. Stuttgart: F. Steiner.
- Messerli, Alfred. 2010. Zur Geschichte der Medien des Rates. In: *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*. Hg. v. Peter-Paul Bänziger, Stefanie Duttweiler, Philipp Sarasin und Annika Wellmann, 30–57. Berlin: Suhrkamp.
- Métraux, Alexander. 1985. Die angewandte Psychologie vor und nach 1933 in Deutschland. In: *Psychologie im Nationalsozialismus*. Hg. v. Carl Friedrich Graumann, 221–262. Berlin [u. a.]: Springer.
- Meyer, Reinhart. 1983. Das Nationaltheater in Deutschland als höfisches Institut. Versuch einer Begriffs- und Funktionsbestimmung. In: *Das Ende des Stegreifspiels. Die Geburt des Nationaltheaters. Ein Wendepunkt in der Geschichte des europäischen Dramas*. Hg. v. Roger Bauer und Jürgen Wertheimer, 124–152. München: W. Fink.
- Meyer-Gosau, Frauke. 2015. „Blind vor den Nazigötzen Harfe spielend“. Kunst und Terror im NS-Theater von 1933 bis 1944. In: *Kunst im NS-Staat. Ideologie, Ästhetik, Protagonisten*. Hg. v. Wolfgang Benz, Peter Eckel und Andreas Nachama, 165–180. Berlin: Metropol.
- Middell, Matthias und Luúis Roura y Aulinas. 2013. *Transnational Challenges to National History Writing*. Basingstoke [u. a.]: Palgrave Macmillan.
- Mitchell, Lisa. 2009. *Language, Emotion, and Politics in South India: The Making of a Mother Tongue*. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press.

- Mitchell, W. J. T. 2008. Pictural Turn [1994]. In: Bildtheorie. Hg. v. Gustav Frank, 101–135. Erste Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Mitscherlich-Schönherr, Olivia. 2011. Glück bei Kant. In: Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch. Hg. v. Dieter Thomä, Olivia Mitscherlich-Schönherr und Christoph Henning, 183–188. Stuttgart: Metzler.
- Möhring, Maren. 2004. Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890–1930). Köln: Böhlau.
- Mooser, Josef. 1997. Die „Geistige Landesverteidigung“ in den 1930er Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit. *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 47/4: 685–708.
- Morat, Daniel, Paul Nolte, Anna Gnausch, Johanna Niedbalski, Tobias Becker und Kerstin Lange. 2016. Weltstadtvergnügen. Berlin 1880–1930. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Moscovici, Serge. 1984. Das Zeitalter der Massen. Eine historische Abhandlung über die Massenpsychologie. Übers. v. Michael Sommer. München, Wien: Carl Hanser.
- Moser, Karin S. 2002. Wissenskoooperation. Die Grundlage der Wissensmanagement-Praxis. In: Wissensmanagement – Praxis. Einführung, Handlungsfelder und Fallbeispiele. Hg. v. Werner Lüthy, E. Voit und T. Wehner, 97–113. Zürich: vdf, Hochschulverl. an der ETH.
- Mühlestein, Helene. 2009. Hausfrau, Mutter, Gattin. Geschlechterkonstituierung in Schweizer Ratgeberliteratur, 1945–1970. Zürich: Chronos.
- Müller, Hans-Harald und Mirko Nottscheid. 2011. Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat. Die Berliner Gesellschaft für Deutsche Literatur (1888–1938). Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 70 (304). Berlin: De Gruyter.
- Müller, Hans-Peter. 2014. Lebensführung. In: Max Weber-Handbuch. Leben, Werk, Wirkung. Hg. v. ders. und Sigmund, Steffen. 84–87. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Müller, Hans-Peter. Lebensstil. 2018. In: Simmel-Handbuch. Begriffe, Hauptwerke, Aktualität. Hg. von Hans-Peter Müller und Reitz Tielman. 353–358. Berlin: Suhrkamp.
- Müller, Hedwig. 1986. Wanderung 1910–1920 Hellerau, Monte Verità, Zürich. In: Mary Wigman. Leben und Werk der grossen Tänzerin. Hg. v. Akademie der Künste Berlin, 23–88. Weinheim, Berlin: Quadriga.
- Müller, Sven Oliver. 2012. Politischer Genuss durch erlernte Emotionen? Aufführungen der Berliner Philharmoniker im Zweiten Weltkrieg. In: Besatzungsmacht Musik. Zur Musik- und Emotionsgeschichte im Zeitalter der Weltkriege (1914–1949). Hg. v. Sarah Zalfen und Sven Oliver Müller, 103–128. Bielefeld: Transcript.
- Müller, Thomas. 2004. Psychotherapie und Körperarbeit in Berlin. Geschichte und Praktiken der Etablierung. Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften. Husum: Matthiesen.
- Müller-Seidel, Walter. 2009. Friedrich Schiller und die Politik: „Nicht das Große, nur das Menschliche geschehe“. München: Beck.
- Müller-Wille, Staffan, Carsten Reinhardt und Marianne Sommer. 2017. Einleitung: Wissenschaftsgeschichte und Wissensgeschichte. In: Handbuch Wissenschaftsgeschichte. Hg. v. dies., 2–18. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Mulsow, Martin und Lorraine Daston. 2019. History of Knowledge. Comment: Lorraine Daston. Response: Martin Mulsow. In: Debating New Approaches to History. Hg. v. Marek Tamm und Peter Burke, 159–188. London: Bloomsbury Academic.

- Münkler, Herfried. 2016. Die Vertrauensfrage. *Die Zeit*, Nr. 1/2017 (29. Dezember). <http://www.zeit.de/2017/01/terrorismus-abwehr-strategie-politiker-verhinderung-debatte> (02.05.2017).
- Münkler, Herfried. 2017. Der Dreißigjährige Krieg. Europäische Katastrophe, deutsches Trauma 1618 – 1648. Berlin: Rowohlt.
- Münz, Rudolf. 1974. Zur Begründung der theaterwissenschaftlichen Schule Max Herrmanns Vortrag, gehalten zur Eröffnung einer Arbeitswoche anlässlich des 50. Jahrestages der Gründung des Theaterwissenschaftlichen Instituts an der Universität Berlin am 12.11.1973. *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe*, 23, 333 – 347.
- Münz, Rudolf. 1979. Das „andere“ Theater. Studien über ein deutschsprachiges teatro dell'arte der Lessingzeit. Berlin[-West]: Henschel.
- Münz, Rudolf. 1994. „Gegenüber dieser Geschichte, die mehr zu machen als gemacht ist, steht weiterhin dies traditionelle [...] Geschichte – ein Kadaver, den es noch zu töten gilt.“ Das Leipziger Theatralitätskonzept als methodisches Prinzip der Historiographie älteren Theaters. In: Arbeitsfelder der Theaterwissenschaft. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Wolfgang Greisenegger und Hans-Thies Lehmann, 25 – 42. Tübingen: Gunter Narr.
- Münz, Rudolf. 1998. Theatralität und Theater. Konzeptionelle Erwägung zum Forschungsprojekt „Theatergeschichte“. In: Theatralität und Theater. Zur Historiographie von Theatralitätsgefügen. Mit einem Beitrag von Gerad Baumbach. Hg. v. Gisbert Amm, 66 – 81. Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf.
- Naef, Louis. 1988. Festspiel als Theater der Laien. Dramaturgische Anmerkungen zu einer möglichen Praxis. In: Das Festspiel. Formen, Funktionen, Perspektiven. Hg. v. Balz Engler und Georg Kreis, 40 – 49. Schweizer Theaterjahrbuch 49. Willisau: Theaterkultur-Verlag.
- Nay, Yv Eveline. 2014. „Not gay as in happy, but happy as in family“: Affektive Politiken nationaler Sentimentalität. In: Affekt und Geschlecht: eine einführende Anthologie. Hg. v. Angelika Baier, Christa Binswanger, Jana Häberlein, Andrea Zimmermann und dies., 137 – 158. Wien: Zaglossus.
- Neuber, Wolfgang. 2002. Nationalismus als Raumkonzept. Zu den ideologischen und formalästhetischen Grundlagen von Josef Naders Literaturgeschichte. In: Kulturwissenschaftler des 20. Jahrhunderts. Ihr Werk im Blick auf das Europa der Frühen Neuzeit. Hg. v. Klaus Garber, 175 – 192. München: Fink.
- Neue Schauspiel AG (Zürich). 2008. Mehr als 70 Stimmen aus dem Schauspielhaus Zürich. Für das Schauspielhaus Zürich mit einem Text von Bruno Hitz. Hg. v. Ingo Starz. Basel: Christoph Merian.
- Neumann, Birgit und Ansgar Nünning. 2006. Kulturelles Wissen und Intertextualität. Grundbegriffe und Forschungsansätze zur Kontextualisierung von Literatur. In: Kulturelles Wissen und Intertextualität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien zur Kontextualisierung von Literatur. Hg. v. Marion Gymnich, Birgit Neumann und Ansgar Nünning, 3 – 28. Trier: WVT.
- Neumann, Birgit. 2006. Kulturelles Wissen und Literatur. In: Kulturelles Wissen und Intertextualität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien zur Kontextualisierung von Literatur. Hg. v. Marion Gymnich, dies. und Ansgar Nünning, 29 – 52. Trier: WVT
- Neumann, Birgit. 2013. Wissen. In: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Hg. v. Ansgar Nünning, 5., akt.erw. Aufl. 811. Stuttgart: Metzler.

- Neve, Jan-Emmanuel De. 2011. Functional polymorphism (5-HTTLPR) in the serotonin transporter gene is associated with subjective well-being. Evidence from a US nationally representative sample. *Journal of Human Genetics* 56/6: 456–459. doi: <https://doi.org/10.1038/jhg.2011.39> (22.11.2020).
- Niehaus, Michael und Wim Peeters. 2014. Vorwort. In: Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandelns. Hg. v. Michael Niehaus und Wim Peeters. 7–8. Bielefeld: Transcript.
- Nielsen, Philipp. 2015. Politik und Emotionen aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft. In: Emotionen und Politik. Begründungen, Konzeptionen und Praxisfelder einer politikwissenschaftlichen Emotionsforschung. Hg. v. Karl-Rudolf Korte. 33: 27–47. Baden-Baden: Nomos.
- Nienhaus, Ursula. 1995. Vater Staat und seine Gehilfinnen. Die Politik mit der Frauenarbeit bei der deutschen Post (1864–1945). Frankfurt/Main: Campus.
- Nierenz, Heike. 2010. Musik in den Ritualen einer Ersatzreligion. Der Nationalsozialismus und seine Gemeinschaftslieder – musikalische Analysen. Marburg: Tectum.
- Nieß, Wolfram. 2010. Von den Chancen und Grenzen akademischer Selbstbestimmung im Nationalsozialismus: Zur Errichtung des Instituts für Theaterwissenschaft 1941–1943. In: Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus. Das Beispiel der Universität Wien. Hg. v. Mitchell G. Ash, ders. und Ramon Pils, 225–260. Göttingen: V&R unipress.
- Nolan, Mary. 1994. *Visions of Modernity. American Business and the Modernization of Germany*. New York: Oxford University Press.
- Nolte, Paul. 2003. Ständische Ordnung im Mitteleuropa der Zwischenkriegszeit. Zur Ideengeschichte einer sozialen Utopie. In: Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit. Hg. v. Wolfgang Hardtwig, 233–256. München: Oldenbourg.
- Nolte, Paul, Hrsg. 2016. *Die Vergnügungskultur der Großstadt. Orte – Inszenierungen – Netzwerke (1880–1930)*. Köln: Böhlau.
- Nowak, Anja. 2012. *Elemente einer Ästhetik des Theatralen in Adornos Ästhetischer Theorie*. Mit einem Vorwort von Hans-Thies Lehmann. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Nowak, Kurt. 2007. Kirchen und Religion. In: *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*. Hg. v. Wolfgang Benz, Hermann Graml und Hermann Weiß, 204–222. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Nünning, Ansgar. 2013. Erzähltheorien. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hg. v. ders., 187–191. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Nussbaum, Martha C. 2013. *Political Emotions: Why love Matters for Justice*. Cambridge, Mass. [u. a.]: Belknap Press of Harvard Univ. Press.
- O'Brien, Mary-Elizabeth. 2006. *Nazi Cinema as Enchantment. The Politics of Entertainment in the Third Reich*. Rochester, N.Y.: Camden House.
- Owings, Alison. 1993. *Frauen. German women recall the Third Reich*. New Brunswick, N.J.: Rutgers University Press.
- Panofsky, Erwin. 2006. *Ikonographie und Ikonologie. Bildinterpretation nach dem Dreistufenmodell*. Köln: DuMont.
- Parkinson, Anna M. 2015. *An Emotional State: The Politics of Emotion in Postwar West German Culture. Social History, Popular Culture, and Politics in Germany*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Patzel-Mattern, Katja. 2010. *Ökonomische Effizienz und gesellschaftlicher Ausgleich. Die industrielle Psychotechnik in der Weimarer Republik*. Stuttgart: F. Steiner.
- Patzel-Mattern, Katja. 2012. „Dispositionen des Individuums“ im Produktionsprozess. Die industrielle Psychotechnik in der Weimarer Republik zwischen Selbstbehauptung,

- Unternehmenserwartungen und Arbeitsinteressen. In: Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung: Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert. Hg. v. Uffa Jensen und Maik Tändler, 60–82. Göttingen: Wallstein.
- Pätzold, Kurt und Erika Schwarz, Hrsg. 1992. Tagesordnung: Judenmord. Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942. Eine Dokumentation der „Endlösung“, 2. Aufl., Berlin: Metropol.
- Paucker, Henri R., Hrsg. 1984. Neue Sachlichkeit, Literatur im „Dritten Reich“ und im Exil. Durchges. und bibliographisch ergänzte Ausg. 1979. Stuttgart: Reclam jun.
- Paul, Gerhard. 2006. Von der Historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung. In: Visual history. Ein Studienbuch. Hg. v. Gerhard Paul, 7–36. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Pavis, Patrice. 2014. Wirkung. In: Metzler Lexikon Theatertheorie. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 417–421. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Pawelski, James O. und D. J. Moores, Hrsg. 2013. The Eudaimonic Turn: Well-being in Literary Studies. Madison, NJ [u. a.]: Fairleigh Dickinson Univ. Press.
- Pedwell, Carolyn. 2014. Affective Relations: The transnational Politics of Empathy. Thinking Gender in Transnational Times. New York, NY: Palgrave Macmillan.
- Peeters, Wim. 2015. Selbsthilfe „durch die Macht des Beispiels“. Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft von Hugo Schramm-Macdonald. In: Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur, 1900–1940. Hg. v. Stephanie Kleiner und Robert Suter, 91–113. Berlin: Neofelis.
- Peeters, Wim. 2017a. Bilder des „überflüssigen“ und des „erfolgreichen“ Menschen um 1930. *Monatshefte* 109/ 2. Special Issue: Weimar Photography in Context, Hg. v. Caroline Duttlinger und Silke Horstkotte, 243–254.
- Peeters, Wim. 2017b. Rat geben. In: Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Hg. v. Matías Martínez, 296–273. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler.
- Peeters, Wim und Horst Gruner. 2018. Glück durch Erfolg. Über die narrative Verfasstheit von Glück in der modernen Ratgeberliteratur (1900–1933). In: Theoretische und fiktionale Glückskonzepte im deutschen Sprachraum. 17. bis 21. Jahrhundert. Hg. v. Sylvie Le Moël und Elisabeth Rothmund, 263–280. Berlin: Frank & Timme.
- Peeters, Wim. (2021). Die Krise der Tat. Zu einem basalen Narrativ der Erfolgsratgeberliteratur (1912–1940). In: Krisen erzählen. Hg. v. Luditha Balint und Thomas Wortmann. 54–74. Paderborn: Fink.
- Pfeiffer, Lorenz. 2015. Sport im Nationalsozialismus. Zum aktuellen Stand der sporthistorischen Forschung. Eine kommentierte Bibliografie. 3., erg. überarb. Aufl. Göttingen: Die Werkstatt.
- Pernau, Margrit. 2011. Transnationale Geschichte. Göttingen [u. a.]: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Peter, Birgit und Martina Payr, Hrsg. 2008. „Wissenschaft nach der Mode“? Die Gründung des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft an der Universität Wien 1943. 2. Aufl. Wien: Lit.
- Peter, Birgit. 2009. Theaterwissenschaft als Lebenswissenschaft. Die Begründung der Wiener Theaterwissenschaft im Dienst nationalsozialistischer Ideologieproduktion. *Maske und Kothurn* 55/1–2. Theater/Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Fachgeschichte. Hg. v. Stefan Hulfeld und dies., 193–212.
- Peter, Birgit. 2010. „Wie es euch gefällt?“ NS-Theaterpolitik und Theaterpraxis am Beispiel der „Josefstadt“. In: Das Theater in der Josefstadt. Kultur, Politik, Ideologie für Eliten?. Hg. v. Gerald Maria Bauer und dies., 113–138. Wien [u. a.]: Lit.

- Peter, Birgit. 2012. Theaterhistorisches Archiv. In: Schaukästen der Wissenschaft. Die Sammlungen an der Universität Wien. Hg. v. Claudia Feigl, 163–166. Wien: Böhlau.
- Peter, Birgit. 2013. Antiziganismus, Antislawismus und Antisemitismus als Karrierestrategie. Über einen theaterwissenschaftlichen „Gründungsvater“. In: Der lange Schatten des Antisemitismus. Kritische Auseinandersetzungen mit der Geschichte der Universität Wien im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. v. Oliver Rathkolb. 173–181. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Petersen, Klaus. 1995. Zensur in der Weimarer Republik. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Pias, Claus und Sebastian Vehlken. 2010. Einleitung. Von der „Klein-Hypothese“ zur Beratung der Gesellschaft. In: Think tanks. Die Beratung der Gesellschaft. Hg. v. Thomas Brandstetter, Sebastian Vehlken und Claus Pias, 7–16. Zürich: Diaphanes.
- Pieper, Annemarie. 2011. Glück zwischen Sinnlichkeit und Geist. Von der Lust zur geistigen Ekstase und zurück. In: Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch. Hg. v. Dieter Thomä, Olivia Mitscherlich-Schönherr und Christoph Henning, 25–31. Stuttgart: Metzler.
- Piper, Ernst. 2006. Kampfbund für deutsche Kultur (KfDK), 1928–1934. In: Historisches Lexikon Bayerns. [Online], 29. Mai. [https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Kampfbund_f%C3%BCr_deutsche_Kultur_\(KfDK\),_1928-1934](https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Kampfbund_f%C3%BCr_deutsche_Kultur_(KfDK),_1928-1934) (22. 11. 2020)
- Plamper, Jan, Hrsg. 2004. Grenzgang in der Geschichte. Wissenschaftskulturen im internationalen Vergleich. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 52 (10).
- Plamper, Jan. 2010. The History of Emotions: An Interview with William Reddy, Barbara Rosenwein, and Peter Stearns. *History and Theory* 49(2): 237–265.
- Plamper, Jan. 2012a. Geschichte und Gefühl: Grundlagen der Emotionsgeschichte. München: Siedler.
- Plamper, Jan. 2012b. The Stalin Cult: A Study in the Alchemy of Power. The Yale-Hoover series on Stalin, Stalinism, and the Cold War. New Haven [u. a.]: Yale Univ. Press.
- Plamper, Jan. 2013a. Vergangene Gefühle. Emotionen als historische Quellen. *Politik und Zeitgeschichte* (APuZ), Nr. 32–33: 12–19.
- Plamper, Jan. 2013b. Die Tränen des Premiers: Welche Rolle Gefühle in den internationalen Beziehungen spielen. *Zeitschrift für Kulturaustausch* 3: 46 f.
- Platt, Len, Tobias Becker und David Linton, Hrsg. 2014. Popular Musical Theatre in London and Berlin, 1890–1939. Cambridge: Cambridge University Press.
- Plum, Gundel Ursula. 1993. Alfred Brauchle (1898–1964): Leben und Werk eines Arztes und Forschers der Naturheilkunde. Diss., Bonn: Universität Bonn.
- Portmann-Tinguely, Albert und Philipp von Cranach. 2016. Flüchtlinge: 3. Die restriktive Flüchtlingspolitik 1918–1945. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 1. Juli. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016388/2016-01-07/#HDierestriktiveFl%C3%BCchtlingspolitik1918-1945> (10. 05. 2018).
- Poser, Stefan. 2017. Glücksmaschinen und Maschinenglück: Grundlagen einer Technik- und Kulturgeschichte des technisierten Spiels. Bielefeld: Transcript.
- Primavesi, Patrick. 2014. Episches Theater. In: Metzler Lexikon Theatertheorie. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 94–96. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Primavesi, Patrick. 2020. Theaterwissenschaftliche Forschung und die Methoden des Archivs. In: Methoden der Theaterwissenschaft. Hg. v. Christopher Balme and Berenika Szymanski-Düll, 99–117. Tübingen: Narr Francke Attempto.

- Prinz, Wolfgang. 1985. Ganzheits- und Gestaltpsychologie und Nationalsozialismus. In: Psychologie im Nationalsozialismus. Hg. v. Carl Friedrich Graumann, 89–112. Berlin [u. a.]: Springer.
- Probst, Nora. 2018. Theater-Wissenschaft in Berlin und Köln. Zu den Gründungsmythen des Fachs. In: Perspektiven auf Max Herrmann. 100 Jahre Forschungen zur deutschen Theatergeschichte. Hg. v. Stephan Dörschel und Matthias Warstat, 56–80. Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte 81. Berlin: Gesellschaft für Theatergeschichte.
- Probst, Nora. 2020a. Re-Collecting Theatre History. Theaterhistoriografische Nachlassforschung mit Verfahren der Digital Humanities. In: Neue Methoden der Theaterwissenschaft. Hg. v. Benjamin Wihstutz und Benjamin Hoesch, 157–180. Bielefeld: Transcript.
- Probst, Nora. 2020b. Staging Global Theatre History in the Museum. Carl Niessen and the Draft of the Reichstheaterinstitut (1943). *Theatre Research International* 45/3: 303–307.
- Probst, Nora. (Im Druck). Objekte, die die Welt bedeuten. Carl Niessen und der Denkraum der Theaterwissenschaft. Stuttgart: Metzler.
- Pye, Gillian. 2002. Approaches to Comedy in German Drama. Lewiston, N.Y.: E. Mellen Press.
- Pyta, Wolfram. 2010. Charisma und Geniezuschreibung. Strategien der Herrschaftslegitimation Hitlers. In: Herrscherkult und Heilserwartung. Hg. v. Jan Assmann und Harald Strohm, 2: 213–234. Paderborn: Fink.
- Quissek, Heike. 2012. Das deutschsprachige Operettenlibretto. Figuren, Stoffe, Dramaturgie. Stuttgart: Metzler.
- Rabinbach, Anson. 1990a. Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne. Aus dem Amerikanischen von Erik Michael Vogt. Wien: Turia + Kant.
- Rabinbach, Anson. 1990b. The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity. [New York]: Basic Books.
- Rabinbach, Anson. 2018. The Eclipse of the Utopias of Labor. New York, NY: Fordham University Press.
- Raehlmann, Irene. 1988. Fritz Giese. Philosophie der Arbeit oder der Sieg des Irrationalismus. In: Dies. Interdisziplinäre Arbeitswissenschaft in der Weimarer Republik. Eine wissenschaftssoziologische Analyse, 127–144. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Raehlmann, Irene. 2005. Arbeitswissenschaft im Nationalsozialismus. Eine wissenschaftssoziologische Analyse. Wiesbaden: VS.
- Raehlmann, Irene. 2014. Forschungen des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie im Nationalsozialismus. In: Arbeit im Nationalsozialismus. Hg. v. Marc Buggeln und Michael Wildt, 123–138. München: Oldenbourg.
- Ranzmaier, Irene. 2008. Aufschwung der stammeskundlich-völkischen Literaturgeschichtsschreibung, 1921–1931. In: Dies. Stamm und Landschaft. Josef Nadlers Konzeption der deutschen Literaturgeschichte, 303–378. Berlin: Walter de Gruyter.
- Raphael, Lutz. 2003. Sozialexperten in Deutschland zwischen konservativem Ordnungdenken und rassistischer Utopie (1918–1945). In: Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit. Hg. v. Wolfgang Hardtwig, 327–346. München: Oldenbourg.
- Rauschenberger, Katharina, Werner Konitzer und Fritz Bauer Institut, Hrsg. 2015. Antisemitismus und andere Feindseligkeiten: Interaktionen von Ressentiments. Frankfurt/Main: Campus.
- Reddy, William M. 1997. The Invisible Code: Honor and Sentiment in Postrevolutionary France, 1814–1848. Berkeley [u. a.]: Univ. of California Press.

- Reddy, William M. 1999. Emotional Liberty: Politics and History in the Anthropology of Emotions. *Cultural anthropology: journal of the Society for Cultural Anthropology* 14/2: 256–288.
- Reddy, William M. 2000. Sentimentalism and its Erasure: The Role of Emotions in the Era of the French Revolution. *The journal of modern history* 72/1: 109–152.
- Reddy, William M. 2001. *The Navigation of Feeling: A Framework for the History of Emotions*. Cambridge [u. a.]: Cambridge Univ. Press.
- Reddy, William, Barbara H. Rosenwein und Peter Stearns. 2010. Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle? *Werkstatt Geschichte* 19/54: 39–69.
- Reeken, Dietmar von und Malte Thießen, Hrsg. 2013. „Volksgemeinschaft“ als soziale Praxis. Neue Forschungen zur NS-Gesellschaft vor Ort. Nationalsozialistische Volksgemeinschaft. Paderborn [u. a.]: Schöningh.
- Rehberg, Karl-Siegbert. 2014. Handeln und Handlung. In: Max Weber-Handbuch. Leben, Werk, Wirkung. Hg. v. Hans-Peter Müller und Sigmund Steffen. 58–63. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Reichel, Peter. 2006. Der schöne Schein des Dritten Reiches. Gewalt und Faszination des Faschismus. Hamburg: Ellert & Richter.
- Reichenbach, Peter und Beat Lenherr. 2006. Das Zürcher Schauspielhaus. Mythos und Wirklichkeit. Ein Dokumentarfilm in zwei Teilen von Peter Reichenbach und Beat Lenherr. Eine Produktion der C-Films in Koproduktion mit dem Schweizer Fernsehen, dem ZDF und 3satDVD. Dokumentarfilm. C-Films, Zürich.
- Reinicke, David, Kathrin Stern, Kerstin Thieler und Gunnar Zamzow, Hrsg. 2014. *Gemeinschaft als Erfahrung. Kulturelle Inszenierungen und soziale Praxis 1930–1960*. Paderborn: Schöningh.
- Rieff, Philip. 2007. *The Triumph of the Therapeutic. Uses of Faith after Freud [1966]*. Fortieth-Anniversary edition, 2nd print. Wilmington: ISI Books.
- Riess, Curt. 1963. *Sein oder Nichtsein. Der Roman eines Theaters*. Zürcher Schauspielhaus. Zürich: Sanssouci.
- Rohrkämmer, Thomas. 2003. Die Vision einer deutschen Technik. Ingenieure und das „Dritte Reich“. In: *Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit*. Hg. v. Wolfgang Hardtwig, 287–308. München: Oldenbourg.
- Rohrkämmer, Thomas. 2019. Arbeitsfreude und Selbstvertrauen. Die moralische Ökonomie der Re-Integration Kriegsbeschädigter in Cisleithanien (1914–1918). In: *Moral economies*. Hg. v. Ute Frevert, 163–186. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Roose, Jochen und Dietz, Hrsg. 2016. *Social Theory and Social Movements: Mutual Inspirations*. Wiesbaden: Springer VS.
- Roselli, David Kawalko. 2011. *Theater of the People. Spectators and Society in Ancient Athens*. Austin: University of Texas Press.
- Roselt, Jens. 2014. Einfühlung. In: *Metzler Lexikon Theatertheorie*. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 88–89. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Rosenberger, Nicole. 2001. Schreiben für die Republik. Schweizer Literaturgeschichte im Dienste nationaler und wissenschaftlicher Identitätsbildung um 1900. In: *Schreiben gegen die Moderne. Beiträge zu einer kritischen Fachgeschichte der Germanistik in der Schweiz*. Hg. v. Corina Caduff und Michael Gamper, 191–206. Zürich: Chronos.
- Rosenwein, Barbara H. 2002. Worrying about Emotions in History. *The American Historical Review* 107/3: 821–845.

- Rosenwein, Barbara H. 2006. *Emotional Communities in the Early Middle Ages*. Ithaca, NY [u. a.]: Cornell Univ. Press.
- Rosenwein, Barbara H. 2016. *Generations of Feeling: A History of Emotions, 600–1700*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Roth, John K. 2005. *Ethics during and after the Holocaust: In the Shadow of Birkenau*. Basingstoke [u. a.]: Palgrave Macmillan.
- Rouse, Joseph. 1993. What Are Cultural Studies of Scientific Knowledge? *Configurations* 1/1: 1–22. doi:10.1353/con.1993.0006 (20.11.2020).
- Rühle, Günther. 1974. *Diktatur und Exil. 1933–1945*. Berlin: Propyläen.
- Rühle, Günther. 2007. *Theater in Deutschland 1887–1945. Seine Ereignisse – seine Menschen*. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Ruppelt, Georg. 1979. *Schiller im nationalsozialistischen Deutschland. Der Versuch einer Gleichschaltung*. Metzler Studienausgabe. Stuttgart: Metzler.
- Ruppelt, Georg. 2005. *Hitler gegen Tell. Die „Gleich- und Ausschaltung“ Friedrich Schillers im nationalsozialistischen Deutschland*. Lesesaal. Erlesenes aus der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Bibliothek 20. Hameln: Niemeyer.
- Ruppert, Rainer. 1995. *Labor der Seele und der Emotionen. Funktionen des Theaters im 18. und frühen 19. Jahrhundert*. Berlin: Ed. Sigma.
- Sachsse, Christoph und Florian Tennstedt. 1992. *Der Wohlfahrtsstaat im Nationalsozialismus*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Salden, Adelheid von. 2018. *Kultureller Nationalismus – Vergleichsperspektiven zwischen den USA und Deutschland (1900–1945)*. In: *Der Ort der „Volksgemeinschaft“ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte*. Hg. v. Detlef Schmiechen-Ackermann, Marlis Buchholz, Bianca Roitsch und Christine Schröder, 134–151. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Sandberg, Beatrice. 2007. *Geistige Landesverteidigung (1933–1945)*. In: *Schweizer Literaturgeschichte*. Hg. v. Claudia Brinker-von der Heyde und Peter Rusterholz, 210–231. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Sandkühler, Hans Jörg, Hrsg. 2007. *Repräsentation und Wissenskulturen*. Frankfurt/Main [u. a.]: P. Lang.
- Sarasin, Philipp. 2011. „Was ist Wissensgeschichte?“ *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 1, Nr. 36: 159–172.
- Sarasin, Philipp. 2014. *Metaphern der Ambivalenz. Philipp Etters „Reden an das Schweizervolk“ von 1939 und die Politik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg*. In: *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*. Hg. v. Philipp Sarasin, 177–190. 4. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Sarkowicz, Hans und Alf Mentzer. 2011. *Schriftsteller im Nationalsozialismus: ein Lexikon*. Berlin: Insel.
- Sarkowicz, Hans. 2004. *Radio unterm Hakenkreuz von 1933 bis 1945. Die Geschichte des Rundfunks in Deutschland*. Berlin: Universal Classics & Jazz.
- Sauder, Gerhard. 2015. *Empfindsamkeit*. In: *Handbuch europäische Aufklärung. Begriffe, Konzepte, Wirkung*. Hg. v. Heinz Thoma, 132–138. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Saunier, Pierre-Yves. 2013. *Transnational History. Theory and history*. Basingstoke [u. a.]: Palgrave Macmillan.
- Saur, Klaus Gerhard. 2013. *Verlage im Nationalsozialismus*. In: *Verlage im „Dritten Reich“*. Hg. v. Georg Ruppelt. 9–18. Frankfurt/Main: Klostermann.

- Sauter, Willmar. 2014. Publikum. In: Metzler Lexikon Theatertheorie. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 273–279. Stuttgart: Metzler.
- Schaller, Wolfgang, Hrsg. 2007. Operette unterm Hakenkreuz. Zwischen hoffähiger Kunst und „Entartung“. Berlin: Metropol.
- Schärer, Thomas. 2019. Schweizer Filmwochenschau. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 14. Juni. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/010478/2019-06-14/> (17.09.2020).
- Scheer, Monique. 2009. Empfundener Glaube. Die kulturelle Praxis religiöser Emotionen im deutschen Methodismus des 19. Jahrhunderts. *Zeitschrift für Volkskunde: Halbjahresschrift der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde* 105/2: 185–213.
- Scheer, Monique. 2012. Are Emotions a Kind of Practice (and is that what makes them have a History)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion. *History and theory: Studies in the Philosophy of History* 51/2: 193–220.
- Scheve, Christian von, Hrsg. 2014. Collective Emotions: Perspectives from Psychology, Philosophy and Sociology. Oxford [u. a.]: Oxford Univ. Press.
- Schmid, Michaela. 2008. Erziehungsratgeber in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – eine vergleichende Analyse. Kontinuität und Diskontinuität im Mutterbild sowie der (früh-) kindlichen Pflege und Erziehung in ausgewählten Erziehungsratgebern der Weimarer Republik und der NS-Zeit. Berlin: Weissensee.
- Schmidt, Georg. 2018. Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. München: C.H. Beck.
- Schmidt, Jochen. 2016. Der Mythos „Wille zur Macht“. Nietzsches Gesamtwerk und der Nietzsche-Kult. Eine historische Kritik. Berlin: De Gruyter.
- Schmidtke, Adrian. 2007. Körperformationen. Fotoanalysen zur Formierung und Disziplinierung des Körpers in der Erziehung des Nationalsozialismus. Münster: Waxmann.
- Schmiechen-Ackermann, Detlef, Marlis Bucholz, Bianca Roitsch und Christine Schröder, Hrsg. 2018. Der Ort der „Volksgemeinschaft“ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte. Nationalsozialistische Volksgemeinschaft. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Schmitt, Johannes. 2002. Das Jenaer Konzept. Ein Gründungsbeispiel zur Theaterforschung im frühen 20. Jahrhundert. Kleine Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. 42. Berlin: Ges. für Theatergeschichte.
- Schönauer, Franziska. 2011. Arnold Hans Schwengeler. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/012276/2011-10-31/> (14.09.2020).
- Schorno, Paul. 2005. Oskar Eberle. In: Theaterlexikon der Schweiz. Dictionnaire du théâtre en Suisse = Dizionario teatrale svizzero = Lexicon da teater svizzer. Hg. v. Andreas Kotte und Joël Aguet, 1:509f. Zürich: Chronos. http://tls.theaterwissenschaft.ch/wiki/Oskar_Eberle (02.03.2020).
- Schrader, Bärbel. 2008. „Jederzeit widerruflich“. Die Reichskulturkammer und die Sondergenehmigungen in Theater und Film des NS-Staates. Berlin: Metropol.
- Schulz Hostetter, Elisabeth. 2004. The Berlin State Theater under the Nazi regime. A study of the administration, key productions and critical responses from 1933–1944. Lewiston, N.Y.: Edwin Mellen Press.
- Schulz, Kristina. 2012. Die Schweiz und die literarischen Flüchtlinge (1933–1945). Berlin: Akademie.
- Schütt, Julian. 1996. Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus. Zürich: Chronos.

- Schwenk, Otto G., Hrsg. 1996. *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*. Wiesbaden: VS.
- Seegers, Lu. 2003. *Hör zu! Eduard Rhein und die Rundfunkprogrammzeitschriften (1931–1965)*. 2. Aufl. Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg.
- Seegers, Lu. 2015. *Walther von Hollander als Lebensberater im „Dritten Reich“*. In: *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur 1900–1940*. Hg. v. Stephanie Kleiner und Robert Suter, 179–207. Berlin: Neofelis.
- Seegers, Lu. 2018. *Herrschaft als mediale Praxis. Potenziale einer stärkeren Einbeziehung der Massenmedien zur Erforschung der NS-Gesellschaftsgeschichte*. In: *Der Ort der „Volksgemeinschaft“ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte*. Hg. v. Detlef Schmiechen-Ackermann, Marlis Buchholz, Bianca Roitsch und Christine Schröder, 327–338. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Seegers, Lu. 2019. *Walther von Hollander as an Advice Columnist on Marriage and the Family in the Third Reich*. In: *Private life and privacy in Nazi Germany*. Hg. v. Elizabeth Harvey, Johannes Hürter, Maiken Umbach und Andreas Wirsching, 206–230. Cambridge: Cambridge University Press.
- Selbmann, Rolf. 1985. *Gottfried Keller. Kleider machen Leute. Interpretation von Rolf Selbmann*. München: Oldenbourg.
- Senne, Stefan und Alexander Hesse. 2019. *Genealogie der Selbstführung. Zur Historizität von Selbsttechnologien in Lebensratgebern*. Bielefeld: Transcript.
- Siegrist, Christoph. 1995. *Der zerissene Jakob Schaffner. Überzeugter Nationalsozialist und Schweizer Patriot*. In: *Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939*. Hg. v. Aram Mattioli, 55–72. Zürich: Orell Füssli.
- Sommer, Marianne, Staffan Müller-Wille und Carsten Reinhardt, Hrsg. 2017. *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Sommer, Marianne. 2008. *Bones and Ochre: The Curious Afterlife of the Red Lady of Paviland*. Cambridge, Mass: Harvard University Press.
- Sommer, Marianne. 2015. *Evolutionäre Anthropologie zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Sommer, Marianne. 2016. *History within. The Science, Culture, and Politics of Bones, Organisms, and Molecules*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Speich Chassé, Daniel und David Gugerli. 2012. *Wissensgeschichte: Eine Standortbestimmung. Traverse 1: 85–100*.
- Spur, Günter. 2008. *Industrielle Psychotechnik – Walther Moede. Eine biographische Dokumentation*. München: Hanser.
- Stahrenberg, Carolin. 2012. *Hotspot von Café bis Kabarett. Musikalische Handlungsräume im Berlin Mischa Spolianskys 1918–1933*. Münster [u. a.]: Waxmann.
- Stalder, Ruth. 2000. *Die Archive der schweizerischen Landesausstellung*. In: *Expos.ch. Ideen, Interessen, Irritationen*. Hg. v. Schweizerisches Bundesarchiv, 81–95. Bundesarchiv Dossier 12. Bern: Schweizerisches Bundesarchiv.
- Stauffacher, Werner. 2004. *Emil Ermatinger*. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*. [Online], 29. Oktober. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011774/2004-10-29/> (10.10.2020).
- Stearns, Carol Z. und Peter N. Stearns. 1990. *Introducing the History of „motion“*. *The psychohistory review*: 263–291.
- Stearns, Peter N. 2006. *American Fear: The Causes and Consequences of High Anxiety*. London [u. a.]: Routledge.

- Stearns, Peter N. und Carol Z. Stearns. 1985. Emotionology : Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards. *The American historical review* 90/4: 813–836.
- Stearns, Peter N. und Jan Lewis, Hrsg. 1998. An Emotional History of the United States. New York, NY [u. a.]: New York University Press.
- Steber, Martina und Bernhard Gotto, Hrsg. 2014. Visions of Community in Nazi Germany. Social Engineering and Private Lives. Oxford: Oxford University Press.
- Steir, Nico. 1994. Arbeit, Eigentum und Wissen: zur Theorie von Wissensgesellschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Steir, Nico. 2003. Wissenspolitik: Die Überwachung des Wissens. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Steinbacher, Sybille. 2007. Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft. 2. Aufl. Göttingen: Wallstein.
- Stephenson, Jill. 2001. Women in Nazi Germany. Harlow: Longman.
- Stephenson. 2014. The Nazi organisation of women. [Reprint], London: Routledge.
- Stern, Martin. 1998. Die Festspiele der neueren Schweiz und ihre politisch-dramaturgischen Modelle. In: Grenzgänge. Das Theater und die anderen Künste. Hg. v. Gabriele Brandstetter, 373–382. Tübingen: Gunter Narr.
- Stern, Martin. 2000. Das Festspiel, 126–157; Das mystisch-utopische Drama 185–202; Künftige Aufgaben 569–575. In: Schweizertheater. Drama und Bühne der Deutschschweiz bis Frisch und Dürrenmatt 1930–1950. Hg. v. Andreas Kotte, *Theatrum Helveticum* 6. Zürich: Chronos.
- Stiegler, Bernd. 2016. Technik und Psychotechnik. Die Technische Einstellung des Menschen, 25–122; Psychotechnik in Deutschland und Rußland. Der allgemeine Mensch, 41–66; Fritz Giese. Psychotechnik als deutsche Aufgabe, 67–86; Technik und Ästhetik. Die visuelle Einstellung des Menschen, 257–338. In: Ders. Der montierte Mensch. Eine Figur der Moderne. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Sting, Wolfgang. 2014. Theaterpädagogik/Theatertherapie. In: Metzler Lexikon Theatertheorie. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 372–375. Stuttgart: Metzler.
- Stock, Armin. 2014. Erismann, Theodor. In: Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933–1945. Ein Personenlexikon. Hg. v. Uwe Wolfradt, Elfriede Billmann-Mahecha und Armin Stock, 108–110. Berlin: Springer.
- Stöckmann, Ingo. 2009. Der Wille zum Willen. Der Naturalismus und die Gründung der literarischen Moderne 1880–1900. Berlin: de Gruyter.
- Stöckmann, Ingo. 2012. Willensschwäche oder von der Selbstbemeisterung durch Gewohnheit. Kommentar zu Josef Clemens Kreibitz und Reinhold Gering. In: Schlechte Angewohnheiten: eine Anthologie 1750–1900. Hg. v. Bernhard Kleeberg, 336–348. Berlin: Suhrkamp.
- Stommer, Rainer. 1985. Die inszenierte Volksgemeinschaft. Die „Thing-Bewegung“ im Dritten Reich. Marburg: Jonas.
- Stompör, Stephan. 2001. Jüdisches Musik- und Theaterleben unter dem NS-Staat. Hg. v. Andor Izsák. Hannover: Europäisches Zentrum für Jüdische Musik.
- Storch, Michael. 2018. Der „Ausbeuter der Tat“: Friedrich Nietzsches Präsenz in Ernst Jüngers politischer Publizistik der Weimarer Zeit. In: Nietzsche und Die konservative Revolution. Hg. v. Sebastian Kaufmann und Andreas Urs Sommer, 435–454. Boston: De Gruyter.

- Strasen, Sven-Knut. 2013. Ideologie und Ideologiekritik. In: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Hg. v. Ansgar Nünning, 326. Stuttgart: Metzler.
- Strauss, Gerhard, Ulrike Hass und Gisela Harras. 1989. Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. New York: De Gruyter.
- Strohm, Christoph. 2011. Die Deutschen Christen und die Bekennende Kirche. In: Ders. Die Kirchen im Dritten Reich, 35–39. München: C. H. Beck.
- Süß, Dietmar. 2017. „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“. Die deutsche Gesellschaft im Dritten Reich. München: C.H. Beck.
- Süß, Dietmar. 2018. Arbeit, Leistung, Bürgertum. In: Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus?. Hg. v. Norbert Frei, 100–115. Göttingen: Wallstein.
- Süß, Winfried und Malte Thießen, Hrsg. 2017. Städte im Nationalsozialismus. Urbane Räume und soziale Ordnungen. Göttingen: Wallstein.
- Swett, Pamela E., Corey Ross und Fabrice d’Almeida, Hrsg. 2011. *Pleasure and Power in Nazi Germany*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Tändler, Maik und Uffa Jensen. 2012. Psychowissen, Politik und das Selbst. Eine neue Forschungsperspektive auf die Geschichte des Politischen im 20. Jahrhundert. In: *Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung. Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert*. Hg. v. dies., 9–35. Göttingen: Wallstein.
- Tändler, Maik. 2016. *Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den siebziger Jahren*. Göttingen: Wallstein.
- Tanner, Jakob. 1998. Der ‚autonome Mensch‘ an der Schweizerischen Landesausstellung. In: *Wissenschafts- und Technikforschung in der Schweiz. Sondierungen einer neuen Disziplin*. Hg. v. Bettina Heintz, Bernhard Nievergelt, 95–104. Zürich: Seismo.
- Tanner, Jakob. 2008. *Motions and Emotions*. In: *1968 in Europe. A History of Protest and Activism, 1956–1977*. Hg. v. Martin Klimke und Joachim Scharloth, 71–80. New York: Palgrave Macmillan.
- Tanner, Jakob. 2014. Die Schweiz im Grossen Krieg. Plädoyer für eine transnationale Geschichte. In: *14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg, Ausstellungskatalog*. Hg. v. Roman Rossfeld, Thomas Buomberger, Patrick Kury und Landesmuseum Schweizerisches, 8–17. Baden: hier + jetzt.
- Tanner, Jakob. 2015. Nationale Konflikte und „geistige Landverteidigung“ (1920 bis 1939). In: Ders. *Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*, 199–254. München: C. H. Beck.
- Tanner, Jakob. 2020. Thesen und Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte der Schweiz. In: *Transnationale Geschichte der Schweiz*. Hg. v. Nathalie Büsser, Thomas David, Pierre Eichenberger, Lea Haller, Tobias Straumann, Christa Wirth, 225–235. *Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte* 34. Zürich: Chronos.
- Tanzer, Ulrike. 2011. *Fortuna, Idylle, Augenblick: Aspekte des Glücks in der Literatur*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Tavernaro, Thomas. 2004. *Der Verlag Hitlers und der NSDAP*. Die Franz Eher Nachfolger GmbH. Wien: Edition Präsens
- Tenroth, Heinz-Elmar. 2003. Erziehungsutopien zwischen Weimarer Republik und Drittem Reich. In: *Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit*. Hg. v. Wolfgang Hardtwig, 175–198. München: Oldenbourg.
- Ther, Philipp, Hrsg. 2012. *Kulturpolitik und Theater. Die kontinentalen Imperien in Europa im Vergleich*. Wien: Böhlau.

- Thiolay, Boris. 2014. Lebensborn. La fabrique des enfants parfaits. Ces Français qui sont nés dans une maternité SS. [Paris]: Le grand livre du mois.
- Thomä, Dieter. 2003. Freiheit und Glück im Streit um den „Neuen Menschen“. In: Ders. Vom Glück in der Moderne, 33–58. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Thomä, Dieter. 2011. Einleitung. In: Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch. Hg. v. ders., Christoph Henning und Olivia Mitscherlich-Schönherr, 1–10. Stuttgart: Metzler.
- Thompson, Edward P. 1971. The Moral Economy of the English Crowd in the eighteenth Century. *Past & Present* Vol. 50, Issue 1: 76–136. doi:<https://doi.org/10.1093/past/50.1.76> (16. 04. 2020).
- Thompson, William. 1968. An inquiry into the principles of the distribution of wealth most conducive to human happiness. Applied to the newly proposed system of voluntary equality of wealth. New York: B. Franklin.
- Thurich, Eckart. 2011. Nationalismus. In: [Lexika] Pocket Politik. Demokratie in Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. <http://www.bpb.de/nachschlagen/lexika/pocket-politik/16503/nationalismus> (14. 12. 2020).
- Tilitzki, Christian. 2002. Die deutsche Universitätsphilosophie in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Berlin: Akademie.
- Timpe, Julia. 2016. „Männer und Frauen bei fröhlichem Spiel“. Ziele, Gestaltung und Aneignungsversuche von KdF-Betriebssport. In: Sport und Nationalsozialismus. Hg. v. Frank Becker und Ralf Schäfer, 85–106. Göttingen: Wallstein.
- Timpe, Julia. 2017. Nazi-organized Recreation and Entertainment in the Third Reich. The Holocaust and its Contexts. London: Palgrave Macmillan.
- Tomishige, Yoshio. 2011. Zu Lessings „Minna von Barnhelm oder Das Soldatenglück“ – Moderne Landschaft mit absterbenden Menschen aus dem 18. Jahrhundert. In: Aufführungsdiskurse im 18. Jahrhundert. Bühnenästhetik, Theaterkritik und Öffentlichkeit. Hg. v. Yoshio Tomishige und Soichiro Itoda, 9–40. München: Iudicium.
- Traub, Ulrike. 2010. Theater der Nacktheit. Zum Bedeutungswandel entblösster Körper auf der Bühne seit 1900. Bielefeld: Transcript.
- Treitl, Corinna. 2004. The Spectrum of Nazi Responses. In: Dies. A Science for the Soul. Occultism and the Genesis of the German modern, 210–242. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Trümpi, Fritz. 2011. Politisierte Orchester. Die Wiener Philharmoniker und das Berliner Philharmonische Orchester im Nationalsozialismus. Wien [u. a.]: Böhlau.
- Tschudi, Pierre-Alain. 1993. „Das eidgenössische Wettspiel“. Die Rekonstruktion der Schweiz im offiziellen Festspiel der Schweizerischen Landesausstellung, Zürich 1939. Hochschulschrift. Genf.
- Tschudi, Pierre-Alain. 2000. Die Konstruktion der christlichen Nation im offiziellen Festspiel der Landi 39. In: Expos.ch. Ideen, Interessen, Irritationen. Hg. v. Schweizerisches Bundesarchiv, 179–199. Bundesarchiv Dossier 12. Bern: Schweizerisches Bundesarchiv.
- Uhl, Karsten. 2012. Arbeit – Körper – Rationalisierung. Neue Perspektiven auf den historischen Wandel industrieller Arbeitsplätze. In: Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. v. Lars Bluma und Uhl Karsten, 9–31. Bielefeld: Transcript.
- Uhle, Roger. 1999. Neues Volk und reine Rasse. Walter Gross und das „Rassenpolitische Amt der NSDAP“ (RPA) 1934–1945. Diss. Aachen: Techn. Hochschule.

- Uhle, Roger. 2017. Gross, Walter. In: Handbuch der völkischen Wissenschaften. Personen – Institutionen – Forschungsprogramme – Stiftungen. Hg. v. Ingo Haar und Michael Fahlbusch, 2. Grundlegend erweiterte und überarbeitete Aufl, Teilband 1, 241–247. München: K. G. Saur.
- Uhlig, Ralph. 1991. Professor Dr. Wolfgang Liepe. In: Vertriebene Wissenschaftler der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) nach 1933. Zur Geschichte der CAU im Nationalsozialismus. Eine Dokumentation, [im Campusnetz der Universität Kiel online (22.04.2008)]. Kieler Werkstücke Reihe A: Beiträge zur schleswig-holsteinischen und skandinavischen Geschichte, 2. Frankfurt/Main [u. a.]: Deutsches Biographisches Archiv. <http://www.uni-kiel.de/ns-zeit/bios/liepe-wolfgang.shtml> (24.05.2020).
- Ulfkotte, Josef. 2014. Die vormärzliche Turnfestkultur – Muster und Vorbild für das „Erste Deutsche Turn- und Jugendfest in Corburg“ (1860). In: Turnen ist mehr – Patriotismus als Lebensform. Hg. v. Michael Krüger, 151–168. Hildesheim: Arete.
- Umatham, Sandra. 2014. Avantgarde. In: Metzler Lexikon Theatertheorie. Hg. v. Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch und Matthias Warstat, 28–31. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg. 2001. Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus. [Überarb. und erg. Fassung des Zwischenberichts von 1999], 2. Version. Hg. v. Michèle Fleury, Valérie Boillat und Gregor Spuhler. Veröffentlichungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg 17. Zürich: Chronos.
- Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg. 2002. Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg: Schlussbericht. Hg. v. Jean-François Bergier und Mario König. 2., unveränderte Aufl. Veröffentlichungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg. Schlussbericht. Zürich: Pendo.
- Üner, Elfriede. 2004. Der Einbruch des Lebens in die Geschichte: Kultur- und Sozialtheorie der „Leipziger Schule“ zwischen 1900 und 1945. In: Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften. Hg. v. Hartmut Lehmann und Otto Gerhard Oexle, Bd. 1: Fächer–Milieus–Karrieren, 211–240. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Uther, Hans-Jörg. 2013. Hans im Glück. In: Handbuch zu den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm. Entstehung – Wirkung – Interpretation. 2., vollst. überarb. Aufl., 183–186. Berlin: De Gruyter.
- Utz, Peter. 1984. Die ausgehöhlte Gasse. Stationen der Wirkungsgeschichte von Schillers „Wilhelm Tell“. Königstein/Ts: Forum Academicum.
- Vleuten, van der Erik und Torsten Feys, Hrsg. 2016. Borders and Frontiers in Global and Transnational History. München: C.H. Beck.
- Volk, Sabrina. 2017. Elternratgeber der Weimarer Republik. Wissensordnungen über Familienerziehung zwischen zwei Weltkriegen. Wiesbaden, Secaucus: Springer.
- Vorländer, Herwart. 1988. Das Hilfswerk „Mutter und Kind“. In: Ders. Die NSV. Darstellung und Dokumentation einer nationalsozialistischen Organisation, 62–76. Boppard a. Rhein: Harald Boldt.
- Wardetzky, Jutta. 1983. Theaterpolitik im faschistischen Deutschland. Studien und Dokumente. Veröffentlichung der Akademie der Künste der DDR. DDR-Berlin: Henschel.
- Warstat, Matthias. 2011. Krise und Heilung: Wirkungsästhetiken des Theaters. München: Wilhelm Fink.

- Wecker, Regina. 2009. Wie nationalsozialistisch ist die Eugenik? Internationale Debatten zur Geschichte der Eugenik im 20. Jahrhundert = What is National Socialist about eugenics? International debates on the history of eugenics in the 20th century. Wien: Böhlau.
- Wecker, Regina und Bernhard Küchenhoff, Hrsg. 2013. Eugenik und Sexualität. Die Regulierung reproduktiven Verhaltens in der Schweiz 1900–1960. Zürich: Chronos.
- Wedemeyer, Bernd. 2004. „Der neue Mensch“. Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Würzburg: Königshausen u. Neumann.
- Weibel, Luc. 2004. Maurice Bavaud. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 28. April. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/043603/2004-04-28/> (08.07.2020).
- Weigel, Bjoern. 2017. Vom deutschen zum „arischen“ Theater. Die Verdrängung jüdischer Theaterunternehmer in Berlin in der NS-Zeit. Berlin: Metropol.
- Wendland, Ulrike. 1999. Neugass, Fritz. In: Dies. Biographisches Handbuch deutschsprachiger Kunsthistoriker im Exil. Leben und Werk der unter dem Nationalsozialismus verfolgten und vertriebenen Wissenschaftler, Band 2: L-Z, 453. Berlin: De Gruyter.
- Weniger, Kay. 2001. Reichmann, Max. In: Das grosse Personenlexikon des Films, N–R. Mary Nolan–Meg Ryan, 450. Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf.
- Weniger, Kay. 2011a. Mischa Spolansky. In: Ders. „Es wird im Leben dir mehr genommen als gegeben“. Lexikon der aus Deutschland und Österreich emigrierten Filmschaffenden 1933 bis 1945. Eine Gesamtübersicht, 478 ff. Hamburg: Acabus.
- Weniger, Kay. 2011b. Dolly Haas. In: Ders. „Es wird im Leben dir mehr genommen als gegeben“. Lexikon der aus Deutschland und Österreich emigrierten Filmschaffenden 1933 bis 1945. Eine Gesamtübersicht, 223 ff. Hamburg: Acabus.
- Werr, Sebastian. 2014. Heroische Weltsicht: Hitler und die Musik. Köln [u. a.]: Böhlau.
- Wicclair, Walter. 1989. Das fatale Loch in der Berliner Theatergeschichte. In: Im Rampenlicht der „dunklen Jahre“. Aufsätze zum Theater im „Dritten Reich“, Exil und Nachkrieg. Mit einem Beitrag zur „Vergangenheitsbewältigung“ in Schauspielerautobiographien von Michael Töteberg. Hg. v. Marta Mierendorff und Helmut G. Asper, 17–42. Berlin: Edition Sigma.
- Wichert, Lasse. 2018. Der Schlageter-Mythos. In: Ders. Personale Mythen des Nationalsozialismus. Die Gestaltung des Einzelnen in literarischen Entwürfen, 363–461. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Widmer, Josef. 2017. Philipp Etter. In: Historisches Lexikon der Schweiz. [Online], 14. Dezember. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/004642/2017-12-14/> (14.09.2020).
- Wildmann, Daniel. 1998. Begehrte Körper. Konstruktion und Inszenierung des „arischen“ Männerkörpers im „Dritten Reich“. Aufgezeigt am Olympia-Film von Leni Riefenstahl. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Wildt, Michael und Kreuztmüller, Hrsg. 2013. Berlin 1933–1945. München: Siedler.
- Wildt, Michael. 2007. Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939. Hamburg: Hamburger Edition.
- Wildt, Michael. 2008. Geschichte des Nationalsozialismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wildt, Michael. 2013. Eichmann und der kategorische Imperativ, oder: Gibt es eine nationalsozialistische Moral? In: Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942. Dokumente, Forschungsstand, Kontroversen. Hg. v. Norbert Kampe und Peter Klein, 151–168. Köln: Böhlau.

- Wildt, Michael. 2014a. Volksgemeinschaft. A Modern Perspective on National Socialist Society. In: *Visions of Community in Nazi Germany. Social Engineering and Private Lives*. Hg. v. Martina Steber und Bernhard Gotto, 43–59. Oxford: Oxford University Press.
- Wildt, Michael. 2014b. Der Begriff der Arbeit bei Hitler. In: *Arbeit im Nationalsozialismus*. Hg. v. Marc v. Buggeln und Michael Wildt, 3–24. München, Oldenbourg.
- Wildt, Michael. 2018. Das Ich und das Wir. Subjekt, Gesellschaft und „Volksgemeinschaft“ im Nationalsozialismus. In: *Der Ort der „Volksgemeinschaft“ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte*. Hg. v. Detlef Schmiechen-Ackermann, Marlis Buchholz, Bianca Roitsch und Christine Schröder, 37–49. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Wildt, Michael. 2019. Die Ambivalenz des Volkes. *Der Nationalsozialismus als Gesellschaftsgeschichte*. Berlin: Suhrkamp.
- Williams, John Alexander. 2007. *Turning to Nature in Germany. Hiking, Nudism, and Conservation, 1900–1940*. Stanford, Calif: Stanford University Press.
- Wirsching, Andreas. 2008. Politisches System, Reichsverfassung und Reichswehr. In: Ders. *Die Weimarer Republik. Politik und Gesellschaft*. 2., um einen Nachtrag erw. Aufl., 149–150. München: Oldenbourg.
- Wirth, Uwe. 2008. Vorüberlegungen zu einer Logik der Kulturforschung. In: *Kulturwissenschaft. Eine Auswahl grundlegender Texte*. Hg. v. Uwe Wirth, 9–70. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Wißmann, Constantin. 2016. „Politik und Wahrheit. Willkommen in der postfaktischen Welt“ [Eine Version dieses Textes erschien bereits im September auf Cicero Online. Aus aktuellem Anlass haben wir ihn aktualisiert und erneut veröffentlicht.]. *Cicero Online. Magazin für politische Kultur*. <http://cicero.de/salon/politik-und-wahrheit-willkommen-in-der-postfaktischen-welt> (10.12.2016).
- Wittenstein, Kate. 1998. The Feminist Uses of Psychoanalysis. Beatrice M. Hinkle and the Foreshadowing of Modern Feminism in the United States. *Journal of Women's History* 10/2: 38–62. doi:10.1353/jowh.2010.0376.
- Wodak, Ruth. 2016. *Politik mit der Angst: Zur Wirkung rechtspopulistischer Diskurse*. Wien: Edition Konturen.
- Wolf, Werner. 2013. Erzählsituation. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hg. v. Ansgar Nünning, 185–186. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Wolfradt, Uwe, Elfriede Billmann-Mahecha und Armin Stock, Hrsg. 2017. *Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933–1945. Ein Personenlexikon, ergänzt um einen Text von Erich Stern*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer.
- Wüest, Markus. 1990. Die „Stiftung: Luzerner-Spiele“. Ein vergessenes Kapitel aus der geistigen Landesverteidigung. *Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern* 8: 3–34.
- Wulf, Christoph und Jörg Zirfas, Hrsg. 2004. *Die Kultur des Rituals. Inszenierungen, Praktiken, Symbole*. München: W. Fink.
- Wulf, Christoph. 2013. *Anthropology. A continental perspective*. Chicago, Ill: University of Chicago Press.
- Wulf, Joseph. 1964. *Theater und Film im Dritten Reich*. Gütersloh: Sigbert Mohn.
- Wulf, Joseph. 1983. *Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Ullstein-Buch. Frankfurt/Main [u. a.]: Ullstein.
- Wüthrich, Werner. 2005. Otto Zimmermann. In: *Theaterlexikon der Schweiz. Dictionnaire du théâtre en Suisse = Dizionario teatrale svizzero = Lexicon da teater svizzer*. Hg. v. Andreas Kotte, 3: 2150. Zürich: Chronos. http://tls.theaterwissenschaft.ch/wiki/Oskar_Eberle (02.03.2020).

- Zalfen, Sarah und Sven Oliver Müller, Hrsg. 2012. *Besatzungsmacht Musik. Zur Musik- und Emotionsgeschichte im Zeitalter der Weltkriege (1914–1949)*. Bielefeld: Transcript.
- Zaugg, Thomas. 2018. *Der Privatnachlass von Bundesrat Philipp Etter (1891–1977). Bestandeschichte, Inhaltsbeschreibung, Forschungsperspektiven*. *Tugium. Jahrbuch des Staatsarchivs des Kantons Zug, des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie, des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug und der Burg Zug* 34: 79–89.
- Zaugg, Thomas. 2020. *Bundesrat Philipp Etter (1891–1977)*. Basel: NZZ Libro ein Imprint der Schwabe Verlagsgruppe AG.
- Zielske, Harald. 1981. *Theatergeschichte oder praktisches Theater?* In: *Theaterwissenschaft im deutschsprachigen Raum. Texte zum Selbstverständnis*. Hg. v. Helmar Klier, 164–170. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Zimmermann, Clemens. 2007. *Medien im Nationalsozialismus: Deutschland 1933–1945, Italien 1922–1943, Spanien 1936–1951*. Wien: Böhlau.
- Zimmermann, Rolf. 2017. *Die „rettungsloseste Ästhetik“. Nietzsche im Sog des Nationalsozialismus*. In: *Ders. Ankommen in der Republik. Thomas Mann, Nietzsche und die Demokratie, 170–193*. Freiburg, München: Karl Alber.
- Zuschlag, Christoph. 1995. *„Entartete Kunst“*. *Ausstellungsstrategien in Nazi-Deutschland*. Worms: Werner.

20 Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1** Thomas Theodor Heine. 1930. Die Jagd nach dem Glück [Titelblatt]. In: *Simplicissimus*, 22. September 1930, Nr. 26, Jg. 35, *Simplicissimus 1896 bis 1944* (Online-Edition), Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Weimar, http://www.simplicissimus.info/uploads/tx_lombksjournaldb/pdf/1/35/35_26.pdf (14. 04. 2020).
- Abb. 2** Rudolf Friedrich August Henneberg, „Die Jagd nach dem Glück“, 1863–1868, 200x382 cm, Tafelmalerei, Öl auf Leinwand, Alte Nationalgalerie, Staatliche Museen Berlin. © Alte Nationalgalerie, Staatliche Museen zu Berlin / Klaus Göken.
- Abb. 3** „Wie werde ich reich und glücklich?“ von Felix Joachimson. Musik von Mischa Spoliansky“, Berlin, Komödie am Kurfürstendamm, P: 15. Juni 1930, [Programmheft], Spoliansky 626, Mischa-Spoliansky-Archiv, Archiv AdK, Berlin.
- Abb. 4** [N.N.], „Ein Mädchen mit vielen Empfindungen. In Felix Joachimsons Revue ‚Wie werde ich reich und glücklich‘, Musik von Mischa Spoliansky, konferiert Dolly Haas die einzelnen Szenen durch Schilder, wechselnde Kostüme und durch ihre amüsante Mimik“. In: [o.T.], 16, [Rezension], Spoliansky 626, Mischa-Spoliansky-Archiv, Archiv AdK, Berlin.
- Abb. 5** [Fotograf unbekannt]: „*Tiller Girls (Der Massenkörper als Vorbild)*“. In: Fritz Giese. 1925. *Girlkultur. Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl*. München: Delphin-Verlag, Abb. 53, [gegenüber 113].
- Abb. 6** „C.H. Huter: Schicksalsmächte des Erfolges?“, [Buchcover]. In: C.H. Huter 1940. *Schicksalsmächte des Erfolges? Die Macht der Persönlichkeit. Menschen richtig erkennen. Gibt es einen Rhythmus des Glücks? Sieben-Jahr-Periode? Die zehn Menschentypen. Gehören Sie zu einem Erfolgstyp?* Dresden: C.H. Huter Verlag.
- Abb. 7** „Bewegungs-Ernährungs-Typ“. In: Huter 1940, 31.
- Abb. 8** Lisa Tasche. 1935. *Hurra wir zwingen das Glück. Erlebnisse – Gestalten – Bilder aus dem weiblichen Arbeitsdienst*. Berlin: Verlag für Kulturpolitik, [Buchcover].
- Abb. 9** Lisa Tasche. 1935. *Hurra wir zwingen das Glück. Erlebnisse – Gestalten – Bilder aus dem weiblichen Arbeitsdienst*. Berlin: Verlag für Kulturpolitik, [Buchrückseite].
- Abb. 10** Gustav Faber. 1934. *Schippe, Hacke, Ho! Erlebnisse, Gestalten, Bilder aus dem freiwilligen Arbeitsdienst*. Berlin: Verlag für Kulturpolitik [Buchcover].
- Abb. 11** Gustav Faber. 1934. *Schippe, Hacke, Ho! Erlebnisse, Gestalten, Bilder aus dem freiwilligen Arbeitsdienst*. Berlin: Verlag für Kulturpolitik [Buchrückseite].
- Abb. 12** Scherl (Verlag): „Besucher in der Ausstellung ‚Erbgesund-Erbkrank‘ in der Invalidenstraße 138 in Berlin 1934“, NS-Propagandaausstellung „Erbgesund-Erbkrank“, Berlin, 1934, Bild-ID 0081358, *Süddeutsche Zeitung Archiv* © Bildnummer/Bildquelle: 75455416 KEYSTONE/Süddeutsche Zeitung Photo/Scherl.
- Abb. 13** SZ-Photo: „Mutterglück“, „Dieses Bild sagt alles, so geht es bei uns der deutschen Mutter. Dem Führer haben wir es zu danken, dass in Deutschland Glück und Zufriedenheit herrscht!“, Originaler Fototext, NS-Propagandaausstellung „Kommunismus ohne Maske“, Berlin, 1936, Bild-ID 00364431, *Süddeutsche Zeitung Archiv* © Bildnummer/Bildquelle: 265779387 KEYSTONE/Süddeutsche Zeitung Photo.
- Abb. 14** [Fotograf unbekannt]: „Mutterglück“. In: Hans Hoppeler 1943. *Die Schweizerfrau als Mutter und Erzieherin*. Herausgegeben in Verbindung mit der Schweiz. *Mütterchule ‚Pro Infante‘*, 3. Aufl. [2. Aufl., 1940, 5. Aufl. 1950]. Zürich: Emil Frey, [gegenüber 385].

- Abb. 15** Henry Grob (Illustration): „Mag’s dich, o Glanz der Welt, verdrießen / Ich will mein *Mutterglück* genießen!“. In: Hoppeler 1943, [gegenüber 5].
- Abb. 16** Richard Schweizer (Fotograf), Emil Schulthess (Gestaltung): „Wilhelm Tell im Schauspielhaus Zürich“, Regie: Oskar Wälterlin, Tell: Heinrich Gretler, Zürich, 1939, Archivnr. 03 – 0195, Plakatsammlung, Zürcher Hochschule der Künste © Museum für Gestaltung, Plakatsammlung, Zürcher Hochschule der Künste.
- Abb. 17** „Wir! Ein sozialistisches Festspiel“ von Hendrik de Man mit Musik von Ottmar Gerster und Hanns Eisler, Zürcher Programmheft, 1933, Limmathaus, Zürich. Vgl. de Man 1933a.
- Abb. 18** „Arbeiterjugendlied aus „Wir“, Text: Hendrik de Man (1932), Musik: Ottmar Gerster (1897), Premieren-Programmheft. Vgl. de Man 1932a, 32.
- Abb. 19** [Emotionspolitischer Bewegungschor in Otto Zimmermanns Festspielregie „Wir!“], Zürcher Programmheft, Limmathaus, Zürich. Vgl. de Man 1933a, 7.
- Abb. 20** Festspiel „Glückliches Volk“, Veranstaltet von der „Reichshauptstadt“, Olympiastadion, 18.–28. August 1938, F Rep 260 – 01.A_0126, Plakatsammlung, Landesarchiv Berlin.
- Abb. 21** Zweites Bild: „Volk am Feierabend. Ein Berliner Festtag um die Jahrhundertwende“, Programmheft zur Aufführung des Festspiels „Glückliches Volk“ im Berliner Olympiastadion. Berlin: Wilhelm Limpert Druck- und Verlagshaus, 1938, o.S., Inventarnr. Do2 2010/682, Deutsches Historisches Museum, Berlin.
- Abb. 22** Hanns, Atlantic (Fotoagentur): Berliner „Volksleben“ um 1900, Probeaufnahme, Glückliches Volk, Berlin, Olympia Stadion, 1938, S/W, Vintage Print, 13x18 cm, Nachlass Niedecken Gebhard, TWS, Universität Köln.
- Abb. 23** Scherl (Verlag): „Probe zum Festspiel Glückliches Volk im Berliner Olympiastadion. Die Darsteller stellen den Einmarsch des Coburger Turnfestes von 1860 dar. Vorne die Ehrenjungfrauen.“, 11. 8. 1938, Bild-ID 00365348, Süddeutsche Zeitung Archiv © Bildnummer/Bildquelle: 418307044 KEYSTONE/Süddeutsche, Zeitung Photo.
- Abb. 24** Hanns (Fotograf): [„Volk in Leibesübungen“], Glückliches Volk, Berlin, Olympia Stadion, 1938, , S/W, Vintage Print, 8,5x13,7 cm, Nachlass Niedecken Gebhard, TWS, Universität Köln.
- Abb. 25** Hanns, Atlantic (Fotoagentur): [„Gemeinschaftserlebnis der Spielgemeinschaft“], Glückliches Volk, Berlin, Olympia Stadion, 1938, S/W, Vintage Print, 13x18 cm, Nachlass Niedecken Gebhard, TWS, Universität Köln.
- Abb. 26** „Schweizerische Landesausstellung in Zürich. Eröffnung 6. Mai 1939“, Beilage zum Tagblatt der Stadt Zürich, 6. Mai 1939, [Titelseite], VII.80.58, StArZH.
- Abb. 27** Aufbau Abt. I „Heimat und Volk“. In: Schweizerische Landesausstellung 1939 Zürich. Offizieller Führer mit Ausstellerverzeichnis und Orientierungsplan. Zofingen: Ringier, 29.
- Abb. 28** [Fotograf unbekannt]: „Das Schweizervolk drängt sich zum Höhenweg seiner Landesausstellung“, [Originaler Fototext], Vgl. Die Schweiz im Spiegel der Landesausstellung 1939. 1940. Hg. v. Schweizerische Landesausstellung 1939 Zürich.1. Zürich: Atlantis, 61a. Zu Werkangaben: Walter Knecht (Bildhauer): „Glückliche Zukunft“, Eingang Höhenweg (Abt. I „Heimat und Volk“). Vgl. ebd., 9, 60.
- Abb. 29** Robert Spreng (Fotograf, SWB): „Sie [Schweizer] sind nicht aus dem gleichen Holz geschnitzt, aber vom gleichen Geiste beseelt“, Abt. I „Heimat und Volk“, LA, Zürich, 1939. Vgl. Mojonner 1939b, 39.

- Abb. 30** Robert Spreng (Fotograf, SWB): „Jeder achte Schweizer heiratet eine Ausländerin! So unerfreulich das für die ‚achte Schweizerin‘ sein mag, so zeugt die stete vollständige Verarbeitung der neuen Blutzufuhr mit unserem hergebrachten Wesen doch für die Gesundheit und Gegenwartskraft des schweizerischen Geistes“ [Originaler Fototext], Abt. I „Heimat und Volk“, LA, Zürich, 1939. Vgl. Mojonnier 1939b, 40.
- Abb. 31** Robert Spreng (Fotograf, SWB), Hans Brandenberger (Bildhauer): „Wehrbereitschaft“, 1939, Gipsplastik, Halle „Gelöbnis“, Abt. I „Heimat und Volk“, LA, Zürich, 1939. Vgl. Mojonnier 1939a, 64 f. VII.80.54, StArZH.
- Abb. 32** Ernst Koehli (Fotograf, SWB), Luc Jaggi (Bildhauer): „Gelöbnis“, 1939, Plastische Gruppe, Gips, Inschrift: „Rufst Du, mein Vaterland“ in allen vier Landessprachen, Halle „Gelöbnis“, Abt. I „Heimat und Volk“, am Ende der Höhenstrasse, LA, Zürich, 1939. Vgl. Bilder aus der Schweizerischen Landesausstellung Zürich 1939. Sonderdruck der Zeitschrift „Werk“. Schweiz. Monatsschrift für Architektur, Freie Kunst, Angewandte Kunst. In: Das Werk. H. 5–6, Jg. 26. 1939. Zürich: Gebr. Fretz, 41. VII.80.61, StArZH.
- Abb. 33** Heinz Guggenbühl (Fotograf einer Aufnahme): „Jeder genießt die Landesausstellung auf seine Weise“. In: Schweizer Illustrierte, Sonderausgabe, 14. 06. 1939, Nr. 14, 790 f., VII.80.52, StArZ.
- Abb. 34** Michael Wolgensinger (Zürich): „Das eidgenössische Wettspiel“ von Edwin Arnet, Regie: Oskar Eberle, Offizielles Festspiel der Schweizerischen Landesausstellung, Festhalle, Zürich, 1939. Vgl. Eberle 1940, 31.
- Abb. 35** N.N. 1939. Das Eidgenössische Wettspiel / Le festival de l'exposition“. In: Zürcher Illustrierte. Erste Landesausstellungs-Sondernummer. 12. 05. 1939, Nr. 19, XV. Jg., 593, VII. 80.50a, StArZH.
Foto oben (Fotograf: Gotthard Schuh): „Emil Gyr (Freie Bühne Zürich) stellt den ‚Schweizer-Gesellen‘ mit innerem Feuer und lebendigster Beweglichkeit dar“. Foto unten, links (Fotograf: Hans Staub): Edwin Arnet (links) und Paul Müller (rechts). Foto unten, Mitte (Fotograf: Heinz Guggenbühl/Prisma): „Dr. Oskar Eberle, der Leiter des Festspiels, hatte die schwierige Aufgabe, fast tausend Menschen auf der großen Festhallenbühne zu dirigieren“. Foto unten, rechts (Agentur: „Photo ATP“): „Wilhelm Zimmermann (Freie Bühne Zürich) als aufrechter ‚Schweizermann‘“.
- Abb. 36** [Fotograf unbekannt]: [Schwurszene], „Das eidgenössische Wettspiel“ von Edwin Arnet, Regie: Oskar Eberle, Offizielles Festspiel der Schweizerische Landesausstellung, UA: 6. 5. 1939, Festhalle, Zürich, 1939, S/W, Vintage Print, 13x18 cm, VII. 80.77, StArZH.

21 Anlagen

21.1 Gedicht „Glück“ von Friedrich Halm (1806 – 1871)

„Was jeder sucht und was so wen'ge kennen,
Wonach wir alle jagen stets und rennen,
Wofür selbst Greise glühen noch und brennen,
Glück, was ist Glück? Wer weiß es mir zu nennen?

Befriedigung? – Das Herz kennt keinen Frieden!
Und Ruhe? Wem war jemals sie beschieden?
Freiheit vielleicht? – Doch wer ist frei hienieden?
Glück, was ist Glück? Wer hat es je entschieden?

Dem ist es Reichtum, jener nennt es Macht;
Dort grünt es einem in des Lorbeers Pracht,
Der findet es in wüst durchschwelgter Nacht,
Und dieser, wenn es sie beim Buch durchwacht!
Glück ist, was jeder sich als Glück gedacht!

Und träte einer nun zu mir heran,
Und spräche flehend: Zeige mir die Bahn
Zum Glück, zum Glück, nach dem wir alle jagen,
Die Worte müßt' ich ihm zur Antwort sagen:

Erst liebe, was auch deine Neigung wähle,
Ein Weib, ein Kind, Kunst, Wissenschaft, Natur,
Doch lieb' es ganz aus voller trunkner Seele,
Und leb' und web' in diesem einen nur!
Laß ganz aus dir des Ich's Bewußtsein schwinden,
Tauch' unter wie ins Meer in dein Empfinden,
Beglückend nur fühl' selber dich beglückt,
Gib ganz dich auf, und lerne froh entzückt,
Je mehr du gabst, nur reicher stets dich finden.

Dann schaffe, was es sei, nach deinen Gaben,
Ein Lied, ein Bild; treib Handel, führ' den Pflug:
Doch mußt du hoch das Ziel gesteckt dir haben,
Und was du leistest, sei dir nie genug!
Laß nie die Kraft, den Willen dir erschlaffen,
Vom bessern dich zum besten aufzuraffen;
Nur wenn dein Geist nach Fortschritt ewig geizt,
Wenn ewig ihn Vollendung lockt und reizt,
Dann lebst du erst; es leben nur, die schaffen!

Und dann – *dann stirb*, denn besser nie erfahren
Der Liebe Glück, des Schaffens Drang und Lust,

Als sie verglimmen fühlen in der Brust,
Und traurig überleben, was wir waren.“¹

21.2 Robert Ley: „Kraft durch Freude“ (1937)

„Kraft durch Freude‘ ist Arbeit an der Gestaltung des gesamten sozialen Lebens. Denn ‚Kraft durch Freude‘ ist ja nicht allein Gestaltung der Freizeit – ‚Kraft durch Freude‘ bedeutet wahre Gemeinschaft, bedeutet die neue Gesellschaft des nationalen Staates, bedeutet die Neuformung des gesamten deutschen Lebens überhaupt!

Weder Gewaltmaßnahmen noch Gesetze können Das Glück der Menschen begründen, sondern nur solche Organisationen, die der seelischen und völkischen Haltung eines Volkes entsprechen und dadurch seine lebensbejahenden Kräfte zur Wirkung bringen. ‚Kraft durch Freude‘ ist die große Gemeinschaft, in der die aus dem tiefsten Wesen des deutschen Volkes kommende Lebenskraft und Lebensfreude wirk und lebt.

Mit stolzer Freude schaffen wir weiterhin an diesem Werk, das den deutschen Menschen in das Reich der Schönheit und der Kraft führt, und das in seinem unbändigen Glauben an die Lebensfreude ein mächtiger Faktor ist zum Frieden der Völker!

Vorwärts mit Adolf Hitler!“²

1 Gedicht des Dichters Friedrich Halm (1806 – 1871), eigentlich Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen, österreichischer Dramatiker, Lyriker, Novellist und Generalintendant des Wiener Hoftheaters. In gekürzter Form wurde dieses Gedicht in Gerlings Ratgeber „Die Gymnastik des Willens. Praktische Anleitungen zur *Erhöhung der Energie* und Selbstbeherrschung, Kräftigung von Gedächtnis und Arbeitslust durch *Stärkung der Willenskraft* ohne fremde Hilfe“ im Kapitel „Die Jagd nach dem Glück“ abgedruckt. Vgl. Gerling 1920, 170. Originalfassung, Halm 1904.

2 Ley 1937b, „Reichsleiter“ der NSDAP und der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF).

21.3 Verzeichnis ausgewählter Dissertationen der Theaterwissenschaft, 1933 – 1945

Ausgewählte Dissertationen der Theaterwissenschaft, 1933 – 1945 (NS-Deutschland)

Publikationsjahr	Name	Vorname	Titel	Abschluss	Universität	Betreuer*in	Verlag
1933	Burkart	Carl Josef	Die Bühnenbearbeitung des Don Carlos von Schiller (Jambenfassung)	Diss.	Heidelberg	Prof. Max Freiherr v. Waldberg	J. Kruse & Söhne
1935	Dietz	Gerda	Das historische Drama vor dem Umbruch. Zeitverhältnis und Zeitströmungen im Spiegelbild der Bühne	Diss.	Rheinische Friedrich-Wilhelms Universität zu Bonn	Prof. Enders, Koroferent Geheimerat Prof. Walzel	Dissertationsverlag G. H. Nolte
1936	Labus	Lotte	„Minna von Barmhelm“ auf der deutschen Bühne	Diss.	Friedrich-Wilhelms Universität Berlin	Prof. Julius Petersen, Prof. [Arthur] Hübner	Levy
1936	Gerth	Werner	Die Theaterkritik der liberalistischen Epoche im Vergleich zur nationalsozialistischen Kritik	Diss.	Leipzig	Prof. Münster und Tolles (Bis 1933 Prof. Liepe)	Großbetrieb für Dissertationsdruck von Robert Noste
1938	Meerstein	Günther	Das Kabarett im Dienste der Politik	Diss.	Leipzig	Prof. Münster und Tolles	M. Dittert & Co.
1938	Koener	Raymund	Das Theater als öffentliche Aufgabe	Diss. Dr. jur.	Julius-Maximilians-Universität Würzburg	Geheimerat Prof. Dr. Laforet	Richard Mayr
1938	Malburg	Fritz	Das deutsche Theater in der Karikatur der deutschen Witzblätter	Diss.	Ludwig-Maximilians-Universität München	Prof. Jantzen	Konrad Tritsch

Ausgewählte Dissertationen der Theaterwissenschaft, 1933 – 1945 (NS-Deutschland) (Fortsetzung)

Publikationsjahr	Name	Vorname	Titel	Abschluss	Universität	Betreuer*in	Verlag
1939	Schlötermann	Heinz	Das deutsche Weltkriegsdrama 1919 – 1937. Eine werkritische Analyse	Diss.	Friedrich-Schiller Universität Jena	Dr. zur Nedden, Prof. Dr. Wesle	Konrad Triltsch
1939	Schlötermann-Kuffner	Lieselotte	Erwin Kolbenheyers „Dritte Bühne“	Diss.	Friedrich-Schiller Universität Jena	Beginn: Prof. Robert Stumpfl, nach 1933 Dr. zur Nedden, Prof. Dr. Witte	Konrad Triltsch
1940	Schuberth (geb. zu Wolfgrub)	Ottmar	Rahmen- oder Raum-Bühne Höfisches oder Volks-Theater? Ein Beitrag zu den Problemen des modernen Theaters	Diss.	Technische Hochschule München	Prof. Adolf Abel, Prof. Jonathan Zenneck	Georg D. W. Callwey
1940	Wehring	Hans	Kolbenheyers Verhältnis zum Drama mit Rücksicht auf seine philosophische Weltanschauung	Diss.	Hansische Universität Hamburg	Prof. Petsch, Prof. Noack	Hansische Gilden-druckerei
1941	Gaillard	Otto Friedrich	Hans Rehberg der Dichter der ‚Preußendramen‘	Diss.	Rostock	Prof. Flemming	Carl Hinstorffs
1942	Gentsch	Adolf	Die politische Struktur der Theaterführung	Diss.	Leipzig	Prof. Münster	M. Dittert & Co.

Ausgewählte Dissertationen der Theaterwissenschaft, Schweiz, 1933 – 1945*

Publikations- jahr	Name	Vorname	Titel	Abschluss	Univ.	Betreuer	Verlag
1927	Eberle	Oskar	Theatergeschichte der innern Schweiz. Das Theater in Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug im Mittelalter und zur Zeit des Barocks 1200 – 1800	Diss.	Universität zu Königsberg in Preussen	Prof. Josef Nadler	Gräfe und Unzer
1935	Störi	Fritz	Grillparzer und Kant	Diss.	Zürich	Prof. Erma- tinger	Huber & Co.
1935	Fueter	Willy	Die Berufstheater in der deutschen Schweiz ihr Wirtschaftsbetrieb und ihr Verhältnis zu den Stadtgemeinden	Diss.	Bern	Prof. König, Prof. Töndury	Stämpfli & Cie
1936	Raillard	Rudolf	Pamphilus Gegenbach und die Reformation	Diss.	Zürich	Prof. Erma- tinger	Evangelischer Verlag
1936	Meng	Heinrich	Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung. Prolegomena zu einer Typologie des Dichterischen	Diss.	Zürich	Prof. Erma- tinger	Huber & Co.
1937	Humm	Werner	Ludwig Böme als Journalist	Diss.	Zürich	Prof. Erma- tinger	Buchdruckerei J. Weiss
1938	Cuoni	Paul	Hans Salat. Leben und Werk	Diss.	Zürich	Prof. Erma- tinger	Paul von Matt
1938	Weiss	Erich	Grillparzer als Beurteiler dichterischer Werke	Diss.	Zürich	Prof. Erma- tinger	Schüch's Söhne

Ausgewählte Dissertationen der Theaterwissenschaft, Schweiz, 1933 – 1945* (Fortsetzung)

Jahr	Name	Vorname	Titel	Abschluss	Univ.	Betreuer	Verlag
1938	Kummer	Gottfried	Beiträge zur Geschichte des Zürcher Aktientheaters 1843 – 1890	Diss.	Zürich	Prof. Ernst Gagliardi, Robert Faesi	Diss.-Druckerei AG
1940	Schmid	Peter	Georg Büchners „Leonce und Lena“	Diss.	Bern, Leipzig	Prof. Erma-tinger	P. Haupt
1940	Kachler	Karl Gottfried	Schinkels Kunstauffassung	Diss.	Basel	Prof. H.A. Schmid, Prof. H. Schmalenbach	Volksdruckerei Basel
1941	Lanz	Max	Klinger und Shakespeare	Diss.	Zürich	Prof. Erma-tinger	Lang
1942	Rast	Josef	Studien ueber den Aufbau des Dramas und Spielfilms	Diss.	Freiburg (CH)	Prof. Richard Newald, Herbert Reiners	O. Walter
1954	Stadler	Edmund	Die Entstehung des nationalen Landschaftstheaters in der Schweiz	Diss.	Köln	Prof. Carl Niessen	Waldstatt

* Oskar Eberles und Edmund Stadlers Dissertationen wurden aufgrund ihrer Bedeutung für die Schweizer Theaterpolitik und Fachgeschichte der Theaterwissenschaft ergänzt.

21.4 Verzeichnis theaterwissenschaftlicher Vorlesungen der Universität Zürich, 1933–1945

Theaterwissenschaftliche Vorlesungen der Universität Zürich, 1933–1945³

Semester	Nr.	Titel der Veranstaltung	Dozent	Fachbereich	S.
WS 1932/33	330.	Goethe	Prof. Faesi	Germanische Sprachen und Literaturen	21
	331.	Dramatiker des 19. Jahrhunderts	P.-D. Muschg	Ebd.	21
	336.	Analysen von Dramen	Ders.	Deutsches Proseminar	21
	338.	Theater und Dramen von Lessing bis in die Gegenwart	Prof. Faesi	Deutsches Seminar	21
SS 1933	276.	Ethik: Was ist Glückseligkeit	P.D. Prof. Eleutheropolus	Philosophie, Psychologie, Pädagogik	17
	353.	Das schweizerische Drama der Reformationszeit	Prof. Ermatinger	Deutsches Seminar	21
WS 1933/34	325.	Lessing, Herder und der Sturm und Drang	Ders.	Germanische Sprachen und Literaturen	20
	326.	Schillers Leben und Werke	Ders.	Ebd.	20
	327.	Goethes Faust	Ders.	Ebd.	20
	333.	Einführung in die Literaturwissenschaft	Ders.	Ebd.	20
SS 1934	284.	Was ist Glückseligkeit	Prof. Eleutheropolus	Philosophie, Psychologie, Pädagogik	18
	346.	G. Hauptmann u. andere mod. Dramatiker	Prof. Faesi	Germanische Sprachen und Literaturen	21
	351.	Analyse von Dramen	Prof. Ermatinger	Deutsches Proseminar	21
	353.	Schillers Dramen	Ders.	Deutsches Seminar	22
WS 1934/35	326.	Goethe	Ders.	Germanische Sprachen und Literaturen	19
	327.	Dramatiker des 19. Jahrhunderts	Ders.	Ebd.	19

³ Verzeichnis der Vorlesungen. Universität Zürich. Zürich: Universität, Archiv, UZH.

Theaterwissenschaftliche Vorlesungen der Universität Zürich, 1933–1945 (Fortsetzung)

Semester	Nr.	Titel der Veranstaltung	Dozent	Fachbereich	S.
	330.	Hebbel, Ibsen	Prof. Faesi	Ebd.	19
SS 1935	341.	Der Weltkrieg u. die deutsche Literatur	P.-D. E. Staiger	Ebd.	20
	342.	Übungen an Dramen zur ästhetischen Urteilsbildung	Prof. Faesi	Ebd.	20
WS 1935/36	334	*Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz	Prof. Ermatinger	Ebd.	19
	336.	Das Problem des Tragischen von Gryphius bis zur Gegenwart	P.-D. E. Staiger	Ebd.	20
	337.	Lessing, Herder und der Sturm und Drang	Prof. Ermatinger	Ebd.	20
	338.	Schillers Leben und Werke	Ders.	Ebd.	20
	344.	Analysen von Dramen	Ders.	Deutsches Proseminar	20
	346.	Das Drama des 19. Jahrhunderts	Ders.	Deutsches Seminar	20
	347.	Theaterwissenschaftliche Übungen	Prof. Faesi	Deutsches Seminar	20
SS 1936	-	-	-	-	-
WS 1936/37	343.	Kolloquium über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe	P.-D. E. Staiger	Germanische Sprachen und Literaturen	18
	345.	Dramatiker des 19. Jahrhunderts	Prof. Ermatinger	Ebd.	18
SS 1937	376.	Dramatiker: Hebbel, Ibsen, Hauptmann	Prof. Faesi	Ebd.	19
	381.	Analyse von Dramen	Prof. Ermatinger	Deutsches Proseminar	19
	383.	Übungen über Hebbels Dramen	Ebd.	Deutsches Seminar	19
	384.	Österreichische Dichtung seit Grillparzer	Prof. Faesi	Ebd.	19

Theaterwissenschaftliche Vorlesungen der Universität Zürich, 1933–1945 (Fortsetzung)

Semester	Nr.	Titel der Veranstaltung	Dozent	Fachbereich	S.
WS 1937/38	379.	Dramatiker des 19. Jhdts.	Prof. Ermatinger	Germanische Sprachen und Literaturen	21
	389.	Das Theater der letzten hundert Jahre	Prof. Faesi	Ebd.	22
SS 1939	397.	Das deutsche Lustspiel	P.-D. E. Staiger	Ebd.	22
WS 1939/40	385.	Schweizerdichtung, Volk und Staat seit zwei Jahr- hundertern (für Hörer aller Fakultäten)	Prof. Faesi	Ebd.	22
	430.	Die kulturellen Grundla- gen des Kantons Zürich (für Hörer aller Fakultäten)	Kantonsschulprof. Hunzinger	Geschichte und ihre Hilfswissenschaften	25
SS 1940	402.	Lektüre und Interpretation ausgewählter Abschnitte aus Nietzsches „Wille zur Macht“	P.-D. E. Staiger	Germanische Sprachen und Literaturen	22
	483.	Volkslied und Volkslied- forschung (mit besond. Berücksichtigung der Schweiz)	P.-D. Prof. Cherbu- liez	Kunst- und Musikwissen- schaft	26
WS 1940/41	382.	Lektüre schweizerischer Schauspiele der Reforma- tionszeit	P.-D. Prof. Gröger	Germanische Sprachen und Literaturen	22
	389.	Dramatiker des 19. Jahr- hundts.	Prof. Ermatinger	Ebd.	22
	392.	Theorie und Geschichte der deutschen Tragödie	P.-D. E. Staiger	Ebd.	22
	393.	Kolloquium über das Pro- blem des Tragischen und der tragischen Kunst	Ders.	Ebd.	22
	296.	Analyse von Dramen	Prof. Ermatinger	Deutsches Proseminar	22
	447.	Die kulturellen Grundla- gen des Kantons Zürich (für Hörer aller Fakultäten)	Kantonsschulprof. Hunzinger	Geschichte und ihre Hilfswissenschaften	25
SS 1941	414.	Das Drama des 19. Jahr- hunderts	Prof. Ermatinger	Deutsches Seminar	22

Theaterwissenschaftliche Vorlesungen der Universität Zürich, 1933 – 1945 (Fortsetzung)

Semester	Nr.	Titel der Veranstaltung	Dozent	Fachbereich	S.
WS 1941/42	398.	Lessing, Herder und der Sturm und Drang	Prof. Ermatinger	Germanische Sprachen und Literaturen	22
	400.	Schillers Leben und Werk	Prof. Ermatinger	Ebd.	22
	401.	G. Hauptmann und der Naturalismus	Prof. Faesi	Ebd.	22
	405.	Lektüre von M. Heideggers „Hölderlin und das Wesen der Dichtung“	P.-D. E. Staiger	Ebd.	22
SS 1942	408.	Komik, Witz und Humor; Kolloquium	P.-D. E. Staiger	Ebd.	22
	412.	Analyse von Dramen	Prof. Ermatinger	Deutsches Proseminar	22
	415.	Hebbels Dramen	Ders.	Deutsches Seminar	22
WS 1942/43	405.	Goethe	Ders.	Germanische Sprachen und Literaturen	22
	406.	Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller und die klassische Ästhetik; Kolloquium	P.-D. E. Staiger	Ebd.	22
	408.	Dramatiker des 19. Jahrhunderts.	Prof. Ermatinger	Ebd.	22
	411.	*Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz	Ders.	Ebd.	22
	468.	Die kulturellen Grundlagen des Kantons Zürich (für Hörer aller Fakultäten)	Kantonsschulprof. Hunzinger	Ebd.	25
	481.	Das Theater der Griechen und Römer, Bau und Spiel	Prof. v. Salis	Kunst- und Musikwissenschaft	25
	501.	Wagners Musikdramen	P.-D. Prof. F. Gysi	Kunstgeschichtliches Seminar	25
SS 1943	434.	Hebbel, Ibsen und neuere Dramatiker	Prof. Faesi	Germanische Sprachen und Literaturen	23
	438.	Tendenzen der Literaturwissenschaft: Besprechungen von germanisti-	P.-D. M. Wehrli	Ebd.	24

Theaterwissenschaftliche Vorlesungen der Universität Zürich, 1933–1945 (Fortsetzung)

Semester	Nr.	Titel der Veranstaltung	Dozent	Fachbereich	S.
		schen Neuerscheinungen der letzten Jahre			
WS 1943/44	414.	Tendenzen der Literaturwissenschaft: Besprechungen von germanistischen Neuerscheinungen der letzten Jahre	P.-D. M. Wehrli	Ebd.	23
	415.	Die Elemente des Theaters, mit Übungen	Dr. Eberle	Ebd.	23
SS 1944	425.	Das deutsche Lustspiel	Prof. E. Staiger	Ebd.	23
	429.	Theaterwissenschaftliche Übungen	Prof. Faesi, Dr. Georgette Boner	Ebd.	23
	434.	Schillers Ästhetik	Prof. E. Staiger	Deutsches Seminar	24
	484.	Sitte und Brauch im Leben des Volkes	P.-D. R. Weiß	Geschichte und ihre Hilfswissenschaften	26
	513.	Die Technik der Oper	Prof. Faesi	Musikwissenschaftliches Seminar	28
WS 1944/45	415.	Das deutsche Drama von Kleist bis Grillparzer	Prof. E. Staiger	Germanische Sprachen und Literaturen	23
	416.	Kolloquium (nur für Vorgerückte): Interpretation von Dramen	Ders.	Ebd.	23
	419.	Dramaturgische Übungen	Dr. Wälterlin	Ebd.	23
	471.	Sinn und Aufgabe vaterländischer Geschichte (für Hörer aller Fakultäten)	Prof. v. Muralt	Geschichte und ihre Hilfswissenschaften	26
	472.	Die kulturellen Grundlagen des Kantons Zürich (für Hörer aller Fakultäten)	Kantonsschulprof. Hunzinger	Ebd.	26
	478.	Die volkstümliche Kultur des schweizerischen Alpengebiets	P.-D. Rich. Weiß	Ebd.	26
SS 1945	433.	Gerhart Hauptmann und der Naturalismus	Prof. Faesi	Germanische Sprachen und Literaturen	23

Theaterwissenschaftliche Vorlesungen der Universität Zürich, 1933–1945 *(Fortsetzung)*

Semester	Nr.	Titel der Veranstaltung	Dozent	Fachbereich	S.
WS 1945/46	425.	Die Anfänge des deutschen Dramas (13. bis 16. Jahrhundert)	P.-D. M. Wehrli	Ebd.	23
	427.	Goethe	Prof. E. Staiger	Ebd.	24
	429.	Hebbel, Ibsen (für Hörer aller Fakultäten)	Prof. Faesi	Ebd.	24
	485.	Die kulturellen Grundlagen des Kantons Zürich (für Hörer aller Fakultäten)	Kantonsschulprof. Hunzinger	Geschichte und ihre Hilfswissenschaften	27
	501.	Das antike Theater (mit Kolloquium)	Prof. Fiechter	Kunstwissenschaft	28

22 Dank

Eine Dissertation entsteht im jahrelangen Austausch mit ganz unterschiedlichen Personen aus dem beruflichen und privaten Umfeld. Es sind diese zahlreichen Begegnungen und Anregungen, die Kritik und Zuspruch bringen und über die Zeit hinweg nicht nur den Entwicklungsprozess eines Dissertationsprojekts, sondern auch den der Verfasserin maßgeblich beeinflussen. All jenen Menschen, die mich im Verlauf des Dissertationsprojekts unterstützt haben, möchte ich ganz herzlich danken. Es sind zu viele, um alle einzeln nennen zu können.

Als Erstgutachterin war Marianne Sommer in allen Phasen des Dissertationsprojekts meine erste Ansprechperson. Dank ihres geduldrigen Rückhalts wurde ich von ihr bei meinen Entscheidungen stets unterstützt. Besonders schätzte ich ihr Vertrauen, das sie mir in unseren konstruktiven Gesprächen entgegenbrachte, sodass ich die Dissertation entsprechend meinen Vorstellungen und Ideen entwickeln durfte.

Meiner Zweitgutachterin, Beate Hochholdinger-Reiterer, möchte ich für ihr großes Interesse an meinem Forschungsvorhaben und ihr unablässiges Engagement für mein Projekt danken. Sie hat mich von Beginn an unterstützt und mich mit hilfreichen Bemerkungen und wertvollen Hinweisen gefördert.

Beiden Betreuerinnen möchte ich einen besonderen Dank aussprechen. Mit ihren kritischen Anregungen haben sie mich gelehrt, die eigenen Erkenntnisse immer wieder aufs Neue zu hinterfragen und weiterzuentwickeln.

Bei der Graduate School of Humanities and Social Science der Universität Luzern sowie bei Herrn Kurt W. Meyer, Stiftungsratsmitglied des Luzerner Theaters, bedanke ich mich für die Anschubfinanzierung in der ersten Entwicklungsphase meines Dissertationsprojekts.

Dem Schweizerischen Nationalfonds danke ich für die Teilfinanzierung des Forschungsaufenthalts am Max Planck-Institut für Bildungsforschung (MPIB) im Forschungsbereich Geschichte der Gefühle in Berlin und für die Finanzierung der Publikation.

Ute Frevert leitet am MPIB einen außergewöhnlichen Forschungsbereich. Im internationalen Austausch konnte ich dort meine Forschung in einem intellektuell höchst anregenden Umfeld betreiben, mich im kollegialen Austausch fortbilden und weiterentwickeln. Ute Frevert hat mir neue Perspektiven auf meinen Forschungsgegenstand eröffnet und mir geholfen, meine Argumentation präzise zu fassen. Wichtige Ansprechpersonen am MPIB zur kritischen Auseinandersetzung und Weiterentwicklung der Forschungsfragen waren Edgar Cabanas, Juliane Brauer, Monika Freier, Benno Gammerl, Bettina Hitzer und Anja Laukötter. Bei allen möchte ich mich herzlich für ihr außergewöhnliches Interesse an meinem

Projekt bedanken. Für die vielen Gespräche und die große Herzlichkeit möchte ich den Doktorand*innen am MPIB, insbesondere Sören Brandes, Alexandra Esche, Thomas Linder, Marvin Bähr und Sander Tordoir danken.

Bei allen Leiter*innen und Teilnehmer*innen der verschiedenen Tagungen, Workshops und Kolloquien, mit denen ich über mein Projekt diskutieren durfte, bedanke ich mich für die wertvollen Anregungen und Hinweise.

Ebenfalls möchte ich mich bei allen Archivar*innen und Bibliothekar*innen bedanken, die mir den Zugang zu dem wertvollen Quellenmaterial gewährt und mich bei meinen Recherchefragen mit ihrem unschätzbaren Wissen unterstützt haben.

Meinen Freund*innen, die mich über die Jahre hinweg bei meinem Vorhaben moralisch unterstützt haben, bedanke ich mich herzlich.

Meine Eltern Adèle und Damian Haffter und mein Bruder Christoph Haffter waren stets verständnisvolle Begleitende und geduldige Unterstützende meines Vorhabens und sind mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Ihnen gilt mein besonderer Dank.

Matthias Jakobs, mein Lebens- und Gesprächspartner, hat mich bei meinem Vorhaben unablässlich unterstützt. Seine Liebe und sein Zuspruch haben mich darin bestärkt, das Forschungsprojekt durchzuführen, wie es jetzt als Manuskript vorliegt.

Für die Realisierung des Buchprojekts und die redaktionelle Betreuung danke ich dem De Gruyter Verlag. Ein großer Dank für die gute Zusammenarbeit geht an Julia Brauch und Jana Fritsche.

Basel, 22. Januar 2021

Personenregister

- Achaz, Carl Ludwig 415
Adler, Alfred 141, 163, 166 f.
Adler, Georg 105
Adorno, Theodor 94
Aerni, Fritz 181 f., 188
Albrecht, G. 154
Alispach, Walter 167, 182
Ankenbrand, Lisbeth 249
Aristoteles 20, 25, 56–60, 67, 287, 313,
315, 354, 402, 410, 511, 536
Arndt, Moritz 466
Arnet, Edwin 51, 314, 394, 469, 473, 476,
497–499, 501 f., 504, 508, 510–514,
619
Arnhold, Carl 125, 133, 136 f., 141–143, 158,
186

Bab, Julius 386
Bach, Johannes 242
Bacon, Francis 402, 408 f., 411 f., 418, 427,
460
Baerwald, Richard 115–120, 122, 124, 144,
148, 151, 161, 167, 170, 178, 184, 186,
198
Baeumler, Alfred 195
Basner, Georg 376
Baumgarten, Franz Ferdinand 96
Baumgarten, Franziska 96, 123, 152 f., 156–
161, 164 f., 167 f., 170, 186, 189 f., 250,
273–276, 279, 344–348, 359, 362, 535
Baumgarten-Tramer, Franziska 190, 275
Bavaud, Maurice 415
Beethoven, Ludwig van 51, 115, 454, 515–
519, 521 f., 525 f.
Benjamin, Walter 171
Bentham, Jeremy 9, 63, 65, 69 f., 151
Berger, Erna 516
Bernfeld, Siegfried 137 f., 165–168, 170
Bismarck, Otto von 22 f.
Blachly, Frederick 174 f.
Bode, Wilhelm von 115
Boner, Georgette 401, 630
Bonjour, Edgar 61

Bossi, Bixio 355 f.
Brahms, Johannes 115
Brandenberger, Hans 487 f., 619
Brandt, Willy 473
Braumueller, Wolf 317
Brousse, Hans Bernhard 196, 200
Brecht, Bertolt 87, 93 f., 97, 109, 113, 171,
314, 325, 329, 334, 436 f.
Breger, Johannes 81
Brentano, Bernard von 171
Brester-Gebensleben, Irmgard 222
Briefs, Goetz 154, 191, 194, 210
Brügmann, Walther 298, 300
Burckhardt, Jacob 394

Canetti, Elias 235
Cherbuliez, Antoine-Elisée 628
Couvé, Richard 191 f.
Csikszentmihalyi, Mihaly 25

Dauer, Hans 173
David, Fritz 175–177
Decker, Will 231, 233, 238 f., 246
Demokrit 57
Descartes, René 65
Dickens, Charles 115
Diebold, Bernhard 320
Diehl, Guida 196, 250–252
Dietz, Gerda 21, 298–300, 315
Dinger, Hugo 33
Dresser, Horatio Willis 115
Düring, Eugen 115

Eberle, Oskar 32, 44, 51, 294, 338, 359,
369 f., 381, 389–397, 399–404, 406,
414, 416, 418, 429 f., 435, 465, 474,
476, 479, 492, 497–512, 514, 517, 533,
536, 619, 624, 630
Ebinger, Blandine 85, 87, 109
Ehrenbert, Richard 154, 210
Eisler, Hanns 421 f., 433, 618
Ekhof, Conrad Dietrich 311
Eleutheropoulos, Abraham 626

- Eliasberg, Wladimir 123, 151f., 154, 167, 170
 Elster, Hanns Martin 250
 Enders, [Carl] 299
 Engel, Erich 93, 97
 Engel, Fritz 306
 Erismann, Theodor 344
 Ermatinger, Emil 294, 359, 404–406, 626–629
 Eßler, Fritz 98
 Etter, Philipp 7, 62, 335–339, 349, 351–353, 357, 395, 401f., 435, 474–478, 481, 486, 490, 494, 496, 506f., 511, 514, 521, 533

 Faber, Gustav 201–203, 205, 209, 211, 217, 226–230, 232–242, 247, 315, 360f., 383, 532, 617
 Fabricius, Hans 293f.
 Faesi, Robert 399–401, 498, 626–631
 Febvre, Lucien 39, 442f.
 Fehling, Jürgen 302, 306
 Feuchtersleben, Ernst von 115
 Fichte, Johann Gottlieb 380
 Fiechter, Ernst Robert 631
 Fleck, Ludwik 8, 103f., 106, 114, 143, 156f., 175, 385, 389, 402, 406
 Fontane, Theodor 115
 Freud, Sigmund 68, 340, 343, 442
 Frey, Gottfried 253
 Friedrich, Adolf 198
 Friedrich II. 374, 519
 Frikart, Max 352f.
 Furtwängler, Wilhelm 515

 Galton, Francis 60, 115
 Gawronsky, Vital 376f., 379
 Gebensleben-von Alten, Elisabeth 222f.
 Gentsch, Adolf 297, 329, 363, 367, 383
 Gentsch, Anton 329
 George, Heinrich 310f.
 Gerling, Reinhold 3, 120, 531, 621
 Gerster, Heinz 242f.
 Gerster, Ottmar 419, 421, 428, 433f., 618
 Giehse, Therese 303
 Giese, Fritz 28, 121, 139, 149, 154, 156–158, 160–164, 167, 184–186, 189f., 194f., 198, 210, 617

 Ginsberg, Ernst 303
 Gluck, Christoph Willibald 452
 Goebbels, Joseph 21, 204f., 255, 264, 285, 287, 297f., 300, 310, 325f., 332–334, 344, 354, 410, 451, 466, 471, 515–526
 Goethe, Johann Wolfgang von 115, 264f., 296, 500, 507, 626f., 629, 631
 Goldner, Carl 98
 Goldoni, Carlo 280
 Göring, Hermann 310, 520, 526
 Göring, Matthias 190
 Gorki, Maxim 115
 Gotthelf, Jeremias 345
 Graaz, Hans 250
 Grassl, Erich 191
 Gretler, Heinrich 417f., 618
 Greyerz, Otto von 353, 497
 Grieg, Eduard 465
 Grillparzer, Franz 115, 627, 630
 Grimm, Hans 287
 Grob, Henry 618
 Gröger, Otto 628
 Groß, Walter 72–74, 81, 263
 Grossmann, Gustav 120, 190
 Gründel, Ernst Günther 195
 Gründgens, Gustaf 30, 298, 300f., 303, 310f., 313, 333, 380
 Gryphius, Andreas 627
 Guggenbühl, Heinz 250, 619
 Guisan, Henri 486
 Günther, Hans F. K. 263, 270
 Gyr, Emil 502, 619
 Gysi, Fritz 629

 Haarer, Johanna 250, 252, 260–263, 272
 Haas, Dolly 28, 85, 92f., 95, 525, 617
 Haenni-Wyss, Albertine 250
 Haffner, Sebastian 66
 Halm, Friedrich 3, 621
 Hardmann, Eduard von 115
 Harlan, Veit 519
 Hartnacke, Wilhelm 185, 192f.
 Hauptmann, Gerhart 626f., 629f.
 Hauser, Fritz 356
 Haydn, Joseph 115
 Hebbel, Friedrich 627, 629, 631
 Heesemann, Heinz 192

- Heidegger, Martin 195
 Heimeran, Ernst 249
 Heine, Erwin 117, 120
 Heine, Thomas Theodor 3–5, 531, 617
 Helliwell, John F. 12
 Henneberg, Rudolf Friedrich August 5, 617
 Herder, Johann Gottfried von 212, 626 f., 629
 Herrmann, Max 19, 23, 33, 42–44, 299, 305, 329, 346, 358, 362–371, 380 f., 389, 397, 465
 Heß, Rudolf 189
 Heydrich, Reinhard 526
 Heynicke, Kurt 299
 Hierl, Konstantin 242
 Hilpert, Heinz 30, 298, 302, 310, 380
 Hilty, Karl 115
 Himmler, Heinrich 189, 318
 Hinrich, Hans 306
 Hitler, Adolf 3, 6, 11, 14 f., 23 f., 39, 51, 55, 60–62, 134, 159 f., 169 f., 172–175, 179, 192 f., 195, 200, 216 f., 223, 231, 237 f., 240, 257, 264, 269 f., 293, 297, 316, 319, 321, 341–345, 360–362, 375, 379, 387, 414 f., 419, 435, 437, 440 f., 443, 452, 462, 471, 496, 515 f., 519, 521, 523 f., 531
 Hobbes, Thomas 537
 Hoese, Karl Robert Leopold 203
 Hölderlin, Friedrich 629
 Hollander, Walther von 248–250, 257, 263, 267–270, 277–280, 535
 Holsten, Josy 98
 Hoppeler, Hans 257–260, 270–273, 277–279, 485, 617 f.
 Hörbiger, Paul 85
 Horthy, Miklós 471
 Huber, Gusti 98
 Huber, Max 511
 Huggenberger, Alfred 377 f.
 Humboldt, Wilhelm von 292
 Hunzinger 628–631
 Huß, Pierre 23
 Huter, Carl 153, 181 f., 187, 189
 Huter, Carl Heinrich 164, 167, 181–190, 193 f., 196–198, 219, 224 f., 235, 241, 246, 272, 532, 617
 Huxley, Aldous 70
 Ibsen, Henrik 627, 629, 631
 Ihering, Herbert 303, 306
 Jackson, Felix 85
 Jäger, Ernst 90, 97
 Jaggi, Luc 491, 619
 Jäggi, Luc 491
 Jahn, Friedrich Ludwig 195, 457, 465 f., 506
 James, William 115
 Jedzek, Klaus 290 f., 293, 430
 Jerusalem, Wilhelm 158
 Jeßner, Leopold 310, 430
 Joachimson, Felix 83–93, 95–97, 99–102, 104, 106–114, 173, 177, 617
 Johst, Hanns 30, 299
 Kachler, Karl Gottfried 395, 397, 399 f., 513 f.
 Kaehler, Siegfried August 23 f.
 Kaergel, Hans Christoph 327
 Kainer, Ludwig 85, 95
 Kallenberg, Karl 455 f., 465 f., 470, 506
 Kalshoven, Hedda 222 f.
 Känel, Rösy von 250
 Kant, Immanuel 31, 59, 65–67, 69–71, 212, 374
 Karlweis, Oskar 85 f., 109
 Kautsky, Karl 124
 Kelchner, Mathilde 158
 Keller, Gottfried 86, 88 f., 99, 107, 109–111, 113, 115, 398, 405, 505
 Kessling, Richard 417
 Key, Ellen 115
 Keyserling, Hermann 249
 Kindermann, Heinz 19, 32, 179, 241, 245, 293, 295, 302, 315, 358, 364 f., 367, 371–379, 381, 385 f., 404, 409 f., 417 f., 495, 498, 503, 506, 515, 517
 Kjelléns, Johann Rudolf 168
 Klages, Ludwig 158, 167, 194 f.
 Kleist, Heinrich von 296, 630
 Klöpfer, Eugen 311
 Klotz, Karl 120, 267, 378
 Knecht, Walter 483, 618
 Knudsen, Hans 33, 547
 Koehli, Ernst 619

- Koener, Raymund 309 f., 319, 321–323, 328 f., 383
 Kolbenheyer, Erwin Guido 240 f., 379–381, 435, 515
 Korseck, Ilse 85
 Köster, Albert 33
 Kracauer, Siegfried 330, 341
 Kraepelin, Emil 119
 Krapfenbauer, Hans 321 f.
 Krueger, Felix 158
 Külpe, Oswald 158
 Künkler, Karl 374
 Kurz, Werner 317 f.
 Kutscher, Artur 33, 42–44, 99, 291, 358, 367–371, 380–382, 384–387, 389, 393 f., 396 f., 401, 403 f., 406, 505, 507, 517
- Labus, Lotte 305–307, 309, 331, 367
 Langenbucher, Hellmuth 204 f., 216, 233, 240 f.
 Layard, Richard 12, 25, 70
 Le Bon, Gustav 14 f., 36, 192, 339–341, 344, 346, 349, 358–361, 367, 442, 505
 Leopold II. 125, 143
 Lersch, Heinrich 377 f.
 Lesch, Walter 498
 Lessing, Gotthold Ephraim 213, 295, 301–303, 305–308, 311–313, 315, 320, 323, 354, 356, 363, 374, 380, 393, 406, 626 f., 629
 Lessing, Theodor 289, 308, 346, 367
 Ley, Robert 10 f., 81 f., 125, 130, 133–137, 139–143, 147–149, 164, 167, 173, 175, 178–180, 185 f., 191, 242, 264, 289, 319–321, 324 f., 344, 378, 459, 525, 531, 621
 Liebknecht, Karl 411
 Liebknecht, Wilhelm 124, 411–413, 418
 Lienert, Meinard 481
 Liebe, Wolfgang 329
 Lind, Georgia 85
 Lindtberg, Leopold 303
 Lingen, Heinz 85
 Lipmann, Otto 167
 Litzmann, Berthold 33
 Locke, John 537
- Löpfe, Ernst 349
 Lubbock, John 115
 Lukács, Georg 105
 Luther, Martin 456
 Luxemburg, Rosa 124
- Mackensen, Lutz 87
 Man, Hendrik de 32, 51, 101, 124–126, 128–133, 135–139, 141–146, 148, 152, 161, 164, 166 f., 170 f., 186, 191, 391, 418–430, 433–439, 441 f., 444, 465, 495, 498, 505, 531, 618
 Mann, Erika 92
 Mann, Ernst 343
 Mann, Thomas 115
 Mannheim, Karl 8, 86, 100, 102–107, 109, 114, 157, 174, 177, 215, 305, 406, 442 f., 447
 Marcinowski, Johannes Jaroslaw 115
 Marx, Karl 59, 172, 425
 Mason, Timothy W. 525
 Mayer-Exner, Karl 286, 372
 Mehlis, Georg 147–149
 Meili, Armin 476 f., 510 f.
 Meinecke, Friedrich 292
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix 115
 Mettin, Hermann Christian 286 f.
 Mewes, Annie 85, 88
 Meyer, Ursula 222
 Moede, Walther 189–192, 224, 340
 Moeller van den Bruck, Arthur 194 f.
 Moeschlin, Felix 498
 Moshamer, Ludwig 317, 330
 Mulford, Prentice 115
 Müller, Georg Elias 158
 Müller, Paul 394, 499, 502, 508, 619
 Müller-Lyer, Franz 115
 Münster, Hans Amandus 329, 450
 Münsterberg, Hugo 120, 122 f., 131, 141, 150–152, 159, 167, 176, 191
 Muralt, Leonard von 630
 Muschg, Walter 299, 626
 Mussolini, Benito 15, 149, 341
 Mützel, Lothar 302
- Nadler, Josef 44, 294, 296 f., 389, 401, 505, 624

- Naef, Karl 353
 Nauhart, Gunther 465 f.
 Neff, Frieda Rosa 350
 Neff, Max 338 f., 343 f., 347–353, 435
 Niedecken-Gebhard, Hanns 51, 314, 449–
 456, 458 f., 461–465, 467–472, 498,
 506, 512, 517, 519, 532, 618
 Niessen, Carl 33, 42, 380, 394, 396, 401–
 403, 451, 498, 505–507, 517
 Nietzsche, Friedrich 65 f., 69, 71 f., 116, 164,
 178, 184, 194 f.
 Nowak, Karl Friedrich 203 f.
 Nowak, Thea 203

 Obrecht, Hermann 349, 476
 Orwell, George 70
 Otto, Theo 303

 Paul, Jean 67
 Paulsen, Friedrich 115
 Paulsen, Rudolf 377
 Pautsch, Fr. 250
 Payot, Jules 115
 Perger, Arnulf 331, 358, 367, 379–381,
 384, 517
 Pestalozzi, Johann Heinrich 261, 506, 509,
 514
 Peters, Emil 249
 Petersen, Julius 33, 329, 358, 367, 370 f.,
 380 f., 431
 Petsch, Robert 368
 Piscator, Erwin 325, 329, 334, 362, 430,
 434, 436 f., 441, 505
 Pitzinger, Gertrude 516
 Platon 57
 Plessner, Helmuth 235
 Poppelreuter, Walter 158

 Reiberter, Hans 81
 Reich, Hermann 368 f., 381, 386, 403
 Reich, Wilhelm 15, 343 f., 367, 442
 Reichmann, Max 85
 Reinhardt, Max 96 f., 306, 334
 Remplein, Heinz 191
 Riedel, Richard 87, 90
 Riefenstahl, Leni 20
 Rieser, Ferdinand 304, 416

 Rimli, Eugen 478, 480, 490
 Rinne, Will 196–199, 210, 213, 233, 238,
 272
 Rose, Paul 354
 Rosenberg, Alfred 195, 318 f.
 Rosvaege, Helge 516
 Rott, Fritz 250
 Rougemont, Denis de 51, 438–443, 495
 Rousseau, Jean-Jacques 505
 Rühmann, Heinz 85

 Salis, Jean Rudolf 629
 Samjatin, Jewgeni 70
 Schaffer, Otto 203 f.
 Schaffner, Jakob 179 f.
 Scheler, Max 158
 Schering, Arnold 91
 Schering, Walther Malmsten 158, 194
 Schilfarth, Else 250, 262, 264–266, 272
 Schiller, Friedrich 50, 94, 115, 212, 286–
 289, 291–297, 302 f., 310 f., 315, 320,
 323, 327–331, 354, 356, 361 f., 380 f.,
 388, 406, 413, 415–418, 425, 497, 516–
 518, 521, 626 f., 629
 Schilling, Hans 294–296, 319
 Schlegel, Friedrich 380
 Schlösser, Rainer 30, 324, 382
 Schmid, August 354
 Schmid, Heinrich Alfred 249
 Schmidt, Otto 391
 Schmitt, Carl 105
 Schmoller, Gustav von 115
 Scholtz-Klink, Gertrud 218, 221, 250
 Schoop, Trudi 98
 Schrader, Hugo 85
 Schramm, Wilhelm von 327
 Schuh, Gotthard 619
 Schulthess, Emil 618
 Schultze-Naumburg, Paul 319
 Schulz, Karl 376
 Schulz-Breiden, Eugen 98
 Schümann, Hella 218–220, 225
 Schürenberg, Siegfried 98
 Schuschnigg, Kurt 452
 Schwarz, Hans 302
 Schweizer, Richard 417, 618
 Schwengeler, Hans Arnold 390 f.

- Seligman, Martin 12
 Sieber, Siegfried 344
 Simmel, Georg 26, 340, 446 f.
 Simoneit, Max 158, 199
 Sokrates 57
 Solms-Laubach, Bernhard zu 298
 Spengler, Oswald 115, 194 f.
 Spitteler, Carl 404
 Spoliansky, Mischa 83–85, 87, 90, 92 f.,
 95–100, 107–109, 112, 617
 Spreng, Hanns 184
 Spreng, Robert 618 f.
 Stadler 376, 379
 Stadler, Edmund 44, 379, 389, 394–396,
 399
 Staiger, Emil 627–631
 Stang, Walter 96, 317 f., 374, 547
 Stapel, Wilhelm 241
 Starace, Achille 319
 Staub, Hans 619
 Steckel, Leonhard 303
 Steiner, Rudolf 9
 Stern, William 28, 167
 Stettner, Willy 85
 Störi, Fritz 624
 Straßer, Gregor 318
 Strindberg, August 115
 Stuhlfeld, Willy 203
 Stumme, Wolfgang 216–218
 Sudermann, Hermann 67, 115
 Sulzer, Johann Georg 212, 287, 497, 505
 Surén, Hans 166
 Suter, Jules 132
- Tasche, Lisa 99, 201–203, 205–215, 218,
 220–222, 226, 228, 230 f., 234, 240,
 242–245, 247, 383, 532, 617
 Thimme, Wilhelm 117–119
 Thommen, H. W. 494
 Thompson, William 59
 Toller, Ernst 434
 Tolstoi, Lew Nikolajewitsch 115
 Tramer, Moritz 158
- Tramm, Karl August 191 f.
 Tschudi, Alain 498
- Ullmann, Victor 98
- Vischer, Friedrich Theodor 360
 Vögelin, Friedrich Salomon 394
 Voß, Hans von 199
- Waatzke, Rudolf 516
 Wagner, Richard 115, 361, 519, 629
 Wallburg, Otto 85, 89, 109
 Wälterlin, Oskar 304, 395, 401, 416–418,
 618, 630
 Wartegg, Ehrig 153, 167, 191
 Weber, Max 26, 55 f., 60, 104 f., 315, 340,
 360, 442
 Weber, Max (1897–1974) 131 f.
 Wedekind, Franz 115
 Wehrli, Max 629–631
 Weill, Kurt 94
 Weiß, Richard 630
 Weiss, Erich 398
 Weiss, Fritz 396–398
 Weizsäcker, Viktor von 269
 Wiese, Benno von 305
 Wilke, Hermann 81 f.
 Winnig, August 121, 134, 161, 165 f., 168–
 178
 Wipf, Rudolf 422, 433 f.
 Wolff, Eugen 33
 Wolgensinger, Michael 619
 Wundt, Wilhelm 158, 358, 403
 Wyler, Eugen 250
- Ziegler, Hans Severus 308–310, 318, 331,
 380, 387 f.
 Zimmermann, Otto 419–422, 424–428,
 430–435, 438, 619
 Zimmermann, Wilhelm 502
 Zöberlein, Hans 205
 Zola, Émil 115
 Zollinger, Max 353, 497

